Allgemeine Geschichte

vom

Anfang der historischen Kenntniß

bis auf unsere Zeiten.

Für denkende Geschichtfreunde

bearbeitet

von

Carl v. Rotteck,

Dr. der Rechte, Großherzogl. Bad. Hofrath und Professor an der Hochschule
zu Freiburg, mehrerer gelehrter Gesellschaften Mitglied.

Erster Band.

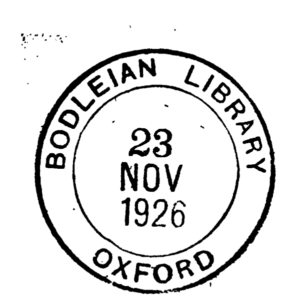
Alte Geschichte.

Eilfte unveränderte Original-Auflage.

Mit Königlich Würtembergischem Privilegium.

Freiburg im Breisgau,
in der Herder'schen Kunst- und Buchhandlung.

1835.


BODLEIAN LIBRARY
23
NOV
1926
OXFORD

Vorreden.(*)

Auszug aus der Vorrede

zur ersten Auflage des ersten Bandes.

(1 8 1 2.)

Jeder Lehrer, der mit Liebe und Eifer sich seinem Amte widmet, fühlt eine Art von Bedürfniß, von Verpflichtung möchte ich sagen, die Grundsäze seines Unterrichts, Geist und Ton seines Vortrages öffentlich bekannt zu machen. Hiedurch werden die Zöglinge, oder wer für sie den Studienplan bestimmt, im Voraus mit dem bekannt, was sie da zu erwarten oder nicht zu erwarten haben; der Lehrer rechtfertiget seinen Beruf vor den Augen des größeren Publikums, erweitert, wenn er so glücklich ist, Leser auch außer dem Kreise seiner Schule zu erhalten, die Grenzen seines nüzlichen Wirkens, und freut sich dessen als des schönsten Lohnes seiner einsamen Arbeit.

Ich gestehe, daß ich nach diesem Lohne mit allen Kräften meiner Seele strebe. Nicht für meine Zuhörer allein — wiewohl ihr Bedürfniß mein näherer Zweck ist — habe ich geschrieben (dies zeigt schon der Umfang des Buches), sondern überhaupt für gebildete und denkende Geschichtsfreunde; also für Männer und Jünglinge; jenen zur Wiederholung und leichtern Uebersicht, diesen zum Studium. Vorzüglich jedoch habe ich heranreifende Jünglinge im Auge, welche schon vorbereitet sind durch früher genossenen historischen und philosophischen Unterricht, und deren

(*) Wir stellen hier diejenigen Vorreden (oder Bruchstücke von Vorreden) sämmtlicher Bände und sämmtlicher früheren Auflagen zusammen, in so fern sie die Entstehungs- und Fortführungsgeschichte des Werkes, seinen Zweck und Geist, und auch den Charakter der Zeit, worein die Ausarbeitung der verschiedenen Bände fällt, und welcher daher auch auf die Farbengebung derselben von Einfluß war, näher bezeichnen. Es ist dabei zu bemerken, daß in allen früheren zehn Auflagen das Werk aus neun Bänden — entsprechend den neun Zeiträumen, von welchen in dieser neuen (11ten) Auflage je drei in einem Bande enthalten sind — bestand, wornach also die Ueberschrift der Vorreden zu erklären ist.

(Anmerkung des Verlegers.)



Geist, deren Gefühl empfänglich ist und voll des Lebens. Euch, meine edlen jungen Freunde, möchte ich die großen Lehren, die erhebenden Bilder der Geschichte in das offene Gemüth legen, Euch Liebe und Bewunderung geben für die herrlichen Charaktere der Vorzeit, Eure unerschöpfte Wärme entzünden für Recht, Freiheit und Vaterland, Eure Kraft nähren, Eure Nacheiferung spornen durch die Vorhaltung geschehener Großthat. Meine eigene Jugendzeit scheint mir bei dieser Beschäftigung wiederzukehren, die Begeisterung, mit der ich den Reichthum der Geschichte aufnahm, das erhebende Gefühl, womit ich in die Gallerie der großen und guten Menschen trat, der Dank, den ich denjenigen zollte, die mich einführten in diesen ehrwürdigen Kreis. Manches, was ich damals mit Enthusiasmus umfaßte, ist seitdem mir anders erschienen; manches Gefühl, manche Hoffnung hat die Erfahrung kälter gemacht; aber die Glorie, in welcher ich zuerst meine Lieblingshelden sah, ist nicht verglommen, und während die Gegenwart immer bedrängter, die Zukunft trüber wurde, hat die stille Vergangenheit mir unablässig Trost, Aufschluß und Erhebung gebracht.

Sonach ist es wahre Liebe und nicht etwa eitles Verlangen, Schriftsteller zu seyn, was mich zu dieser Arbeit treibt, über deren Tendenz und Charakter ich meinen Lesern vorläufig einige Rechenschaft schuldig bin.

Seit 14 Jahren habe ich das Remer'sche Handbuch der allgemeinen Geschichte zum Leitfaden meiner Vorlesungen über dieses Fach gebraucht. Reichthum des Inhalts, Vollständigkeit des Plans, mit leichter Faßlichkeit verbunden, philosophischer Blick und gedrängte Darstellung zeichnen es vor den meisten aus; und ich glaube dadurch, daß ich es in der äußern Form zur Grundlage des meinigen nehme, den Verdiensten des Verfassers gehuldigt zu haben, wenn ich gleich von ihm in Ton und Inhalt, theils wegen der Bedürfnisse der mir anvertrauten Schule, theils wegen meiner Ansicht der allgemeinen Geschichte, vielfältig abgewichen bin. Auch halte ich es, bei der anerkannten Vortrefflichkeit dieses Schriftstellers, für nothwendiger, meine Abweichungen von seinem Buche als meine Uebereinstimmung damit zu rechtfertigen.

Man verlangt von einem historischen Buche, daß ihm nicht angesehen werde, welchem Land und welcher Religion der Verfasser angehöre. Aber wo ist der Schriftsteller, der dieser Forderung vollkommen entspräche? — Selbst die großen Alten schrieben mit parteiischer Vorliebe für ihr Vaterland und ihre Verfassungen. Der unbefangene Leser wird auch in Remer's Werken manche Spur jener religiösen und politischen Parteilichkeit bemerken, die mannigfaltig auf Erzählung und Urtheil einfließt, und indem sie — konsequent genug — auf alle verwandten Gegenstände übergeht, sich in tausend Stellen seines Buches äußert. Es ist schwer, vielleicht unmöglich für den Geschichtschreiber, ganz parteilos zu seyn. Unver-

merkt und unwillkürlich nehmen Interessen die Natur von Grundsäzen an, sprechen sich Neigungen in Urtheilen aus; und darum macht der Verfasser, wenn er, ungeachtet seines eifrigen und treuen Bestrebens, die Wahrheit zu finden und zu sagen, bisweilen sich selber täuschen und von ihrer so schwer zu haltenden Mittelstraße abirren sollte, auf die nämliche Nachsicht Rechnung, die er hierin Andern willig angedeihen läßt. —

Wenn die Verschiedenheit religiöser und politischer Ansichten eine häufige Abweichung des gegenwärtigen Buches von Remers Darstellung veranlaßte; so mußte die Verschiedenheit unserer Zwecke dasselbe in noch größerem Maaße bewirken. Remer scheint unter seiner allgemeinen Geschichte nicht blos eine zusammenhängende Darstellung der wichtigsten Ereignisse oder sogenannten Weltbegebenheiten aller Zeiten und Orte, sondern zugleich einen gedrängten Auszug aus der Universalhistorie verstanden zu haben, worin der Leser das Summarium aller Arten von Geschichten, die Folgenreihe aller gekrönten Häupter, das Verzeichniß aller berühmten Leute finden möge. Bei der ungeheuren Menge solcher Personen und Fakten mußte die äußerste Kürze in der Erzählung beobachtet, und daher mancher Paragraph blose Inhaltsanzeige oder Namenregister werden. Mir ist allgemeine Geschichte so viel als Weltgeschichte (s. Einleitung) und in solcher finden ein König Bas von Bithynien und hundert seiner Kollegen, finden auch die meisten Maler und Bildner alter und neuer Zeit keinen Plaz. Dergleichen Details werden füglich in Spezialgeschichten der Völker, Künste ꝛc. verwiesen, und der gewonnene Raum zur ausführlichern Darstellung des allgemeinen Ganges der Ereignisse, d. h. der großen Weltbegebenheiten, ihres Zusammenhanges und Einflusses verwendet. —

Gewöhnlich sind historische Handbücher in einem trockenen Tone abgefaßt: Viele Daten werden in möglichst wenige Zeilen zusammengedrängt, und das Buch ist der Gelehrsamkeit voll, aber es herrscht darin weder Leben noch Wärme. Dadurch wird der Jüngling von dem Fache abgeschreckt, und gewöhnt sich, die Geschichte als ein Magazin von öden Gedächtnißsäzen zu betrachten, oder wenn es hoch kömmt, als eine Sammlung von belehrenden Notizen, die man sich, wenn auch ohne Neigung, gleichwohl ihres Nuzens wegen aneignen möge. Allerdings ist die Geschichte eine reiche Quelle von Kenntnissen; aber hiedurch wird nur die Hälfte ihres Werthes bestimmt. Sie soll auch auf's Gefühl und auf den Willen wirken, die moralische Kraft erhöhen, Liebe zur Tugend und Haß des Lasters geben, und Begeisterung zu großer That. Dies Alles kann sie nur dann, wenn sie nicht blos zum Verstande, sondern auch zur Imagination und zum Herzen redet; ja selbst die blose Belehrung wird eindringlicher und dauernder, wenn sie in etwas belebter Sprache ertheilt

wird. Aus diesen Gründen, von deren Richtigkeit mich eine vielfältige Erfahrung überzeugte, habe ich mich nicht gescheut, selbst in einem Lehrbuche auf Einkleidung und Stil eine Sorgfalt zu verwenden, welche die Verfasser von solchen Büchern — wenigstens in Teutschland — gewöhnlich unter ihrer Würde achten.

Ich habe einer jeden Periode überhaupt und einer jeden besonderen Volks- oder Zeitgeschichte eine kurze raisonnirte Angabe der Hauptquellen vorangeschickt, weil ohne solche Kenntniß und Kritik der Quellen eine wissenschaftliche Geschichtkunde ganz unmöglich ist. Aber ich habe nicht für zweckmäßig gehalten, auch die — unzählbaren — allgemeinen und besondern Hilfsmittel zu verzeichnen, oder so häufig zu citiren, als die Meisten thun. Doch findet man gelegenheitlich bei interessanteren Behauptungen die Gewährmänner aufgeführt, und auch überhaupt die vorzüglichern historischen Schriftsteller genannt. Wer sie alle kennen lernen will, findet sie in andern Büchern verzeichnet. Einigen mag solches nöthig oder nüzlich seyn; aber im Allgemeinen scheint es mir besser, nur wenige, aber jedesmal die Hauptmänner eines Faches zu kennen, als aus einem langen Namenregister Mehrere nach Zufall und Laune zu memoriren, die vielleicht gerade die unbedeutendsten sind. Es wäre hierüber Mancherlei zu sagen, was ich für eine andere Gelegenheit mir vorbehalte.

Billige Richter werden bei Beurtheilung dieses Buches die Absicht des Verfassers vor Augen behalten. Sie ging nicht dahin, die Weltgeschichte als Wissenschaft weiter zu führen, sondern zu derselben, so wie sie einmal — und gewiß rühmlich und wohlthätig — besteht, seine Zöglinge und Leser einzuweihen. Er hat bei seiner Arbeit fortwährend den Schlözer'schen Begriff der Weltgeschichte vor Augen gehabt, die Methode Remer's, jedoch nur in so fern, beibehalten, als sie seinem Zwecke entsprechend geschienen, und der Geist eines Joh. v. Müller in Auswahl und Darstellung hat, als ein hohes Vorbild, aneifernd auf sein Bestreben — wiewohl niederschlagend auf sein Selbstbewußtseyn — gewirket.

Vorrede

zur ersten Auflage des zweiten Bandes und Zueignung.

(1 8 1 3.)

Mit noch größerer Schüchternheit, als ich beim ersten Band empfunden, übergebe ich diesen zweiten — und den zu gleicher Zeit erscheinenden dritten Band — meinen Freunden und der Lesewelt. Nicht nur wurde mir die Zeit, binnen welcher ich sie auszuarbeiten mich verpflichtet, durch

unerwarteten Geschäftsdrang verkümmert, und auf solche Weise die genauere Feile mir unmöglich gemacht: die Gegenstände selbst, welche hier zu behandeln waren, haben vielfältig niederdrückend auf meinen Muth gewirkt. Ich gestehe, daß das erhebende Gefühl, womit die Betrachtung der Charaktere und Thaten der alten Welt mich wohl sonst durchglühte, bei der Darstellung derselben oft in heilige Scheu sich verwandelt hat. Wer bin ich, um mir anzumaßen, von Perikles, Epaminondas und Demosthenes, Scipio, Cato, Marc-Aurel, Leonidas und Arminius zu sprechen? — Und was kann ich sagen, das gehört zu werden verdiente nach dem, was bereits von Griechenland und Rom in verschiedenen Zungen die würdigsten Schriftsteller gelehrt haben? — Doch schon ein leichter Umriß jener hehren Gestalten mag imponirend seyn; mit dem Auge anerkannter Meister sehen ist sicherer, als nur dem eigenen Urtheil trauen; und es gibt Wahrheiten, Bilder, Lehren, deren Wiederholung immerdar Nuzen bringt.

Sollte nicht auch die günstige Aufnahme, welche der erste Band meines Buches bei derjenigen Klasse von Lesern, für welche er bestimmt ist, gefunden, meinen Muth erhöhen? — Wohl waren die schmeichelhaften Urtheile, die — zum Theil öffentlich — über meine Arbeit ausgesprochen wurden, für mich erhebend und belohnend: aber sie schienen zugleich mir noch schwerere Pflichten aufzulegen; und da ich von Einigen unter ein höheres Maaß, als ich selbst bestimmt hatte (vgl. die Vorrede des ersten Bandes), gestellt, von mir Größeres gefordert wurde, als ich zu leisten auf mich genommen; so mußte mir noch schwieriger dünken, selbst meinen gütigen Richtern Befriedigung zu geben.

Auf der andern Seite habe ich auch heftigen Tadel, selbst heimliche Angriffe von Zeloten erfahren, welche heut zu Tage noch den Wunderglauben für das Fundament der Religion, die Verläugnung der Vernunft für die erste der christlichen Pflichten halten, welche den Unterschied zwischen dem denkenden Publikum und dem Pöbel nicht kennen, und in ihrer Beschränktheit nicht einsehen, daß, wenn man unhaltbare Außenwerke, statt sie niederzureißen, vertheidigen will, der Feind nur um so leichter in's Innere dringt. Dabei konnte ich freilich gleichgiltig bleiben; die Schmähungen solcher Herren mögen wohl für Lob gelten, auch haben dieselben bereits durch den geistvollen Herausgeber der Miscellen für die neueste Weltkunde (1813 Nr. 37) ihre Abfertigung erhalten (*).

Bedenklicher möchte es in unsern Zeiten seyn, der politischen als

(*) Ich habe hier — außer den mündlichen Urtheilen einiger in der Nähe schleichenden Obskuranten — insbesondere auch eine — im Ton der alten Augs-

der kirchlichen Kezerei beschuldiget zu werden; und wenn meinem Buch, ungeachtet seiner — für Unbefangene gewiß nicht zu verkennenden — rein religiösen Tendenz das Lezte widerfuhr, sollte es nicht auch — troz der Wärme des Verfassers für Patriotismus, Humanität und Rechtlichkeit, das Erste zu besorgen haben? — Allerdings unter einer Regierung, die minder erleuchtet und gerecht als diejenige wäre, unter welcher der Verfasser zu stehen das Glück hat. Kein Schriftsteller weniger als ein historischer mag vor solchen Anfeindungen sicher seyn. Die Imagination des Lesers ist immer geschäftig, Aehnlichkeiten aufzufinden zwischen ehemals und jezt. Man begnügt sich dann wohl mit einer oberflächlichen Uebereinstimmung der Charaktere und Fakten, übersieht die tiefer liegenden Unterschiede, und glaubt endlich gar, oder stellt sich an zu glauben, daß Erzählung und Urtheil des Historikers so gut auf die Gegenwart als auf die Vergangenheit sich beziehe. Alsdann wird sein Buch nicht nach allgemeinen oder wissenschaftlichen Gründen, sondern nach den Interessen und Leidenschaften einer Partei gewürdiget, es wird verdammt, wenn auch nur die Möglichkeit einer mißbeliebigen Deutung von Seite des Lesers — ganz ohne Absicht des Schriftstellers — vorhanden ist. Solches ist sogar schon Schriftstellern widerfahren, deren Ansehen und Verdienst sie billig vor niedrigen Angriffen hätte schüzen sollen. Selbst wenn sie viel früher schrieben als jene Begebenheiten eintraten, worauf ihre Worte eine Anwendung zuzulassen schienen, und wenn die anerkannt unschuldigste Gesinnung, oder der strahlendste Ruhm für sie sprachen — ihr Buch wurde geächtet durch beschränkte und engherzige Parteiwuth.

In solchem Geist hat ein neuer Geschichtschreiber Roms (*Jaques Corentin Royou*) seine Vorgänger beurtheilt. Von dem harmlosen Rollin sagt er: „Ce qui nous paroit bien plus fâcheux, c'est l'esprit républicain, même (?!) démocratique, qui caractérise cette histoire romaine“, etc. — und von *Crévier:* „Sa prédilection pour les partisans d'une république, qui n'existait plus en réalité, est un sentiment dangereux“, etc. Weiter: *Vertot* dans ses révolutions . . . n'est pas non plus exempt d'une *légère teinture de démocratie*“ (!!!) — und eben so von dem großen *Montesquieu*, auf welchen mit Recht Frankreich noch heute stolz ist: Il n'est pas toujours exempt de préventions en faveur des gouvernemens républicains. L'inconvenient de déprécier ces gouvernemens est moins à craindre, que celui de se passionner pour eux“ etc.

---

burgerkritiker geschriebene Recension meines Buches in „Felders Literaturzeitung für katholische Religionslehrer, Landshut, Juli 1813.“ vor Augen (*).

(*) Noch lebhaftere Schmähung, also noch größere Ehre, ist dem Verfasser seitdem, und in vielfacher Wiederholung, durch die Mastiaux'sche Zeitung — die getreue Fortsezerin der Felder'schen — wiederfahren. (Anmerkung zur zweiten Ausgabe.)

Nach unserer Ansicht sind Urtheile dieser Art herabwürdigend für die Wissenschaft, die man dadurch zur Dienstmagd eines politischen Systems mißbraucht; sie sind beleidigend für die Regierung, bei welcher man durch so illiberale Gesinnungen sich zu empfehlen vermeint; sie sind erniedrigend für alle Zeitgenossen, deren Geistesfreiheit man dadurch zu hemmen sucht, und deren Verhältnisse man im traurigsten, ja in wahrhaft empörendem Licht erscheinen macht. Wehe der Zeit, in welcher ein Cato nicht dürfte gepriesen werden! — Wer solche Urtheile fällt, erklärt sich Selbst für unwürdig, die Feder des Geschichtschreibers zu führen, da er entweder die Unfähigkeit eingesteht, zu dem wissenschaftlichen und rein humanen Standpunkt der Geschichte sich aufzuschwingen, oder die verworfene Bereitwilligkeit, des Historikers heiligste Pflicht den erbärmlichsten Rücksichten zu opfern.

Wie unsinnig, die Würdigung des Alterthums abhängig zu machen von den wechselnden Erscheinungen der Gegenwart, sich zu enthalten der unbefangenen Beschauung des Edelsten, was aufkam unter den Menschen, weil Thoren und Bösewichter damit frechen Mißbrauch getrieben, zu scheuen und zu verwerfen, was ewig und allgemein wahr ist, weil einmal davon eine verkehrte Anwendung geschehen! —

Wohl enthält die Vergangenheit eindringliche Lehren für die jezige, wie für alle kommenden Zeiten. Aber nur allgemeine Lehren, der Klugheit, des Rechtes, der Tugend, der Vaterlands- und Freiheitsliebe, der Mäßigung, Ausdauer, Selbstbeherrschung und überhaupt alles dessen, was groß und schön in unsrer Natur, was heilsam für Völker und Menschen ist. Solche Lehren können wohl niemals und nirgends am unrechten Plaze stehen. Aber der Geschichtschreiber macht keine Anwendung auf specielle Fälle; wohl wissend, daß, welche Aehnlichkeit oft in der Außenseite zwischen heut' und ehemals liege, dennoch die Verschiedenheiten viel größer seyen; daß nie dieselbe Begebenheit zum zweitenmal wiederkehre, und daß jedes Urtheil über Thaten oder Ereignisse bedingt sey durch die Summe der Umstände und Verhältnisse, unter welchen sie geschehen.

Sonach kann man die Charaktere der Alten bewundern, und dennoch anerkennen, daß die Befolgung ihrer Grundsäze bei der heutigen Weltlage Schwärmerei wäre; man kann die Verfassungen Athens und Roms preisen, und sie gleichwohl mit Ueberzeugung für die heutigen Völker nicht nur unpassend, sondern gar verderblich finden. Das Beispiel der marathonischen und teutoburgischen Sieger könnte nur da bedenklichen Eindruck machen, wo ähnliche Gefahr oder ähnliche Bedrängniß wäre; und wenn man die traurigen Folgen der römischen Weltherrschaft beklagt, so folgt gar nicht daraus, daß man die Errichtung einer ähnlichen Herr-

schaft in unserer Zeit auch nur für möglich halte, daß man auch nur ahne, es liege irgend ein Plan dazu vor, ja nicht einmal, daß man der Meinung sey, die Wirkungen davon würden jezt — da die Regierungen überhaupt aufgeklärter und liberaler, die öffentliche Meinung mächtiger, das Privat- und öffentliche Recht heiliger geworden — eben so verderblich wie ehemals seyn.

Der Verfasser versichert, daß er — weit entfernt, bei Erzählung alter Begebenheiten an bestimmte Ereignisse der heutigen oder irgend einer andern Zeit zu denken — vielmehr bei seiner Arbeit gerade den Lohn gesucht und gefunden habe, über den Bildern der Vergangenheit einer drangvollen Gegenwart ganz zu vergessen (*).

(*) Der Ton dieser Vorrede mag als Bezeichnung des trostlosen Zustandes der Dinge und der völlig preisgegebenen, wahrhaft rechtlosen Lage der Freiheitsfreunde in der dem Sturze Napoleons vorangegangenen Periode dienen. Doch war die Schmach der Knechtschaft, die uns damals niederdrückte, einigermaßen gemildert durch die Betrachtung der Geistesgröße des Weltmonarchen.

(Anmerkung zu einer spätern Ausgabe.)

Zueignung
(des zweiten Bandes).

Den Manen
meines
geliebten Bruders und Freundes
Joseph von Rotteck (*).

Dir, dessen ich gedenke, so oft eine bessere Empfindung, so oft Eifer für Humanität und Recht meine Brust hebt, — Dir, theurer Entschlafener! widme ich dieses Buch. Ist Gutes darin, so gehört es meist Dir an. Dein leitendes Urtheil, Dein erhebendes Beispiel kam mir sonst hilfreich entgegen auf der mühevollen Bahn zur Wahrheit und zur Tugend: ermunternd, stärkend umschwebt mich noch izo Dein Bild. . . .

(*) Starb als Großherzoglich Badischer Kreisrath zu Mannheim am achtzehnten September 1812 im vier und dreißigsten Lebensjahre.



Vorrede
zur ersten Auflage des vierten Bandes.
(1816.)

Sollte die verzögerte Herausgabe dieses vierten Bandes von einigen meiner Leser mißfällig bemerkt worden seyn; so mag zur Rechtfertigung genügen, auf die Anforderungen hinzuweisen, welche die so eben verflossene inhaltschwere Zeit an jeden Freund des Vaterlandes und der guten Sache gemacht hat. In so verhängnißvollen Tagen erkennt der treue Bürger die Verpflichtung, mit Unterbrechung jeder selbstgewählten Arbeit, seine Kräfte — so gering sie seyen, und ob als gemeiner Streiter oder im untergeordneten Dienst — dem großen Zwecke zuzuwenden. Von der Mehrzahl der Teutschen wird einstens die Geschichte sagen, daß sie die Mahnung dieser Zeit verstand, und daß es ihre Schuld nicht sey, wenn, was jene zu verheißen schien, nicht erfüllt ward.

Doch immerhin sind, seit Erscheinung der frühern Bände, die Verhältnisse ganz anders geworden. Gegen Weltmonarchie und auswärtiges Joch zu schreiben ist heute erlaubt. Eine Schuzrede, die ich dem zweiten Band voranschickte, wäre jezt unnöthig. Gleichwohl wünsche ich mir Glück, mich als Freund derjenigen Grundsäze bewährt zu haben, welche im Jahr 1812 einer Schuzrede bedurften.

Was die Ausdehnung des Werkes betrifft, so erkläre ich mich, dem Urtheil verschiedener Recensionen entsprechend, dahin, daß ich es allerdings mehr zum Selbstunterricht als zum Gebrauch in der Schule bestimmte. Auch gehört zu meinem Plan, einen Auszug daraus für den lezten Zweck zu bearbeiten.

Vorrede
zur ersten Auflage des neunten Bandes.
(1826.)

Indem ich den neunten und lezten Band dieses — wohl mit Eifer und Liebe, doch unter mancherlei Hemmung durch Geschäftsdrang und Umstände geschriebenen — Buches zugleich mit dem achten dem Publikum vorlege, und somit die gegen meine geneigten Leser übernommene Verpflichtung erfülle, schöpfe ich Ermuthigung nur aus der großen Gunst, welche diesem Geschichtwerk weit über mein kühnstes Hoffen bisher zu Theil geworden. Ich durfte daraus erkennen, daß bei allen seinen, von mir gewiß lebhaft gefühlten Män-

geln, wenigstens Ton und Methode, und zumal der Standpunkt, den ich zur Ueberschauung und Beurtheilung des Weltlaufes genommen, nicht ohne Beifall geblieben sind. Die Freunde meines Buches, also denke ich mit Stolz und Freude, sind zugleich meine Freunde, denn sie sind die Genossen meiner Gesinnung. Mein Buch hat blos die Saiten berührt, die in ihrem eigenen Innern wiederklingen; es hat blos ausgesprochen, was sie selbst längst dachten, urtheilten und empfanden; es vertrat blos die Stelle einer vertrauten Begrüßung und eines gegenseitigen Ergusses. Mögen die Edlen auch diesen neunten Band ihrer Aufmerksamkeit und Lesung nicht unwürdig finden! Alsdann gebe ich ihn gerne den Herren Pfeilschifter und Consorten preis! —

Dieselben nachsichtigen Freunde werden mir auch verzeihen, daß ich von dem in den frühern Bänden beobachteten Plane im achten und neunten Theil abwich. Die schwellende Masse der neueren und neuesten politischen Ereignisse machte mir unmöglich, neben ihnen noch eine gesonderte Darstellung der übrigen, wiewohl gleichfalls welthistorisch interessanten Seiten des Völkerzustandes, als der kirchlichen, kommerziellen, wissenschaftlichen u. s. w. zu geben, ohne den Umfang der ohnehin schon an Blätterzahl reicher gewordenen Bände zu verdoppeln. Ich that daher, wiewohl ungern, Verzicht auf die, zumal was die Fortschritte der Künste und Wissenschaften betrifft, höchst anziehenden Partien des Zeitgemäldes, mich auf einige allgemeine Andeutungen beschränkend, oder nur das mit Politik und öffentlichem Recht in näherem Zusammenhang Stehende in die Erzählung aufnehmend.

Vorrede

zur zweiten Auflage der drei ersten Bände.

(1821.)

Diese zweite Auflage, deren Nothwendigkeit mir den lohnenden Beweis von der günstigen Aufnahme der ersten gibt, erscheint gegen dieselbe in nur wenig veränderter Gestalt. Einige der auffallendsten Mängel und Verstoße, die mir theils das eigene Wiederlesen, theils das wohlbegründete Urtheil verschiedener hochgeschäzter, öffentlicher Blätter bemerklich gemacht haben, sind wohl ergänzt und verbessert worden. Doch zur vollständigeren und tiefer gehenden Umarbeitung, deren freilich das Werk nach meiner eigenen Ueberzeugung gar sehr bedürfte, hat mir theils die Muße gefehlt, theils auch — bei der gegenwärtigen Beschränkung der Presse, wonach eine wesentlich veränderte Auflage derselben ängstlichen Controle wie ein ganz neues Werk unterliegt — die Lust und Ermunterung. Verschiedenes, was sehr geehrte Beurtheiler gerügt haben — wie insbesondere die allgemeine Charak-

terisirung des Mittelalters — ist auch darum ungeändert geblieben, weil meine eigene Ansicht davon noch fortwährend dieselbe ist.

Ueber den Gesammtinhalt und Ton des Buches, zumal der ersten drei Bände, sey mir jezt noch eine erläuternde oder rechtfertigende Bemerkung erlaubt:

Die Zeit, worin ich sie schrieb, hatte darauf einen vorherrschenden Einfluß. Es war die Zeit der Napoleon'schen Gewaltsherrschaft. Die drei ersten Bände waren geschrieben, der erste auch bereits ausgegeben, bevor die Flammen Moskau's als Morgenröthe einer möglichen Wiederherstellung des Rechtszustandes über die europäischen Länder leuchteten. In den Tagen der völligen Erdrückung aller Rechte der Völker und Einzelnen durch die Schreckensmacht des Einen, wo, von der Gegenwart strafend wie sie es verdiente zu sprechen, Verderben brachte, und jede der Freiheit holde, philosophische oder politische Lehre geächtet war, erkannte ich in der Geschichte noch ein einzig übriges Organ zur Verkündung der Wahrheit. Die alte Geschichte hatte man noch nicht gewagt, schweigen zu heißen, und ihre Gemälde mochten durch leise Andeutung zu Bildern der Gegenwart gemacht werden; in dem Urtheil über längst vorübergegangene Begebenheiten und Charaktere mochte jenes über die Schicksale und Machthaber des Tages erklingen. Von diesem Standpunkt aus müssen die drei ersten Bände gewürdiget werden.

Ob auch in den nachfolgenden drei Bänden, welche die mittlere Geschichte behandeln, und in den drei lezten, der neuen Geschichte gewidmeten — deren Erscheinung ich möglichst beschleunigen werde — solche Hindeutungen auf trübe oder der unmittelbaren Berührung entrückte Verhältnisse der Gegenwart enthalten seyen, möge der geneigte Leser nach seiner eigenen Ansicht von der Tagesgeschichte ermessen.

Vorrede

zur siebenten Auflage des ganzen Werkes.

(1830.)

Durch die wohlwollende Aufnahme, welche diesem Geschichtwerk zu Theil geworden, sieht der Verleger — im dritten Jahre nach dem Erscheinen des lezten Bandes — bereits zu einer siebenten Auflage sich veranlaßt, welcher einige wenige Bemerkungen voranzuschicken mir erlaubt sey. Daß in der mir so unendlich kostbaren Gunst des Publikums eine ehrenvolle Aufforderung liege, an die Verbesserung des Werkes, deren es so sehr bedarf, eine nimmer rastende Hand zu legen, habe ich allerdings und längst erkannt. Dennoch erschien und erscheint dasselbe, mit Ausnahme der wenigen Ver-

vollständigungen oder Berichtigungen, welche in der zweiten Ausgabe die ersten 6 Bände erhielten, in fortwährend gleicher, auch in dieser siebenten Auflage durchaus unveränderten Gestalt. Die Gründe davon sind — außer der schon in der Vorrede zur zweiten Ausgabe enthaltenen Andeutung — die folgenden:

Von der zweiten im J. 1820 und 21 erschienenen Auflage der ersten 6 Bände an folgten sich die weiteren Auflagen so schnell, daß mir, der ich damals noch mit der Vollendung des Werkes (der 9te Band erschien erst 1826) beschäftiget war, die Muße zu durchgreifender Verbesserung fehlte. Es kam dazu die durch Umstände herbeigeführte Vertauschung meines Lehramts der Geschichte mit jenem des Vernunftrechts und der Staatswissenschaften, demnach die Festhaltung durch einen zweiten, dem ersten zwar verwandten, doch auch für sich selbst unermeßlichen Kreis von Studien, endlich noch mancherlei Aufforderung zu praktisch-politischer Thätigkeit.

Wenn durch diese Verhältnisse mir völlig unmöglich ward, dem Werk diejenige umfassende Ueberarbeitung, deren es nach meinem eigenen Urtheil bedürftig ist, zu widmen: so konnte ich mich auch nicht zu kleinen und vereinzelten Verbesserungen oder Zusäzen entschließen, welche nämlich fast nur dazu gedient hätten, die Mängel der nicht verbesserten oder vervollständigten Partien noch mehr in's Licht zu stellen, und mich dabei des Anspruchs auf eine Beurtheilung des Buches, von dem Standpunkt derjenigen Zeit, worin es allererst erschien, zu berauben (*).

Ich erwog dabei noch weiter — was freilich die Schriftsteller gar häufig nicht bedenken — daß ich eine Art von Undankbarkeit gegen diejenigen verehrten Abnehmer begehen würde, welche mein Buch, so wie es ursprünglich an's Licht trat, ungeachtet aller seiner Mängel, liebreich aufgenommen, wenn ich durch eine blos in einigen Einzelheiten verbesserte, demnach den innern Werth des Werkes nur wenig erhöhende, Ausgabe die ältern Exemplare desselben äußerlich werthlos machte.

Und so möge denn auch diese siebente Ausgabe — obschon abermals ein unveränderter (nur wie ich hoffe, durch gleichförmigere Orthographie und größere Korrektheit sich auszeichnender) Wiederabdruck der zweiten —

(*) Habe ich doch, ungeachtet der bei jeder Ausgabe schon auf dem Titelblatt stehenden Aufschrift: „mit den früheren durchaus gleichlautende Ausgabe," erfahren müssen, daß ein Recensent, bei der Anzeige der sechsten Ausgabe, von jenem Standpunkt wegblickend (doch auch überhaupt weder Geist noch Zweck meines Buches ahnend), in seinen Tadel sorgfältig jedes einzelne historische Werk oder jede neue Ausgabe eines solchen, welche ich nicht angeführt hatte, aufnahm, obschon die meisten derselben erst Jahrelang nach der ersten Ausgabe meines Buches erschienen sind.

dieselbe wohlwollende Aufnahme finden, deren die früheren gewürdigt wurden! Sollte mir, was ich sehnlichst wünsche, noch die Muße werden, dem Werke die vielen Berichtigungen, Ergänzungen und Bereicherungen, die es allerdings nöthig hat, wirklich zu geben; so gedenke ich solches durch einen gesonderten, und dergestalt allen Editionen sich gleichmäßig anschließenden Nachtrag zu thun.

Vorrede
zur achten Auflage.
(1832.)

Auch bei dieser, durch die ausgezeichnete Gunst des Publikums nöthig gewordenen achten Auflage des vorliegenden Geschichtwerkes bittet der Verfasser die sehr geehrten Leser, sich dasjenige gegenwärtig zu halten, was er bereits in der Vorrede zur zweiten und in jener zur siebenten Auflage darüber zu bemerken sich aufgefordert fand. Mit der Freude und dem Dank für die steigend wohlwollende Aufnahme erhöhte sich auch das Gefühl der dadurch sich steigernden Anforderungen an das Buch, mithin auch die Pflicht, demselben diejenige fortschreitende Verbesserung zu geben, welche jener Aufnahme entspräche, und die Beängstigung über die Unmöglichkeit solches zu thun. Denn nach seinen vielseitigen Geschäftsverhältnissen hat der Verfasser bisher weder Zeit noch Kraft gefunden, diese Aufgabe zu erfüllen. Eine völlige Umarbeitung des ganzen Werkes wäre nöthig gewesen, um dasselbe von denjenigen Mängeln zu reinigen, welche er Selbst gar wohl daran erkennt und bedauert; und damit wäre eine Entsagung auf jede andere bedeutende Thätigkeit in schriftstellerischer wie in praktisch-politischer Sphäre verbunden gewesen. Es wäre zumal ihm unmöglich geworden, sein „Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswissenschaften" auszuarbeiten, woran er mit inniger Liebe hängt, und welches zugleich die Standpunkte und Rechtfertigungsgründe derjenigen Weltanschauung oder derjenigen Urtheile aufstellt, die in dem Geschichtwerk über den Charakter und die Thaten der handelnden Personen, über den Geist der verschiedenen Perioden und Völker, über die Güte oder Verwerflichkeit alter und neuer Geseze und Einrichtungen gefällt werden.

Auch diese achte Auflage also, wiewohl sie eine Anzahl kleiner Verbesserungen, Berichtigungen und Ergänzungen — lezteres zumal, was die Literatur betrifft — erhalten hat, ist ihrem wesentlichen Inhalt nach den frühern gleich. Doch ist — um den Preis bedeutend herabsezen zu können — durch Vergrößerung des Formats die Bogenzahl

vermindert worden, weswegen auch das Register völlig verändert werden wird.

Ueber 20,000 Exemplare dieses Geschichtwerks sind (mit Einschluß der gegenwärtigen, durch bereits eingegangene Bestellungen fast erschöpften Auflage) in der Nation verbreitet, und ungefähr gleich viele von dem (bei Hoffmann in Stuttgart erschienenen) Auszug desselben. Bei der Betrachtung dieser großen Zahl von Lesern aus allen Ständen, welche das Buch in so kurzer Zeit gefunden, bei dem Blick auf die vielen edlen Freunde nah' und fern, die ich durch dasselbe gewonnen, durchdringt mich ein süßes Gefühl von Rührung und Freude. Wahrlich — bei allen seinen vielen Fehlern — es muß Gutes in dem Buche seyn, daß es bei Guten und Trefflichen so liebende Aufnahme fand. Und das Gute darin — hieran lassen die Stimmen der edelsten Männer mich nicht zweifeln — ist ein zeitgemäßes, ein den jezo vorwaltenden Ideen von Recht und Freiheit befreundetes, ein der jezo mit Macht sich erhebenden und durch solche Erhebung Heil verheißenden öffentlichen Meinung entsprechendes. Das Buch hat also wenigstens ein Sandkorn auf die Wagschale gelegt, nach deren Sinken die Hoffnungen, die Bestrebungen aller Wohlgesinnten gehen; — und ich habe nicht umsonst gelebt.

v. Rotteck.

Inhalts-Anzeige

des Iten Bandes.

Allgemeine Einleitung
in das
Studium der Geschichte überhaupt.

Erstes Kapitel.
Begriff der Geschichte und ihre Eintheilung.

Besondere Einleitung
in die
Weltgeschichte.

Neuntes Kapitel.
Begriff der Weltgeschichte

Erster Zeitraum.

Von Adam bis Cyrus. 1 — 3425.

Erster Abschnitt.

Allgemeiner Blick auf den ersten Zeitraum.

Zweiter Abschnitt.

Detaillirte Geschichte.

Sechstes Kapitel.

Geschichte von Syrien und Phönicien.

Siebentes Kapitel.

Geschichte von Klein-Asien.

Achtes Kapitel.

Geschichte der Griechen.

Neuntes Kapitel.

Geschichte Italiens.

Zehntes Kapitel.

Geschichte von Karthago.

Eilftes Kapitel.

Geschichte der Völker an und außer der Grenze der alten Erdkunde.

Dritter Abschnitt.

Allgemeine Betrachtungen über die erste Periode.

Erstes Kapitel.

Bürgerlicher Zustand.

Zweites Kapitel.

Religion.

Zweiter Zeitraum.

Von der Gründung des persischen Reiches bis zum Umsturz der römischen Republik.

Erster Abschnitt.

Allgemeiner Blick auf diesen Zeitraum.

Zweiter Abschnitt.

Detaillirte Geschichte des zweiten Zeitraums.

Erstes Kapitel.
Geschichte der Perser.

Zweites Kapitel.
Geschichte der Griechen.

Drittes Kapitel.

Macedonische Geschichte.

I. Macedonien und Griechenland.

II. Syrien.

III. Aegypten.

IV. Kleinere Reiche

Viertes Kapitel.

Römische Geschichte.

I. Abtheilung.

Von Stiftung der Republik bis auf die punischen Kriege.

II. Abtheilung.

Zeitraum der punischen Kriege.

Drittes Kapitel.

Geschichte Asiens.

Dritter Abschnitt.

Allgemeine Betrachtungen über den dritten Zeitraum.

Erstes Kapitel.

Bürgerlicher Zustand.

I. Staatsverfassung und Regierung.

Zweites Kapitel.

Religion.

Drittes Kapitel.

Kunst und Wissenschaft.

I. Allgemeiner Ueberblick.

II. Schöne Künste und Wissenschaften.

III. und VI. Mathematische und physikalische Wissenschaften. Philosophie.

Allgemeine Einleitung
in das Studium der Geschichte überhaupt (*).

Erstes Kapitel.
Begriff der Geschichte und ihre Eintheilung.

§. 1. Bestimmung des Begriffs.

Geschichte (von geschehen, so wie Historie von ἱστορεῖν, besehen, erkundigen, erfahren, oder auch erzählen) deutet entweder schlechthin etwas Geschehenes, eine Begebenheit, gewöhnlich aber die Erzählung, oder die Kenntniß einer Begebenheit an. Beide, Erzählung und Kenntniß, werden wissenschaftlich, wenn sie zusammenhängend und systematisch — insbesondere nach dem kausalen Verhältniß der Fakten — geordnet sind.

§. 2. Fortsezung.

Man pflegt wohl auch die Geschichte in einer weitern Bedeutung für den Inbegriff aller zufälligen und partikulären Erkenntnisse, zu denen wir nur durch Erfahrung oder Unterricht gelangen können, zu nehmen; im Gegensaz der Philosophie, welche die Summe aller nothwendigen und allgemeinen, und daher durch die blose Vernunft erkennbaren Wahrheiten ist. Man könnte hiernach sagen: die Geschichte lehrt, was — zufällig — ist und geschieht, oder war und geschah; die Philosophie aber, was nothwendig ist, und was geschehen muß oder soll. In jenem ausgedehnteren Sinne gehören der Historie auch die Naturgeschichte, und der empirische Theil der Anthropologie, Physik, Klugheitslehre und anderer philosophischer Fächer an. Wir gebrauchen das Wort Geschichte in strengerem und eigentlichem Verstande, wonach sie nur individuelle, wahre und merkwürdige Fakten erzählt.

Individuelle Fakten — ihr Gegenstand sey nun weitverbreitet oder eingeschränkt — sind durch Zeit, Ort und Umstände bestimmt und herausgehoben aus der gesammten Masse der übrigen Fakten: Sie bestehen Jedes für sich allein, und können mit keinem andern verwechselt werden. Dergleichen sind vorzugsweise — jedoch nicht ausschließend — diejenigen, zu denen die menschlichen Handlungen den Stoff geben; während die Fakta der Natur, in so fern sie uns interessiren — größtentheils allgemein, d. h. nicht bestimmt nach Zeit, Ort und Umständen, sich vielfach und regelmäßig wiederholend, und daher für uns nur generisch, nicht individuell unterschieden sind. Wenn aber aus der Menge solcher allgemeiner, gleichförmiger, der Naturgeschichte u. s. w. angehöriger Phänomene einige einzelne herausgehoben, mit den sie insbesondere charakterisirenden Umständen, und der Orts- und Zeitbestimmung dargestellt werden, so treten sie in's Gebiet der eigentlichen Historie über; und es erhellet hieraus, ob, und inwiefern man zu derselben die Geschichte der Naturrevolutionen, der Menschen-Raçen, der Verbreitung, Abar-

(*) Vergl. hier zumal Rüh's Entwurf einer Propädeutik des historischen Studiums. Berlin 1811.

tung 2c. von Pflanzen- und Thiergattungen, wohl auch die Charakteristik derselben u. s. f. zählen könne?

Daß die Geschichte nur wahre, und zwar historisch wahre, d. h. wirklich geschehene Begebenheiten erzähle, dürfte fast überflüssig zu erinnern seyn. Es ergibt sich hieraus ihr Unterschied von der Fiktion, Allegorie, Roman u. dgl., denen auch die poetische Wahrheit genügt.

Die Bestimmung des Merkwürdigen gehört zwar nicht wesentlich zum Begriff der Historie. Indessen scheint es allerdings der Würde der Geschichtswissenschaft angemessen, von ihr schon zum voraus alle Fakten auszuschließen, deren Kenntniß zu gar keinem vernünftigen Zwecke taugt. (Siehe unten §. 17.)

§. 3. Gegenstand und Stoff der Geschichte.

Begebenheiten und Veränderungen sind so ziemlich gleichbedeutende Ausdrücke. Was daher immer Veränderungen leiden mag, kann Gegenstand einer Geschichte seyn. Die Veränderungen selbst heißen dann ihr Stoff. Eine Unterscheidung, die nicht ohne Nuzen ist.

§. 4. Ihre verschiedenen Eintheilungen.

Man theilt die Geschichte in Rücksicht ihres Objekts und ihrer Form auf mannigfaltige Weise ein, d. h. man hat die ungeheure Menge von Geschichten und Geschichtbüchern, um sie leichter zu übersehen und zu ordnen, in verschiedene, mehr oder minder zweckmäßig rubricirte Fächer gesammelt.

A) In Ansehung der Gegenstände der Erzählung unterscheidet man die politische, Literar-, Religions- und Kirchen-, Kultur-, Handels-, Kriegs- 2c. Geschichte; Länder- und Völkergeschichten, Weltgeschichte und Geschichte der Menschheit.

Die meisten von diesen Fächern können noch weiter unterabgetheilt werden, und zwar

a) in Rücksicht der Zeit, die man gewöhnlich in die alte, mittlere und neue, oder auch in einzelne Jahrhunderte, oder andere willkürlich bestimmte Perioden theilt.

b) In Rücksicht des Umfangs. Da gibt es allgemeine und besondere Geschichten, in mehrfacher Unterordnung und Bedeutung. Allgemein ist diejenige, welche mehrere andere oder eine ganze Klasse von Geschichten in sich enthält. Die in ihr enthalten sind, heißen partikulär. Aber beides sind relative Begriffe, und in der langen Stufenfolge von der ganz besondern oder einzelnen, bis zur allgemeinsten oder Universalgeschichte, ist mit Ausnahme der beiden äußersten Glieder eine jede Geschichte zugleich allgemein und partikulär. Beide Begriffe sind übrigens sowohl auf den Umfang des historischen Objekts nach Raum und Zeit, als auch auf den Stoff der Geschichten, d. h. auf die Gattung der erzählten Begebenheiten anwendbar.

B) Einen weitern Grund zur Unterscheidung der Geschichten gibt ihre Form, ihre Erzählungsart und Charakter. Wir haben Chroniken, oder simple Verzeichnisse der Begebenheiten, nach der Folge der Jahre oder anderer Zeitabschnitte gereihet; historische Sammlungen von mancherlei Inhalt und verschiedener Anordnung; — welche beide mehr nur die Materialien zur eigentlichen, würdigen, oder pragmatisch-philosophischen Geschichte enthalten. Diese lezte, deren Geist sich übrigens mit den meisten Formen verträgt, ist eine bewährte, nach den Regeln der ächten historischen

Kunst geschriebene, mit wahrem philosophischem Blick begabte Geschichte, die allenthalben nach Ursachen und Wirkungen, nach dem innern Zusammenhang der Fakten späht und solchen darstellt, daher auch allenthalben große und belehrende Ansichten gewährt, und, statt eines unnüzen oder trockenen Magazins von Gedächtnißsäzen, für Kopf und Herz eine reiche und mannigfaltige Nahrung enthält.

Zweites Kapitel.

Historiomathie.

§. 5. Was sie sey.

Die Historiomathie gibt die Vorschriften, wonach man Geschichte lernen und lehren soll.

Das Gebiet der Geschichte ist unermeßlich. Noch hat es keiner ganz und vollständig besessen. Welche seiner Theile sollen wir nun vorzüglich anbauen, und welches ist die zweckmäßigste Art seines Anbaues?

§. 6. Ihre Regeln.

Der individuelle Zweck, den sich Jeder beim Studium der Geschichte vorsezt: ob er nämlich dieselbe als Hauptfach oder nur als Hilfswissenschaft eines andern gewählten Faches, oder auch als einen zur allgemeinen wissenschaftlichen Bildung gehörigen Unterrichtszweig sich eigen machen wolle, muß freilich auf die Art und das Maß ihres Studiums bedeutend einfließen; immer wird aber die beste Grundlage desselben eine summarische, allgemeine oder Weltgeschichte seyn. Eine solche macht den Leser mit dem Umfange und der allgemeinsten Gestalt des historischen Gebietes, mit dem Zusammenhang seiner Hauptheile und ihren gegenseitigen Verhältnissen bekannt; sie hebt ihn auf jenen erhöhten Standpunkt, von welchem herab die Ueberschauung und Beurtheilung der unzähligen Fakten möglich wird; sie bildet, da sie nur das Größte darstellt, den historischen Geschmack, und lehrt auf alle Folge hin beim Studium der einzelnen Geschichten die Begebenheiten richtig auffassen, würdigen, ordnen. Wie aber eine Weltgeschichte zur Hervorbringung jener Vortheile beschaffen seyn müsse, davon unten.

§. 7. Fortsezung.

Zunächst an die Weltgeschichte schließt sich billig jene des Vaterlandes an. Die Kunde von dem Ursprung, dem Charakter, Zustand, den Schicksalen und Thaten des Volkes, dem wir als Glieder angehören, dann von der allmäligen Bildung seiner heutigen, innern und äußern Verhältnisse, Angelegenheiten, Verfassungen, von den Hilfsmitteln und Hindernissen seiner Vervollkommnung und seines Glückes — hat für Jeden, den Natur und Erziehung nicht völlig verwahrlos'ten, ein hohes, allernächst der Empfindung angehöriges Interesse. Sie ist aber auch für die meisten Lagen des öffentlichen und Privatlebens äußerst lehrreich, und Jenem, der nach irgend einem bedeutenden Wirkungskreis im Vaterlande strebt, ganz unentbehrlich.

Hierauf ist für einen Jeden die Geschichte des Standes, dem er angehört, oder des Faches, dem er sich gewidmet hat, von besonderer Wichtigkeit. Er wird daraus mannigfaltige Erleichterung, kostbare Aufschlüsse für jenes Hauptfach und fruchtbare praktische Lehren schöpfen.

Bleibt nun noch weitere Muße, Neigung und Gelegenheit zu historischen Forschungen übrig, so mag man die speziellen Gegenstände des Studiums oder der Bearbeitung nach eben diesen Rücksichten oder nach besondern Zwecken und Verhältnissen wählen.

§. 8. Fortsezung.

Was immer für eine Geschichte es aber sey, die man studirt, niemals lasse man sich die blose Kenntniß der nackten Thatsachen genügen. Immerdar sey das Augenmerk auch auf Ort, Zeit und Umstände der Begebenheiten gerichtet, denn nur durch diese Bestimmungen werden die Fakten individuell, oder der eigentlichen Geschichte angehörig (§. 2.), und ohne ihre Kenntniß hat man sich auch das Faktum selbst nicht wahrhaft eigen gemacht.

§. 9. Fortsezung.

Unter den Umständen der Begebenheiten sind jene die wichtigsten, welche die Ursachen und Folgen derselben enthalten. Die Einsicht in ihren Zusammenhang oder in das kausale Verhältniß der Begebenheiten eignet die Geschichte, die vorhin blos der Imagination und dem Gedächtniß angehörte, dem Verstande an, macht sie pragmatisch und zur Wissenschaft.

Die Ursachen der Begebenheiten sind theils nähere, theils entferntere, je nachdem sie unmittelbar oder mittelbar wirken; innere oder äußere, je nachdem sie bei dem Volke selbst, wo das Hauptfaktum, oder auswärts vorhanden; Haupt- oder Nebenursachen u. s. f., physische und moralische, wovon besonders die leztern wichtig sind. Unter ihnen nehmen die Charaktere der handelnden Personen eine vorzügliche Stelle ein, und müssen daher sorgfältig aufgefaßt und dargestellt werden.

Es rühren oftmals ganze Reihen der wichtigsten Ereignisse von den scheinbar geringfügigsten Umständen her, so daß man billig über den schwachen Ring erstaunt, an dem eine so große und schwere Kette hängt. Kriegserklärungen und Friedensschlüsse, die das Schicksal der Nationen auf Jahrhunderte hinaus verändern können, werden oft durch die augenblickliche Laune der Machthaber, oder die ihnen zufällig beigebrachte Stimmung bewirkt; der Tod oder die Geburt eines Thronerben können einen Welttheil zerrütten oder glücklich machen; der Ausgang der Schlacht, durch die ein Reich gestürzt oder gegründet wird, mag von einem Sonnenblick abhängen, der die Heere blendet, von einem Windstoß, der eine Staubwolke aufweht. Hätte Ludwig XVI. im Posthause zu St. Menehould nicht eine Suppe genossen, wäre Bonaparte'n, wie er aus Aegypten zurückfuhr, ein englisches Schiff begegnet, die ganze Welt würde jezt anders gestaltet seyn. So bewirkt in der physischen Welt der in den Teich geworfene Stein sich immer erweiternde Wellenringe; so ein Thautropfen die zerstörende Lawine; so, wo Brennstoff gehäuft ist, eine Funke die gegen Himmel strebende Flamme; so endlich gibt bei der mit den schwersten Lasten behängten Wage, wenn sie im Gleichgewicht schwebt, ein Sandkorn den Ausschlag. Dergleichen Zusammentreffungen, die sehr häufig in der Geschichte vorkommen, werfen das Gemüth zur Anbetung des Wesens nieder, das durch die kleinsten Verhängnisse — Zufälle nennt sie der endliche Geist, der ihre Leitung nicht durchschaut — den Kalkul menschlicher Weisheit, die Bestrebungen menschlicher Kraft zernichtet, und seine großen Plane vollführt.

§. 10. Fortsezung.

Die Geschichte ist eine Wissenschaft der Thatsachen. Als socher kommt

es ihr zu, nicht blos schlechthin zu **erzählen**, sondern auch ihre Angaben zu **beweisen**. Wer sie gründlich studiren will, muß dann jene Beweise prüfen, und nur dem bewährt Erfundenen Beifall schenken. Indessen ist hier nicht von mathematischer Demonstration oder apodiktischer Gewißheit, sondern nur von **moralischer Ueberzeugung** und vernünftigem Glauben die Rede.

Der Grad der historischen Gewißheit wird durch die Kritik aus der Beschaffenheit der Quellen ermessen, wobei sich meistens ein Heer von **Zweifeln** erhebt, die sich theils auf die Richtigkeit der ersten **Wahrnehmung**, theils auf die Art ihrer **Ueberlieferung** beziehen. Jedoch berühren sie gemeiniglich nur die Nebenumstände, die verborgenern Triebräder und geheimern Verknüpfungen der Begebenheiten; die Hauptgestalt der Fakten springt meistens deutlich in's Auge, und es ist der **historische Pyrrhonismus** so wenig als der philosophische zu rechtfertigen.

§. 11. Fortsezung.

Wer mit sich selbst über die Absicht im Reinen ist, in welcher er die Geschichte studirt, wird auch einsehen, auf welche Gegenstände und Fakten er sein Augenmerk vorzüglich zu richten habe; er wird das wahrhaft Behaltenswerthe sich eigen machen, und dasjenige verschmähen, was nur unnüze Last des Gedächtnisses ist, sollte es auch den Schein der Gelehrsamkeit ertheilen, oder sonst einen konventionellen Werth durch irgend ein Vorurtheil besizen.

Drittes Kapitel.

Historiographie.

§. 12. Begriff derselben.

Historiographie, historische Kunst, ist die Lehre, wie historische Bücher aller Art geschrieben werden müssen. Sie ist auch Demjenigen nothwendig, der selbst nicht Schriftsteller zu werden verlangt, damit er nämlich den Werth der vorhandenen Geschichtbücher beurtheilen, und eine vernünftige Auswahl aus ihnen treffen lerne. Für **unsern Zweck** mögen jedoch einige **Grundbegriffe** genügen.

§. 13. Eigenschaften eines guten Geschichtschreibers.

Es ist ein großer und schwerer Beruf, **würdiger Geschichtschreiber** zu seyn. Wenige sind, die ihm vollkommen entsprachen; aber die es thaten, werden billig verehrt als Lehrer der Menschen, und ihr Name ist unsterblich, wie die Helden selbst und deren Großthaten, die sie verzeichneten. Hiezu gehört aber eine Vereinignng der meisten Talente und Vorzüge des Geistes und Herzens (*). Denn es ist nicht genug, daß der Geschichtschreiber zum Sammeln, Behalten, Sichten, Ordnen und Verarbeiten seiner Materialien beharrlichen Fleiß, ausgebreitete Sprachenkunde, reichhaltiges Gedächtniß, reife Beurtheilungskraft, und geläuterten Geschmack mitbringe; daß er scharfsinnig die verborgenen Ursachen der Begebenheiten und geheimen Triebfedern der Handlungen erspähe; daß er durch Philosophie, Länder=, Welt= und Menschenkenntniß auf einen erhöhten

(*) Quis dubitat, quin Historicus vir gravis, integer, severus, intelligens, disertus et quasi communis ac privatae vitae, omniumque rerum magnarum scientia instructus esse debeat? Bodin. c. 4. Method. histor.

Standpunkt gehoben sey, von welchem herab er das Thun und Treiben der Menschen, ihre Charaktere, Verhältnisse und Interessen überschauen und würdigen könne; daß er ungeblendet durch Vorurtheil, Parteilichkeit oder Ansehen alle Dinge in ihrer ächten Gestalt erblicke: er muß auch Eifer für Menschenwohl und Bürgerglück, für Vaterland und Freiheit fühlen, durchglüht von Liebe für alles Große und Gute seyn, und den Muth haben, die erhabenen Wahrheiten, von denen er selbst durchdrungen ist, öffentlich und laut zu verkünden. — Er muß sie verkünden, wenn er dadurch auch den Zorn der Gewaltigen und den Haß des Pöbels auf sich laden, die Aussicht auf Lebensgenuß verlieren, Schmach und Verfolgung ärndten sollte.

Diese warme und gewissenhafte Wahrheitsliebe ist die vorzüglichste Pflicht des Geschichtschreibers; denn ohne Wahrheit hat die Geschichte nicht nur ihre Würde, sondern ihre Bedeutung, ihre Wesenheit verloren. Wer seine Feder zur Lüge und Schmeichelei entweiht, mag Panegyrikus, Sachwalter oder Politiker heißen, aber — was sein Talent auch sey — zu den ächten Geschichtschreibern gehört er nicht. Indessen gibt es Zeiten und Verhältnisse, wo die Wahrheit vollkommen geächtet ist, und wo es unnüze Selbstaufopferung wäre, sie auszusprechen. Alsdann verstummt die Geschichtsmuse, und behält sich die Ausübung ihres Richteramtes auf spätere Geschlechter vor.

Wenn nun der Geschichtschreiber mit allen jenen großen Eigenschaften auch noch die Kraft der **Rede** verbindet, wenn sein Ausdruck lichtvoll und gehaltreich wie seine Gedanken, und lebendig ist wie sein Gefühl, dann ist sein Ruhm vollendet, und selbst die Nation ist verherrlicht, die einen **Thucydides**, einen **Tacitus**, einen **Gibbon**, einen **Johannes von Müller** zeugte.

§. 14. Festsezung des Zweckes und Planes.

Indessen kann man ein guter und brauchbarer historischer Schriftsteller seyn, ohne sich an Talent und Verdienst jenen großen Mustern zu vergleichen, so wie tausend gute Krieger sind, die Feldherren zu seyn nicht vermögen. Es gibt mancherlei Gattungen historischer Werke, von verschiedener Tendenz und Verdienstlichkeit. Nicht alle fordern gleiches Genie und gleiche Vollendung; doch sind die meisten Grundsäze anwendbar auf alle, und Jeder strebe in **seiner Sphäre** das Höchste zu leisten.

Darum wähle man diese Sphäre mit Rücksicht auf seine Kräfte und Hilfsmittel; man seze sich einen bestimmten, für jene Kräfte erreichbaren **Endzweck** vor. Nach diesem Endzweck — ob man z. B. den ganzen Umfang der Geschichte, oder einen einzelnen Theil oder Gegenstand, skizziren, durch Beiträge bereichern oder vollständig bearbeiten, ob man für Anfänger oder Gelehrte, für Staatsmänner oder Krieger, zum Studium, zur lehrreichen Unterhaltung oder zum Nachschlagen, für ein Volk und eine Zeit oder für Alle schreiben wolle — muß dann die Anlage des Ganzen, der **Hauptplan**, die Auswahl der Materialien, ihre Anordnung und Einkleidung sich richten.

§. 15. Sammlung des Stoffes.

Nach Festsezung des Zweckes und Gegenstandes ist das Erste die **Sammlung des historischen Stoffes**.

Es ist diese mehr oder minder mühsam, je nachdem der Gegenstand der Geschichte von größerem oder geringerem Umfang, vom Geschichtschreiber nach Raum und Zeit mehr oder weniger entfernt, und durch Vorarbeiten Anderer weniger oder mehr beleuchtet ist. Insgemein aber erheischt sie eifer-

nen Fleiß und beharrliche Geduld, schreckt auch wohl — weil sie, je nach Beschaffenheit der Quellen (deren Charakteristik unten), großentheils in blos mechanischer Arbeit besteht — das feurige Genie von der historischen Laufbahn ab.

Die Geschichtschreiber des Alterthums, als nahe dem Schauplaze und den Zeiten, welche sie schilderten, ja oftmals Augenzeugen oder gar Theilnehmer der von ihnen erzählten Begebenheiten, waren meist des mühsamen Aufsammelns der Materialien und jener trocknen Diskussionen über die Richtigkeit der Fakten überhoben, woran die Neuern ihre Zeit und Kräfte verbrauchen müssen, noch bevor sie das eigentliche Werk beginnen. Ein Umstand, welchem jene, nach Ancillon's richtiger Bemerkung, die Lebendigkeit ihrer Gemälde, die Kraft ihrer Sprache, und die dramatische Anschaulichkeit ihrer Komposition vorzüglich zu verdanken haben.

§. 16. Auswahl der Fakten.

Die gesammelten Materialien müssen dann geordnet und gesichtet, d. h. aus ihnen nur dasjenige zur Darstellung ausgehoben werden, was in Rücksicht seiner Glaubwürdigkeit geprüft, und zugleich brauchbar oder behaltenswerth ist. Die weise Beurtheilung und hiernach Auswahl der Fakten in Ansehung ihrer Glaubwürdigkeit und Wichtigkeit macht den vornehmsten Charakter eines guten Geschichtschreibers aus. Von jener handelt die historische Kritik (s. unten), von dieser folgen hier einige Grundsäze.

§. 17. Fortsezung.

Man theilt die Wichtigkeit der Fakten gewöhnlich ein in die intensive, extensive und accidentelle, je nachdem sie aus dem innern Wesen der Begebenheit, oder ihrem ausgebreiteten Einfluß, oder ihren zufälligen Folgen hervorgeht. Eine Eintheilung, die weder sehr genau, noch sehr brauchbar ist. Füglicher könnte man jene Wichtigkeit in die absolute und relative unterscheiden; das lezte in doppelter Beziehung, nämlich auf den Endzweck des Geschichtschreibers, und auf den Umfang seines Buches. Absolut wichtig würden dann diejenigen Begebenheiten heißen, welche es schon nach dem allgemeinen historischen Zwecke sind, relativ wichtig aber, welche einen näher bestimmten oder individuellen Endzweck, z. B. Unterricht in der Kriegswissenschaft, Gesezkunde oder Politik, Belebung des Patriotismus, der Freiheitsliebe u. s. w. voraussezen. Vorzüglich sind aber überall jene Begebenheiten wichtig, welche die nähern oder entfernteren Ursachen von andern, und insbesondere von dem heutigen Zustand der Dinge enthalten, wo dann, nach obigem, oftmals anscheinend kleine Umstände äußerst wichtig werden können. In Bezug auf den Umfang des Buches kann eine sonst wichtige Begebenheit unwichtig werden, wenn sie eine noch wichtigere verdrängt, oder wenn nur nicht alle gleich wichtigen daselbst Plaz finden.

Wenn ein Geschichtschreiber in sein Buch alle jene bewährte Daten aufnimmt, deren Darstellung vorzüglich dazu beiträgt, den Gegenstand seiner Historie, z. B. ein Volk, einen Stand, eine Wissenschaft oder Kunst, in allen interessanten Beziehungen und allen erlittenen Revolutionen gründlich, d. h. mit den Ursachen ihrer jedesmaligen Gestalt und Beschaffenheit kennen zu lernen; und zugleich diejenigen Fakten alle beseitiget, die entweder gar nicht oder doch für einen besondern Endzweck, und mit Rücksicht auf die Ausdehnung seines Werkes, nicht erheblich sind — dann hat er eine gute und vernünftige Auswahl der Begebenheiten getroffen.

§. 18. Historische Komposition.

Die Anordnung, Verbindung und Einkleidung der ausgewählten Materialien machen die historische Komposition aus. Für das erste, die Anordnung und Fügung der Begebenheiten, kommen die (dem Wesen nach überall geltenden) Hauptregeln unten bei der Methode der Weltgeschichte vor; das zweite, die Einkleidung, ist großentheils Sache des Geschmacks, und unterliegt den meisten Vorschriften, die für den Redner, gewissermassen auch jenen, die für den epischen Dichter gelten. Sonach mögen hier für unsern Zweck einige Hauptbegriffe genügen.

Die historische Komposition bezieht sich im Allgemeinen auf die Sache oder auf den Ausdruck. In erster Hinsicht lautet die Summe der Regeln also: Die Erzählung muß ein schönes, nach einem Plane zweckmäßig geordnetes Ganzes seyn, in dessen einzelnen Theilen Haltung und Ebenmaß, und in allen vereint Harmonie und leichte Uebersicht herrschen. Die Vorzüge des Ausdrucks aber bestehen darin, daß er kurz und gehaltreich, fließend, edel, einfach, und dem Gegenstand sowohl als dem Zweck des Schriftstellers immer anpassend sey. Jedoch wird hier wie überall nur das Genie, und niemals die Regel, den Meister bilden. Wer Geist und Geschmack besizt, fühlt von selbst, wie viel Schmuck und Schwung jedesmal der historische Styl, und wie viel Kunst die Anordnung des Ganzen vertrage, und er wird ohne Vorschrift die Geschichte der Menschheit anders fassen, als die einer Zunft. Ob und in wie fern man also Episoden in den Hauptplan verweben, seine Helden redend einführen, der Imagination des Lesers durch Schilderungen zu Hilfe kommen, dessen Verstand und Herz durch lehrreiche oder sentimentale Betrachtungen nähren solle oder dürfe, braucht nicht erst schulgerecht erörtert zu werden.

Viertes Kapitel.

Historische Kritik.

§. 19. Kritik im engern und weitern Verstande.

Kritik heißt Beurtheilung. Sonach ist historische Kritik im weitern Verstande die vernünftige Beurtheilung aller Gegenstände, die auf Geschichte und Geschichtswissenschaft Bezug haben. Im engern Verstande gibt sie sich nur mit Beurtheilung der Wichtigkeit, und vorzüglich der Glaubwürdigkeit der Fakten, ab. Wir betrachten sie blos in lezter Hinsicht, da von der Wichtigkeit der Fakten schon oben gesprochen worden.

Diese so bestimmte historische Kritik ist zwar vorzüglich dem Historiographen, jedoch allerdings auch Demjenigen nöthig, der blos Geschichte studirt, und macht demnach eher ein eigenes Fach, als nur einen Theil der Historiographie aus.

§. 20. Höhere und niedere.

Sie theilt sich in die niedere und höhere, von denen jene auch die grammatikalische oder philologische, und diese die philosophische oder die eigentlich historische heißt.

§. 21. Niedere Kritik.

Die niedere Kritik liefert nur Vorarbeiten, trägt also nur mittel-

bar zum Zwecke bei. Sie sucht nämlich die historischen Bücher, aus denen die Begebenheiten geschöpft werden, in ihrer ächten Gestalt herzustellen, und wenn etwas davon im Laufe der Zeit verloren gegangen, wenn etwas corrumpirt oder unterschoben worden, solches durch Vergleichung der vorhandenen Manuscripte und Ausgaben oder andere Combinationen, zu ergänzen, zu berichtigen und kenntlich zu machen. Auch stellt sie grammatikalische und philologische Untersuchungen an, um die wahre Bedeutung der Worte und Säze in der Ursprache und in der Zeit, da das Buch geschrieben worden, zu bestimmen, hiedurch allenfalls eine fehlerhafte Uebersezung zu verbessern, oder sonstigen Mißverständnissen zuvorkommen, u. s. w.

Dergleichen Arbeiten fordern allerdings mehr Fleiß als Genie, und es kostete jenen großen Männern, welche im Zeitpunkt der Wiederauflebung der Wissenschaften sich damit befaßten, um schnell ein Bollwerk gegen die Feinde der Aufklärung zu erbauen, gewiß viele Selbstverläugnung, sich diesem demüthigen Geschäfte zu widmen. Heut zu Tage, da die Noth nicht mehr an Mann geht, wird es Derjenige, der was Größeres zu leisten vermag, den untergeordneten Köpfen überlassen (*).

§. 22. Höhere Kritik.

Die höhere Kritik prüft die innern und äußern Gründe der Glaubwürdigkeit der Fakten. Jene werden aus der Beschaffenheit der erzählten Sache, diese aus der Beschaffenheit der Quellen entnommen.

§. 23. Möglichkeit der Fakten.

Aus der Betrachtung der Fakten selbst, und ohne Rücksicht auf die Quellen, ergibt sich ihre Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit. Zwar fehlte es nicht an Begebenheiten, die unwahrscheinlich und dennoch wirklich geschehen sind; aber ein unmögliches Faktum, d. h. ein solches, das sich selbst, oder einem andern erwiesenen Faktum, oder den Naturgesezen widerspricht, kann niemals vernünftigen Glauben erhalten. Fast sollte es überflüssig scheinen, solches zu erinnern; indessen sind doch in den Geschichtbüchern manche Ereignisse dieser Art verzeichnet, und sie haben bisweilen durch religiöses, bisweilen durch klassisches Ansehen bei leichtgläubigen, vorurtheilsvollen oder unachtsamen Lesern Eingang gefunden. Ich spreche hier nicht von eigentlichen Wundern, d. h. die als solche aufgeführt werden, denn im Begriff des Wunders liegt eben die Abweichung von Naturgesezen. Doch wird auch, wer im Allgemeinen die Möglichkeit der Wunder zuläßt, zu deren einzelnen Beglaubigung stärkere Beweise, als zu jener eines natürlichen Faktums verlangen.

§. 24. Wahrscheinlichkeit.

Die Wahrscheinlichkeit eines Faktums (d. h. die innere, denn die äußere hängt von den Quellen ab) beruht vorzüglich auf den Umständen der Erzählung, und ist vorhanden, wenn die Begebenheit mit jenen Um=

(*) S. Bolingbrocke's letters on the study and use of history. Ich halte für nothwendig, mich hier durch das Ansehen dieses großen Mannes zu decken. „Wenn Werke eilig müssen aufgeführt werden" — so lauten seine Ausdrücke über die Verdienstlichkeit der grammatikalischen Kritik — „so mögen selbst die Heerführer „Spaden und Haue zur Hand nehmen; aber im ordentlichen Lauf der Dinge, wenn „diese dringende Noth vorüber ist, werden dergleichen Arbeiten Jenen überlassen, die „dazu bestimmt sind, nämlich den gemeinen Soldaten und Bauern."

ständen oder auch mit andern bekannten Thatsachen in natürlicher Uebereinstimmung und Zusammenhang steht. Diese Uebereinstimmung lernen wir mehr durch einen gewissen Takt oder natürlichen Scharfsinn, als durch Regeln erkennen. Wem aber jener fehlt, der wird nie ein guter Historiker seyn. Je größer übrigens die innere Unwahrscheinlichkeit, desto stärker müssen die positiven Beweise eines Faktums, z. B. die Zeugnisse seyn, damit es dennoch vernünftigen Glauben finde.

§. 25. Quellen.

Wenn ein Faktum an und für sich als möglich und wahrscheinlich erkannt worden, so ist es darum noch nicht als historisch wahr dargestellt. Dieses leztere kann nur durch äußere Gründe, d. h. durch die Quellen geschehen, aus denen die Begebenheiten geschöpft und erwiesen werden. Von ihnen sind die Hilfsmittel unterschieden, worunter wir alles Dasjenige verstehen, was den gehörigen Gebrauch der Quellen erleichtert; insbesondere also jene Bücher, in denen Geschichte oder die Hilfswissenschaften behandelt werden. Die Prüfung der Quellen ist das vorzüglichste Geschäft der historischen Kritik.

§. 26. Unmittelbare und mittelbare.

Auf mancherlei Art wird das Andenken der Begebenheiten erhalten. Die Mittel, wodurch solches geschieht, heißen Quellen, und zwar der ersten Art, wenn sie sich unmittelbar an die Thatsache anknüpfen, oder die ursprünglichen Erhaltungsmittel ihres Andenkens sind; der zweiten Art aber, wenn ihr Ansehen von frühern Quellen abgeleitet ist, und sie mit der Thatsache nur mittelbar in Verbindung stehen. Ein großer Theil der alten Geschichte wird blos aus Quellen der zweiten Art geschöpft. Denn da jene der ersten Art fast alle untergingen im Laufe der der Zeit, so müssen wir uns dabei größtentheils mit den Nachrichten weit späterer Schriftsteller begnügen, die jedoch auch im Stande seyn mochten, Quellen der ersten Art zu benüzen, und deren Glaubwürdigkeit sonach auf jener der ursprünglichen Quellen beruht.

§. 27. Ungeschriebene und geschriebene.

Eine andere und für uns wichtigere Eintheilung der Quellen ist die ungeschriebene, die man auch uralte oder stumme heißt, und geschriebene, spätere oder redende Quellen.

Die ungeschriebenen Quellen lassen sich auf die beiden Rubriken der mündlichen Ueberlieferung und der Denkmale zurückführen.

Zu den geschriebenen Quellen gehören: die Bilderschriften und Hieroglyphen; die Inschriften auf was immer für Monumenten oder sonstigen Gegenständen; die Urkunden; die niedergeschriebenen Erzählungen der unmittelbaren Zeugen, und endlich die spätern oder entferntern, aber quellenmäßigen Schriftsteller.

§. 28. Tradition.

Tradition in einer höhern und weitern Bedeutung des Wortes begreift alle Kanäle und Mittel in sich, wodurch die frühere Menschheit auf die spätere einwirkt. Gewöhnlich aber und auch hier wird Tradition für mündliche Ueberlieferung genommen, und ist alsdann eine Sage oder Erzählung von irgend einer Thatsache, die sich mündlich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hat.

Diese Tradition ist die früheste, und eine sehr kostbare historische Quelle; denn die Urgeschichte der meisten Völker beruht auf solchen Sagen, die zwar späterhin aufgeschrieben wurden, aber darum ihre Natur nicht veränderten, und gleichmäßig nach den Kriterien der mündlichen Ueberlieferung beurtheilt werden müssen.

Da einer jeden Nacherzählung der Verdacht der Verfälschung, Auslassung oder Ueberladung wegen Unachtsamkeit, Vergeßlichkeit oder Parteilichkeit des Nacherzählers einwohnt, so muß die Glaubwürdigkeit der Tradition, wenigstens in Ansehung der Umstände der Erzählung, immer abnehmen, durch jemehr Mitglieder oder Zwischenzeugen sie bis auf denjenigen lief, welcher durch's Aufschreiben sie fixirte. Ueberlieferungen von sehr alten Begebenheiten werden daher nur dann eine starke Beweiskraft besizen, wenn sie durch innere Wahrscheinlichkeit des Faktums, oder durch todte und lebendige Monumente unterstüzt werden. Ist aber die Ueberlieferung jünger als das Faktum, d. h. läßt sich ihr Ursprung nicht unmittelbar an die überlieferte Begebenheit anknüpfen, so ist es um ihre Glaubwürdigkeit fast gänzlich geschehen.

§. 29. Historische Lieder.

Historische Lieder sind auch Tradition; nur eine solche, die gleich ursprünglich — durch Sylbenmaaß oder Reim — fixirt, und der Gefahr der Verunstaltung entzogen wurde. Lieder, wenn sie so alt oder nicht viel jünger sind, als die That, die sie besingen, würden daher viel zuverläßiger als die gemeine Ueberlieferung seyn, wenn ihnen auf der andern Seite nicht das Bedenken entgegenstünde, daß sie als Früchte der Begeisterung und als Dichterwerk auch wirklich oft mehr Dichtung als Wahrheit enthielten.

§. 30. Denkmale.

Monumente, Denkmale, deren Bedeutung der Name selber ausspricht, werden entweder absichtlich errichtet und eigens der Erhaltung eines Gedächtnisses gewidmet, oder es sind natürliche Erinnerungen an die That, deren Spuren sie an sich tragen, durch die sie hervorgebracht oder umstaltet wurden. Es gibt also künstliche und natürliche Denkmale. Man kann sie auch in todte und lebendige unterscheiden; indem einige nur aus todter Masse bestehen, andere aber eine wahrhaft lebendige Fortdauer in der Sprache der Völker, in ihren Gebräuchen, Sitten, Feierlichkeiten u. s. w. haben.

Jedoch werden die mancherlei Quellen, die wir hier unter dem Wort „Denkmale" zusammenfassen, von andern Schriftstellern unter mehreren Rubriken aufgeführt, als:

a) Eigentliche Denkmale, wie z. B. die Grabhügel auf einem Schlachtfeld, die Leichensteine, Gedächtnißsäulen, Trophäen, Opfer, Gemmen, Gemälde und Statuen, überhaupt Menschenwerke aller Art. Ein einfach behauener Stein, ein verwildeter Fruchtbaum in menschenleerer Wüste mag für den Fleiß verstorbener Geschlechter zeugen; — so die Figuren auf den Granitfelsen von Uruana, und manche andere räthselhaften vestigia hominum in dem wilden Nord- und Südamerika (*); vorzüglich aber Gebäude: so die Pyramiden, diese stolzen Monumente von der Herrlichkeit der Pharaonen; in so vielen Ländern uralte

(*) S. des vortrefflichen v. Humboldt Schriften.

Palläste und Tempel; auch Ruinen, welche das Andenken sowohl vom Flor als von der Zerstörung der Städte rc. bewahren. Die Burg-Ruinen auf so vielen Bergen sind laut sprechende Zeugen der Ritterperiode; Palmyrens Trümmer rufen den Geist aus der öden Wüste in die glücklichen und prachtvollen Tage Zenobiens zurück, u. s. f.

b) Münzen und Medaillen, wenn man von ihren Inschriften abstrahirt.

c) Feste, Gedächtnißfeiern, Gebräuche. So wurden die wachsamen kapitolinischen Gänse verewiget; so wird das Andenken manches Stifters durch jährliche Feier begangen; so waren die Krönungs-Ceremonien der weiland römisch-teutschen Kaiser Erinnerungen ihrer veralteten Majestät.

d) Namen von Städten, Ländern, Familien, Völkern; als Αϑηνη, Peloponnes, Scävola, Denotrier u. s. w., welche großentheils auf denkwürdige Geschichten — oft auch Fabeln — zurückweisen. Hieher gehören auch Wappen, Insignien rc.

e) Sitten, Sprache rc. der Völker verrathen oftmals ihre Abkunft oder Verwandtschaft, z. B. Grönländer und Eskimos, Ungarn und Lappen. Auch die Kleidung kann historische Erkenntnißquelle seyn, z. B. die syrische Kleidung der Mönche u. s. w.

§. 31. Fortsezung.

Monumente überhaupt, vorzüglich die natürlichen — denn in den künstlichen spricht sich Schmeichelei und Politik oft mehr als die Wahrheit aus — sind großentheils zuverläßige Quellen. Jedoch enthalten sie meistens nur nackte, vereinzelte Thatsachen, ohne Umstände, ohne Zeitbestimmung, ohne Zusammenhang. Zu ihrer Erklärung und Verknüpfung ist eine fortlaufende Tradition vonnöthen. Monumente nehmen also an allen Mängeln der Ueberlieferung Theil, und wo diese uns verläßt, da werden sie oft ganz unverständlich; auch verwandeln Zeit, Witterung, Barbarei die stolzesten Denkmale in Staub. Wer vermag jezt die einsamen Trümmer des Azteken-Pallastes (*) zu deuten? und wo stunden die Prachtgebäude der großen Semiramis?

§. 32. Bilderschrift und Hieroglyphe.

Sonach sind ungeschriebene Quellen nur mangelhafte, ungetreue, vergängliche Erhalterinnen der Fakten, und schwer mag aus ihnen allein eine zusammenhängende, reichhaltige, glaubwürdige Erzählung entnommen werden. Erst mit der Schrift fängt die eigentliche Geschichte an, und der Buchstabe ist es, welcher, das Schwankende festhaltend, das Unbestimmte bestimmend, Andeutungen und Sagen in Nachrichten, Vermuthung in Gewißheit umwandelt. Aber langsam und stufenweise nur hat der menschliche Geist diesen köstlichen Schaz errungen, und die schüchternen Versuche der Bilderschrift und Hieroglyphe sind, ihrer Natur und ihren Mängeln nach, dem blosen Denkmale verwandt.

§. 33. Inschriften.

Zuverläßiger und lehrreicher sind Inschriften, Urkunden, niedergeschriebene Zeugenaussagen.

Stumme Monumente aller Art erhalten durch Inschriften die Kraft der lebendigen Rede, und eine bestimmte, von der Ueberlieferung un-

(*) S. v. Humboldt über Steppen und Wüsten.

abhängige Bedeutung. Wenn sie in ansehnlicher Menge vorhanden sind, so vermögen sie die Stelle eigentlicher Geschichtbücher zu vertreten, denen sie ohnehin bei vielen Nationen vorangingen, sie auch häufig überlebten. Aber auch noch vorhandenen Büchern dienen sie zu mannigfaltiger Erklärung, Berichtigung und Ergänzung. Wie Vieles hat uns die Parische Marmorchronik, das Monumentum ancyranum u. s. w. gelehrt! — Indessen erhalten auch Inschriften nur fragmentarische Thatsachen ohne Nebenumstände und Verknüpfung, und zu oft wurden sie von Schmeichelei oder Stolz, Furcht und Leidenschaft diktirt. Aber auch in diesem Fall bleiben sie historisch merkwürdig, als Charakterbezeichnung von Volk und Zeit.

§. 34. Urkunden.

Historische Urkunden sind uns nicht nur die eigentlichen Diplome, d. h. die zur Erhaltung interessanter Verhandlungen und Geschäfte eigends verfaßten, und mit gewissen Förmlichkeiten versehenen schriftlichen Aufsäze, sondern überhaupt alle Schriften, welche Thatsachen enthalten, oder zum Beweise derselben, wenn auch indirekt, dienen: also auch die niedergeschriebenen Zeugenaussagen, historische und andere Bücher von mancherlei Art. Hier öffnet sich ein weites Feld für den Geschichtforscher und Kritiker, eine unerschöpfliche Fundgrube historischer Schäze, die aber oft mühsam zu Tage gefördert, geprüft und gereiniget werden müssen. Die hieher gehörigen Arbeiten beziehen sich theils auf die Aechtheit der Schrift, theils auf ihren Gehalt. Es ist nicht genug, daß die niedere Kritik durch grammatikalische und philologische Untersuchungen die ursprüngliche Gestalt der Schriften hergestellt hat; diplomatische und philosophische Grundsäze müssen auch das Genuine vom Unterschobenen unterscheiden, Ort und Zeit der Entstehung oder den Verfasser ausmitteln, und dann erst dessen Glaubwürdigkeit bestimmen. Denn nicht nur sind die Schriften durch Zufall, Zeit und Barbarei beschädiget, nicht nur durch Ungeschicklichkeit oder Nachlässigkeit der Abschreiber verunstaltet worden; nur zu oft ist dieses auch absichtlich, durch Bosheit und Betrug geschehen. Man hat unzählige Stellen verfälscht, unterdrückt oder eingeschwärzt, ja ganze Bücher geschmiedet, und andern Zeiten oder Verfassern unterschoben, und was an einem Ort die Arglist, das haben an andern Unwissenheit und Irrthum gethan. Außerordentlich fruchtbar an dergleichen Machwerken sind die mittlern Zeiten gewesen, und manche Anmaßungen der Hierarchie haben die stärkste Stüze an unterschobenen Büchern gefunden.

§. 35. Fortsezung.

Dennoch sind die meisten Grundsäze, wodurch sie erkannt werden mögen, sehr einfach und einleuchtend; gewöhnlicher Menschenverstand und die geringste Erudition würden hingereicht haben, jene großentheils plumpen Betrügereien zu offenbaren.

Was ist leichter einzusehen, als daß Schriften einem angegebenen Zeitalter oder Verfasser nicht angehören können, wenn sie mit dessen Ton und Charakter im Widerspruch stehen; wenn sie Anspielungen auf spätere Personen, Begebenheiten, Entdeckungen, Gebräuche zc. enthalten; wenn sie eine Unbekanntschaft mit Verhältnissen, Begebenheiten und Interessen verrathen, welche damals an der Tagesordnung oder in Jedermanns Gedächtniß waren; wenn sie, ungeachtet der Wichtigkeit ihres Gegenstandes oder Namens, dennoch erst lange nach ihrer angeblichen Entstehungszeit in der

gelehrten Welt erschienen; wenn sie schon früher durch berufene Richter, die näher und daher deutlicher sahen, verworfen worden sind! — Manche Bücher und Stellen, deren Inhalt, Styl u. s. w. eben nicht gerade widersprechend, wohl aber unangemessen ihrem angeblichen Ursprung sind, müssen wenigstens für verdächtig erklärt werden, und bedürfen, je nach dem Maaße als sie solches sind, einer desto stärkern sonstigen Beglaubigung, wobei — wie oben §. 24. — ein gesundes Urtheilsvermögen uns meistens sicherer führt, als die Menge der Regeln.

§. 36. Zeugen.

Die Aechtheit reicht noch nicht zu ihrer Glaubwürdigkeit hin. Die Grade der leztern werden aus mannigfaltigen persönlichen Umständen, Verhältnissen und Eigenschaften des Schriftstellers, d. i. des Zeugen ermessen, und mehrere oder verschiedene Zeugnisse auf sorgfältig vergleichender Wage gewogen. Jener Zeuge ist glaubwürdig, der die Wahrheit wußte und sie sagen wollte. Ob nun, und in wie fern diese beiden Erfordernisse bei einem Zeugen vorhanden seyen, darüber lassen uns seine Herkunft, sein Stand, Amt, seine Fähigkeiten und Kenntnisse, seine Religion, sein persönlicher Charakter, System, Denkungsart, Alter u. s. w. vernünftige Muthmaßungen fassen.

Dieser Theil der Kritik ist von vorzüglicher Wichtigkeit und ausgebreitetster Anwendung; wir müssen ihn etwas näher beleuchten.

§. 37. Fortsezung.

Die Herkunft des Zeugen kann sich auf sein Vaterland oder seinen Stand beziehen, und ist in beider Hinsicht von Bedeutung. Ein Fremder hat weniger Zugang zu den Quellen einer Landesgeschichte, als ein einheimischer, folglich mehr Schwierigkeit, die Wahrheit zu erfahren. Hingegen wird er — wenn er nur nicht gerade von einer feindlichen Nation ist — unparteiischer als der Einheimische in seiner Erzählung seyn. Ein vornehmer Mann, welcher mit Großen umgeht, ihren Charakter und ihre geheimeren Verhältnisse kennt, den Parteienkampf und die Intriguen der Höfe, die Plane und Leidenschaften der Feldherren u. s. w. von Nahem sieht und erkennt, hat mehr Leichtigkeit, den eigentlichen Gang und die eigentlichen Triebfedern der Begebenheiten zu kennen, als ein gemeiner Mann, der sich nur unter den niedern Ständen umhertreibt, der höchstens die Werkzeuge, niemals aber die bewegenden Kräfte zu beobachten Gelegenheit hat, oder als ein einsamer Gelehrter, welcher von seiner Studirkammer aus die Welthändel zu beurtheilen, und das verborgene Spiel der Interessen, von denen sie geleitet werden, zu verstehen, durchaus nicht im Stande ist.

So auch Amt und Würde, und oft auch eine untergeordnete Stelle. Wer selbst die Hand mit im Spiel hat, wer den Verhandlungen beiwohnt, seine eigene Stimme gibt, selbst befiehlt und leitet, oder auch, wer Redakteur oder Bewahrer der öffentlichen Aktenstücke, wer Archivar, Bibliothekar, Geheimschreiber, fürstlicher Kammerherr — Kammerdiener oder Beichtvater ist, der erfährt oft Dinge, die dem fleißigen, aber isolirten, armen, außer Wirkungskreis gesezten Manne kein möglicher Eifer, kein Zeitungsblatt in der Welt zu lehren vermag. Im Gegentheil ist aber oft ein solcher Weltbürger, ein solcher isolirter Stubengelehrter von manchen Vorurtheilen und Interessen frei, welche der reinen Wahrheitsliebe und

unbefangenen Erzählung der besser unterrichteten, aber durch mancherlei Berührungspunkte in die Begebenheiten selbst verflochtenen Zeugen entgegenstehen.

§. 38. Fortsezung.

Der Unterschied, welchen Fähigkeiten und Kenntnisse in Ansehung der Glaubwürdigkeit eines Zeugen machen, ist deutlich. Ein Pinsel glaubt Alles, und erzählt treuherzig ein jedes Mährchen nach, das ihm ein anderer Pinsel oder Schalk aufgebunden hat; da hingegen ein Mann von Talent und Geistesbildung das Wahre vom Schein und von der Lüge leicht unterscheidet, überall zuerst prüft und wägt, und dann erst ausspricht. Groß sind die Forderungen, die man in dieser Rücksicht an historische Zeugen macht, wenn ihr Ausspruch von Gewicht seyn soll. Je mehr sie sich dem Ideal eines guten Geschichtschreibers nähern (§. 13.), desto stärker ist ihre Autorität. In so fern jedoch ein einfältiger Mensch blos das erzählt, was er selbst gesehen, in so fern verdient er oft mehr Glauben, als ein Genie; denn man kann bei ihm weder die Gabe zu erfinden oder zu verdrehen, noch auch den Willen dazu voraussezen.

§. 39. Fortsezung.

Besonders wichtig ist für die Kritik die Religionseigenschaft des Zeugen. Die Erfahrung hat gelehrt, wie lieblos gemeiniglich eine Religionspartei über die andere urtheilt, und wie sie es wohl zum Verdienst sich rechnet, ihre Gegenpartei zu verunglimpfen und mit schwarzen Farben zu mahlen, ihre eigenen Vertheidiger oder Wohlthäter aber in den Himmel zu erheben, ohne Rücksicht auf ihren übrigen Werth und Wandel. Man muß deßwegen äußerst vorsichtig seyn, und sich nach weitern Quellen umsehen, bevor man einem Geschichtschreiber etwas glaubt, was seiner eigenen Religionspartei zum Lob oder einer fremden zum Tadel gereicht. Am intolerantesten aber — weil es gewissermaßen von Amtswegen geschieht — folglich auch am meisten parteiisch und leidenschaftlich, sind nun gewöhnlich die Geistlichen. Der Umstand also, ob ein Zeuge Laie oder Priester, oder wohl gar Mönch gewesen, ist bei Beurtheilung seiner Glaubwürdigkeit äußerst bedeutend. Noch mehr! Geistliche und Laien machten im Mittelalter, und machen noch heut zu Tag zwei verschiedene, getrennte, oftmals feindselige Parteien aus. Die Geschichte von beinahe tausend Jahren stellt uns einen fast unabgebrochenen Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Macht dar, der mit der größten Erbitterung und mit Anstrengung aller Kräfte geführt wurde, und wo Haß, Rache, Wuth, Betrug, Herrschsucht, Vorurtheil und Parteigeist die Feder der meisten Geschichtschreiber leiteten, wenn immer ein Charakter geschildert, oder ein Faktum erzählt wurde, das auf obiges Verhältniß Bezug hatte.

§. 40. Fortsezung.

Auch Charakter, System, Denkungsart, Alter rc. eines Zeugen müssen bei Beurtheilung seiner Glaubwürdigkeit in Betrachtung gezogen werden. Alle diese Umstände haben auf die Art zu sehen und zu empfinden, folglich auch darzustellen, Einfluß. Anders wird ein Rousseau, und anders ein Swift die nämliche Begebenheit erzählen, und Gibbon anders als Fenelon. Der Menschenfeind, der Melancholikus sieht Alles im schwarzen, der Frohsinnige, der Gutmüthige im rosenfarbenen Lichte.

Der Eine wird seine Helden zu lasterhaft, der Andere zu tugendhaft schildern; der Eine wird in der Geschichte nur eine Reihe von Unglücksfällen, der Andere von Vergnügungen finden. Gewöhnlich haben wir eine Vorliebe für die Verhältnisse, unter denen wir aufwuchsen: Darum sind junge Leute meistens Lobredner der Gegenwart, und Alte der Vergangenheit. Selbst speculative Systeme sind hier nicht unbedeutend. Unwillkürlich fließt ein solches angenommene System oder Prinzip auf die Beurtheilung aller Gegenstände ein, welche dahin auch nur eine ferne Beziehung haben; und der Wunsch, daß die Thatsachen Erfahrungsbelege unserer Theorien werden, verblendet uns oft so sehr, daß wir die Ereignisse nicht mehr in ihrer wahren Gestalt sehen, sondern so, wie sie unserer Hypothese am günstigsten sind. Noch auffallender wird dieses, wenn solche Systeme auch mit unserem Interesse verknüpft sind, wo wir dann oft ganz blind werden, und unwillkürlich uns selbst und Andere betrügen. Wie leicht ist es, z. B. in den meisten Schriften über die französische Revolution oder in den vorhandenen Charakterschilderungen ihrer Helden und Gegner zu erkennen, nicht nur ob der Verfasser ein Franke, ein Teutscher oder Britte, sondern auch ob er Aristokrat oder Demokrat, selbst ob er Republikaner von dieser oder jener Faktion gewesen? —

§. 41. Fortsezung.

Wir haben bei dieser Kritik nicht nur die unmittelbaren Augen- und Ohrenzeugen, nicht nur die gleichzeitigen Geschichtschreiber, sondern überhaupt alle historischen Schriftsteller, die als Quellen gebraucht werden, vor Augen gehabt. Denn ein sehr großer Theil, vorzüglich der alten Geschichte, wird aus solchen mittelbaren oder Quellen der 2ten Art (s. §. 26.) geschöpft, und bei ihrer Beurtheilung müssen allerdings eben die Grundsäze, wie bei jener der unmittelbaren gelten. Indessen verlangt man mit Recht von solchen spätern quellenmäßigen Schriftstellern mehr Genie und Ausbildung, als von unmittelbaren Augen- und Ohrenzeugen; weil es mehr Talent und Kunst erheischt, Quellen zu erforschen, als blos das Erfahrene zu erzählen. War aber ein späterer Schriftsteller mit den nöthigen Gaben eines Geschichtschreibers (s. oben §. 13.) ausgerüstet, standen ihm hinreichende Quellen zu Gebot, dann mag er leicht noch mehr Glauben, als der talentvollste gleichzeitige Erzähler verdienen; weil viele, zumal die weiteingreifenden Begebenheiten — so wie große Massen in der physchen Welt — sich leichter und richtiger in einiger Ferne, als ganz von Nahem unterscheiden und würdigen lassen; und weil der gleichzeitige Schriftsteller meistens entweder durch das laute leidenschaftliche Geschrei der Theilnehmer an den großen Ereignissen und ihrer bestochenen Anhänger irre geführt, oder durch eigene Verhältnisse in die allgemeinen Angelegenheiten verflochten, und sonach, als mitwirkend oder mitleidend — jener Unbefangenheit und Ruhe beraubt wird, die zur richtigen Auffassung und getreuen Darstellung so nothwendig sind. Schwerlich wird die jezige Generation schon einen kaltblütigen, ganz parteilosen Geschichtschreiber jener Umwälzungen hervorbringen, die wir erlebt haben; denn Wem war es vergönnt, blos neutraler Zuschauer des unermeßlichen Drama zu seyn? —

§. 42. Kollisionsfälle.

Noch wären hier allerlei Regeln anzuführen. Wenn nämlich mehrere Zeugen von einander abweichend, oder wohl gar sich widersprechend

erzählen, wenn der Eine etwas berichtet, von welchem Andere schweigen, wenn verschiedene Autoritäten für und gegen einen geschichtlichen Umstand sprechen, wenn Zeugenaussagen mit Urkunden, Inschriften, Monumenten u. s. w. streiten? — Wornach muß alsdann oder in andern ähnlichen Fällen die Glaubwürdigkeit eines Faktums bestimmt und ermessen werden? — Hier ist allerdings eine genaue Abwägung der Autoritäten nach der Zahl und Eigenschaft der Zeugen und übrigen Quellen, oftmals auch die Berücksichtigung der innern Kriterien der Glaubwürdigkeit nothwendig. Zu diesem Geschäft gehört Takt, Scharfsinn und sorgfältige Ueberlegung. Regeln reichen nicht hin.

Fünftes Kapitel.

Philosophie der Geschichte. Geschichte der Geschichte.

§. 43. Allgemeiner Blick auf dieselbe.

Philosophie der Geschichte ist eigentlich das, was sie aus einem unfruchtbaren Gedächtnißschaz in Nahrung für Kopf und Herz verwandelt, oder das, was sie zur wahren Wissenschaft macht. Viele von den unter den Rubriken Historiomathie, Historiographie und historischen Kritik berührten Gegenständen können füglich zur Philosophie der Geschichte gezählt, und unter dieser allgemeinen Benennung erläutert werden; denn die hier anzuwendende Methode und die Begränzung der einzelnen Fächer ist großentheils willkürlich. Genug! Was der Geschichte Geist und Leben, Bedeutung und Brauchbarkeit gibt, ist Philosophie der Geschichte. Ohne philosophischen Blick ist weder fruchtbringende Forschung, noch Studium oder Beurtheilung der Geschichte gedenkbar. Gewöhnlich rechnet man insbesondere dahin: a) die Beurtheilung der Wichtigkeit und Glaubwürdigkeit der Fakten; b) die Bekanntschaft mit Ursachen und Folgen derselben; und endlich c) den vernünftigen und nüzlichen Gebrauch dieser Kenntnisse im privat- und öffentlichen Leben. Es finden hier also Logik, Psychologie, Anthropologie und die meisten andern Zweige der gesammten spekulativen und praktischen Philosophie, vorzüglich die Rechts- und Staatslehre, eine mannigfaltige, ja unentbehrliche Anwendung, und heißen in eben dieser Anwendung und zugleich in der Benüzung der Geschichte zu ihrer eigenen Aufhellung und Bereicherung — Philosophie der Geschichte. Ueberhaupt ist die Geschichte der würdigste und unerschöpflichste Stoff des Philosophirens; doch hört er auf, es zu seyn, sobald er nicht lauter ist. Es darf also die Geschichte in ihrer Forschung und Darstellung von keinem philosophischen Systeme abhängig seyn, oder Partei für irgend eines nehmen. Ihr alleiniger Gegenstand ist: Darstellung des Geschehenen. Zu welchen Resultaten dieses führen werde, ob zu Ansichten der fortschreitenden Veredlung oder Verschlimmerung unseres Geschlechtes, oder des Verharrens auf einem und demselben Punkt; ob zum Beweis der Naturnothwendigkeit, des Fatalismus oder der Freiheit in den menschlichen Dingen, oder eines göttlichen Erziehungsplanes für unser Geschlecht — das weiß sie nicht; aber aus ihren Ueberlieferungen mag der Philosoph es herausfinden, und dann wäre dieses abermal Philosophie der Geschichte. Jene Hirngespinnste und phantastischen Träume jedoch, womit eine wohl durch einen genialen Mann gegründete, aber durch An-

maßung, Halbweisheit und Schwärmerei schnell verderbte Schule, die Geschichte wie viele andere Zweige der Wissenschaft zu verunstalten sucht, sind nicht Philosophie, sondern — Verkehrtheit.

§. 44. Fortsezung.

So wie bei einem jeden wissenschaftlichen Fach die Geschichte und Literatur desselben die wichtigste Aufklärung und Erleichterung gewähren, so muß auch für den, der in der Geschichte etwas zu leisten wünscht, die Kenntniß ihrer Schicksale, als Wissenschaft betrachtet, und ihrer vorzüglichsten Schriftsteller, d. i. ihrer Geschichte und Literatur, überaus nüzlich, ja unentbehrlich seyn. Dennoch ist es nicht nothwendig, sie abgesondert zu behandeln. Die wichtigsten Data derselben werden füglich in den eigentlichen historischen Vortrag verwebt, da nicht nur zu dem Gemälde jedes einzelnen Zeitraums eine allgemeine Darstellung von dem Umfang und der Beschaffenheit der historischen Kenntnisse in demselben, und von seinen vorzüglichsten Quellen für Universal- und Volksgeschichten gehöret, sondern auch unter der Rubrik der Geschichte der Wissenschaften jene der Historie eine ausgezeichnete Stelle findet.

Sechstes Kapitel.

Hilfswissenschaften der Geschichte.

§. 45. Welche es seyen.

Die Fächer, von denen wir bis jezt geredet, sind auf's Innigste mit der Geschichte verbunden, und nur in Bezug auf dieselbe von Bedeutung; sie machen die nothwendige Vorbereitung und fortwährende Begleitung ihres Studiums, ja gewissermaßen ihr Wesen und ihren Charakter, als Wissenschaft betrachtet, aus. Von ihnen unterschieden, wenn gleich auch nothwendig mit der Geschichte verknüpft, sind die sogenannten historischen Hilfswissenschaften, welche nicht sowohl zur Beleuchtung und Belebung derselben im Allgemeinen und Ganzen, als vielmehr zur Aufklärung, Berichtigung, Ordnung und Vervollständigung der einzelnen Fakten und Geschichtstheile dienen; wiewohl sie auch als von der Geschichte getrennte und eigends für sich bestehende Disciplinen angesehen und behandelt werden können. Zwar sind die meisten Wissenschaften untereinander in dem Verhältniß der gegenseitigen Hilfeleistung und Aufklärung; von jeder geht wechselseitig auf die andere Licht und Leben über; und so könnten wir in dieser weitläufigen Bedeutung auch die meisten philosophischen, mathematischen, physikalischen und Staatswissenschaften, auch die schönen Wissenschaften und Sprachkunde u. s. w. (s. §. 12 — 18.) als Hilfswissenschaft der Geschichte betrachten. Gewöhnlich wird aber dieser Begriff auf diejenigen beschränkt, welche näher mit der Geschichte verwandt, ja gewissermassen nur losgerissene Theile oder geordnete Auszüge derselben sind. Von ihnen tragen einige mehr, andere weniger zum historischen Zwecke bei, sie sind daher auch mehr oder weniger, bald jedem einzelnen Studirenden, bald nur der Geschichtswissenschaft überhaupt und als solcher, daher allernächst Demjenigen nöthig, der dieselbe weiter zu führen strebt.

Es kann hier blos unser Zweck seyn, einen allgemeinen Begriff von diesen historischen Hilfswissenschaften zu geben, und jenes nähere oder entferntere Verhältniß zu bestimmen, worin jede einzelne derselben mit der

Geschichte stehet. Man zählet zu ihnen: Chronologie, Geographie, Genealogie, Diplomatik und Sphragistik, Heraldik, Numismatik und Statistik.

§. 46. Wesentliche Hilfswissenschaften.

Chronologie und Geographie, auf eine sehr treffende Weise die beiden Augen der Geschichte genannt, verdienen hier zuerst eine genauere Betrachtung. Durch sie lernen wir Zeit und Ort der erzählten Begebenheiten kennen. Beide Bestimmungen aber, da sie die Fakten individualisiren (§. 2.), gehören zum Wesen der Geschichte. Oft sind jedoch in den historischen Quellen nur schwankende, allgemeine, wohl auch widersprechende Orts- und Zeitangaben enthalten, oft fehlen sie gänzlich. Man hat deßwegen diese einzelnen Angaben sorgfältig gesammelt, sie unter einander verglichen, und durch Anwendung mathematischer, astronomischer und physikalischer Maße und Bestimmungen, wohl auch durch scharfsinnige Theorien und Hypothesen zu ergänzen, und in Harmonie und Zusammenhang zu bringen gesucht. Hieraus entstanden nun Chronologie und Geographie, welche zwar ursprünglich aus der Geschichte geschöpft, oder vielmehr Geschichte selber sind, sie auch Schritt für Schritt begleiten müssen; dennoch aber viel leichter, faßlicher und lehrreicher werden, wenn man sie als eigene Fächer für sich behandelt; weil wir nur auf solche Art den allgemeinen Zeitumfang und den gesammten Schauplaz der Geschichte überschauen, und Beide mit dem Verhältniß und der Ordnung ihrer einzelnen Theile der Imagination einprägen lernen, auch dabei mannigfaltige andere, außer dem unmittelbar historischen Zwecke liegende, Vortheile erreichen mögen.

§. 47. Chronologie, mathematische und historische (*).

Chronologie, Zeitrechnung, ist die Wissenschaft, welche die Zeit messen und eintheilen, und hiernach die Begebenheiten ordnen, d. h. sie nach ihrem doppelten Zeitverhältniß — der Gleichzeitigkeit (Synchronismus) und der Folge (Chronologie im engern Sinn) — überschauen lehrt. Nach diesem ihrem zweifachen Geschäft zerfällt sie in die mathematische und historische Chronologie, wovon die leztere die erste voraussezt. Wir wollen hier von Beiden das Allgemeinste, was zum Verständniß der Geschichte unumgänglich nothwendig ist, summarisch erklären; jene Bemerkungen aber, die nur einzelne Theile der Geschichte angehen, dorthin an die geeigneten Orte verweisen.

§. 48. Natürliche Zeitmaße.

Die Zeit wird durch die Dauer der wahren oder scheinbaren Bewegungen der Gestirne gemessen, nach eben diesem Maße und einigen konventionellen Bestimmungen getheilt, und dann nach der Folge dieser gemessenen Zeittheile die Begebenheiten in ihrer natürlichen oder in hypothetisch angenommener Ordnung zusammengereiht.

Die Umwälzung der Erde um ihre Achse, der Lauf des Mondes um die Erde, und jener der Erde um die Sonne, begründen die natürliche Eintheilung der Zeit in Tage, Monden und Jahre. Die weitere Unterabtheilung derselben ist meistens willkürlich.

(*) Vergl. die Werke von Petav, Gatterer, Hegewisch, Petri, Silberschlag, Beer, Frank, Hartmann, Ideler, Volney u. a. meist im Text genannten Schriftstellern.

§. 49. Von Tagen.

Der Tag ist entweder der natürliche oder der bürgerliche, welcher leztere auch der politische oder künstliche heißt. Jener wird durch das Verweilen der Sonne über dem Horizont bestimmt, ist der Nacht entgegengesezt, und mit derselben allenthalben — nur unter dem Aequator nicht — nach den Jahreszeiten von verschiedener und abwechselnder Länge; dieser begreift den Zeitraum der vollen Erdumdrehung um ihre Achse, also Nacht und Tag zugleich, (νυχθήμερον) noctiduum.

Der Tag wird in Stunden getheilt, und zwar der bürgerliche Tag in 24 immer und überall gleiche, 60 Minuten u. s. w. enthaltende Stunden; der natürliche aber in 12 ungleiche, sogenannte Planeten- oder auch biblische Stunden. Der bürgerliche Tag theilt sich weiter in die 4 Tagszeiten, Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht, von deren jeder gewisse Völkerschaften ihre Tage anfangen lassen (*).

§. 50. Monden und Wochen.

Ein Mond oder Mondenmonat ist die Periode einer Mondsumwälzung, und wird von den Astronomen in den periodischen und synodischen unterschieden, je nachdem nur die Zeit seines Laufes durch die 12 Zeichen des Thierkreises oder die Periode von einem Neumonde zum andern darunter verstanden wird. Der erste hat eine Dauer von 27 Tagen, 7 Stunden 43 Minuten ꝛc., der zweite von 29 T., 12 St. 44 M. ꝛc. Gewöhnlich wird aber nicht nach Monden, sondern nach Monaten, d. h. nach Sonnenmonaten gerechnet, deren jeder der 12te Theil eines Jahres oder das Verweilen der Sonne in einem Zeichen des Thierkreises ist, ungefähr 30 Tage, 10 St. und 30 M. mißt, durch Konvention aber ein abwechselndes Maß von 30 und 31 Tagen — mit Ausnahme des Februars, welcher 28 oder 29 Tage zählt — erhalten hat.

Eine Unterabtheilung der Monate ist in Wochen; denn gewöhnlich — wiewohl nicht richtig — wird ein Monat für gleichbedeutend mit 4 Wochen gehalten. Eigentlich ist eine Woche ein Zeitraum von 7 Tagen, die nach ihrem Verlauf wieder von vorn gezählet werden. Die Uebereinstimmung vieler alten Völker in dieser Zahl der Wochentage scheint sich auf eine weitverbreitete, wenn gleich dunkle, Tradition der mosaischen Schöpfungsgeschichte, vielleicht auch auf astrologische Träume — wie die Benennung der Wochentage anzeigt — zu gründen. Die Griechen theilten übrigens ihre Monate in drei Dekaden — wovon jedoch die lezte nur in Monaten von 30 Tagen genau eine Dekade war; — die Römer aber in Calenden, Nonen, Idus und Antekalenden — diese und die Nonen von abwechselnder Anzahl — ein. Auch war die Benennung, so wie der Anfang der Monate und ihre Folge, nicht bei allen Völkern gleich, so daß z. B. der Januarius, also der erste Monat, bei den Römern ungefähr mit dem eilften der Hebräer, dem fünften der Chaldäer und dem achten der Griechen übereintraf. Noch größer und zugleich wandelbar war die Abweichung, so lange einige Völker nach Mondenmonaten zählten, so wie es noch heut zu Tage die Türken thun.

(*) Beispiele davon enthalten die Verse:

Atticus occasum spectat; Babilonius ortum.
Nox media Ausoniis, media ac lux perplacet Umbris.

§. 51. Das Jahr.

Das wichtigste Zeitmaß ist das Jahr. Die Berechnung seiner Länge, die Bestimmung seines Anfangs, seiner Unterabtheilungen und seiner, bald nach fortlaufender, bald nach wiederkehrender Reihe gezählten Folge machen die Grundlage der gesammten Chronologie aus.

Die regelmäßige Folge und Wiederkehr der Jahrszeiten bot den Menschen frühe das natürliche Zeitmaß — den Kreis der Jahrszeiten — dar. Bald verglich man denselben mit den Bewegungen der Gestirne, und glaubte zu bemerken, daß er mit der Dauer von 12 Mondsumwälzungen übereinstimme, woraus das Mondenjahr (welches genau berechnet 355 Tage, 8 St. 48 M. ausmacht) entstund. Es konnte nicht lange unbemerkt bleiben, daß dieses Jahr zu kurz sey, daß man also die Bewegungen des Mondes und der Sonne miteinander sorgfältiger vergleichen, und die Dauer des Sonnen- oder Erdlaufes durch die Ekliptik genauer messen müsse. Eine schwere Arbeit, die erst in neuern Zeiten vollendet wurde, wiewohl schon die Alten der Vollendung wenigstens nahe kamen. Die eigentliche Dauer eines tropischen Sonnenjahres, wie es die Astronomen nennen, ist von 365 T., 5 St. 48 M. 45 Sek. 34 Tert. Statt dieses genau berechneten Jahres hatten die Chaldäer und viele alten Völker lange ein Jahr von 360 T. Die Aegypter verbesserten es zu 365 T. 6 St. Die Griechen, die Anfangs nach schlecht berechneten Mondenjahren zählten, erhielten später nicht nur durch Meton ein verbessertes Mondjahr, sondern auch durch Kalippus ein so genaues Sonnenjahr, daß in einem Cyklus von 79 Jahren nur noch ein Irrthum von 6 Stunden sich befand. Der alexandrinische Astronom Hipparchus nahm auch diesen Irrthum bis auf ½ Stunde in 304 Jahren hinweg. Bei den Römern führte Numa Pompilius ein Mondenjahr von 355 und ein Sonnenjahr von 365 T. ein. Julius Cäsar verbesserte es durch den Alexandriner Sosigenes zu 365 T. 6 St., weßwegen er alle 4 Jahre einen Tag weiter einschaltete (Annus bissextilis, weil der 24. Februar oder VI. Cal. Marti zweimal gezählt wurde). Dieses julianische Jahr schritt dem tropischen um 11 M. 14″ 30‴ vor, wodurch im Laufe der Jahrhunderte eine bedeutende Abweichung — alle 131 Jahr von einem Tag — entstund. Pabst Gregor XIII. brachte endlich 1582 die Verbesserung zu Stande, durch welche die Aequinoctien und Solstitien wieder auf dieselben Tage, und zwar bleibend, zurückgeführt wurden, welche sie zur Zeit des nicänischen Conciliums 325 eingenommen hatten; indem er in dem gedachten Jahr 1582 zehn Tage aus dem Monat Oktober herauswarf, und zugleich verfügte, daß in Zukunft — weil der julianische Kalender in 393 Jahren um 3 Tage vorschreitet — von 4 Sekularjahren erst das vierte ein Schaltjahr seyn sollte. Religiöse Abneigung verhinderte lange die allgemeine Annahme dieser einleuchtenden Verbesserung, und als sich endlich die Protestanten, spät genug, zum gregorianischen Kalender bequemten, so behielten sie dennoch eine eigene Bestimmung der von dem Mondscykel abhängenden Osterfeier bei. Die griechische Kirche blieb aber bis heute dem julianischen Jahre getreu, welches übrigens von den meisten Historikern nicht nur zur Berechnung der auf Cäsar gefolgten, sondern auch aller frühern Zeiten angenommen worden.

§. 52. Jahresanfang. Kalender.

Zu den Verwirrungen, welche die verschiedene Jahres-Länge in die

Zeitrechnung brachte, kömmt noch die, so von der Verschiedenheit seines Anfanges entsteht. Die Mondenjahre, welche kürzer als die Sonnenjahre sind, haben einen wandelbaren Anfang. Aber auch die Sonnenjahre sind hierin bei verschiedenen Völkern verschieden. Die Jahre von Erbauung Roms wurden vom Frühling an gezählt; die griechischen Olympiaden von der sommerlichen Sonnenwende; die Jahre der Juden, Chaldäer und Seleuciden fingen sich mit dem Herbst an. Doch hatten jene zweierlei Jahresanfang, für geistliche oder für weltliche Sachen, und zwar für jene den Frühling; so wie auch die Christen ihr weltliches Jahr mit dem Januar, ihr kirchliches mit dem ersten Sonntag des Advents anfangen. Auch das Jahr der julianischen Periode hebt mit dem Januar an (s. unten §. 54.) Der verschiedene Anfang des Jahres wirkt begreiflich auch auf die Ordnung seiner Unterabtheilungen, nämlich der Jahrszeiten und Monate, und auf ihr Verhältniß gegen einander ein. Ein Verzeichniß aller einzelnen Tage eines oder mehrerer Jahre, mit genauer Eintheilung in Wochen und Monate, und Hinzusezung aller astronomischen und chronologischen Charaktere, etwa auch mit Angabe der Feste, heißt ein Kalender. In Europa sind drei verschiedene Kalender üblich, der julianische, der gregorianische und der türkische. Der neue französische Kalender, welcher mit so großem Geräusch in die Welt und so zweckloser Verwirrung in die Chronologie eintrat, war eine ephemere Erscheinung.

§. 53. Aeren, Cyklen, Perioden.

Wichtiger noch, als der Jahresanfang, ist die Zählung der auf einander folgenden Jahre. Sie werden nämlich entweder nach Aeren oder nach Cyklen, d. h. nach fortlaufenden oder wiederkehrenden Reihen gezählt. Von beiden Zählungsarten und sonstigen Bestimmungen oder Bezeichnungen der Jahre gibt es, zu großer Erschwerung der Zeitrechnung, gar viele und mannigfaltige Arten.

So ist unter den christlichen Völkern die von Dionys dem Kleinen 530 erfundene, und von Beda dem Ehrwürdigen (um 720) näher bestimmte Aere von Christi Geburt gebräuchlich. Im Mittelalter wurde auch die Indiction, das Jahr der Kaiser ꝛc. hinzugesezt. Die Mohammedaner aber zählen nach der Hedschra, d. h. von der Flucht Mohammeds von Mekka nach Medinah (622), und die Juden vom Anfang der Welt. Diese Aere (von der Schöpfung nämlich) wird auch fast durchaus von christlichen Schriftstellern in Ansehung der Begebenheiten vor Christus und zum Theil in den ersten Jahrhunderten nach Christus beobachtet, wiewohl mit verschiedenen Nebenbestimmungen (als bei der alexandrinischen, antiochenischen, constantinopolitanischen Aere ꝛc.). Auch haben mehrere von der Sündflut, oder nach der periodus juliana, oder auch rückwärts von Christi Geburt gezählt. Je mehr wir aber in's Alterthum zurückgehen, desto mannigfaltiger werden die Zählungsarten. Wichtige Nationalbegebenheiten: das Leben berühmter Männer, die Regierungsjahre der Machthaber ꝛc. dienten den Völkern zur Bezeichnung und Zählung der Jahre, und je nach der Ausbreitung, der Dauer, dem Ruhm eines Volkes oder seiner Schriftsteller, ist auch die Merkwürdigkeit seiner Aeren verschieden. So zählten die Juden von dem Ausgang aus Aegypten, von dem salomonischen Tempelbau, von Herodes Regierung, von der Zerstörung Jerusalems, wohl auch nach den Jahren der römischen

Proconsuln und Kaiser. Die Griechen von Cecrops, vom Untergang Troja's, von Philipps Arrhidäus Regierung, nach den Olympiaden, den athenischen Archonten ꝛc. Die Römer von Erbauung Roms, und später Konstantinopels, nach den Consuln, den Lustren, den Jahren der Kaiser. Ptolemäus von dem Regierungsantritt des Königs Nabonassar von Babylon. Viele Morgenländer nach der Eroberung Babylons durch Seleukus, später nach der yezdejerdischen und dschelaleddinischen Aere. Ich übergehe die spanische, die ägyptische, die antiochisch-cäsarische, die Märtyrer-Aere, da das Gesagte zu meinem Zwecke hinreicht, und unten in der Geschichte von einigen der merkwürdigsten Aeren noch insbesondere die Rede seyn wird.

Der Anfang einer Aere heißt Epoche oder Fixirpunkt. Sonst heißt Epoche auch eine jede merkwürdige Begebenheit, die als Ruhepunkt in der Geschichte, oder zur Eintheilung ihres Laufes dient; die Reihe der Fakten von einer Epoche zur andern ist dann eine Periode, und zwar eine historische Periode, zum Unterschied von der chronologischen, die eine Zusammensezung mehrerer Cyklen ist.

§. 54. Fortsezung.

Von Cyklen oder Zeitkreisen verdienen der Mond-, Sonnen- und Indictionscykel eine genauere Betrachtung (von den Olympiaden und Lustren, welches gleichfalls kleine Cyklen sind, wird in der Geschichte selbst das Nöthige erinnert werden).

Der Mondcykel ist ein Zeitraum von 19 Jahren, welche nach ihrem Ablaufe wieder von vorn anfangen. Die Vergleichung der Bewegungen des Mondes mit jenen der Sonne gab Anlaß zu seiner Erfindung, die dem Griechen Meton zugeschrieben wird. Nach desselben Lehre nahm man an, daß nach Verfluß von 19 Jahren die Neu- und Vollmonde jedesmal wieder auf die nämlichen Tage fallen. Weil aber 19 Mondenjahre mit Hinzurechnung von 7 den sogenannten embolimäischen oder Mond-Schaltjahren beigesezten Mondenmonaten dennoch um 1 Stunde 27′ 32″ kürzer als 19 Sonnenjahre sind, so schlich sich gleichwohl einige Unrichtigkeit in die Bestimmung der Neu- und Vollmonde nach der sogenannten goldenen Zahl (Jahr des Mondcykels) und sonach auch in die Bestimmung der Osterfeier ein.

Der Sonnencykel ist ein Kreis von 28 Jahren, nach deren Verfluß die nämliche Ordnung der Sonntagsbuchstaben und sonach aller Wochentage wieder anfängt, welche, wenn keine Schalttage wären, in 7 Jahren wiederkehren würden.

Der Indictionscykel, von 15 Jahren, heißt auch Römerzinszahl, ist ungewisser Bedeutung, aber seit Justinian's M. Zeiten in den meisten Urkunden zur Zeitbestimmung mit gebraucht.

§. 55. Fortsezung.

Unter den chronologischen Perioden (§. 52.) ist die von Joseph Scaliger erfundene, sogenannte julianische vorzüglich merkwürdig. Sie entsteht aus der Multiplikation der dionysischen Periode (welche das Produkt des Sonnen- und Mondcykels, sonach 532 Jahre ist), mit dem Indictionskreis, enthält also eine Reihe von 7980 Jahren, und ist in der Chronologie von mannigfaltigem Gebrauche. Man kann durch sie ohne Mühe durch blose Division mit 28. 19. und 15. die Sonnen- und Mond-

cykels- und Indictions-Zahl für jedes gegebene Jahr finden; man entgeht den Verwirrungen, die aus dem verschiedenen Anfange der Jahre (§. 51.) entspringen; endlich sind in ihr — da sie das Geburtsjahr Christi in's 4713te, und den Anfang oder das erste Jahr unserer Aere in's 4714te Jahr sezt (als in welchem allein das 10te Jahr des Sonnen-, das 2te des Mond- und das 4te des Indictionscykels zusammenkommen) die Systeme aller — wenigstens der lateinischen — Chronologen enthalten, so, daß die vielen streitenden Parteien, ohne ihren Hypothesen abzuschwören, in dieser konventionell angenommenen Periode einen Punkt der Vereinigung finden, und in dieselbe — als in ein Nez oder eine Leiter — die Begebenheiten nach ihrem Abstand unter einander und von dem allgemeinen Schwerpunkt der Zeitrechnung — der Geburt Christi nämlich — vor- oder rückwärts eintragen mögen.

§. 56. Schwierigkeiten der alten Chronologie.

Dennoch hilft sie nur einem kleinen Theile der Schwierigkeiten ab, welche die alte Chronologie darbietet, und welche wohl immer unübersteiglich bleiben werden. Viele derselben sind schon in den voranstehenden Paragraphen berührt; aber die wichtigsten fließen aus folgenden Ursachen:

1. Weichen die Profanscribenten von den heiligen Büchern ganz ungeheuer in ihren Zählungen, besonders aber in der Absicht auf das Alter der Welt, ab. Es heißt den Knoten zerschneiden und nicht lösen, wenn man die Angaben der ersten geradezu und durchaus verwirft. Indessen kömmt man auch damit nicht weit, denn

2. Die Zeitbestimmungen in den heiligen Büchern selbst sind dunkel, schwankend und unter sich nicht übereinstimmend, vorzüglich im Pentateuch; indem Moses nach den Lebensjahren der Patriarchen zählt, wo sich nicht ausmachen läßt, ob er Sonnen- oder Mondenjahre, oder gar — wie Hensler, jedoch aus unzureichenden Gründen, behauptet — nur Jahre von 3 oder 8 Monaten meine.

3. Zudem sind mehrere Texte jener heiligen Bücher vorhanden, der hebräische, samaritanische, und der griechische der 70 Dolmetscher. Alle drei weichen von einander ab, und insbesondere vermißt man im hebräischen Grundtext den patriarchischen Cainan, welchen die LXX. nach dem Arphaxad einschalten. Man hat die Zeitrechnung des Joseph Flavius wegen ihres Alters und Ansehens jener der angeführten drei Texte an die Seite gesezt, woraus vier verschiedene Hauptquellen oder Grundlagen der alten Chronologie entstehen.

4. Dieselben sind dann insgesammt von den neuern Chronologen sorgfältigst untersucht, studirt, commentirt und verglichen worden; auch hat man zu Profanscribenten seine Zuflucht genommen, um die Dunkelheit aufzuhellen. Vergebens! Sie wurde nur noch undurchdringlicher. Eine Menge gelehrter, zum Theil auch genievoller Männer, wie Scaliger, Bochart, der vortreffliche Marsham, Newton, Jakson, Petav, Usher, Pezron, Lenglet du Fresnoy u. s. w., haben ihre Zeit und Mühe diesem undankbaren Geschäfte gewidmet, und der Erfolg war, daß wir nun über hundert verschiedene Systeme besizen, die um mehr als 1400 Jahre von einander abweichen, aber eines wie das andere, nach Bolingbroke's treffendem Ausdrucke, den Zauberschlössern ähnlich sind, die bei Auflösung des Zaubers, oder bei näherer Betrachtung, in Nichts zergehen.

§. 57. Fortsezung.

Was ist dabei zu thun? Nichts weiter, als die Grundlagen der alten Chronologie zu untersuchen, damit man sich von der Unmöglichkeit überzeuge, mit ihr jemals in's Reine zu kommen. „Diese Wissenschaft“ — sagt Bolingbroke (*), und besser läßt sich's auch nicht sagen — „ist eine von denen, welche sind a limine salutandae, nur damit wir uns nicht durch „falsche Autorität irre führen lassen, aber nicht mehr; sonst würden wir „uns durch dieselbe Autorität verleiten lassen, uns mit eitler Wissenschaft zu „beladen. Ich für meinen Theil wollte lieber den Darius, welchen Alexander besiegte, für den Sohn des Hystaspes halten, und so viele Anachronismen machen, wie ein jüdischer Chronologe, als mein halbes Leben „daran wenden, um all' das gelehrte Zeug zu sammeln, das den Kopf eines „Antiquarius füllt.“

§. 58. Erleichterungsmittel.

Um sich indessen die Ordnung der Begebenheiten in Ansehung ihrer Folge und Gleichzeitigkeit, so weit solches der historische Zweck unumgänglich erheischt, eigen und geläufig zu machen, halte man sich durchgängig an ein — es gilt beinahe gleichviel welches — System (wir werden die hebräische Zeitrechnung, nach Petav's Berichtigung, annehmen), suche einige Jahrszahlen für Hauptfakten, vorzüglich runde, oder sonst leicht zu behaltende, namentlich kürzere Zahlen (etwa die von Christi Geburt rückwärts gerechneten), dem Gedächtniß einzuprägen, und sich das Behalten des Zeitzusammenhangs oder Abstandes der übrigen Begebenheiten durch öfteres Ansehen von zweckmäßig hiezu eingerichteten Tabellen, durch Reflektiren auf die reelle Verknüpfung der Fakten oder Personen, oder durch sonstige Ideen-Association und mnemonische Hilfsmittel zu erleichtern (s. Schlözer's Einleitung in die Weltgeschichte). Diese leztern Regeln gelten auch für die neuere Chronologie, die übrigens in eben dem Maaße, als sie uns näher rückt, an Licht und Zuverläßigkeit zunimmt. —

§. 59. Geographie (**).

Es war thunlich, und schien uns zweckmäßig, das Wissenswürdigste aus der Chronologie hier summarisch anzuführen; es mag, in Verbindung mit den Bemerkungen und Zeitangaben, die bei der Geschichte selber werden angeführt werden, dem Bedürfniß unserer Leser genügen. Nicht also bei der Geographie, welche ein Fach von viel größerem Umfange und weit ausgebreiteterem Interesse ist. Diese verdient und erheischt ein eigenes sorgfältiges Studium. Wir werden daher, da ein gedrängter Auszug davon die Leser dieses Buches nicht befriedigen, und eher bei denselben schon vorausgesezt werden kann, hier blos das Verhältniß der Geographie zur Geschichte angeben, und etwa in der Folge den einzelnen Ländergeschichten, oder sonst wichtigen Begebenheiten, um deren Schauplaz der Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, eine kurze Lokalbeschreibung vorausschicken, die Hauptveränderungen der Länder aber in den Faden der eigentlichen Geschichte verweben.

(*) In den oben angeführten Lettres etc.

(**) Vergl. die Werke von Hübner, Gatterer, Büsching, Sprengel, Forster, Zeune, Gaspari, Mannert, Malte-Brun, Zimmermann, Kästner, Ritter u. A.

§. 60. Fortsezung.

Geographie, Erdbeschreibung, deren Begriff der Name ausspricht, ist nothwendige Hilfswissenschaft oder auch integrirender Bestandtheil der Geschichte, je nachdem man die Erde blos als einen Schauplaz von Ereignissen, oder als eigenen Gegenstand von Veränderungen betrachtet. Sie unterrichtet uns über die natürliche und politische, gegenwärtige und ehemalige Gestalt, Beschaffenheit und Theilung der Erde und Länder, woraus sich die Unterscheidung in natürliche und politische, alte und neue Geographie ergibt.

§. 61. Natürliche, politische und mathematische.

Die natürliche Geographie untersucht jene Eigenschaften, Gestalten und Theilungen, welche die Erde von der Natur selbst, entweder ursprünglich oder im Laufe der Zeiten erhalten hat. Die bürgerliche oder politische beschreibt die Veränderungen, welche die Menschen auf der Erde hervorgebracht, insbesondere die Wohnungen, die sie sich darauf erbaut, und die Theilungen, die sie nach und nach mit ihrem gemeinschaftlichen Erbe nach Ländern, Staaten, Stämmen und Völkerschaften gemacht haben.

Wenn die natürliche Erdbeschreibung sich nicht blos auf die Oberfläche, und die der Beschauung sich unmittelbar darstellenden Beschaffenheiten der Erde beschränkt, sondern tiefer mit ihren Untersuchungen und wissenschaftlichen Forschungen eindringt; wenn sie die Bestandtheile der Erde, ihre mannigfaltigen Schichten, Elemente, Produkte, und die gegenseitigen Verhältnisse und Einwirkungen derselben aufsucht; wenn sie den Ursachen ihrer Configuration nachspürt, — bis zur Geogonie aufsteigt, d. h. aus der jezigen Gestalt der Erde die Art ihres Werdens ergrübelt, u. s. f., dann heißt sie die physikalische Erdbeschreibung.

Mit der physikalischen und bürgerlichen Geographie ist auch die mathematische auf's Genaueste verbunden. Diese betrachtet die Erde als einen von den unzähligen Weltkörpern im System des Universums, untersucht ihre Gestalt, Größe, Lage, Verhältniß gegen die andern Weltkörper, und theilt sie, durch imaginär darauf gezeichnete Linien und Punkte, auf eine von der bürgerlichen Eintheilung zwar unabhängige, aber doch zur Bestimmung derselben und zur deutlichen Vorstellung und richtigen Aufnahme seiner Gestalt im Ganzen und in den Theilen unentbehrliche, mit dem System der gesammten Astronomie harmonirende Weise ab.

§. 62. Alte, mittlere und neue.

Die Eintheilung in alte, mittlere und neue Geographie wird von Denjenigen verworfen, welche mit Gatterer unter ihr blos die Schilderung der gegenwärtigen Gestalt &c. der Erde verstehen. Für diese gibt es dann freilich keine alte und keine mittlere Geographie, und was unter diesen Rubriken sonst vorgetragen wird, gehört nach ihnen zur Geschichte selbst oder zu den Antiquitäten. Aber da der Sprachgebrauch und die Etymologie des Wortes Geographie die beschränkende Bestimmung des „gegenwärtigen“ Zustandes nicht mit sich bringen, die Gestalt der Erde aber in alten, mittlern und neuern Zeiten wirklich ungemein verschieden erscheint, und denn doch eine fortlaufende Beschreibung davon, wenn man Verwirrung vermeiden, und die eigentliche Geschichte nicht mit zu vielen Gegenständen überladen will, nicht wohl in den Faden der Begebenheiten verwebt

werden kann, so hat jene Eintheilung allerdings ihren Grund und Nuzen. Freilich traten die meisten Umstaltungen der Erde nur langsam, und in einem Theile nach dem andern ein; aber auch die Geschichte erzählt meistens nur allmälige Veränderungen und still einhergehende Revolutionen; und was die großen Katastrophen, die plözlichen Umwälzungen der politischen Welt betrifft, so haben sie meistens auch eine eben so plözliche und allgemeine Veränderung in der Geographie hervorgebracht. Z. B. Alexander's M. Tod, die französische Revolution u. s. w. Weil es aber für unsere Fassungskraft unmöglich ist, den vielen allmäligen und theilweisen Veränderungen in der Geographie, so wie in der Geschichte, in gleichem Stufengang zu folgen; so müssen wir bei beiden die ungeheure Menge von verschiedenen Zuständen auf einige große Hauptmassen reduciren; und so wie wir den Zustand der Menschen und Völkerschaften in der alten Welt überhaupt mit einem großen und allgemeinen Blick betrachten konnen, ohne auf die verschiedenen Nuancen nach Jahrzehnten oder einzelnen Jahren zu achten; so können wir auch von dem Zustande der Erde, ihrem Anbau, ihrer Vertheilung unter die Völkerschaften, und dem Grade der Bekanntschaft mit ihr in der alten (oder in der mittlern rc.) Welt ein allgemeines Bild entwerfen, das zwar nicht auf alle Jahrzehnte oder Jahrhunderte derselben einzeln, aber doch auf alle zusammengenommen paßt.

§. 63. Allgemeine Betrachtungen.

Noch einige Bemerkungen werden hier an ihrer Stelle seyn:

a) Die Geographie ist keine festbestehende, sondern eine wandelbare Wissenschaft. Denn unaufhörlich verändert sich ihr Gegenstand, die Erde, im Ganzen und in den Theilen, und unmöglich kann die Erdkunde allen diesen Veränderungen mit gleichem Schritte folgen. Daher veraltern oftmal die geographischen Kenntnisse, und häufig muß man sich mit Daten begnügen, die wahr zu seyn schon längst aufgehört haben.

b) Diese Wandelbarkeit der Geographie erstreckt sich jedoch größtentheils nur auf den politischen oder bürgerlichen Zustand der Länder: in der natürlichen Beschaffenheit der Erde ist das Meiste beharrlich, und im Lauf der Zeiten — den Hauptzügen nach — dasselbe geblieben. Darum sind auch diese festen, beharrlichen, unwandelbaren Gegenstände in der Geographie von vorzüglicher Wichtigkeit; sie müssen wir insbesondere bemerken, um die Gestalt der Erde und Länder unserer Einbildungskraft einzuprägen; sie dienen uns zu Korrekturpunkten, um die Irrthümer der alten Geographen zu berichtigen, und uns wirklich eine vollständigere und genauere Kenntniß von dem Umfang und der Lage der in alten Zeiten bewohnten Länder zu geben, als je ein alter Geograph auch nur ahnen konnte.

c) Wir müssen daher, um Zweideutigkeiten zu vermeiden, die Geographie eines Zeitraums, so wie wir sie geben können, von der Erdkunde in demselben, d. h. von dem Umfange und der Gattung der geographischen Kenntnisse in jenem Zeitraum, sorgfältig (wenigstens dem Begriff nach, wenn gleich nicht immer in der Behandlung) unterscheiden. Wir beschreiben unter der Rubrik „alte Geographie“ die alte Welt, so wie sie wirklich war, d. h. in so fern wir dieses aus der Vergleichung der alten Nachrichten mit den neuern Beobachtungen zu thun im Stande, und durch die Mängel der auf uns gekommenen Quellen nicht gehindert sind; da wir hingegen, wenn wir die alte Erdkunde darstellen, die Geschichte der

Geographie in den alten Zeiten erzählen, und sowohl die Irrthümer als die Kenntnisse, die Fabeln sowohl als die richtigen Ansichten, die Beschränkungen sowohl als die Fortschritte der alten Geographie, als Wissenschaft betrachtet, aufstellen.

Siebentes Kapitel.

Fortsezung.

§. 64. Alterthumskunde und Statistik. Ethnologie.

Alterthumskunde und Statistik sind weniger Hilfswissenschaften, als Theile der Geschichte. Sie stellen alle Zweige des Zustandes und der Verfassungen der Völker in politischer, bürgerlicher, häuslicher, militärischer, wissenschaftlicher, religiöser u. s. w. Rücksicht, in alten (Alterthumskunde) und neuen Zeiten (Statistik) dar. Alles dies sind Gegenstände, die für die eigentliche Geschichte von vorzüglichem Interesse sind, und ihr wesentlich angehören, wenn man diese nicht zum blosen Register von Königen, Schlachten, Thronveränderungen u. d. gl. herabwürdigen will. Man kann jedoch dergleichen Daten von dem fortlaufenden Faden der Ereignisse lostrennen, sie unter oben stehenden oder andern Rubriken in einzelne Fächer sammeln, und aus ihnen zusammen eine eigene Wissenschaft bilden. Eine solche verträgt alsdann mehr Detail und Ausführlichkeit als die allgemeine oder fortlaufende Geschichte, und dient zur Beleuchtung und Vervollständigung derselben; so wie auch z. B. einzelne Völkergeschichten mehr Umständlichkeit gestatten und erheischen, als die Weltgeschichte, welche hinwider aus jenen Licht und Bereicherung schöpft. Indessen sollen auch in der Alterthumskunde, als einem eigenen Fache, nur solche Notizen Plaz finden, die wirklich interessant und lehrreich sind. Was blos zur Vergnügung einer müßigen Neugierde, oder der gelehrten Eitelkeit dienen kann, daran wird kein verständiger Mann seine Zeit und Mühe auf Unkosten von wahrhaft wissenswürdigen Dingen wenden. Wir werden uns bemühen, in die Darstellung der einzelnen Zeiträume auch das Interessanteste aus der Alterthumskunde und Statistik zu verweben.

Dasselbe gilt von der Ethnologie oder Völkerkunde. Die Verwandtschaften, die charakteristischen Verschiedenheiten der Völker in allen natürlichen und künstlichen Verhältnissen, und in allen Sphären ihres Handelns und Leidens, sind ein rein historischer Stoff, der jedoch — als nur zerstreut in den alten und neuen Geschichtsquellen vorhanden — einer eigenen Zusammenstellung und philosophischen Bearbeitung höchst würdig ist, und dieselbe auch vielfältig erhalten hat. Von solchen Bearbeitungen strahlt dann hinwieder viel Licht zurück auf das eigentliche historische Feld.

§. 65. Genealogie (*).

Auch die Genealogie ist ein Theil oder Auszug der Geschichte. Sie beschäftiget sich mit dem Ursprung, der Fortpflanzung und den Schicksalen der merkwürdigen Familien oder Geschlechter. Die Bestimmungen der Menschen und Völker sind großentheils, und nur zu sehr an die Interessen und Verhältnisse einzelner Familien geknüpft. Die Geschichte solcher Familien ist also ein wichtiger Theil der allgemeinen Geschichte. Es wird aber diese

(*) Hieher gehörige Werke von Gatterer, Hübner, Lenz, u. A.

in ihrem Laufe weniger aufgehalten und der Imagination und dem Gedächtniß das Auffassen und Behalten jener Geschlechter-Verhältnisse ungemein erleichtert, wenn man dieselben aus den Annalen, in denen sie zerstreut vorhanden sind, herauszieht, sammelt, und in ordentlicher Verbindung — als in Stammtafeln — der Ueberschauung darbietet. So entstand die Genealogie; aber es ist bei ihrer Bearbeitung nicht immer die unbefangene Wahrheitsliebe, sondern Eitelkeit, Schmeichelei und Vorurtheil allerlei Gattung thätig gewesen. Die allerwichtigsten genealogischen Data werden wir im historischen Theile dieses Werkes jedesmal am gehörigen Orte einschalten.

§. 66. Heraldik (*).

Heraldik ist die Wissenschaft von den Regeln und Rechten der Wappen, d. i. jener — ursprünglich auf Waffen angebrachten — Ehren- und Unterscheidungszeichen, die von der höchsten Staatsgewalt für sich selbst angenommen, oder gewissen Personen, Familien, Gemeinden, Städten und Ländern ertheilt oder bewilligt worden. Solche Wappen enthalten nun insgesammt Sinnbilder, die entweder blos allegorisch, meistentheils aber historisch, d. h. Erinnerungszeichen gewisser Begebenheiten, Thaten oder Charakterzüge sind. Wappen aller Art sind sonach wahre Denkmale, interessante historische Quellen, deren Erklärung manche Dunkelheit in der Geschichte aufhellen, manche Lücke ergänzen kann.

§. 67. Numismatik (**).

Reichhaltiger und von weit ausgebreiteterem geschichtlichen Nuzen sind die Münzen und Medaillen und also auch die Wissenschaft, welche Beide kennen und erklären lehrt, d. h. die Numismatik und Medaillen-Wissenschaft. Medaillen, Schaumünzen, welche eigens zur Erhaltung gewisser Gedächtnisse geschlagen werden, sind schon vermöge ihrer Bestimmung Denkmale, und zwar sehr dauerhafte Denkmale. Aber auch die mit einem bestimmten Werthe zum Gebrauch im Handel und Wandel geprägten oder gangbaren Münzen nehmen im Laufe der Zeit dieselbe Natur an. Denn nicht nur enthalten ihre Inschriften, Jahrzahlen und Bilder belehrende und sehr zuverläßige historische Data, auch die Beschaffenheit ihrer Materie, und der Kunstwerth ihres Gepräges geben zu manchen interessanten Bemerkungen über Reichthum oder Armuth, Verfassung, Handel, Geschmack u. s. w. der Völker Anlaß.

§. 68. Diplomatik (***).

Am wichtigsten aber unter den Hilfswissenschaften, die nicht wirkliche Theile der Geschichte sind, ist Diplomatik. Sie lehrt die Diplome (s. §. 34.) richtig lesen und verstehen, beurtheilen und nüzlich anwenden. Zu ihr gehört die Sphragistik oder Siegelkunde, weil die Diplome meistens durch Siegel bekräftigt werden. In Urkunden ist ein ganz un-

(*) Ueber Heraldik haben geschrieben: Gatterer, Lüder, Reinhart, Siebenkees, Libowsky, u. A.

(**) S. die Werke über Numismatik von Joachim, Abremson, Praun, Ulrich, Schmieder, Gerhard, Köhler, Eckhel, Schlichtegroll u. A.

(***) Joh. Mabillon's Werk: de re diplomatica 1681. legte zu dieser Wissenschaft den Grund. Tossin und Toustaint, französ. Benediktiner wie er, vervollkommneten den Bau. Gatterer, Gruber, Schwartner, Schönemann u. A. bearbeiteten in Teutschland mit Erfolg dasselbe Feld.

schäzbarer historischer Reichthum enthalten. Während der barbarischen mittlern Zeiten, da uns die elenden Chronikenschreiber blos dürftige Aufzählungen von Königsnamen, Schlachten, Kirchenbau, Pestilenz u. d. gl. darbieten, und von jenen Daten, welche den Zustand der Menschen und Völker nach den Hauptansichten schildern, fast gänzlich schweigen, da häufte sich im Stillen ein kostbarer geschichtlicher Schaz in Urkunden auf, welche durch Inhalt und Styl die deutlichsten Erkenntnißquellen von den Verhältnissen der verschiedenen Stände und Volksklassen unter sich und gegen einander, vorzüglich zwischen Regent und Unterthan, Geistlichen und Layen, Adelichen und Bürgerlichen, dann von der herrschenden Denkungsart, Gebräuchen, Vorurtheilen, Neigungen und Interessen, von den Grundsäzen der Gesezgebung und des Richteramts, von den Stufen des Wohlstandes, der Beschaffenheit der Industrie und des Handels, endlich von der Gelehrsamkeit und dem Geschmacke jener Zeiten sind. Die lehrreiche und interessante Schilderung des Mittelalters, die wir einigen genievollen neuern Geschichtschreibern verdanken, haben diese größtentheils aus Urkunden geschöpft, und würden es nicht haben thun können, wenn nicht die Diplomatik sie in den Stand gesezt hätte, die veralteten Züge der Urkundenschrift zu entziffern, die Bedeutung der Worte und Förmlichkeiten zu erklären, vorzüglich aber die ächten Diplome von den vielen unächten und unterschobenen nach zuverläßigen Kriterien zu unterscheiden.

§. 69. Anmerkung.

Diplomatik, Heraldik und Numismatik können nach unserem Zwecke weder hier in der Einleitung, noch unten in der Geschichte eine Stelle zur wirklichen Behandlung finden; wir müssen uns damit begnügen, ihren Begriff entwickelt zu haben, und ihr Studium den Freunden der Geschichte zu empfehlen.

Achtes Kapitel.

Nuzen der Geschichte.

§. 70. Allgemeiner.

Den Werth und Nuzen der Geschichte für's geistige Leben des Menschen nachzuweisen, erklärt Pahl mit Recht für eben so überflüssig, als die Bemühung, die Nüzlichkeit der Sonne für das thierische Leben darzuthun. Zwar fehlt es nicht an Verächtern oder Tadlern der Geschichte, aber — entweder liegt ihrem Tadel blos die Neigung zu Grunde, Paradoxen zu behaupten, oder sie haben nur die elende Behandlung der Geschichte von Schriftstellern, Lehrern und Lernenden vor Augen, wodurch sie freilich oft genug zum öden Gedächtnißwerk herabsinkt, das „Namen an Namen und Jahrzahlen an Jahrzahlen reiht"; oder endlich es sind Melancholiker und Misanthropen, die mißvergnügt mit der Welt und den Menschen, ihre Galle über Alles ausgießen, was menschlich ist, und in der Geschichte nur ein trauriges Verzeichniß von Thorheiten und Leiden finden. Darum wird allerdings Jener, der mit der Geschichte wahrhaft vertraut und mit ihren Schäzen bereichert ist, die zweifelnde Frage nach ihrem Nuzen entweder durch ein verächtliches Schweigen, oder durch einen vollen Strom der Rede beantworten. Für solche Eingeweihte sind die nachfolgenden Paragraphen nicht bestimmt; sie sollen blos Denjenigen, die erst an

der Schwelle stehen, einen Vorgeschmack von den Reichthümern geben, die Clio's Tempel enthält.

§. 71. Fortsezung.

Am natürlichsten wird der Nuzen der Geschichte in den allgemeinen und besondern unterschieden. Denn außer dem, daß sie den meisten Ständen und Klassen der Gesellschaft, den meisten Zweigen der Wissenschaft besondere und ausgezeichnete Vortheile gewährt, hat sie auch ein allgemeines und hohes, rein menschliches Interesse, und ist — auch ohne Rücksicht auf individuelle oder untergeordnete Zwecke — zur Bildung des Geistes und Herzens überhaupt von mächtiger Wirksamkeit.

§. 72. Fortsezung.

Es ist ein natürliches Gefühl, fast möchte man sagen Bedürfniß, das uns zur Geschichte hinzieht. Die Imagination weilt gerne bei den Bildern der Vergangenheit und das Gemüth wird dadurch auf eine wohlthuende Weise gerührt. „Wenn der alte celtische Barde", bemerkt Ancillon sehr schön, „den tiefen und süßen Eindruck schildern will, den die Musik auf seine Seele macht, so sagt er blos: sie wirke auf ihn, wie die Erinnerung an die Tage der Vorzeit." —

Woher wohl dieser allgemeine Hang? — Er haftet tief in der empfindenden und moralischen Natur der Menschen, die allenthalben, wo sie unverdorben und in einiger Entwicklung erscheint, durch sympathetisches Gefühl sich äußert, und sich, wenn sie der bessern Stimme gehorcht, nicht in der Isolirung der eigenen Person, sondern in der Allgemeinheit des Geschlechtes liebt und schäzt. Dieses weit verbreitete Eine Geschlecht, welchem wir angehören, zu kennen, sein geistiges Leben, in dessen Strom auch der eigene kleine Lebensnachen dahin schwimmt, zu verstehen, Zweck und Ziel, wornach wir steuern, wenigstens ahnen zu lernen — das muß wohl vom höchsten rein menschlichen Interesse seyn. Und wo anders erscheint uns die Menschheit in ihrer wahren Gestalt, in ihrem eigentlichen Leben, als in der Geschichte? — In hr, und nur in ihr erkennen wir, was unter so vielen zufälligen Gestaltungen, unter den bunten Eigenthümlichkeiten von Zeit und Ort beharrliche, ewige Menschennatur sey. Zwar äußert sich diese in vielfach wechselnden Formen, ist der Bildung und Verbildung, der Hemmung und Fortführung empfänglich; gleichwohl sind allenthalben die nämlichen Anlagen und Kräfte vorhanden, dieselben Neigungen und Leidenschaften wirksam. Das Gemeinwohl sehen wir überall im Streit mit Privatinteressen, aber dennoch gefördert durch diese, und bei dem mannigfaltigsten Gemische partieller Ereignisse einen allgemeinen Gang des Geschlechtes. — Sonach ist, wer die Geschichte nicht kennt, Fremdling auf der Erde und unter seinem Geschlechte, und sich selber fremd; nichts kümmern ihn die hohen Interessen, um welche die Menschheit vom Anbeginn rang und kämpfte, und er mag — was auch sonst seine Fertigkeiten seyen — an ihrem allgemeinen Leben nur passiv und maschinenartig Theil nehmen, wie ein Rad, das nichts davon weiß, in welches Getrieb es eingreift.

§. 73. Fortsezung.

Nicht nur ist das wahre Leben der Menschen blos in der Geschichte erkennbar, es besteht auch größtentheils nur in der Geschichte. Ohne sie ginge jede Generation ihren gesonderten Gang für sich, und berräte den oft

betretenen Pfad immer von Neuem. Die Geschichte schließt alle Generationen in eine Kette zusammen. Sie ist das fortwährende Selbstbewußtseyn der Menschheit und der Völker. Die Erfahrung aller Jahrhunderte und die Tradition mit allen ihren Schäzen gehört ihr an. Die Kenntnisse, Ideen, Erfindungen aller Zeiten und Völker, und was die Weisen in grauer Vorwelt dachten und lehrten — theilt sie den späten Nachkömmlingen mit. Jezt können diese beginnen, wo ihre Vorfahren aufhörten, und es ist ihnen das Fortschreiten zu ganz unbestimmbaren Graden der Vollkommenheit möglich.

§. 74. Fortsezung.

Auch abgesehen von diesem hohen Standpunkt, von dieser umfassenden Allgemeinheit des Begriffs der Geschichte, ist sie eine fruchtbare Mutter von Erkenntnissen. Nicht mit Unrecht schreibt man ihr die größere Hälfte des menschlichen Wissens zu. Denn unermeßlich ist der Umfang der eigentlich historischen Wissenschaften, und auch die meisten philosophischen Disciplinen erhalten von ihr Materialien oder Data, erläuternde Beispiele und lichtvolle Beweise.

§. 75. Fortsezung.

Nichts ist demüthigender als das Gefühl eines Ignoranten in der Geschichte, nichts kläglicher als seine Lage, wenn er über was immer für Dinge im Privat- oder öffentlichen Leben urtheilen soll. Kein Buch, kein Zeitungsblatt weiß er mit Verständniß und Nuzen zu lesen; allenthalben irrt er im Dunkeln; ihm ist die Gegenwart ein Räthsel und die Zukunft völlig verschlossen; Vorurtheile aller Art, der Erziehung und des Standes, des Ortes und der Zeit, hemmen seine Geistesthätigkeit; das Gewöhnlichste weiß er nicht zu deuten, und das Außergewöhnliche benimmt ihm die Fassung. Wie überlegen steht einem Solchen Jener gegenüber, der mit der Geschichte vertraut ist? — Vor seinen Blicken ist eine weite und freie Aussicht geöffnet; von erhabener Stelle überschaut er die Angelegenheiten der Menschen und ihr Thun und Treiben. Kein Ereigniß kann ihn befremden, denn keines ist ihm neu. Er entdeckt die geheimen Triebräder, und erräth die wahrscheinlichen Folgen der Tagsbegebenheiten; denn die Vergangenheit enthält den Schlüssel zur Gegenwart und den Spiegel der Zukunft. Er weist Allem die gebührende Stelle an, hegt weder für's Alte noch für's Neue, für's Einheimische noch für's Fremde eine parteiische Vorliebe, und läßt sich nicht durch politisches und nicht durch religiöses Blendwerk täuschen. Kein besserer Bürger, kein aufrichtigerer Gottesverehrer ist, als er, — denn er kennt in dem Staat die Bedingung der Humanität, und die Gottheit erscheint ihm in der Leitung der menschlichen Schicksale, die Unsterblichkeit in der allgemeinen Ahnung der Völker; — aber er wird gleichgültiger für politische und religiöse Formen, welche nur einzelnen Orten und Zeiten angehören, und tolerant gegen Jene, welche dieselben Wahrheiten in verschiedenem Gewande verehren.

§. 76. Fortsezung.

So mannigfaltige Bereicherung der Erkenntniß muß nothwendig auch auf's Praktische einfließen, und die Geschichte kann nicht anders als eine Lehrerin der Klugheit, des Rechtes und der Tugend seyn.

Erfahrung und Menschenkenntniß sind die beiden Hauptquellen der

Klugheit; Geschichte aber ist die Summe der Erfahrungen und der Menschenkunde. Für's Privat- wie für's öffentliche Leben, für den einzelnen Menschen wie für Staaten enthält sie in warnenden und ermunternden Beispielen die wichtigsten, eindringlichsten Lehren gleichförmig in ihren Gründen, wenn auch verschieden in den Fällen und in der Anwendung. Denn was im Großen gilt, ist meist auch für's Kleine wahr. Wer auf Einzelne, und wer auf Nationen wirken will, muß die Menschen kennen, und es mag ein häusliches Glück wie jenes der Völker gedeihen und erstarken durch Talent und Fleiß, Vorsicht und Mäßigung, oder zu Grunde gehen durch Unvernunft und Nachsichtigkeit, Vermessenheit und Uebertreibung.

§. 77. Fortsezung.

Wenn die Lehren der Klugheit durch den Erfolg der dargestellten Handlungsweisen eindringlich werden, so erhalten jene des Rechts und der Tugend ihre Kraft aus der Größe und Liebenswürdigkeit ihrer Vorbilder. Denn nicht immer ist das Recht siegreich und die Tugend glücklich, und eben dies erhöht ihre Würde. Selbstverläugnung macht das Verdienst aus. Dies sagt uns die allgemeine Moral; aber nur selten mag die abstrakte Idee der Pflicht, die nicht durch Beispiele versinnlicht wird, die Huldigung der Menschen gewinnen. Diese erhebenden, Achtung und Liebe gebietenden Beispiele liefert die Geschichte, und macht so aus einem trockenen Moralsystem ein lebendiges Gemälde handelnder Personen. Wer in diese Gallerie der großen und edlen Menschen aller Zeiten tritt, dessen Gemüth wird durchdrungen von der Würde der menschlichen Natur, sein Selbstgefühl wird erhöht, und seine Kraft zur Nacheiferung begeistert. Ob dieser Vorbilder auch wenige seyen — sie erheben nicht minder: ja noch eindringlicher wird ihr Verdienst durch den Kontrast mit den Lastern der Menge, und je größer dagegen die Zahl der Bösewichter, desto abschreckender ihre Rotte.

§. 78. Fortsezung.

Unter den edlen Gefühlen, welche die Geschichte weckt und nährt, sind die auserlesensten Pfleglinge zwei, die unter sich verwandt und Mütter der meisten übrigen Tugenden sind: Liebe des Vaterlandes und der Freiheit. Denn nicht nur ist das Buch der Zeiten reicher an Beispielen derselben, weil sie mehr in's öffentliche Leben eingreifen als andere, und häufiger Großthaten erzeugen: nach ihrer Natur sind auch beide durch die Geschichte gewissermaßen bedingt, oder erhalten wenigstens durch sie erst ihre höchste Ausbildung und Stärke. Wer Fremdling ist in der Geschichte, kann sein Vaterland nur instinktartig lieben, denn er kennt dies Vaterland nicht; und den Muth zur Freiheit mögen wir manchmal nur aus der Geschichte schöpfen, die uns zeigt, daß Freiheit möglich, und wie sie möglich sey. Wie oft hat schon der Name eines Leonidas, eines Decius, eines Arnold von Winkelried zu Heldenthaten begeistert! wie oft hat das Bild eines Cato den sinkenden Muth edler Freiheitsvertheidiger erhalten, und wie oft hat Hermann's zürnender Schatten teutsche Jünglinge — wenigstens zu Selbstvorwürfen gebracht! —

§. 79. Fortsezung.

Nicht nur Lehrerin der Tugend, auch strenge Richterin und unparteiische Vergelterin ist die Geschichte, und sie macht hiedurch manche Ungerechtigkeiten der Menschen und des Schicksales gut. Zwar nur zu oft

wird der Edle im Leben verkannt und verläumdet; nur zu oft gelingt es verschmizten und gewaltigen Bösewichtern, die Zeitgenossen zu täuschen, ihr Lob zu erkaufen oder zu erpressen, und ihre Schmähungen niederzuschlagen. Aber mögen einzelne Geschichtschreiber, mögen alle Zeitgenossen verblendet, erschreckt, bestochen seyn; die spätere Geschichte ist es nicht. Ohne Neigung und Leidenschaft, ohne Furcht und Hoffnung prüft sie die Zeugnisse, richtet die Thaten, und theilt nach Verdienst Ruhm und Schande zu. Zwar Manches entgeht ihr wegen Dürftigkeit oder Verlust der Zeugnisse; auch ist es möglich, wiewohl schwer, daß sie bisweilen sich irre: aber immer forscht sie mit scharfem Auge, wägt mit ruhiger Hoheit, und spricht ein freies und bleibendes Urtheil. So lange Menschen seyn werden, wird der Name eines Kritias, eines Cromwell mit Verwünschung und Abscheu, der Name eines Sokrates, eines Sidney mit Liebe und Segen von ihren Lippen tönen und in ihren Herzen seyn. — Der Blick auf diese unerbittliche Vergelterin — denn das Verlangen des Nachruhms, wie jenes der Unsterblichkeit, lebt in der menschlichen Brust — hat schon manchmal des glücklichen Bösewichts Triumphe verbittert, hat ihn gegen seine Neigung zu guten, wenigstens äußerlich guten Handlungen gespornt, und den Muth des gekränkten Rechtes und der leidenden Unschuld aufgerichtet.

§. 80. Specieller.

Kaum scheint es nothwendig, nach Darstellung dieser hohen Würde der Geschichte, auch noch ihre Brauchbarkeit für untergeordnete einzelne Zwecke zu erläutern. Eine flüchtige Anzeige davon mag unserer Absicht genügen. Allen Ständen und Klassen, welche auf höhere intellektuelle und moralische Bildung Anspruch machen, ist schon deßwegen die Geschichte unentbehrlich; aber die meisten — einen ganz abstrakten Metaphysiker, einen blos kalkulirenden Mathematiker etwa ausgenommen — bedürfen ihrer noch aus speziellen Gründen. Bei dem Staatsmanne macht sie beinahe die Summe der erforderlichen Kenntnisse aus. Denn die allgemeinen Grundsäze der Staatskunst sind das Resultat der guten und üblen Erfahrungen der Völker in allen Zeiten, und die besondern innern und äußern Verhältnisse der einzelnen Staaten, auf welche jene Grundsäze angewendet werden sollen, sind gleichfalls historisch. Der Feldherr, und selbst der untergeordnete Krieger, findet in der Geschichte die vortrefflichsten Muster zur Nachahmung, die eindringlichsten Lehren, die warnendsten Beispiele. Dem Priester zeigt sie die Wichtigkeit seines Berufes und die traurigen Folgen von dem Verkennen desselben und von dem Mißbrauch seiner Macht; sie flößt ihm liberale und tolerante Grundsäze ein, lehrt ihn die Schale vom Kern, die Hülle vom Wesen unterscheiden, und versieht ihn mit den überzeugendsten Beweisen der göttlichen Vorsicht, und mit einem Schaze moralischer Beispiele. Dem Rechtsgelehrten flößt sie Achtung für's (natürliche und geschriebene) Recht, die Bedingung des wahrhaft menschlichen Daseyns, die Basis jedes gesellschaftlichen Vereines, ein, lehrt ihn den Geist der Geseze und Verfassungen oder ihr Verhältniß zu dem jedesmaligen Zustand und Bedürfniß der Völker kennen, und reicht ihm in den ihr eigens angehörigen alten und fremden Gesezen und Sitten die wichtigsten, lichtvollsten Vergleichungsgegenstände mit den heutigen und eigenen dar. Auch dem Arzt muß die Geschichte der Wanderungen, des successiven oder periodischen Erscheinens, des theilweisen oder gänzlichen Verschwindens, der

glücklichen oder unglücklichen Heilarten von Krankheiten, auch die Bemerkung des Zusammenhangs ihrer Entstehung und Verbreitung mit mancherlei politischen Begebenheiten — als Krieg, Ansiedelung u. s. w. oder mit Einführung gewisser Gebräuche und Sitten — in Nahrung, Kleidung ꝛc. — von großer Wichtigkeit seyn. Daß der spekulative und praktische Philosoph aus der Geschichte den reichsten Stoff des Nachdenkens, die lichtvollsten Beispiele, die eindringlichsten Beweise seiner Lehren und Maximen, und den Unterricht aller vorangegangenen Weisen schöpfe, ist schon oben erwähnt. Eben so unerschöpflich ist das Magazin von Ideen, das sie den schönen Wissenschaften und der darstellenden Kunst anbietet. Die fruchtbarste Imagination kann diesen Vorrath von Materialien nicht ersezen; auch mag der Dichter und Redner aus den klassischen Geschichtschreibern Regel und Beispiel für seine eigenen Produktionen ziehen, und jeder Freund der Literatur aus der Geschichte die nöthigen Vorkenntnisse zum Verständniß alter und neuer Schriftsteller schöpfen. Sollen wir noch bemerken, daß auch andere, nicht wissenschaftliche Stände durch die Geschichte gewinnen? So lernt der Kaufmann aus ihr den wichtigen Einfluß des Handels auf den Flor und die Kultur der Völker kennen; er sieht in ihr, welches die unentbehrlichsten Tugenden, und die gefährlichsten Verirrungen für Handelsstaaten seyen, und wird durch diese Ansichten weit genug über den gewöhnlichen Krämergeist erhoben, um seine Privatspekulationen dem Interesse des Vaterlandes zu unterordnen, und damit in Harmonie zu bringen. — Aehnliche Belehrung und Veredlung erhalten auch der mechanische Künstler, der Fabrikant, der Landwirth, kurz ein Jeder aus der Geschichte, der sich belehren und veredlen lassen will. Sie bietet Jedem, jedoch nur dann ihr Füllhorn dar, wenn er mit Sinn und Herz ihr naht.

Besondere Einleitung
in die Weltgeschichte.

Neuntes Kapitel.
Begriff der Weltgeschichte.

§. 81. Bestimmung des Begriffs.

So einfach und leicht der Begriff der Weltgeschichte den Meisten scheint, so kommen doch die Schriftsteller in ihren Erklärungen davon nicht überein, und es ist schwer zu bestimmen, welche aus denselben die richtigste sey. Mögen jedoch die Ansichten verschieden seyn; wenn nur einer Erklärung ein vernünftiger Zweck, eine fruchtbare Idee zum Grunde liegt, und der Schriftsteller seinem aufgestellten Begriff in der ganzen Behandlung getreu bleibt; dann mag er immer Lob und Dank verdienen, und mit ihm darüber nicht zu rechten seyn, ob er nicht seinem Werk eine andere Ueberschrift, als z. B. Geschichte der Menschheit, Kulturgeschichte, oder vielleicht Summarium der Völkergeschichte, Compendium der Univer-

salhistorie u. s. w. hätte geben sollen. Was man aber mit vollem Recht von ihm verlangt, ist, daß er seinen Begriff genau bestimme und denselben bei seiner Arbeit fortwährend vor Augen behalte.

§. 82. Fortsezung.

Wer indessen die Etymologie des Wortes Weltgeschichte, und den gemeinen Sprachgebrauch sowohl, als auch dasjenige, worin die meisten gelehrten Erklärungen, ihrer Verschiedenheit in Worten ungeachtet, dem Wesen nach übereinkommen, betrachtet, wird anerkennen:

1) Daß ihr Gegenstand eine Einheit — kein Aggregat, und sie selber also ein Ganzes — keine blose Sammlung sey. Dieser ihr Eine Gegenstand ist die Welt, daß heißt, unsere Welt, unser Geschlecht nämlich und sein Wohnplaz, die Erde. Weltgeschichte ist hiernach Geschichte der Erde und der Menschheit als eines verbundenen Ganzen.

2) Die Begebenheiten, welche die Weltgeschichte erzählt, sind die allermerkwürdigsten und allerwichtigsten, d. h. keine solche, die nur ein lokales, oder temporäres, oder durch spezielle Zwecke bedingtes, sondern ein allgemeines und ewiges Interesse haben, wiewohl eben hiedurch oder nebenher anch manche untergeordnete Zwecke und Vortheile durch ihre Kenntniß erreicht werden mögen.

3) Die Weltgeschichte ist das lezte und höchste Resultat der geordneten Zusammennehmung aller Spezialgeschichten.

§. 83. Fortsezung.

Diesen Charakteren scheint mir die Schlözer'sche Erklärung der Weltgeschichte am meisten zu entsprechen, weßwegen ich sie auch mit geringer Modifikation zu der meinigen mache:

„Weltgeschichte ist eine zusammenhängende Darstellung aller Hauptveränderungen (Revolutionen) der Erde und des Menschengeschlechtes, woraus sich der jezige und jedesmalige Zustand beider mit seinen Gründen erkennen läßt.“

Die nähere Erörterung der einzelnen, in dieser Erklärung vorkommenden Worte mag zur vollständigen Einleitung in die Weltgeschichte dienen. Wir wollen hiernach zuerst ihre Unterschiede von andern ihr verwandten, aber doch bisweilen mit ihr verwechselten Fächern bemerklich machen, alsdann ihren Stoff, ihren Zweck und Nuzen, und endlich ihre Form oder Methode näher entwickeln.

§. 84. Fortsezung.

Nach obiger Bestimmung und der ihr gemäßen Behandlung wird die Weltgeschichte das gehörige Mittel halten zwischen einer zu sehr idealischen oder auch räsonnirenden Darstellung und einer blosen trockenen Sammlung, zwei entgegengesezten Abwegen, welchen jedoch auch gute Schriftsteller sich oft mehr oder weniger nähern.

Die Ansichten, welche die Betrachtung der Menschengeschichte und des Weltlaufes im Großen darbietet, sind so erhebend für das Gemüth, daß durch sie gar leicht die Imagination, besonders in den empfänglicheren Jugendjahren, fortgerissen wird, und man nur ungern mehr den ruhigen Forschungen des Verstandes, den besonnenen Erwägungen der Vernunft bei der Betrachtung und Darstellung der Begebenheiten folgen mag. Von stolzer, oftmals schwindelnder Höhe herab sieht man keine einzelnen Thatsachen

mehr, sondern nur die allgemeinen Verhängnisse des Geschlechtes in großen, in einander schmelzenden Massen, die man wohl gar nach Träumen einer erwärmten Phantasie, oder nach beliebten Ideen a priori ordnet und verbindet. Dergleichen Darstellungen mögen anziehend, oft auch lehrreich seyn; aber sie sind nicht gründliche Weltgeschichte.

§. 85. Fortsezung.

Auf der andern Seite lassen sich Viele durch die Liebe zur Vollständigkeit verleiten, die größtmögliche Menge von Begebenheiten in ihre Weltgeschichte aufzunehmen, und sonach diese zugleich zum Auszug aus sämmtlichen Spezialgeschichten zu machen. Auch solche Werke — wie denn mehrere ausgezeichnete Gelehrte deren geliefert haben — sind verdienstvoll und von ausgebreitetem Nuzen; ja sie erfüllten zwei Zwecke statt eines, beide jedoch nur unvollkommen. Denn, mag man auch mit Remer die Erzählung wie immer zusammendrängen, mag man mit Beck das Allgemeinere in den Text und das Speziellere in die Noten werfen: immer wird das gehäufte Detail die fortwährende Aufmerksamkeit auf's Ganze verhindern, und die Betrachtung des Allgemeinen zu oft den Faden der einzelnen Geschichten unterbrechen. Es wird solchen Werken immer an Einheit mangeln, und zwar an Einheit des Gegenstandes, des Zweckes und der Darstellung. Seyen sie daher reiche Magazine von historischen Kentnissen: — systematisch verbundene Weltgeschichte sind sie nicht.

§. 86. Fortsezung.

Um unsern Begriff der Weltgeschichte noch deutlicher zu bestimmen und zu rechtfertigen, wollen wir die Unterschiede derselben von der Geschichte der Menschheit und von der Universalhistorie, als mit welchen Fächern sie am häufigsten verwechselt wird, etwas genauer beleuchten.

Wiewohl auch die Geschichte der Menschheit verschiedene Ansichten zuläßt, und dieselbe unter der Bearbeitung eines Hume, Iselin, Meiners, Herder u. s. w. jedesmal in verschiedener Gestalt erscheint; so mag dennoch von ihr überhaupt bemerkt werden, daß sie weniger Erzählung als die Weltgeschichte gebe, und in noch höherer Allgemeinheit als diese den Gang des Menschengeschlechtes als eines Ganzen betrachte, daß sie daher mehr Resultate oder allgemeine Betrachtungen als einzelne Fakten, die Weltgeschichte aber Fakten und Resultate darstelle. Weiter abstrahirt die Geschichte der Menschheit fast gänzlich vom Erdboden, dessen Revolutionen die Weltgeschichte sorgfältig erzählt. Dann läßt jene den vernünftigen Muthmaßungen, den Philosophemen, sogar den Flügen der Imagination einigen Raum; diese fordert eine strenge, kritische Darstellung. Endlich bindet sich die Geschichte der Menschheit nicht an die chronologische Ordnung, und bildet oft aus kombinirten Wahrnehmungen weit getrennter Zeitalter ein Phänomen; da im Gegentheil die Weltgeschichte die Zeitrechnung zur beständigen Führerin hat.

§. 87. Fortsezung.

Eben so wichtig sind die Unterschiede der allgemeinen oder Weltgeschichte von der Universalhistorie. Es ist diese ein allgemeines Magazin aller merkwürdigen Begebenheiten aller Zeiten, Orten und Arten; als ein solches zu dienen, ist auch ihr Zweck, den sie durch möglichste Vollständigkeit und Ordnung erreicht. Sie unterscheidet sich demnach von der Weltgeschichte,

wie ein vastes Magazin von Baumaterialien sich vom Gebäude selbst unterscheidet. Alle Spezialgeschichten sind in ihr enthalten, alle Zwecke derselben sind auch die ihrigen; aber den mannigfaltigen Stoff, der sich nicht systematisch zur Einheit verbinden läßt, vermag sie nur äußerlich zur Ueberschauung zu ordnen. Weltgeschichte hebt aus dem Vorrath der Universalhistorie blos die Weltbegebenheiten, d. h. diejenigen aus, welche auf den Zustand der Erde und Menschheit von bedeutendem (mittelbaren oder unmittelbaren) Einflusse waren, und sucht durch die systematische Verknüpfung derselben zu einem Ganzen eben jenen Zustand gründlich zu erklären.

§. 88. Fortsezung.

Auch die gedrängten Auszüge oder Compendien der Universalhistorie, wiewohl sie nach ihrer äußern Form der Weltgeschichte näher rücken mögen, weichen dennoch in ihrem Wesen gar weit von ihr ab. Jene Compendien sollen nämlich, so gut es sich in ihrer verkleinerten Ausdehnung thun läßt, den Zweck der Universalhistorie selbst erfüllen, oder wenigstens ein summarisches, überschauliches Verzeichniß der universalhistorischen Fächer und ihres Hauptinhaltes seyn. Deswegen kommen darin alle Rubriken der Universalhistorie, alle Königsnamen und Völklein vor; und wenn gleich, je nach dem kleinern oder größern Umfange besagter Compendien die Auswahl der Fakten bald mehr bald weniger karg ist, so geschieht sie doch immer mit Rücksicht auf den Zweck der Universalhistorie und der in ihr enthaltenen Spezialgeschichten; da im Gegentheil die Weltgeschichte zwar auch einen Auszug aus der Universalhistorie enthält, denselben aber nach ihrem eigenen Zwecke bildet, und aus den Spezialgeschichten nur jene Thatsachen aushebt, welche und in so fern sie Erklärungsgründe des Gesammtzustandes der Welt sind. Dieser ihr inwohnende Geist bleibt der beständige, wesentliche Charakter der Weltgeschichte, wenn sie gleich wegen der Natur der Sprache, als welche keine zusammengefaßte, einem Gemälde ähnlichen Darstellung, sondern nur die succesſive Aaneinanderreihung der einzelnen Züge, die alsdann der Verstand zusammennimmt, erlaubt, oftmals gezwungen ist, sich zur äußern Ordnung von universalhistorischen Compendien herabzulassen.

Zehntes Kapitel.

Stoff der Weltgeschichte.

§. 89. Weltbegebenheiten.

Der Weltgeschichte angehörig, oder merkwürdig für sie sind nach dem Gesagten nur die Weltbegebenheiten, d. h. diejenigen, welche bedeutende Veränderungen der Erde und Menschheit, oder die Erklärungsgründe davon enthalten. Durch die Auffindnng, Würdigung und zusammenhängende Darstellung von solchen Begebenheiten erprobt sich das welthistorische Genie.

Freilich sind unzählige Weltbegebenheiten — besonders in alten Zeiten — aus Verlust oder Mangel der Quellen, uns auf beständig entrückt. Aber von manchen andern, wenn gleich noch unbeachteten, ist wenigstens die Spur vorhanden; sie erwarten das Kennerauge, daß sie entdecke und an's Licht ziehe.

Auch viele kleinere Thatsachen, die für sich betrachtet keine eigent-

liche Weltbegebenheiten sind, nimmt die Weltgeschichte auf, wenn sie nämlich mit diesen als Ursachen, begleitende Umstände, oder Folgen verknüpft sind, wenn sie den Uebergang von einer großen Revolution zur andern ausmachen, die Lücken zwischen denselben ausfüllen, oder überhaupt zur zusammenhängenden und vollständigen Kenntniß ihres Ursprungs, ihrer Wirkungen, ihrer Zeitfolge und des jedesmaligen Gesammtzustandes der Welt beitragen.

Das Maß der Vollständigkeit, und die Richtschnur der mehr oder minder gedrängten Erzählung — in so fern der allgemeine Begriff der Weltgeschichte hier einen Spielraum zuläßt — muß dann aus dem individuellen Zweck des Lehrers, aus der ihm zugemessenen Zeit und dem Grade der Vorbereitung seiner Schüler (oder der Gattung von Lesern, für die er schreibt) entnommen werden.

§. 90. Fortsetzung.

Vorzüglich aber hüte er sich vor klassischer und religiöser Vorliebe, wodurch schon mancher sonst gute Schriftsteller verleitet wurde, die Weltgeschichte zur Dienstmagd der Philologie und Exegetik herabzuwürdigen, und den für Weltbegebenheiten bestimmten Raum an klassische oder biblische Kleinigkeiten zu verschwenden.

Auch sey er durchaus bedacht, eindringlich und lichtvoll darzustellen, daß nicht nur geräuschvolle Begebenheiten, als Schlachten, Thronensturz, Dynastienwechsel u. s. f. merkwürdige Data für die Weltgeschichte seyen, sondern vielmehr jene leise eintretenden Veränderungen, welche umfassender und dauernder als die mächtigsten Stürme wirken, und jene stillen Verkettungen moralischer Ursachen, deren natürliche, ja oft geringste Wirkung die vom Pöbel angestaunten Explosionen sind. In der Weltgeschichte wie in der Natur mag ein Orkan, ein Erdbeben vorübergehende, einzelne Verwüstungen anrichten: was ist jedoch ihre Kraft gegen den stillen, aber allbelebenden Hauch des Frühlings, gegen die langsamen aber unwiderstehlichen Einflüsse der Witterung und der Jahrszeiten u. s. f.? — Betäubend war der Umsturz des europäischen Staatensystems, welchen auf die gewaltsamste Art der französische Revolutionskrieg hervorbrachte; aber die französische Revolution selbst war die natürliche Folge einer langen Reihe still und unsichtbar wirkender moralischer Ursachen. Die Eroberungen eines Dschengis-Chan traten lärmend in die Weltgeschichte ein; fast sind sie vergessen: — geräuschlos ward die christliche Religion gegründet und ausgebreitet, aber allbestimmend für die späteste Folgezeit.

§. 91. Veränderungen der Erde und der Menschen.

Laßt uns den Stoff der Weltgeschichte, die Veränderungen der Erde und der Menschen sammt ihren Ursachen mit einem allgemeinen Blick überschauen. Daß Schlözer dies Alles früher und besser gesagt hat, soll mich nicht bewegen, meinen Lesern jene kurzen Betrachtungen vorzuenthalten, welche nothwendig zur Bestimmung des Gesichtspunktes sind, der uns unablässig beim Studium der Weltgeschichte vorschweben muß.

§. 92. Veränderungen der Erde durch die Natur selbst.

Unter den Veränderungen der Erde nehmen jene, welche die Natur selbst hervorgebracht, nur eine untergeordnete Stelle in der Weltgeschichte ein. Denn wiewohl die nämlichen Elemente und Kräfte, welche die jüngste Haupt-

gestaltung der Erde hervorbrachten (s. unten die Schöpfungsgeschichte), auch seither in reger Thätigkeit blieben, und mancherlei Revolutionen bewirkten: so sind dennoch die größten derselben — als die Losreißung Siciliens von Neapel, Brittanniens von Gallien u. s. f. — in vorhistorischen Zeiten geschehen, also außer Verbindung mit der uns bekannten, oder von uns zu erforschenden Verkettung menschlicher Thaten und Schicksale; andere — wie die Verkleinerung des kaspischen, die Bildung des Mittelmeeres ꝛc. — beruhen dazu auf bloser Muthmaßung. Die kleinern aber, als die Entstehung von neuen Inseln, Bergen und Seen, die abwechselnden Eroberungen des Meeres und festen Landes gegen einander u. s. f. sind für's Ganze von geringem Belange; und noch andere Veränderungen, die nicht plözlich, oder gewaltsam, sondern nur allmälig eintreten, als die Erniedrigung der Gebirge und Erhöhung der Thäler ꝛc., können nur bei der Ueberschauung mehrerer Jahrtausende ein bedeutendes Resultat darstellen. Billig überläßt also der Welthistoriker dergleichen — übrigens sehr interessante und lehrreiche — Revolutionen größtentheils dem Naturforscher und physikalischen Geographen.

§. 93. Veränderungen der Erde durch des Menschen Hand.

Desto wichtiger sind uns die Umstaltungen der Erde durch des Menschen Hand. Wir sind so sehr an den Anblick der kultivirten Erde wie des kultivirten Menschen gewöhnt, daß wir uns mit Mühe ein Bild von dem rohen Naturzustande beider entwerfen. Es waren die vervielfältigten neuern Handelskommunikationen mit fernern Ländern und Welttheilen, und die lehrreichen Beobachtungen so vieler muth- und talentvollen Reisenden vonnöthen, um jenes Bild unsrer verwöhnten Imagination wieder näher zu rücken.

Betrachtet jenes von Menschen noch nicht umgeschaffene Land! Es liegt im glücklichsten Himmelsstrich, hat den fruchtbarsten Boden, eine reiche Bewässerung und den schönsten Wechsel von Thälern und Höhen. Dennoch ist sein Anblick betrübend. In regellosem Gemische streben zahllose Pflanzen empor; aber die nuzbaren sind meistens von unnüzen oder schädlichen verdrängt; mühselig bahnt sich der Fuß durch Dornen und Ranken einen Pfad, oder irrt im grauenvollen Dunkel undurchdringlicher Wälder. Jezt hemmt ein steiler Fels, jezt ein wildschäumender Fluß, jezt ein todter Sumpf des Wanderers Schritte, kalte Nebel verhüllen die Sonne vor seinem Blick, Schaaren von Ungeziefer erwecken ihm Eckel, und die Höhle, in der er ein Obdach sucht, birgt das feindliche Raubthier. Die Schrecknisse vermehren sich, wie wir weiter blicken. Unübersehbare Strecken von dürrer Heide wechseln ab mit kahlem Gestein; hier dehnen sich starre Eisflächen, und dort ist brennender Sand. Hier suchst du vergebens auch nur eine labende Quelle, und dort wird der Boden, worauf du stehst, vom übertretenden Strome verschlungen oder von der einbrechenden Meeresflut.

§. 94. Fortsezung.

Und nun dieselben Länder, wie hat der Mensch sie umgeschaffen? — Aus trauriger Wildniß ist ein blühender Garten geworden. Das wilde Gemisch freiwachsender Pflanzen hat er getödtet, und auf weiter Fläche ein nüzliches Korn gebaut. Die Krone der Berge hat er geschlagen, und ihre Höhe mit einem edlen Strauche geschmückt. Auf nackten Stein hat er Erde getragen, dürre Sandwüsten hat er getränkt, giftige Sümpfe dem Pflug unterworfen. Die bezähmte Wildniß hat er mit zahllosen Wohnungen erfüllt und mit stolzen Pallästen geziert. Vergebens kämpft jezt der Strom

gegen das wohlverwahrte Ufer; die schäumende Meereswelle, durch feste Dämme bezwungen, gibt ihre alte Beute zurück. Die Erde ist des Menschen; ihre verborgensten Winkel hat er erspäht. Allenthalben wandelst du auf gebahnten Wegen, dich hindert kein Absturz, keine Stromesgewalt. Der Mensch hat Brücken über die gähnenden Tiefen gebaut, Heerstraßen durch drohende Klippen geführt, wilde Wasser zum sanften Fluß gezwungen, sie durch Kanäle verbunden, Länder und Erdtheile durchschnitten, Meere vereint. Endlich hat er ein Land durch die Erzeugnisse der übrigen bereichert, Pflanzen und Thiere vom heimischen Boden weg nach fernen Zonen getragen, sie veredelt und vervielfältigt, ja selbst Witterung und Klima gehorchen gelehrt. Beeis'te Flächen sind aufgethauet, kalte Nebel geflohen, die Jahrszeiten sanfter geworden. Du kennst nach Jahrhunderten dasselbe Land nicht mehr; Italien findest du in Teutschland, und dieses in Schweden wieder.

Aber dies Alles ist nicht überall und nicht zu jeder Zeit, und nicht in gleichem Maße geschehen. Viele Länder sind heute noch in ursprünglicher Naturgestalt, manche haben abwechselnde Perioden von Kultur und Verwilderung erfahren, und was ein Volk gebauet, das wurde nur zu oft von dem andern zerstört.

Solche Revolutionen nun sammelt die Weltgeschichte, und führt sie in überraschender Zusammenstellung vor unser Gemüth. Für die Einleitung indessen mag das Gesagte genügen.

§. 95. Veränderungen der Menschen.

Die Veränderungen der Erde sind dem Welthistoriker vorzüglich wegen des Einflusses wichtig, den sie auf die Menschheit ausüben; denn das von seinem Bewohner gepflegte, verwahrlos'te, oder verwüstete Land wirkt gleichmäßig auf denselben zurück. Ein verschöntes, an Erzeugnissen und Bequemlichkeiten reiches Land wird nicht nur mehr, es wird auch glücklichere und selbst edlere Menschen nähren; und noch nie hat eine Wildniß ein gesittetes Volk beherberget.

Erstaunenswürdig sind die Veränderungen, welche die Menschen im Zeitlauf erlitten, und nichts kann imposanter seyn, als ihre Betrachtung. Wir lernen daraus, wer wir waren, wie wir das wurden, was wir sind, und was wir noch werden mögen, sonach die Summe der höchsten Staats- und Lebensweisheit.

§. 96. Fortsezung.

Bei der Annahme eines gemeinschaftlichen Ursprungs aller Menschen, wozu viele Gründe vorhanden sind (s. unten bei der Schöpfungsgeschichte), spricht die bunte Verschiedenheit der gleichzeitigen Individuen und Völker auf dem Erdenrund ihre vielseitigen Veränderungen von selbst aus; und wer auch mehrere Stammväter, mehrere ursprüngliche Menschenra en behauptet, kann doch unmöglich sein Auge vor der verschiedenen Gestalt desselben Volkes in verschiedenen Zeiten verschließen. Zahllos sind diese beiderlei Verschiedenheiten und in Allem bemerkbar, was des Menschen äußere und innere Natur und seine Verhältnisse angeht.

§. 97. In physischer und moralischer Rücksicht und in jener des Zustandes.

Die Vergleichung einzelner Menschen, noch mehr aber ganzer Völker und Menschenraçen, welche mannigfaltige Abstufungen, welche grelle Kon-

traste bietet sie dar, in der Körpergestalt überhaupt und in den Theilen! in der Farbe, Größe, Stärke, Bildung, in den Zügen des Gesichts, den Umrissen des Knochenbaues und der Muskeln, den Nuancen der Haar- und Augenfarbe u. s. w.!

Und dann in der innern Anlage und Ausbildung, in intellektueller und ethischer Hinsicht, — welche ungeheure Verschiedenheit! zwischen Individuen und Volksklassen, zwischen Volk und Volk, zwischen Vorfahren und Nachkommen! — Ein Kretin und Kant, ein Lastträger und ein Hofmann, Cartouche und Fenelon, Pescheräh's und Britten, Peruaner und Irokesen, Alt- und Neugriechen, Hermann's Teutsche und Wir — welche Kontraste! —

Theils als unmittelbares Produkt dieser Verschiedenheiten, theils als unverschuldetes oder unverdientes Erbe der Vorfahren erscheint der verschiedene Zustand der Völker, erscheinen ihre Verhältnisse der Noth oder des Wohlseyns. Es gibt welche, deren Genuß auf Jenes beschränkt ist, was ihnen ihr — oft dürftiger — Boden von selbst darbietet; während andere die Erzeugnisse des ihrigen durch künstliche Pflege vervielfältigen, sie in tausend Gestalten verarbeiten und tausendfältig nüzen, und mittelst des Handels über die Produkte aller Zonen und Erdtheile gebieten. Bei wilden Völkerschaften denkt jeder Einzelne, jedes Geschlecht nur für sich, bei civilisirten Nationen befördert Jeder gegenseitig des Andern Wohlseyn, und eine Generation hinterläßt der andern die Mittel, Anstalten und Hilfsquellen, um ihr Glück und den Grad ihres sichern und mannigfaltigen Genusses beständig zu erhöhen. Die Gefährten Deukalion's und Alcibiades, die erdfressenden Otomaken und die europäischen Hauptstädter, wie unermeßlich verschieden ihr Zustand!

§. 98. Ursachen davon.

Und woher diese zahllosen Verschiedenheiten, diese unaufhörlich wechselnden Veränderungen der Menschen? — Warum sind oder waren hier aufgeklärte, sanftmüthige Menschen, dort zusammengeschrumpfte, wilde, stumpfsinnige Barbaren? Hier freie und glückliche Völker, dort elende und verächtliche Sklavenschaaren, und Alles in bunter Vermischung und mannigfaltig abwechselnder Folge nach Ort und Zeit?

Anthropologie und Physiologie, Natur- und Staatslehre lösen einzelne hieher gehörige Probleme. Die Weltgeschichte, die aller Völker Schicksale überschaut und wägt, gibt jenen Wissenschaften die merkwürdigsten Data, und benuzt hinwieder die Grundsäze derselben, um die Erscheinungen des Weltlaufes zu deuten.

Die Erziehung des Menschen, d. h. die Entwicklung oder Ertödtung und mannigfaltige Richtung der in ihm schlummernden Kräfte und Anlagen, ist das Produkt von tausend und tausend physischen und moralischen Einwirkungen, welche unzählbare Combinationen zulassen. Physische Gründe können auf's Moralische im Menschen, und moralische Gründe auf sein Physisches Einfluß haben, und die meisten Bestimmungen des Schicksals oder Zustandes der Völker sind zugleich Grund und Begründetes: sie hängen gegenseitig von einander ab, und stehen unter sich selbst in vielfachem Verhältniß der Wechselwirkung.

§. 99. Physische.

Unter den physischen Einflüssen steht das Klima oben an. Es wirkt

zwar vorzüglich auf den physischen, jedoch auch viel auf den moralischen Menschen. Farbe, Gestalt, Gesichtszüge u. s. w. hängen von ihm ab, und es drückt den Völkern, wenn seine Einwirkung mehrere Generationen fortgedauert hat, endlich einen bleibenden oder doch sehr hartnäckigen Charakter ein, welcher oftmals auch bei dem längsten nachherigen Aufenthalt in andern Klimaten nicht mehr verdrängt werden kann, und die Unterscheidung der sogenannten Menschen-Raçen ausmacht.

Aber nicht nur der Körper des Menschen, auch seine Seele und sein gesammter Zustand werden großentheils durch das Klima bestimmt. Seine Denk- und Empfindungsweise, seine Genüsse und seine Sorgen, selbst seine Beherrschung und Religion sind meistens klimatisch. Wo etwas gegen das Klima oder verschieden von dem, wozu dasselbe hinneigt, geschehen soll, da muß ein desto stärkerer Zusammenfluß von entgegengesetzten Kräften seyn. Am günstigsten zur Entwicklung und Veredlung der Menschennatur ist das gemäßigte Klima. Noch ist, wie Schlözer treffend bemerkt, kein großer Mann zwischen den Wendezirkeln, und auch noch keiner in der Nachbarschaft der Polarkreise aufgestanden.

Auch die Lage eines Landes und sein Boden, seine Erzeugnisse und sonach Speise und Trank, die es den Einwohnern darbietet, können zum Klima im weitern Sinne des Wortes gerechnet werden. Sie wirken auf gleiche Weise als physische Bestimmungsgründe des äußern und innern Menschen.

§. 100. Moralische, vorzüglich Gesellschaft.

Aber mehr als die physischen wirken auf den Menschen die moralischen Gründe, und am mächtigsten und allgemeinsten die Gesellschaft, die man mit Recht die Mutter aller Menschenkultur, ja die Bedingung des eigentlich menschlichen Daseyns nennen könnte. Denn:

1) Der vereinzelte Mensch ist das elendeste Wesen unter der Sonne; es fehlt ihm sowohl physische als moralische Kraft und auch die Zeit, um seine Bedürfnisse zu befriedigen und alle jene Hilfsmittel zu bereiten, wodurch allein sein Daseyn sicherer und erträglich zu werden vermag. Ein schönes, mit treffenden Zügen gemaltes Bild gibt Pestalozzi von diesem vereinzelten Wilden. „Ich sehe den Menschen in seiner Höhle, er wandelt „in derselben als ein Raub jeder Naturkraft dahin. Das stärkere Thier „zerreißt ihn, das schwächere vergiftet ihn; die Sonne trocknet seine Quelle „auf, der Regen füllt seine Höhle mit Schlamm, Flüsse durchfressen den „Damm seiner Wohnung, und er findet in sandigen Ebenen sein Grab. „Die Gluht der Winde weht ihn blind, das Gift der Sümpfe raubt ihm „seinen Athem, und wenn er drei Tage keinen Fisch und keine Ratte findet, „so stirbt er." — Diese Hilflosigkeit des Menschen, was zeigt sie an, als daß die Natur ihn nicht zum einsamen Leben, sondern zur Gesellschaft bestimmte? Das Bedürfniß der Gesellschaft macht sie auch sofort entstehen, und allenthalben, wo Menschen sind, treffen wir auch schon Gesellschaften, wenigstens kleinere, häusliche Gesellschaften an. Aber so wie die Einzelnen, so bedürfen auch die Familien eine der andern wechselseitiger Hilfe; nur durch vereinte Kraft mehrerer vergesellschafteter Familien wird die Erhaltung und das Wohlseyn der Einzelnen gesichert.

2) Verstand und Vernunft können unmöglich ohne jene Zeichen wirksam seyn, wodurch wir die abgezogenen Merkmale der Dinge festhalten, und der Imagination und dem Gedächtnisse einprägen. Der Inbegriff solcher Zeichen

macht di Sprache aus, denn noch sind keine andern Zeichen als diese wunderbaren Laute erfunden worden, deren sogar der einsam Denkende in aller Stille sich bedient, und ohne welche unsere Vernunft gar nicht zur Thätigkeit erwachen könnte. Die Sprache aber entsteht nur in der Gesellschaft, weil nur in dieser das Bedürfniß der Mittheilung von Ideen und Empfindungen — der nothwendige Anlaß zur Entwicklung unserer Sprachfähigkeit — entsteht. Da nun Vernunft und sonach auch Sprache der nothwendige Charakter des Menschen sind; so kann man mit Wahrheit sagen, daß die eigentliche Menschheit erst mit der Gesellschaft anfange. In dieser werden die Kräfte, Ideen, Kenntnisse der Einzelnen, ein Gemeineigenthum Aller; man schreitet von Erfindungen zu Erfindungen fort; was der Eine nicht entdeckt, das ersinnt der Andere; was Einer beginnt, wird von dem Andern vollbracht; und so kann — weil Alles das sich fortpflanzt und fortlebt — eine ganze Generation, ja das gesammte Menschengeschlecht, vervollkommnet werden.

3) Durch das Beisammenseyn und die nähern Berührungen der Menschen entsteht Widerstreit der Neigungen, Interessen und Ansprüche. Im ungeselligen Zustande der Naturfreiheit bringt dieses Verhältniß einen ewigen, verderbenden Krieg unter den Einzelnen oder den Familien hervor. Die Erfahrung davon zwingt die Menschen, ihrer ursprünglichen aber bluttriefenden Freiheit zu entsagen, und unter das Joch der Geseze zu treten, d. h. jene größern und engern geselligen Verbindungen, die man bürgerliche Vereine oder Staaten nennt, unter sich einzugehen.

Diese bürgerliche Vereinigung, diese Entstehung des rechtlichen Verhältnisses unter den Menschen, mag vorzugsweise die Gesellschaft geheißen werden; sie ist Mutter, Schüzerin und Pflegerin von vielen andern Verbindungen und Verhältnissen, welche erweckend, belebend, leitend auf der Menschen Kräfte wirken. Darum ist sie auch als der große Schritt anzusehen, wodurch dieselben wie durch einen magischen Stab aus dem Lande der Wildheit auf die Bahn der Kultur versezt werden.

§. 101. Beschäftigung, Herrschaft, Religion, Mode und Zufall.

Aber die Gesellschaft, die Erzieherin der Menschen, kann von verschiedener Ausdehnung und Dauer, Innigkeit und Anordnung seyn. Mannigfaltige Umstände bestimmen ihre Verhältnisse und ihren Einfluß. Viele davon sind aus ihr selbst hervorgegangen, und wirken zurück auf sie, mehrend, befestigend, ordnend oder zerrüttend und auflösend; sonach wohlthätig und veredelnd für den Menschen, oder drückend und verderbend. Wir können diese Umstände füglich mit Schlözer auf die Hauptrubriken der Beschäftigung, Herrschaft, Religion und Mode zurückführen.

§. 102. Fortsezung.

Bie Beschäftigung ist beinahe gleichbedeutend mit der Nahrungsart, weil des Menschen vorzüglichste Beschäftigung unmittelbar oder mittelbar die Nahrung zum Zwecke hat, das unentbehrlichste und täglich sich erneuernde Bedürfniß. Von erstaunenswürdigem Einfluß ist diese Nahrungsart auf den physischen und moralischen Menschen, wie die Geschichte aller Zeiten und Völker lehrt. Die erste und darum nur den ungebildetsten Völkern eigene Nahrungsart ist Jagd und Fischfang — denn nirgends

bietet wohl die Natur von selbst genug Früchte zum Leben dar. Der jagende Mensch ist so ungesellig als das Raubthier, und fast so wild als dasselbe. Minder wild sind Fischesser, jedoch meistens schwächer und dümmer, weil der Fischfang größtentheils weniger Kraft und List erheischt, als die Jagd. Der erste Schritt zur Civilisation ist die Viehzucht. Sie verträgt eine nähere Zusammenwohnung der Menschen, wirkt besänftigend auf die Sitten, und fordert und veranlaßt schon verschiedene Kunstfertigkeiten und gesellige Einrichtungen. Aber noch können Nomaden nicht für kultivirte Völker gelten. Erst der Ackerbau endet ihre Barbarei. Er nährt viele Menschen auf einem kleinen Raum, macht ihnen gegenseitige Hilfe nöthig, verlangt Fleiß und Ordnung, Friede und Recht, sezt also feste gesellschaftliche Einrichtung, Regierung und Gesez, und überdieß mannigfaltige Erfindungen und Kenntnisse voraus, zieht viele andere nach sich, und bietet die Mittel zu einem bequemen, gesicherten, genußreichen Leben dar. Dennoch gibt es eine höhere Stufe der Kultur, Industrie und Handel, welche das Mangelhafte des Ackerbaues ersezen, seinen Erzeugnissen durch Umgestaltung und mannigfaltige Bearbeitung einen vielfach erhöhten Werth ertheilen, die Menschen in dichte Haufen zusammendrängen, und selbst auf einem undankbaren Boden bereichern. Industrie und Handel können nur beim vollkommensten Zustand der Gesellschaft blühen, und bewirken denselben; sie bringen Völker und Einzelne in vielseitige Berührung und Mittheilung, reichen zum Nachdenken Stoff, der Kunst und Wissenschaft unerschöpfliche Hilfsquellen dar; es werden durch sie Ideen, Kenntnisse und Erfindungen nicht minder als Waaren verbreitet, und alle Kräfte, alle Talente geweckt und entfaltet. Uebrigens sind diese Lebensweisen nur selten scharf geschieden. Viele Jagdvölker treiben zugleich etwas Ackerbau, und die Nomaden Handel u. s. w. Blos das Vorherrschende in der Beschäftigung gibt — und zwar nur bei sonst gleichen Umständen — den Maßstab der Kultur.

§. 103. Fortsezung.

Die Beschäftigung der Völker wirkt auch bedeutend auf ihre bürgerliche Verfassung ein. Das wilde Jagd- und unstäte Nomadenleben neigen zur Gesezlosigkeit und Ungebundenheit hin; Ackerbau und Handel zu festem Rechtsverhältniß und bürgerlicher Ordnung. Indessen wird die Regierungsform und die Regierungsweise noch durch viele andere Umstände, durch Klima und Boden, Volkscharakter und Bildung, oft auch durch Zufall, durch äußere Einflüsse, durch Denkungsart, Genie und Gewalt von einzelnen Menschen bestimmt; und dieselbe Verfassung kann nach persönlicher Verschiedenheit der Häupter kontrastirende Resultate hervorbringen. Immer aber sind Regierung und Regierer, Gesez und Richter vom entschiedensten, allverbreiteten Einfluß auf den Zustand der Völker. Von ihnen hängt größtentheils derselben Wohl oder Wehe, Kultur oder Barbarei, Würde oder Entartung ab; und die Menschengeschichte ist, ihren hervorspringendsten Erscheinungen nach, Geschichte der Verfassungen und der Herrscher.

§. 104. Fortsezung.

Minder auffallend, aber gleichwohl mächtig wirkt auf den Zustand der Menschen und Völker die Religion ein, sie, das heiligste Angebinde der Menschheit. Denn allenthalben, wo Menschen menschlich denken und fühlen, da lebt in ihnen die Idee, die Ahnung wenigstens, von Gott und Unsterblichkeit. Diese Ideen — mag der Philosoph stolz sich rühmen, ihrer ent-

wehren zu können — sind die Stüze der allgemeinen Menschenmoral; sie verstärken die Kraft der Geseze durch höhere Beweggründe, leiten jene Handlungen, die dem Auge des Gesezgebers und dem Arm des Richters entgehen, und bieten Trost und Hoffnung dar unter den Mühseligkeiten des Lebens. Aber sie sind nach Völkern und Zeiten in mannigfaltig verschiedenen Graden der Reinheit oder Ueberladung mit Zusäzen der Dummheit und des Betruges anzutreffen; sie sind mehr oder minder in das Gemüth der Menschen und in ihre Handlungsweisen, in ihr Privat- und ihr öffentliches Leben eingedrungen; sind mehr oder minder klug von Gesezgebern und Herrschern zur Erreichung humaner, politischer oder egoistischer Zwecke benüzt, und von ihren eigentlichen Bewahrern und Lehrern — den Priestern — mehr oder minder sorgfältig bewacht und zur Volkserziehung gebraucht oder mißbraucht worden. Und so hat die Religion nach dem Charakter und dem Geist ihrer Formen, nach der Tendenz ihrer Lehren, nach dem Genie und den Interessen der Priesterschaft, abwechselnd Veredlung und Verderbniß, Aufklärung und Finsterniß, Sanftheit und Verwilderung, Glück und Unglück hervorgebracht.

§. 105. Fortsezung.

Aber, wozu die Beschäftigung hintreibt, was der Herrscher befiehlt, und der Priester lehrt, das läßt immer noch eine verschiedenartige Ausübung zu; und unzählige Handlungen sind, die durch Nahrungsart, Gesez und Religion keine unmittelbare Bestimmung erhalten. Solche Handlungen und Handlungsweisen, wenn sie dennoch bei Vielen gleichförmig, wie durch ein stillschweigendes Uebereinkommniß erscheinen, heißen Sitte, Herkommen, Mode. Ihre Sammlung macht einen interessanten Theil der Menschengeschichte aus, und kann Erkenntnißgrund der wichtigsten Revolutionen werden, z. B. Ritterwesen, Verhältniß der beiden Geschlechter im Umgang, Duell (eine sogar gegen das Gesez herrschende Sitte) u. s. w. Je weniger bestimmt und zahlreich bei einem Volke die Geseze sind, desto ausgebreiteter ist bei ihm die Herrschaft der Sitten, und diese mögen oft die Stelle von jenen vertreten. Bei einfachen, noch wenig kultivirten Völkern bleiben sie manchmal Jahrhunderte hindurch gleichförmig; bei reichen, Handel treibenden, in Hauptstädte zusammengedrängten, mit Fremden vermischten Nationen sind sie schwankend und wandelbar. Meistens aber hängen Völker und Individuen fester an der Sitte, die sie als heimisch und eigen erkennen, als an dem oftmals fremden und aufgedrungenen Gesez.

§. 106. Fortsezung.

Dies sind die vorzüglichsten Gründe und zugleich auch die vorzüglichsten Seiten des verschiedenen Zustandes der Menschen; aber erschöpfend sind sie nicht. Viele Veränderungen hängen, wenigstens in Rücksicht des leidenden Theiles, vom Zufall; vom Verhängniß ab; so die Einflüsse, die ein Volk von fremden Völkern erhält, und die oftmals unwiderstehlich und auf Jahrhunderte hin bestimmend sind; so die mächtigen Wirkungen, die von einzelnen großen Charakteren, von wichtigen Erfindungen, von individueller Kraft und Begeisterung, segnend oder verderbend ausgehen; so der Zeitgeist, oder die auf einzelne Bestrebungen günstig oder ungünstig wirkende allgemeine Weltlage, und vorzüglich der Charakter der im Denken und Handeln der Völker vorherrschenden Ideen. Alles dieses und was irgend näher oder entfernter auf die Revolutionen der Erde und der Mensch-

heit Bezug hat, sucht die Weltgeschichte in den Spezialhistorien auf, hebt davon das Wichtigste heraus, und stellt es dar in harmonischer Verbindung.

Eilftes Kapitel.

Zweck und Nuzen der Weltgeschichte.

§. 107. Bestimmung des Zweckes.

Hiedurch wird dann der unmittelbare Zweck der Weltgeschichte erreicht: die gründliche Erkenntniß des jezigen und jedesmaligen Zustandes der Erde und der Menschen.

Eine solche gründliche Kenntniß sezt nicht nur die Einsicht in die nähern oder unmittelbaren, sondern auch in die entferntern Ursachen voraus, wo man von Veränderung zu Veränderung bis an den Anfang aller Geschichte zurückgehen kann; so daß in einer vollständig gründlichen Kenntniß vom Zustand eines Volkes oder der Menschheit die Kenntniß aller frühern Zustände schon enthalten ist.

§. 108. Fortsezung.

Indessen ist dieses mehr im Ideal als in der Wirklichkeit also, denn wessen Geist hat den Zusammenhang aller Fakten im ganzen Geschichtsraum lichtvoll erkannt? Auch ist die Kette der Ueberlieferung nicht ununterbrochen vom Anbeginn der Dinge fort bis auf uns geführt. Es gibt in den einzelnen Geschichten und also auch in der allgemeinen Historie bedeutende Lücken, und oftmals haben gewaltsame Revolutionen, wie die große Völkerwanderung, den natürlichen Gang der Ereignisse unterbrochen, und sind gewissermaßen das erste Glied einer neuen Kette von Ursachen und Wirkungen geworden, die für sich ein ziemlich vollständiges Ganzes bilden. Endlich ist die Kenntniß eines jeden frühern Zustandes der Erde und der Menschen nicht nur als Erklärungsgrund des gegenwärtigen Zustandes merkwürdig, nicht nur zum deutlichen Verständniß der einzelnen Hauptfakten nothwendig, sondern auch für sich selbst betrachtet in jeder Beziehung wichtig und lehrreich. Darum kann der Zweck der Weltgeschichte sich nicht auf die gründliche Darstellung des jezigen Zustandes beschränken, sondern sie stellt das imposante Gemälde aller wechselnden Gestalten, welche der Erde und der Menschheit jemals wurden, sammt den Gründen derselben vor uns auf.

§. 109. Fortsezung.

Vielleicht könnte man den Zweck der Weltgeschichte noch weiter ausdehnen, und sagen, daß sie auch den zukünftigen Zustand der Welt zu entschleiern strebe. Denn, so wie die Vergangenheit die Gegenwart gebracht hat, also trägt diese die Zukunft in ihrem Schooße. Die Vergleichung des ursprünglichen Zustandes der Menschheit mit ihren gegenwärtigen Bestimmungen und Verhältnissen, die Ueberschauung des langen Weges, auf welchem sie unter so verschiedenen Schicksalen dahin gelangt ist, wo wir sie heute erblicken, kann allein die große Frage entscheiden, ob wir im Ganzen vor- oder rückwärts schreiten, oder einen traurigen, ewig wiederkehrenden Zirkel beschreiben; kann allein uns darüber belehren: ob, was wir um uns sehen, Licht oder Finsterniß, Wohl oder Wehe, in naher oder

ferner Zukunft verheiße; kann endlich allein uns andeuten, welche Wege wir einzuschlagen, welche wir zu fliehen haben, um, was unsere Natur uns zu verlangen antreibt und zu hoffen erlaubt, auch wirklich zu erreichen.

§. 110. Besonderer Nuzen.

Hieraus erhellt schon zur Genüge die ausgezeichnete Stelle, welche der Weltgeschichte unter den übrigen Fächern der Historie gebührt. Aber Alles, was wir vom Nuzen der Geschichte überhaupt gesagt haben (s. oben Kap. 8.), ist in vorzüglichem Maaße von der Weltgeschichte wahr. Sie ist die größte, die würdigste, die lehrreichste Geschichte. Ohne sie sind alle Spezialhistorien theils unverständlich, theils nur zu untergeordneten Zwecken brauchbar; ohne sie können wir uns nicht auf den Standpunkt erheben, von welchem wir durchaus im Reich der Geschichte das wahrhaft Wissenswürdige vom Unbedeutenden unterscheiden mögen. Sie ist die Summe, der Vereinigungspunkt, das allgemein Interessante aller Geschichten; sie vorzüglich lehrt uns das Wesentliche, das Beharrliche in den menschlichen Handlungen und Schicksalen unter allem Wechsel zufälliger Bestimmungen erkennen; sie zeigt am deutlichsten, daß der Mensch größtentheils der eigene Schöpfer seines Looses ist, und gibt bei Ereignissen, die den Pöbel staunend und bestürzt machen, philosophischen Gleichmuth.

§. 111. Fortsezung.

Sie endlich überzeugt uns auf die eindringlichste Weise, daß eine höhere Weltregierung sey, und daß des Menschen Geschick, frei vom Spiel eines blinden Zufalles, der Führung einer weisen und gütigen Macht gehorche. Es sey mir erlaubt, hier zu wiederholen, was Schlözer so unübertrefflich sagt: „Zwar brechen auch aus jeder noch so kleinen Spezial-„geschichte Schimmer von den wunderbaren Leitungen der Vorsehung hervor; „aber so wie sich die Betrachtung des Erdballes gegen die Betrachtung des „ganzen Weltalls verhält, da jene schon den Betrachter hinreißt, diese aber „ihn wie betäubt, wenn er Myriaden Welten über seinem Haupte rollend, „und in diesen Welten zusammen Harmonie und Ordnung denkt: so verhält „sich die Ueberdenkung einzelner Reihen von Begebenheiten gegen die An-„schauung des Weltlaufes im Großen, der Regierung des gesammten Men-„schengeschlechtes, des Zusammenhanges aller Dinge. Diese wirft den Geist „tief zur Anbetung desjenigen Wesens nieder, das unsichtbar die Schicksale „der Menschen in langen Ketten hält; das in dem einen Jahrtausende freie „Geschöpfe, ihnen selbst unbewußt, wie Maschinen zu Werkzeugen seiner „Absichten in dem andern vorbereitet; das am östlichen Ende der Erde „Handlungen hervorruft, durch die es zu seiner Zeit Strafurtheile oder Wohl-„thun im Westen übet."

Zwölftes Kapitel.

Methode der Weltgeschichte.

§. 112. Wesen und Zweck einer guten Methode.

Die meisten welthistorischen Schriftsteller haben sich jeder einen eigenen Plan in Anordnung und Verbindung der Begebenheiten gewählt. Viele thaten solches nach Erforderniß ihrer individuellen Zwecke und Absichten, Andere nur, um schon zuvor betretene Pfade zu vermeiden, und stolz einen eigenen Gang zu gehen. Es wäre endlos und unnüz zu untersuchen, welcher

den besten Weg gewählt. Noch ist die Methode nicht aufgefunden, die dem Ideal der Weltgeschichte völlig entspräche, und es scheinen auch unübersteigliche Schwierigkeiten (s. unten §. 122.) solches zu verhindern: aber auf mehreren Wegen ist möglich, gleich nahe jenem Ideal zu kommen. Denn nicht in der äußern Form — als welche nur das Gerüst und großentheils willkührlich ist — besteht das Wesen der guten Methode; ihr Geist wirkt von innen heraus, und es mag von ihm ein gleiches Leben in verschiedene Formen übergehen. Zwar gibt es welche, die ganz verwerflich, andere, die minder vortheilhaft oder zweckmäßig sind; aber immer wird nicht der den Preis verdienen, dessen Anordnung am meisten symmetrisch, dessen Eintheilung und Unterabtheilung der Fächer am vollständigsten, sondern Jener, der durch den Geist seiner Darstellung und Verknüpfung am nächsten der Forderung gekommen ist, die Weltgeschichte zu Einem durch innern Zusammenhang verbundenen Ganzen zu gestalten.

§. 113. Fortsezung.

Dieser innere, natürliche Zusammenhang, vermög dessen alle Begebenheiten aller Zeiten, Orte und Arten unter einander als Ursache und Wirkung, Grund und Begründetes, Hauptgestalt und Charakteristik, endlich als wechselnde Bestimmungen derselben Einheit, des Menschengeschlechts und der Erde, verknüpft sind, ist wirklich vorhanden, wie schon die Philosophie im Allgemeinen lehrt, die aufmerksame Betrachtung des Weltlaufs aber in unzähligen Beispielen augenscheinlich, in andern wenigstens analogisch zeigt. Nur ist es eine sehr schwere Aufgabe, ihn auch in der Erzählung und zwar also darzustellen, daß „das Gedächtniß die mannigfaltigen Begebenheiten ohne „zu große Mühe und unverwirrt behalten, die Einbildungskraft sie chrono-„logisch in allen ihren Verkettungen vor-, rück- und seitwärts anschauen, „der Verstand endlich sie universell betrachten, und ihnen allen den großen „Blick gewähren könne, der das System vom Aggregat unterscheidet.“ — Denn unzählig ist die Menge der Fakten, verwirrend bald ihre Aehnlichkeit, bald ihre bunte Gestalt, vielfach verschlungen ihre Verkettung, und unermeßlich das Ganze.

§. 114. Regeln für die Periodenbestimmung.

Das Erste, was hier der Methode obliegt, ist die zweckmäßige Abtheilung des welthistorischen Gebietes in mehrere Hauptpartien. So wie, wer die Gegenstände eines weiten Raumes fassen will, sie eben diesem Raume nach in mehrere Hauptmassen ordnet, die er einzeln leichter überschaut, und dann gesammelt zum größern Ganzen verbindet; so wie der Astronom das Sternenheer in Zonen und Bilder, der Geograph die Erde in Welttheile und Länder unterscheidet: — also muß die Geschichte, deren Gegenstände vorübergehend und in der Zeit sich folgend sind, diese Zeit zum Theilungsgrunde machen, Weltalter und Perioden festsezen, deren jede ein eigenes Ganzes für sich und zugleich Haupttheil des größern Ganzen sey. Diese Theile müssen durch natürliche, hervorstehende Grenzmarken gesondert seyn — in der Geographie durch Meere, Ströme, Gebirge; in der Geschichte durch mächtige, weitverbreitete Umwälzungen. Bei der Bestimmung der Epochen haben, so wie bei der Auswahl der Begebenheiten überhaupt, die Schriftsteller sich häufig durch religiöses und klassisches Vorurtheil, wohl auch durch das Bestreben etwas Neues zu ersinnen, irre leiten lassen, und durch die hieraus entstandene verwirrende Mannigfaltigkeit

das Studium der Weltgeschichte bedeutend erschwert. Mehrere haben durch Vervielfältigung der Abschnitte, oder durch deren übermäßige Größe die Ueberschauung gehindert, oder durch das Mißverhältniß unter denselben die gefällige Symmetrie gestört.

§. 115. Schwierigkeiten, die Fakta in den einzelnen Perioden zweckmäßig zu ordnen.

Schwieriger als die Periodenbestimmung ist die Anordnung der Begebenheiten in den einzelnen Zeiträumen. Denn vielseitig ist der menschliche Zustand, komplicirt sind die Ursachen von jeder seiner Bestimmungen, zahlreich die Menschenhaufen, von denen jeder einen eigenen Kreis des Wirkens und Leidens erfüllt. Die Weltgeschichte als Verkünderin des Weltlaufes sollte mit unverwandtem Blick jeden einzelnen Kreis verfolgen, und alle Veränderungen des Zustandes in jeder Sphäre und allenthalben, und wie Eines aus dem Andern fließt, und Eines durch's Andere bestimmt wird, tausendstimmig erzählen.

Hier muß die Methode weit hinter dem Ideal, die Darstellung weit hinter dem Darzustellenden zurückbleiben. Denn wohl mag der Tonkünstler viele Töne harmonisch zusammenklingen lassen, und eine Folge von Harmonien melodisch verbinden: — der Geschichtschreiber, der an die Bedingung der Sprache gebunden ist, kann die vielen neben einander fortlaufenden und in einander verschlungenen Reihen von Fakten nicht also, wie sie in seinem Geiste sich zu einem Ganzen vereinen, in der Darstellung wiedergeben; er kann nur einzelne Reihen von Begebenheiten eine nach der andern erzählen, und muß das Zusammenfassen derselben zum großen Ganzen der Imagination und dem Verstande des Lesers überlassen. (s. §. 95.)

Nach welchen Gesichtspunkten man nun die Aneinanderreihung der Fakten und die Folge der einzelnen Reihen anordne: immer wird, was auf eine Weise die Ueberschauung erleichtert, ihr auf der andern entgegen stehen. Wenn ich die Geschichte einzelner Völker ununterbrochen vom Ursprung bis zum Untergang derselben verfolge, so wird zwar der innere Zusammenhang ihrer Schicksale daraus lichtvoll hervorgehen; allein ich verliere dadurch die Einsicht ihrer äußern, gleichfalls mächtig und oft von ferne her wirkenden Bestimmungsgründe, den Ueberblick des allgemeinen Weltlaufes, die Darstellung des jedesmaligen Gesammtzustandes der Menschheit. Lasse ich aber eine Reihe von Gemälden dieses Zustandes nach kleinen Zeitabschnitten einander folgen, so zerstückle ich den interessanten Faden der Volksgeschichten, und kann die getrennten Data derselben nur schwer mehr im Bewußtseyn zusammenfassen. Wenn ich die einzelnen Bestimmungen des menschlichen Zustandes nach den Hauptrubriken der Erfindungen, oder der physischen und moralischen, natürlichen und geselligen Verhältnisse der Menschen, der Reihe nach betrachte, und die Veränderungen dieser Verhältnisse als eben so vieler Einheiten zusammenstelle: so muß mein Blick unabläßig von Volk zu Volk, von Land zu Land umherschweifen, und führe ich bei jedem einzelnen Lande alle merkwürdigen Thatsachen nach allen Rubriken auf, so entgehen mir über den lokalen Bekanntschaften die wahrhaft welthistorischen und menschlichen Ansichten.

§. 116. Hauptmethoden und Hilfsmittel hiefür.

Hieraus erhellt, daß weder die ethnographische, noch die chronographische, auch nicht (die von Schlözer uneigentlich sogenannte) techno-

graphische, noch endlich die geographische Methode vereinzelt dem Zweck der Weltgeschichte entsprechen, sondern daß blos durch die Verbindung und schickliche Abwechslung aller derselben ihre Mängel gegenseitig verbessert, und der wahre allgemeine Zusammenhang aller Begebenheiten faßlich werden könne. Oft wird man genöthiget seyn, sogar zu blos symmetrischer Anordnung seine Zuflucht zu nehmen, um die Zusammenfassung vieler Fakten zu erleichtern; auch werden tabellarische Darstellungen der synchronistischen und chronologischen Ordnung der Begebenheiten, gedrängte Wiederholungen, kurze Summarien, Zurückführung zerstreuter Erzählungen auf Einen Gesichtspunkt u. s. f. dem Gedächtnisse, der Imagination und dem Verstande manchmal zu Hilfe kommen müssen.

§. 117. Plan des vorliegenden Werkes.

Nach diesen aus der Natur der Sachen gezogenen Grundsäzen hat der Verfasser seinen Plan einzurichten gestrebt. Er ist dabei großentheils der, in Rücksicht der Vollständigkeit und fast tabellarischen Ueberschaulichkeit allerdings vortrefflichen Remer'schen Methode gefolgt. In der Periodenbestimmung kömmt nur bei der alten Geschichte eine bedeutende Verschiedenheit vor, und auch bei der Anordnung der Begebenheiten in den einzelnen Zeiträumen hat man (weil es unnüz ist, einen andern Weg zu suchen, wo der bereits gebahnte zum Ziele führt) sich nur solche Abweichungen erlaubt, welche die oben ausgeführten Ansichten und Zwecke zu erheischen schienen.

§. 118. Eintheilung in Weltalter und Perioden.

Die erste Eintheilung, welche am meisten in die Augen springt, und darum von den meisten Schriftstellern angenommen wurde, ist die alte, mittlere und neue Geschichte. Diese drei großen Weltalter, wiewohl sie unter einander durch mannigfaltige Wege in Verbindung stehen, haben dennoch einen so wesentlich verschiedenen Charakter, und bieten so auffallende Eigenheiten, so grelle Kontraste dar, daß jedes, wie ein besonders für sich bestehendes Ganzes erscheint. Man hat sie mit Beziehung auf ihren eigenen Charakter und den ihrer untergeordneten Perioden, durch: alte Welt, mittlere Barbarei und neues Staatensystem bezeichnet. Denn was die alte Geschichte am meisten charakterisirt, ist eben ihr Alter, wornach sie bis zum Anfang, bis zum frühesten Dämmerlicht der historischen Kenntniß hinaufsteigt; ihre Entfernung von Allem, was unsern unmittelbaren Erfahrungen, Gewohnheiten und Sitten verwandt ist, die erlöschenden Farben, in denen ihr stets zurückweichendes Bild erscheint, und der geschlossene Kreis ihrer Revolutionen, wodurch sie wirklich als eine eigene, vorübergegangene Welt sich darstellt, auf deren Grabe wir herumwandeln. Die mittlere Geschichte aber ist das Gemälde der Barbarei, die, was die alte Kultur gebaut, verschlang, und aus welcher zum zweitenmal die Menschheit mühsam empor streben mußte. In der neuen Geschichte endlich werden die Angelegenheiten fast aller Völker auf dem Erdenrund durch die Verhältnisse des europäischen Staatensystems geleitet; und das außereuropäische tritt, in so fern es nicht auf Europa wirkt, oder von da aus bestimmt wird, in Unbedeutsamkeit und Schatten zurück.

§. 119. Fortsezung.

Aber so wie jedes einzelne Leben, und jedes Stufenalter desselben, und fast jede Erscheinung in der Natur, drei verschiedene Phasen — Anfang, Mittel und Ende zeigt, und in drei natürlich gesonderte Perioden —

4 *

Entstehung, Fortdauer und Vergehen sich theilt: also zerfallen die drei großen historischen Weltalter jedes wieder in drei untergeordnete Zeiträume oder Phasen, die sich I. als 1) die Kindheit, 2) die Kraft, 3) das Ableben der alten Welt; II. als 1) das Hereinbrechen, 2) die Herrschaft, 3) die Verdrängung der mittlern Barbarei; III. als 1) die Gründung, 2) den Fortbestand und 3) Auflösung des neuen Staatensystems darstellen und charakterisiren.

§. 120. Fortsezung.

Hiernach hätten wir 9 Perioden in der Weltgeschichte, deren Dauer und Begrenzung sich füglich also bestimmen läßt:

I. Alte Geschichte. Vom Anfang der historischen Kenntniß bis auf die große Völkerwanderung, d. i. vom J. d. W. 1. bis in's fünfte Jahrhundert nach Chr. Geb. (4400 Jahre, in runder Zahl).

Erste Periode. Von Adam bis Cyrus, den Stifter des ersten deutlich bekannten Weltreiches. Vom J. d. W. 1 bis 3425.

Zweite Periode. Von Cyrus bis Augustus, oder bis zum Umsturze der römischen Republik. Von 3425 bis 3953. (528 Jahre).

Dritte Periode. Von Augustus bis Theodosius M., oder von der Schlacht bei Actium bis zur großen Völkerwanderung. Von 3953 bis 395 nach Chr. (425. J.)

II. Mittlere Geschichte. Von der großen Völkerwanderung bis zur Entdeckung beider Indien. Vom J. Chr. 400 bis 1500. (1100 Jahre in runder Zahl.)

Vierte Periode. Von Theodosius bis Karl M., den Erneuerer des abendländischen Reiches. Von 395 bis 800. (400 J. in runder Zahl.)

Fünfte Periode. Von Karl M. bis zum Schluß der Kreuzzüge und dem Wiederanfang der europäischen Kultur. Vom Jahr 800 bis 1300. (509 Jahre in runder Zahl.)

Sechste Periode. Vom Schluß der Kreuzzüge bis auf auf Columbus. Von 1300 bis 1492. (200 J. in runder Zahl.)

III. Neue Geschichte. Von der Entdeckung Amerika's bis auf uns. (Etwas über 300 Jahre).

Siebente Periode. Von Columbus bis auf den westphälischen Frieden und die Festsezung des neuen europäischen Staatensystems. Von 1492 bis 1648. (156 Jahre.)

Achte Periode. Vom westphälischen Frieden bis zur französischen Revolution. Von 1648 bis 1789. (141 J.)

Neunte Periode. Von dem Anfange der französischen Revolution und der neuesten Ordnung der Dinge bis heute — von 1789 bis — (Beiläufig ein Menschenalter.)

Die nähere Charakteristik jeder einzelnen Periode folgt an gehöriger Stelle.

§. 121. Fortsezung.

Es fällt in die Augen, daß sowohl die Weltalter, als die Perioden an Dauer abnehmen, je näher sie uns rücken, und daß in neuern Zeiten die Weltgeschichte vorzugsweise eine europäische Geschichte wird. Beides ist in der Natur der Sache gegründet. Unser Ich und unsere näheren Umgebungen sind immer der Mittelpunkt, von welchem aus wir die Welt betrachten; und sie gestaltet sich demnach zum Ganzen, so wie sie von da aus gesehen

wird. Der gleiche Sehewinkel in der physischen Welt schließt größere oder kleinere Räume, je nach ihrer größern oder kleinern Entfernung ein: von fernen Gebirgen sind nur die großen Contoure, die mächtigsten Kuppen noch kenntlich; um uns her mögen wir auch kleinere Gegenstände, Hügel und Bäume wahrnehmen. Also auch in der historischen Welt. Was uns näher ist, erscheint uns größer, verständlicher, wichtiger; und man mag die Allgemeinheit der Weltgeschichte in wissenschaftlicher Beziehung rühmen: niemals wird eine Weltgeschichte, welche zweckmäßig für Teutsche abgefaßt ist, es auch für Sinesen oder Peruaner seyn. So auch bei der Zeit. Was unsern Erfahrungen verwandter ist, was näher oder unmittelbar auf uns einfließt, daß muß ein stärkeres Interesse für uns haben, als was, der Gegenwart schon längstens entrückt, in mehr und mehr erbleichenden Farben schwimmt. Die Erinnerungen werden unzuverläßiger, so wie die Geschlechter sich folgen, die Stimme der Ueberlieferung verhallt, die Denkmale schwinden; und allmälig ragen, beim raschen Fortfließen der Jahrhunderte, nur noch die höhern, endlich nur die höchsten Punkte aus dem Ocean der Zeiten empor. —

§. 122. Grundsäze der Anordnung in den einzelnen Perioden.

Die Hauptanordnung der Fakten in jedem einzelnen Zeitraum ist die ethnographische. Denn die hervorspringendsten Scenen in dem Drama der Weltgeschichte sind diejenigen, worin Völker handelnd und leidend erscheinen; mögen es auch einzelne Personen seyn, welche meistens die Nationalkraft da oder dorthin gelenkt, oder sonst auf mannigfaltige Weise wohlthätig oder schädlich auf die Bestimmung der Völker gewirkt haben. Auch wird, was nur einen Theil des Volkes oder ein Individuum betrifft, auf die natürlichste Weise in den Faden der betreffenden Volksgeschichte verwebt. Die meisten Völker sind jedoch zu unwichtig, um in der Welthistorie eine abgesonderte Rolle zu spielen. Solche werden — etwa nach ihrer geographischen Lage — in Klassen zusammengeworfen, und selbst die Geschichten der wichtigern Völker — wo nicht höhere Rücksichten etwas Anderes heischen — nach geographischer Ordnung aneinander gereihet. Aber manche Begebenheiten sind, woran viele Völker zugleich Theil nehmen, Umwälzungen, bei denen der Fluß der einzelnen Volksgeschichten sich in den allgemeinen Strom der Zeit verliert. Bei dergleichen Ereignissen oder Epochen muß die synchronistische Erzählung den Mangel der ethnographischen ergänzen, und es sind ganze Perioden, besonders in neuern Zeiten, wo wegen des vielseitigen Zusammenhanges der Völker die synchronistische Methode die vorherrschende seyn muß.

§. 123. Fortsezung.

Diese bald gesondert erzählten, bald synchronistisch zusammengefaßten Völkergeschichten, da sie sich größtentheils auf das Gebiet der Politik beschränken, erschöpfen den Stoff der Welthistorie noch nicht. Dieselbe hat gar Manches zu erzählen, wobei nicht sowohl einzelne oder mehrere Völker, sondern vielmehr die gesammte Menschheit, oder eine große Klasse der Menschen, oder im Allgemeinen der menschliche Verstand und das menschliche Gemüth wirksam oder leidend erscheinen. Hieher gehören zuerst die höhern Resultate der politischen Begebenheiten, weil ihr Einfluß immer weiter als Ort und Zeit der Handlung und die handelnden Personen sich erstreckt, und die Machtverhältnisse der Nationen, abgesondert von dem,

was sie für die einzelnen Völker sind, ihr höheres welthistorisches Interesse erst durch ihre Zusammennehmung gewinnen, als Bestimmungsgründe des allgemeinen Zustandes der Menschheit, und Vorschritt oder Rückschritt derselben auf mannigfaltige Weise bewirkend. Weiter alle jene Sphären, worin der Menschen Geist und Wille regsam, schaffend, bildend und der Bildung empfänglich sich zeigt. Ihre Ideen und Empfindungen, bald blos im Gemüthe haftend, häufiger jedoch in's äußere Leben übergehend, alle Zweige des Zustandes bestimmend und von denselben hinwieder bestimmt. Also Kunst und Wissenschaft, Religion und Staatsverfassung, Sittlichkeit und Lebensweise. Zwar sind alle diese Gegenstände auch den einzelnen Volksgeschichten nicht fremd, aber in der Welthistorie werden sie zweckmäßiger davon getrennt, und mehr in allgemeinen Beziehungen auf die Menschheit, als auf einzelne Völker betrachtet.

Sonach wird jeder Zeitraum einen weitern, wichtigen Abschnitt erhalten, welcher der Uebersicht des allgemeinen Zustandes der Menschheit nach den Hauptrubriken desselben gewidmet ist. Hier ist dann die Erzählungsmethode technographisch. Die Bestimmung der Rubriken aber und ihre weitere Unterabtheilung hängt meistens von der Willkür ab; bei mehreren derselben — wie bei der Regierungsform, u. a. — wird man jedoch oft gezwungen seyn, die verschiedenen Völker abermals einzeln vorzunehmen, und also mit der technographischen Erzählung die ethnographische zu vereinbaren. Die Gegenstände, welche zu dieser Uebersicht gehören, werden am schicklichsten unter die 4 Hauptrubriken des politischen, bürgerlichen, religiösen und wissenschaftlichen Zustandes oder Verhältnisses gebracht, wovon die erste — das politische Verhältniß — füglich der detaillirten Völkergeschichte vorangeht, als Einleitung und vorläufiger Ueberblick des Ganzen. Die 3 übrigen Rubriken aber sind verständlicher und interessanter, wenn man vorerst mit den einzelnen Völkern durch die Erzählung ihrer Thaten und Schicksale vertraut geworden ist. Auch läßt sich, wenn diese Völkergeschichten vorangeschickt werden, in welchen ohnehin des innigen Zusammenhanges wegen manche auf die bürgerliche u. s. w. Verfassung sich beziehende Data vorkommen müssen, die Uebersicht kürzer fassen, und, mit Vermeidung unnüzer Wiederholung oder verwirrender Zerstückung, auf höhere und allgemeinere Gesichtspunkte zurückführen. Es ist übrigens einleuchtend, daß, je nach dem Charakter der einzelnen Zeiträume und dem Umfang oder der Gattung der in denselben vorkommenden Begebenheiten, auch die überhaupt bestimmte Erzählungsmethode in Anordnung und Folge der Abschnitte Modifikationen erleiden könne und müsse, und daß es zweckwidrige Pedanterei seyn würde, sich ganz sklavisch an eine, wenn auch äußerlich symmetrische, Vertheilung der Fächer zu binden.

§. 124. Verzeichniß einiger der bessern welthistorischen Werke.

Die vorzüglicheren neuern allgemeinen Geschichtwerke (*) sind: An universal history from the earlist Account of time to the present. Lond. 1736. fol. und 1759 — 1763. XXXVIII. Bd. 8. von Sale, Swinton, Bower; französische Uebersezung, Amsterdam 1747 — 1782. 4. und Paris 1784 ff. XCIV. Bd. 8. teutsch: Uebersezung der allgemeinen Welthistorie, die in England durch eine Gesellschaft von Gelehrten ausgefertigt worden, 1744 ff.;

1) Wer ein vollständiges Verzeichniß dieser u. a. Klassen von histor. Schriftstellern wünscht, der möge die großen Literaturwerke von Struve und Buder, von Meusel und von Ersch nachsehen.

4. Halle, 78 Bände; herausgegeben von Sigm. Jak. Baumgarten, Schlözer, Meusel, Gebhardi, le Bret, Tozen, Sprengel, Engel, Galetti, Rühs u. A. — A general history of the world from the creation to the present time including all the empires etc. by Wm. Guthrie, esq. J. Gray, esq. and others Eminent in this branch of literature, Lond. 1764 — 67. XII. 8. Die teutsche Bearbeitung, welche die englische berichtigt und erweitert, führt den Titel: Allgemeine Weltgeschichte von der Schöpfung an bis auf gegenwärtige Zeit, ausgefertigt von Wilhelm Guthrie, Joh. Gray und anderen in diesen Theilen der Wissenschaften berühmten Gelehrten, aus dem Englischen übersezt, berichtigt und mit Anmerkungen, Leipzig 1765. 49 Bde., 8. herausgegeben und bearbeitet von C. G. Heyne, Ritter, Reitemeier, Schröckh, Dieze, Wagner, Gebhardi u. A. — Des Abts Millot Universalgeschichte (Elemens de l'histoire générale par l'Abbé Millot. († 1785.) Paris 1772. ff. 9. Bde.) in's Teutsche übersezt und mit Fortsezungen versehen von Christiani. — Zu den bessern teutschen Lehrbüchern über Geschichte gehören: Gatterer's Handbuch der Universalhistorie, Göttingen 1761., 2te Aufl. 1765. Desselben Abriß der Universalhistorie, Göttingen 1765., 2te Aufl. 1773. 8. Desselben Weltgeschichte in ihrem ganzen Umfange; Iter Theil und des IIten Theiles erste Hälfte 1787. 8. Aug. Ludw. Schlözer's Vorstellung der Universalhistorie, 2 Thle., Göttingen 1772, 2te Aufl. 1775. 8. Desselben Weltgeschichte nach ihren Haupttheilen im Auszuge und Zusammenhange, 2 Thle., Göttingen 1792., 8. Schröck's Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte zum Gebrauche bei dem ersten Unterrichte der Jugend, Berlin 1779, 6te verbesserte, vermehrte und bis zum Jahr 1816 fortgesezte Aufl. von Pöliz, 1826. 8. Jul. Aug. Remer's Handbuch der ältern Geschichte von der Schöpfung der Welt bis auf die große Völkerwanderung, 5te Aufl., Braunschweig 1802. 8. Desselben Handbuch der mittlern Geschichte, 4te Aufl., Braunschweig 1801. Desselben Handbuch der neuern Geschichte, 5te Aufl. von Saalfeld, 2 Thle., Braunschweig 1824. 8. Christ. Dan. Beck's Anleitung zur Kenntniß der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte für Studierende, 4 Thle. (bis zum Jahre 1492.), Leipzig 1787. Eichhorn's Weltgeschichte, 2 Thle., Göttingen 1799. 8. 2te Aufl., 5 Thle. 1817. K. Heinr. Ludw. Pöliz Kursus zur allgemeinen Uebersicht der Geschichte der Völker und der Menschheit, Dresden und Leipzig 1809. 8. zweite Ausgabe 1810. Desselben Weltgeschichte für gebildete Leser und Studirende, 4 Thle. Leipzig 1813. 8. 5te berichtigte, vermehrte und ergänzte Ausgabe, Leipzig 1825. 4 Bde. gr. 8. (Nach der chronologischen Methode.) Ludw. Wachler's Grundriß der Geschichte der ältern, mittlern und neuern Zeit, Marb. 1806. 8. 3te Aufl. 1824. Joh. von Müller's vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichten, besonders der europäischen Menschheit, 3 Thle. Tübingen 3te Aufl. 1817. (geht bis zum Jahre 1783.) Jul. Franz Schneller's Weltgeschichte zur gründlichen Erkenntniß der Schicksale und Kräfte des Menschengeschlechts, 4 Thle. Grätz 1808. N. A. Leipzig 1823. — Luden's Geschichte der Völker und Staaten, 2 Thle, 3te Aufl. Jena 1824. 8. Christ. Schlosser's Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung, I. Thl. 2. Thl. 1. und 2. Bd. 3 Bd. I. Thl. 2. Thl. 1. Abthl. Frankfurt a. M. 1815 — 1824. 8. Desselben universalhistorische Uebersicht der Geschichte der ältern Welt und ihrer Cultur, Frankfurt a. M. Varentrapp 1826. gr. 8. erschienen bis zur 2. Abthl. des 3. Bds. Leonhard von Dresch's Ueber-

sicht der abgemeinen politischen Geschichte insbesondere Europas, 2te Aufl. Weimar 1822. Karl Friedr. Becker's Weltgeschichte, 6te Ausg. neu bearbeitet von Joh. Loebell mit den Fortsezungen von J. G. Woltmann und K. A. Menzel, Berlin 1828. ff. 14 Bde.

Erster Zeitraum.

Allgemeine Geschichte von Adam bis Cyrus.

Vom Jahr der Welt 1 bis 3425. — Jahr vor Christi Geburt 3983 — 558.

Erster Abschnitt.

Allgemeiner Blick auf den ersten Zeitraum.

Erstes Kapitel.

Quellen.

Ueber den Anfang der Erde und des Menschengeschlechtes sieht man sich umsonst nach eigentlichen historischen Quellen um, weil alle Geschichte oder Erinnerung das Daseyn und die Beobachtungen der Menschen voraussezt; dennoch ist ein zweifacher Weg wenigstens gedenkbar, worauf wir Belehrung oder doch vernünftige Muthmaßung über die Entstehung der Erde und Menschheit erhalten können: Offenbarung und Beobachtung der Natur, d. h. jener Spuren, welche die Erde allenfalls von der Art ihres Werdens noch an sich trägt, oder doch in Zeiten früherer Beobachter auf eine kenntliche Weise an sich trug.

In Ansehung der Urgeschichte der Menschen, d. h. der allerersten Schicksale des neu entstandenen Geschlechtes, lassen sich eigentliche Erinnerungen, wahre Ueberlieferungen, ächte Monumente allerdings denken; wiewohl es auch keine Verwunderung erregen könnte, wenn aus jener grauen Urwelt, aus der Kindheit unseres Geschlechtes, alle Tradition verhallt, alle Denkmale geschwunden wären. So wie der einzelne Mensch dessen sich nicht zu entsinnen vermag, was seine Wiege umgeben, also auch Völker (nur daß bisweilen solche, die schon herangewachsen sind, die Unmündigkeit Anderer beobachten können), also auch das Menschengeschlecht. Seinen Anfang, seine erste Kindheit verhüllt die Nacht, bis allmälig einzelne, schwankende Erinnerungen anheben, und erst im langen Laufe der Zeiten ein deutliches, zusammenhängendes, fortlaufendes Selbstbewußtseyn und Erinnern — der Charakter des reifern Alters — eintritt.

Und nicht leicht wird wieder vergessen, was jemals die Geschichte verkündete. Zwar, wenn die Völker sterben, verstummen auch ihre Ueberlieferungen, und die stolzesten Denkmale zerfallen in Staub: aber früher schon mag die Schrift die Volkssage befestigt, ihr eine selbstständige Fortdauer gesichert, und, was das Denkmal, so lange es stand, gelehret, der

spätesten Nachwelt treu erhalten haben. Und sollten auch die Schriftzüge erbleichen, die Bücher zu Grunde gehen: bevor dies geschieht, werden Geschichtforscher und Freunde sie erneuert, und ihren Inhalt durch Sammlungen, Auszüge oder Wiedererzählen verewiget haben.

Nach diesen allgemeinen Ansichten laßt uns die Quellen für die Geschichte des vorliegenden Zeitraums unterscheiden und prüfen:

I. Ueber die Entstehung der Erde und der Menschen finden wir bei den verschiedenen Völkerschaften gar mancherlei Vorstellungsarten und Nachrichten, die größtentheils angeblich heiligen Ursprungs, d. h. Offenbarung sind. Sollen wir alle schlechterdings verwerfen, oder sollen wir Eine als ächt erkennen? — Hiezu würde — abgesehen von kirchlicher Autorität — für den Denker alsdann ein Grund vorliegen, wenn Eine jener vorgegebenen Offenbarungen der Vernunft und der Analogie der Natur vollkommen gemäß und dennoch aus einer Zeit herrührend wäre, wo Philosophie und Physik noch nicht genug ausgebildet waren, um aus sich selbst eine solche Darstellung zu liefern. Die hieher gehörigen Lehren eines Sanchuniaton, Zoroaster, überhaupt aller morgenländischen, chinesischen, thibetanischen, indischen und auch griechischen Geschichtschreiber und Philosophen haben diesen Charakter im Allgemeinen freilich nicht. Sie sind deutlich nichts Anderes als Fabeln, Legenden, Sagen, oder auch Mythen und Philosopheme, welche ihren Ursprung entweder der frommen Betrügerei der Priester, oder der ausschweifenden Phantasie der Dichter, oder aber den metaphysischen Träumereien der Gelehrten zu verdanken haben, und welche noch dazu bei ihrem Uebergang auf spätere Geschlechter oder auswärtige Völker durch Einfalt, Nationalstolz, oder Mißverständniß der orientalischen Bildersprache auf die mannigfaltigste Weise gemodelt und verunstaltet, und in neuern Zeiten noch durch Träume und Systeme der modernen Philosophen und Theologen ungeheuer vermehrt worden sind.

Es läßt sich nicht verkennen, daß vor allen diesen verwerflichen Nachrichten sich die im ersten Buche Moses enthaltene Erzählung sowohl durch eine der Vernunft und den ewigen Naturgesezen angemessenere Darstellungsart, als durch die unverfälschte Ueberlieferung auszeichne; und darum wird diese mosaische Urkunde, die man überdieß aus guten Gründen für die älteste unsers Geschlechtes erklären darf, immerdar, selbst vor dem Richterstuhl einer blos wissenschaftlichen — von allem religiösem Ansehen wegblickenden — Kritik, Beifall und Achtung finden.

II. Dasselbe Urtheil gilt in Ansehung der Urgeschichte der Menschen. Auch hier haben die mosaischen Erzählungen einen so offenbaren Vorzug vor jenen aller sogenannten Profanscribenten, daß man ihnen einen, wenigstens vergleichungsweise, hohen Grad von Glaubwürdigkeit nicht absprechen kann.

III. Aber allmälig verläßt Moses das Ganze des Menschengeschlechtes, und beschränkt seine Erzählung auf das Schicksal seines, des hebräischen Volkes. Dasselbe thun die übrigen hebräischen Schriftsteller, von denen der Verfasser des Buches Job, Josua, Samuel, Gad und Nathan (muthmaßlich die Verfasser des II. B. Sam.) David und Salomo, die Propheten und zum Theil Esdra für diesen Zeitraum gehören. Wir müssen uns nun nach andern Führern umsehen, und dieser Führer sind wenige. Vor Erfindung der Schreibekunst kann keine eigentliche zusammenhängende Geschichte seyn, und erst am Ende dieses Zeitraums wurden die ältesten noch übrigen Bücher geschrieben. Die Fragmente Sanchuniaton's um 2500 oder 2800, Ho-

mer's unschätzbare Gesänge um 3050, und gewissermaßen der Schu King (um —?—) sind — außer jenen Hebräern und einigen Denkmälern und Inschriften, vorzüglich in Aegypten — die einzigen noch vorhandenen unmittelbaren Quellen für die Geschichte vor Cyrus; und es müssen die Schriftsteller der folgenden Zeiträume, die aus — nunmehr längst verlornen — Urkunden und Denkmälern noch schöpfen mochten, ihre Stelle vertreten. Herodot um 3540, Diodorus Siculus um 3920, Nicolaus von Damaskus um 3950, Justin's Auszug aus Trogus Pompejus Geschichte um 160 nach Christi; Sextus Jul. Afrikanus um 228, Eusebius † 340, Paul. Orosius um 414, Cassiodor um 563, Georg der Syncelle um 800 u. A. m. sind diese mittelbaren Quellen der allgemeinen Geschichte, zu denen noch für die Geschichte einzelner Völker verschiedene andere kommen, die wir gehörigen Ortes anführen und beurtheilen werden; so wie auch die wichtigern der hier genannten anderswo zweckmäßiger, als bei dieser vorläufigen Anzeige, ihre Würdigung finden.

Zweites Kapitel.

Chronologie (*).

Hier herrscht undurchdringliches Dunkel und endlose Verwirrung (s. Einleit. §. 46). Bei der moralischen Unmöglichkeit, damit jemals in's Reine zu kommen, bleibt uns nichts anderes übrig, als durch eine konventionnelle Jahresbestimmung für die, nach ihrem möglichst sorgfältig eruirten Zeitverhältniß geordneten Fakten, dem Gedächtniß und der Imagination zu Hilfe zu kommen. Unser Führer sey Dionysius Petavius. Wir halten uns an ihn, öfters auch da, wo wir Gründe hätten, ihn eines Irrthums zu zeihen, weil es uns zweckmäßiger scheint, dergleichen kleinere Verstöße unbemerkt zu lassen, als durch angebliche Verbesserungen — welche denn doch wieder nicht Allen gefallen würden — die abschreckende Menge chronologischer Systeme zu vermehren. Darum haben wir auch das Alter der Patriarchen nach Moses Angabe als Zeitmesser in der vorsündflutigen Welt beibehalten, ungeachtet wir jene Angabe keineswegs zu vertheidigen gedenken. Aber mag es mit jener Zählung was immer für eine Bewandtniß haben; es sind andere Gründe vorhanden, der Welt eine jener Berechnung wenigstens gleichkommende Dauer zuzuschreiben. Auch wird das Studium der Geschichte unnöthig erschwert, wenn in jedem historischen Werk verschiedene Jahrzahlen bei denselben Begebenheiten stehen.

Wir geben gewöhnlich blos das Jahr von Erschaffung der Welt an, weil mit demselben — für das nämliche System — auch jenes von Christi Geburt rückwärts, und jenes der julianischen Periode gegeben ist. Man ziehe nämlich unsere Jahrzahl von 3983 ab, oder seze 730 hinzu, so hat man das Verlangte. Von der Sündflut zu zählen bietet wenig Vortheil an, weil dabei doch die Zahlen in die Tausende steigen. Von Chr. Geb. rückwärts dehnt sich das Gebiet der deutlichern und reichhaltigern Geschichte freilich zu keinem vollen Jahrtausend aus. Die Erleichterung, die hiedurch für das Gedächtniß entsteht, läßt sich aber auch bei der Aera von der Schöpfung gewinnen, wenn man in Gedanken die ersten dreitausend Jahre abschneidet, oder sein Augenmerk und seine Reminiscenz vorzugsweise oder

(*) Vergl. Prof. Batsch über das Alter der Erde; in Breyers Grundriß der U. G. Frank's astron. Grundrechnung der bibl. Gesch. und der alten Völker. Ideler's Chronologie u. A.

…en Zeitraum.

Jahr der Welt.	B…	Griechen.	Uebrige Völker.
Ites Jahrtausend. 1.	Ad…		
x?	Kai…		
um 900.	Kin…		
930.	Ada…		
IIte Jahrtausend.			
1558.	Ge…		Indier?

ihre Be[illegible], um einen [illegible]
verbunden; als Kadmus, Auswanderung der Phokäer rc.

Drittes Kapitel.

Schauplaz der Begebenheiten.

Vom südlichen Abhange der Gebirge Hochasiens und vom kaspischen und schwarzen Meer alles Land bis zum mittelländischen und indi-

(*) Auch Joh. v. Müller (Sämmtl. Werke XI. Theil S. 46) verwirft die Zählung von Chr. Geb. rückwärts.

noch die Zahlen in die Tausende steigen. Von Chr. G...
l, weil dabei sich das Gebiet der deutlichern und reichhaltigern Geschichte
ückwärts dehnt vollen Jahrtausend aus. Die Erleichterung, die hiedurch für
reilich zu keinem entsteht, läßt sich aber auch bei der Aera von der Schöpfung
das Gedächtniß man in Gedanken die ersten dreitausend Jahre ab-
gewinnen, wenn sein Augenmerk und seine Reminiscenz vorzugsweise oder
schneidet, oder

(*) Vergl. Prof. Batsch über das Alter der Erde; in Breyers Grundriß der
U. G. Frank's astron. Grundrechnung der bibl. Gesch. und der alten Völker.
Ideler's Chronologie u. A.

fast ausschließend auf die nach dem dritten Jahrtausend, also vom Jahr 3000 bis 3983 vorkommenden Begebenheiten und Zahlen wirft; und sonach blos in dem kleinen Kreis von 983 Jahren sich einheimisch zu machen braucht (*). Dabei wird dann auch die wegen der Unnatürlichkeit mühselige und verwirrende rückgängige Zählung, welche die frühen Begebenheiten mit großen, und die späten mit kleinen Jahrzahlen bezeichnet, vermieden. — Zur Erleichterung der chronologischen Uebersicht mag nebenstehende Tabelle dienen. (S. Tabelle).

Anmerkung 1. Bei dieser chronologischen Tafel ist man, so wie bei der ausführlichen Geschichte, vorzüglich den hebräischen Zeitangaben gefolgt, da es ganz unmöglich ist, die Nachrichten der Profanscribenten unter sich selbst und mit jenen in Harmonie zu bringen. Auch ist durch die Verbindung der hebräischen Geschichte mit jener der benachbarten Staaten das Daseyn dieser leztern, und gewisse Verhältnisse derselben in verschiedenen Zeitpunkten auf eine unbezweifelte Weise dargethan; und eben dieses sind die interessantesten Data. Die Namen der Könige und ob z. B. Nimrod und Belus oder Mardokempad und Brodach rc. eine und dieselbe Person seyen, darüber mag der Welthistoriker gleichgiltig weggehen. Wo aber die hebräischen Nachrichten uns verlassen, da müssen wir freilich nothgedrungen zu den Profanscribenten unsre Zuflucht nehmen, und wohl auch berühmte Mythen und Mährchen zur Ausfüllung leerer Räume brauchen.

Anmerkung 2. Die Auswahl der Fakten über voranstehende Tafel ist nicht immer nach dem Grad ihrer historischen Merkwürdigkeit, sondern auch nach ihrer chronologischen Stellung geschehen, d. h. man hat gesucht, die tauglichsten Stüzpunkte für das Gedächtniß und dazu vorzugsweise solche Begebenheiten auszuheben, an welche sich durch eine leichte Ideenverbindung die möglichst größte Menge der übrigen anreihen, und so in der Imagination die Tabelle vervollständigen ließe. So wird z. B. durch die „Argonauten“ nicht nur Jason, sondern auch Herkules und Theseus, daher auch Minos rc. fixirt. Die „Heracliden“ weisen auf eine Hauptumwälzung der meisten griechischen Staaten hin, und es wird ihr Name von selbst auch Tisamenus und Kodrus, und die Stiftung der äolischen und jonischen Kolonien u. s. w. im Gedächtniß hervorrufen.

Anmerkung 3. Erfindungen kommen nur wenige in der Tabelle vor; theils weil von den meisten (in dieser Periode) keine genaue Zeitbestimmung vorliegt, theils weil die Tabelle mehr für das Gedächtniß als für den Verstand, d. h. blos zur Erleichterung der chronologischen, nicht der höhern welthistorischen Ueberschauung entworfen ist. Diese leztere soll der Leser aus dem Gesammtinhalt des Buches nehmen. Auch wird, ohne besondere Angabe, durch eine leichte Ideen-Association manche Erfindung, oder ihre Verpflanzung, mit einem Namen oder einen Faktum in der Imagination verbunden; als Kadmus, Auswanderung der Phokäer rc.

Drittes Kapitel.

Schauplaz der Begebenheiten.

Vom südlichen Abhange der Gebirge Hochasiens und vom kaspischen und schwarzen Meer alles Land bis zum mittelländischen und indi-

(*) Auch Joh. v. Müller (Sämmtl. Werke XI. Theil S. 46) verwirft die Zählung von Chr. Geb. rückwärts.

schen — ja bis zum chinesischen Meer herab, doch so, daß Indien wenig, und China gar keinen Theil nimmt an den Ereignissen der übrigen Welt, daß von Arabien blos der nördliche Theil erscheint, und noch manche Strecke des innern Asiens blos im Dämmerlichte sich zeigt; weiter in Afrika ein großer Theil der Nordküste, vorzüglich aber das glückliche Nilthal; von Europa endlich fast alle Küstenländer und Inseln des Mittelmeeres, insbesondere Griechenland und Italien; dazu ganz im Hintergrund hier die öde Heimath der Celten und Scythen, und dort äthiopische und libysche Sandwüsten — — das ist der Umfang der Länder, von denen bereits in diesem Zeitraum mehr oder weniger Kunde erschallt. Aber sehr ungleich ist der Antheil, den ihre Bewohner an dem allgemeinen Gang der Ereignisse nehmen. Einige, wie die Chinesen, sind völlig losgetrennt von dem übrigen Völkersystem; von andern, als Indiern, Aethiopiern, Celten und Scythen erscheinen nur zerstreute, flüchtige Spuren des Daseyns. Viele sind klein und schwach wie die Völkerschaften Arabiens, Kleinasiens, der syrischen Küste, Italiens; jedoch mehrere unter ihnen durch Wissenschaft, Religion oder Handel berühmt, als Jonier, Hebräer, Phönizier. Einige sind erst im Werden, oder bereiten sich erst die Mittel ihrer künftigen Größe — Karthager, Römer, Griechen; andere aber haben sich bereits zur Herrschaft hinaufgeschwungen, ja zum Theil ihre glänzende Rolle schon ausgespielt, in welche Klasse Aegypter, Babyloner, Assyrer und die am Schluß des Zeitraums hervortretenden Medoperser gehören.

Viertes Kapitel.

Allgemeinste Gestalt der Welt.

§. 1. Charakter des Zeitraums.

Was aus der Zusammennehmung aller einzelnen Thatsachen eines Zeitraums als leztes und höchstes Ergebniß hervorgeht, macht seinen Charakter aus; denn hierin besteht eben seine eigenthümliche Gestalt, wodurch er sich von allen andern unterscheidet, und als besonderes, für sich bestehendes Ganzes darstellt.

Als Hauptzug der vorliegenden ersten Periode fällt ihre Dunkelheit auf. Die beiden ersten Jahrtausende sind völlig öde. Einige wenige Sagen, jede weit von der andern getrennt, schweben uns vor, und Entfernung und Finsterniß hindern das Erkennen, ob es wahre oder Traumgestalten seyen. Auch im dritten Jahrtausend und bis zum Ende der Periode währt die Dunkelheit fort, nur hie und da von zweifelhaftem Dämmerlicht unterbrochen, und langsam, in des 4ten Jahrtausends erster Hälfte, zum anbrechenden Tag übergehend. Zwar mehren sich hier die Erscheinungen, aber ihr Charakter bleibt das Schwankende und Wunderbare, ähnlich den Bildern, die uns gerne bei früher Morgendämmerung träumend oder wachend vor Phantasie und Aug' vorüberziehen. Fast Alles, was noch von Völkergeschichten dieses langen Zeitraums übrig bleibt, ist Sage und Mythe, oder es sind wenigstens die eigentlichen historischen Nachrichten mit jenen verwebt, und durch bilderreichen Vortrag, durch symbolische Einkleidung großentheils unverständlich geworden. Gleichwohl geht aus der Verhüllung Einiges erkennbar hervor, und es stellt uns dieses die Völker und das ganze Menschengeschlecht in dem Zustande der Kindheit oder des unmündigen Alters dar. Seine Entstehung, seine allmälige Ausbrei-

tung über die Erde liegen, wiewohl in schwindender Ferne, vor uns, und Alles bezeichnet den neuen Ankömmling. Schon erblicken wir deutlich die Anlagen zu Allem, was Gutes und Böses im Menschen ist; aber die Entwickelung derselben ist noch unvollendet. Gesund und ungeschwächt an Körper und Seele erwacht der Mensch zum Gefühle seiner Kraft, und äußert sich jugendlich rasch und unbefangen in mannigfaltiger Sphäre. Noch ist er arm an Erfahrungen, noch fast ganz Natur, nicht sehr gebildet noch verbildet, und größtentheils in der Mitte zwischen Verwilderung und Corruption. Dennoch hat seine Erziehung bereits begonnen; naturliche Bedrängnisse und selbstgeschaffene Leiden haben ihn zum Nachdenken gebracht, und er hat seine erblichen Krankheiten, die ewigen Quellen seiner Noth, erkannt — Selbstsucht und Sinnlichkeit. Auch hat er schon nach Hilfsmitteln dagegen gerungen; er hat der feindseligen Vereinzelung und der gesezlosen Freiheit entsagt, ist Bürger geworden, und hat sein Gemüth aufzurichten gesucht durch den Blick auf die übersinnliche Welt. Aber neue Leiden hat er sich durch Beides bereitet: er ist abwechselnd der Anarchie und der Despotie Opfer geworden, und hat seine heiligsten Ahnungen gegen blinden Wahn vertauscht. Priester haben seinen aufstrebenden Verstand unterdrückt, und Fürsten haben Völker wie Heerden behandelt. Schon sind Völkerräuber, Eroberer, Gründer von Weltreichen aufgestanden, und die Verkehrtheit der Menschen hat ihnen Weihrauch gestreut. Nur ein kleines Volk — die Juden — bewahrt kümmerlich das Kleinod der reineren Gottesverehrung, und ein anderes — die Phönicier — zieht die Friedenskünste dem Ruhm des Krieges vor. Auch sind, besonders im Abendlande, verschiedene — wiewohl unbehilfliche — Versuche sichtbar, eine freie, rechtliche Verfassung zu erringen. Hierin, und sonst noch vielfältig zeigt sich schon die klimatische Einwirkung, die den Morgenländer träg und ungeduldig, den Abendländer regsam und selbstständig macht. In dem warmen gesegneten Orient ist der Mensch zum Genuß und zur Ruhe geneigt; Muße führt ihn frühzeitig zur Halbkultur, Künste und Wissenschaften verschönern sein Daseyn: aber er entschlummert auf der Mitte des Weges, oder geht zur Weichheit und Ueppigkeit über; indeß im kältern Abendlande die Noth die Kräfte weckt und spornt, und das Erkennen der eigenen Kraft dem Charakter Festigkeit und Würde ertheilt. Zwar viele Stämme fangen hier an zu verwildern, doch bleiben sie ungeschwächt und des Guten empfänglich. Auch betreten mehrere mit Glück die Bahn einer reineren Kultur, und im auserwählten Griechenland und in Italien wird wenigstens der Boden bereitet, auf welchem später, aus fremdem Saamen, die schönste Blüthe der Aufklärung und Civilisation hervorsprossen soll.

§. 2. Summa der politischen Begebenheiten.

Vor der Epoche, in welche Moses den Thurmbau von Babylon sezt, können wir nichts von eigentlichen Staaten erzählen. Denn nur dunkel ist bei ihm das Daseyn wahrer bürgerlicher Vereine in der vorsündflutigen Welt angezeigt, und nach der Ueberschwemmung scheinen die Noachiden bis zu ihrer Trennung in blos patriarchalischer Verfassung geblieben zu seyn. Auch reichen die verständlichen, und noch einigermaßen annehmbaren Nachrichten der Profanscribenten nicht höher hinauf; und die im Dämmerlicht der Vorzeit für uns sichtbar werden, sind jene, die am Euphrat und Tigris und am Nil sich bildeten. Von diesen mag wohl Aegypten zuerst zur Blüthe und Macht gekommen seyn, aber — wiewohl es auch hier nicht an innern und äußern Stürmen fehlte, und einzelne kriegslustige Regenten aufstanden — überhaupt hat doch das ägyp=

tische Volk sich mehr nur auf sein eigenes Land beschränkt, und erst unter der lezten Saity'schen Dynastie häufigeren Verkehr mit dem Auslande in Krieg und Frieden gepflogen. Allein damals war seine Größe schon gesunken, und es erlag unter Nechao und Psammenit (dieser lezte erst im folgenden Zeitraum) im ungleichen Kampfe gegen die aufstrebenden Monarchien Mittelasiens.

Hier hatte sich schon früher der kriegerische Geist geregt. Die Sagen von Nimrod, dem gewaltigen Jäger, und von den Weltstürmern Ninus und Semiramis u. s. w. deuten darauf hin — was ohnehin die Analogie der übrigen Geschichte lehrt — wie durch Gewalt und Schrecken die Menschen zum Staatsverein gezwungen, und kleine Horden durch Krieg und unabläßig weiter greifende Anmaßung endlich übermächtig geworden sind. Zwar ist es unmöglich — bei den chronologischen und historischen Widersprüchen der Quellen — die Schicksale und wechselnden Machtverhältnisse Assyriens, Babylons und Mediens zu bestimmen; aber es scheint, daß zuerst die Assyrer weithin — bis nach Baktrien, vielleicht bis Indien geherrscht haben. Eine Revolution, die unter Sardanapal sich zutrug, mag den Anlaß zur allmäligen Bildung dreier getrennter Reiche gegeben haben, unter denen Neu-Assyrien anfangs das gewaltigste war, aber durch die vereinte Macht des aufblühenden Mediens und des unter chaldäischen Fürsten neu erstarkten Babylons zu Grunde ging, worauf diese Ländermassen alle, durch eine abermalige Umwälzung, zu einem großen Reiche, dem medopersischen, vereint wurden.

Die Herrschaft Neu-Assyriens und Neu-Babylons, die jezt der Perser erbte, hatte sich auch über Syrien, Phönicien, Palästina und die arabische Grenze erstreckt. Die syrischen Fürstenthümer, so wie die Reiche Juda und Israel — in welche der hebräische Staat, nach kurzer Blüthe, zerfallen war — mochten ihren Ruin der Entartung des Volkes, und den unabläßigen Feindseligkeiten zuschreiben, wodurch sie sich gegenseitig schwächten; Phönicien, das jedoch sich später wieder erholte, war gefallen, weil natürliches Recht und wohl erworbener Ruhm, Liebe des Friedens und nüzliche Emsigkeit nicht schüzen mögen vor des gewaltigen Eroberers Schwert. Dasselbe erfuhren die minder mächtigen Völker der schönen und großen Halbinsel Kleinasien — unter ihnen die blühenden griechischen Pflanzstädte — welche insgesammt von dem kriegerischen Lydien verschlungen wurden, und dann mit diesem dem noch stärkern Perserreich anheim fielen. Jezt hemmte das Meer dessen weitere Ausbreitung; wohl wäre sonst auch das schlechtvereinte Griechenland seine Beute geworden. Denn noch hatten die kleinen griechischen Horden kaum angefangen, sich der Barbarei zu entwinden, noch hatten sie — die Zerstörung von Troja ausgenommen — kaum einen Beweis der Nationalkraft gegeben. Aber ein reges Leben, einen kühnen Heldensinn hatten sie schon gezeigt, Freiheits- und Vaterlandsliebe waren unter ihnen schon hoch aufgelodert, vorübergehende und theilweise Vereine hatten sie ahnen lassen, was das gesammte Griechenvolk vermögen werde, und Sparta und Athen hatten bereits den Grund zur künftigen Größe gelegt.

Minder wichtig ist die politische Rolle, welche in diesem Zeitraum die weiter gegen Abend wohnenden Völker — in Italien, Sicilien, Afrika — spielen. Kaum wird Rom genannt, und Karthago, wiewohl bereits mächtig, entrückt die Dunkelheit seiner Geschichte unserem Blick. In

noch höherem Grade hat dieses in Ansehung der weit ausgebreiteten Celten, Scythen, Aethiopier und Indier statt; mit deren viel umfassender generischer Benennung geographische Unkunde die vier Enden der Welt bevölkerte; und China, wiewohl sein Daseyn ins höchste Alterthum erweislich hinaufsteigt, ist für das System der alten Weltgeschichte gleichsam gar nicht vorhanden.

Verfeinte Staatskunst, Kombinationen einer weit hinaussehenden Politik, vielseitiges Ineinandergreifen der Nationalverhältnisse dürfen wir in dem Kindesalter der Menschheit und der Staaten nicht suchen. Jedes Volk geht so ziemlich seinen Gang für sich, unbekümmert um alle anderen, die nicht in nächster und fühlbarster Berührung mit ihm stehen. Darum gibt es wohl schon einzelne, zum Theil gut berechnete, sogar künstliche Verhandlungen, aber Systeme der Politik noch nicht, und wiewohl der Handel die Berührungspunkte vermehrt — wenig Völker treiben noch großen Handel; den meisten gilt Leidenschaft für Staatsinteresse, und ihre Politik ist das Schwert.

Zweiter Abschnitt.

Detaillirte Geschichte des ersten Zeitraums

Erstes Kapitel.

Vorsündflutige Welt (*).

§. 1. Entstehung der Erde.

Ob die Welt und unsere Erde dem blinden Zufall, oder der todten Nothwendigkeit, oder einer weisen Allmacht ihr Daseyn danke, ist eine mehr der Philosophie als der Geschichte angehörige Frage, die jedoch für Jeden, der ein Herz im Busen trägt, und seinen Sinn nicht verschließt vor der Herrlichkeit und Harmonie der Natur, von selbst sich beantwortet. Aber ungereimt wäre es und anmaßend, Art und Weise des Schaffens, wie sie der unendlichen Kraft am würdigsten sey, bestimmen zu wollen; thöricht, die anbetende Bewunderung blos dem unmittelbaren Hervorrufen aus dem Nichts zuzuwenden. Die Natur ist, so weit unsere Blicke reichen, ein Reich der Verwandlungen; unablässig schafft sie Neues aus demselben Stoff, und was in einer Gestalt zu Grunde ging, das ersteht verjüngt in einer andern wieder. Wenn aber in diesen Werken und in den Gesezen, wornach sie sich bilden, Zweckmäßigkeit und Weisheit erscheint, verkünden sie nicht gleichmäßig eine weise Schöpferkraft, ob sie plözlich oder ob sie allmälig hervorgingen? — Demnach wird Vernunft auch ohne weitere Nachweisung es als möglich und glaubwürdig erkennen, daß unsere Erde oder ihre Gestaltung zum Wohnplaz des Menschengeschlechtes eine — vielleicht langsame — Geburt der Zeiten sey, und die aufmerksame Betrachtung der Erdstruktur wird diese Muthmaßung zur Gewißheit erheben.

(*) Vergl. Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Link, die Urwelt und das Alterthum, erläutert durch die Naturkunde. Berlin 1829. Cuvier's Einleitung zu den recherches sur les ossemens fossiles u. a.

Denn offenbar ist die Erde unendlich älter als das Menschengeschlecht. Sie trägt in ihrem Innern und auf ihrer Oberfläche die untrüglichsten Spuren mannigfaltiger Umstaltung, und es sind auf ihr unläugbar mehrere Welten oder Wesenreihen untergegangen, bevor jenes Geschlecht zum Daseyn erwachte. Aus den verschiedenen Lagen und Schichten der Erdrinde, in denen, in wundervoller Abwechslung, die Spuren jezt von Feuers-, jezt von Wassergewalt, und jezt Versteinerungen von Pflanzen und Thieren sich zeigen, zu welchen man vergebens ein lebendes Urbild sucht; aus den Massen von Seethieren und Seegewächsen, die auf mancher Gebirgshöhe versteinert liegen; aus den Zertrümmerungen der Berge, der Inseln und der Meergestade, und aus vielen andern geognostischen Wahrnehmungen haben Naturkundige auf's Unwidersprechlichste jene wichtigen Säze dargethan, und zugleich erwiesen, daß unsere Erde einmal — wahrscheinlich unmittelbar vor ihrer lezten Hauptumstaltung — ein All-Ozean, und alles Land Meeresboden gewesen. Wie aber dieser All-Ozean sich verloren, wie allmälig aus seiner Tiefe das trockene Land emporgestiegen, und auf demselben die neue vegetabilische und animalische Natur erwacht sey — darüber vermag der scharfsinnigste Forscher mehr nicht als Muthmaßungen zu fassen. Moses erzählt uns Alles das genau und umständlich mit der Zuversicht des Sehers, und es läßt sich nicht verkennen, daß seine Darstellung, so populär sie im Vortrag und in Bildern ist, nach einer freien Erklärung wirklich einen tiefen Sinn und philosophische Wahrheit enthalte (*).

Denn, nachdem er die Schöpfung des Weltalls durch ein höchstes Wesen, wie einen seinen Beweis mit sich führenden Saz, nur kurz vorangestellt, und die früheren Revolutionen des Erdballs, wodurch er „ungestalt und leer" und ein All-Ozean geworden, leise angedeutet; beschreibt er, wie der über den Wassern schwebende göttliche Geist allmälig die Elemente geschieden und die zeugenden Naturkräfte entfesselt habe, also, daß nach lange gedauerter Gegeneinanderwirkung derselben — zur leichtern Ueberschauung wird sie in sechs Perioden (Tage) unterschieden — die heutige Gestalt der Erde und der Erdgeschöpfe nach des Schöpfers Willen in ihrer Vollendung hervorging. Keine Vorstellungsart könnte gemäßer der Analogie der uns bekannten Naturgeseze seyn, als daß von allen Elementen das Licht, das feinste, regsamste, lebendigste derselben, zuerst sich entbunden, und hiedurch zur Scheidung und Thätigkeit der übrigen den mächtigen Anstoß gegeben, daß hierauf die leichten Dünste dem All-Ozean entstiegen, und die Atmosphäre gebildet, dann aber, als theils hiedurch, theils durch tieferes Versinken in die Erdrinde die Gewässer sich vermindert, allmälig der Urfels und um ihn her der vielgestaltige Niederschlag, mitunter auch der vulkanisch aufgeworfene Grund des Ozeans, die Fluten desselben zu überragen begonnen. Jezt bestimmte sich das Verhältniß der Erde zur Sonne und zu den übrigen Weltkörpern. Wurde sie vielleicht jezt erst, da ihre Hauptmassen geordnet waren, der befruchtenden Einwirkung der Gestirne empfänglich? oder trat sie vielleicht jezt erst — da sie etwa früher kometenartig ausschweifte — ihre regelmäßige Rotation und Laufbahn an? — Genug, es erwachte auf ihr das Pflanzen-

(*) In mehreren Hauptpunkten der Entstehungsgeschichte der Erde und des Menschen kommen übrigens auch die indischen, altpersischen, phönizischen, babylonischen, ägyptischen, sabäischen und griechischen Mythen mit der mosaischen Lehre auf höchst bemerkenswerthe Weise überein, nur enthalten sie daneben noch manche phantastische Verunstaltung. Vergl. Link's Urwelt. Thl. I. S. 268 — 343.

und das thierische Leben, und alle Räume, alle Elemente der Erde wurden mit Geschöpfen erfüllt.

Als aber die Erdenschöpfung vollendet, und auch ihre Krone — der Mensch — geschaffen war, da ruhte Elohim und schuf nicht weiter, „ja er ist,“ sezt Herder bedeutungsvoll hinzu, „auf dem Schauplaz der „Schöpfung so verborgen, als ob Alles sich selbst hervorgebracht hätte, und „in nothwendigen Generationen ewig also gewesen wäre.“ — Abermals ein tiefer philosophischer Sinn, auch abgesehen von der praktischen Wohlthätigkeit einer Lehre, die, wie vermöge göttlichen Rechtes, dem elendesten Sklaven und selbst den Lastthieren den siebenten Tag zur Ruhe schenkte.

§. 2. Entstehung der Menschen.

Und nun die Entstehung des Menschen, des Herrn der Erdenschöpfung, und ihres lezten Zweckes — wie sinnvoll ist sie geschildert! Aus Erde wird er geformt; denn seines Leibes Grundstoff ist Erde, aber die vernünftige Seele, die jener beherbergt, ist göttlicher Abkunft — wie ein Ausfluß des himmlischen Geistes, und diesem ähnlich. Ihm wird eine Lebensgefährtin zu Theil, die Fleisch von seinem Fleisch, und Blut von seinem Blut ist, damit sie auch fortan von ihm unzertrennlich, und wie Ein Wesen mit ihm sey. Wer mag verkennen, daß wir Alle von ihm, dem Erdmann (Adam) und von ihr, der Lebendigen (Eva) abstammen, da wir Alle die nämliche Natur, Wesenheit und Bestimmung haben? Selbst Diejenigen, die sie blos für allegorische oder symbolische Wesen halten, müssen die philosophische Wahrheit ihrer Charakterisirung erkennen; und es ist schön, und dient den Vernunft-Ideen von Recht und Humanität zur wichtigen Stüze, sich die Menschen alle als von Einem Stammvater entsprungen, daher als Brüder und als gleiche Genossen eines gemeinschaftlichen Erbes vorzustellen.

Mit gleicher philosophischer Wahrheit wie die Entstehung ist auch die Geschichte der ersten Menschen erzählt. Ihr erster Wohnsiz war ein Garten, also ein mildes, gesegnetes Land, wie es der neugeborne Mensch — ohne Kunstfertigkeit und Erfahrung — zur Fristung seines Daseyns bedurfte. Vereinbar mit diesem Sinn ist die weitere freundliche Deutung, wornach, wie Herder sagt, „dieser Zug der Tradition, so wie die ganze „Anlage unserer Natur beweiset, daß der Mensch nicht zur Wildheit, son„dern zum sanften Leben geschaffen sey, und also der Schöpfer, da „er den Zweck seines Geschöpfes am besten kannte, den Menschen wie alle „andere Wesen gleichsam in seinem Element, im Gebiet der Lebensart, für „die er gemacht ist, erschaffen habe.“ — Auch die geographische Lage des Paradieses wird also beschrieben, daß der unbefangene philosophische Geschichtschreiber der Menschheit darin die Stelle erkennt, wohin er selbst den Ursiz unseres Geschlechtes sezt. Ein östlich von Vorder-Asien gelegenes Gebirgsland, welchem mehrere mächtige Ströme entfließen; also die mittlere Strecke Hochasiens, von der, nach den Forschungen der Naturkundigen, die meisten für den Menschen wichtigen Pflanzen- und Thiergeschlechter stammen, sonach vorzüglich geeignet zur ersten Heimath des Menschen selbst, so wie zum Centralpunkt seiner weitern Ausbreitung.

§. 3. Erste (symbolische?) Menschengeschichte.

Aber bald verlor sich die paradiesische Unschuld. Von der Schlange verleitet, genossen unsere ersten Aeltern die ihnen verbotene Frucht des Baumes

der Erkenntniß, und wurden dafür durch die Vertreibung aus Eden und durch andere physische Uebel, endlich auch durch die Verhängung der Sterblichkeit bestraft. Vielfältig sind die Deutungen dieser Erzählung, wiewohl auch Manche noch heut zu Tage sich an den wörtlichen und buchstäblichen Sinn derselben halten. Nicht befriedigend ist die Annahme einer giftigen Frucht, die auf natürliche Weise so verderbend auf Körper und Seele eines ganzen Geschlechtes für alle Zeiten gewirkt habe. Zu abstrakt und unangemessen der natürlichen Einfalt, die Moses Person und Zeiten charakterisirt, ist die Erklärung der kantischen Schule, wornach die Mythe als eine symbolische Darstellung oder als ein Eingeständniß der Unerklärbarkeit von dem Ursprunge des moralischen Bösen in der Menschennatur anzusehen sey, indem der Mensch, den wir als ursprünglich gut annehmen müssen, und doch in der allerersten Erfahrung schon als böse (d. h. mit verkehrter Gesinnung oder fehlerhafter Unterordnung seiner praktischen Maximen) erblicken, in dieser Mythe als durch ein drittes, äußeres Wesen, den Teufel nämlich, verderbt dargestellt werde. — Es bietet sich aber, wenn wir die Bemühungen so vieler Volkslehrer und Schulen beobachten, die Erfahrung der unzähligen Uebel in der Welt mit der Idee eines allweisen, allgütigen und allmächtigen Schöpfers zu vereinbaren, die ungezwungenste Auslegung jener mosaischen Mythe von selbst dar. Sie erscheint nämlich hiernach als ein Philosophem, welches das physische Uebel nur als Folge und Bestrafung des moralischen Bösen darstellt. Sonach ähnlich der Büchse Pandorens und mehrerer andern eine gleiche Tendenz zeigenden Mythen verschiedener Völker. Aber die mosaische zeichnet sich abermals durch sinnvollere und wahrere Bilder aus. „Ein einziger „verbotener Baum ist im Paradiese,“ sagt Herder sehr schön, „und dieser „Baum trägt in der Ueberredung der Schlange die Frucht der Götterweisheit, „nach der den Menschen gelüstet. Konnte er nach Etwas Höherem gelüsten? „konnte er auch in seinem Falle mehr geadelt werden?“ — Auch ist es ganz philosophisch richtig, die Erkenntniß als die Quelle des Bösen zu bestimmen, da es ohne Erkenntniß, d. h. ohne Freiheit, welche die Erkenntniß voraus sezt, nur ein instinktartiges, aber kein moralisches Gutes und Böses gibt. Es fällt übrigens von selbst auf, daß die Strafen der Sünde, so wie sie Moses anführt, nach den Kinderbegriffen seines Volkes gemodelt sind; denn Mühe und Arbeit sind, unserer Natur nach, die Bedingung des wahren Genusses, und der Tod ist für den denkenden Geist die Ankündigung der Freiheit.

§. 4. Fortsezung.

Mit trübem Blick verfolgen wir die Urgeschichte der Menschen. Ihr erstes Blatt befleckt ein gräßliches Verbrechen — Brudermord. Sollte der ehrwürdige Moses auch hier mit Treue gemalt haben? Sollten Kain und Abel — falls sie blos allegorische und nicht historische Wesen wären — als Repräsentanten des ganzen Geschlechtes, ihr feindseliges Verhältniß als Darstellung unseres allgemeinen Naturzustandes gelten können? — Leider muß hier ein trauriges Ja! unsere Antwort seyn. Es ist philosophisch wahr, und, was auch gutmüthige Schriftsteller dagegen einwenden mögen, die Geschichte der Völker bestätiget es zur Genüge, daß das natürliche (außergesellschaftliche) Verhältniß des Menschen zum Menschen ein Zustand des Krieges Aller gegen Alle sey, wo Keiner einen andern Richter über seine Forderungen und Ansprüche erkennt, als seine Selbstsucht, und

keine Garantie hat für das, was ihm gebührt, als seine physische Kraft. Wie könnte man kräftiger dieses Verhältniß der bluttriefenden Freiheit malen, wie abschreckender es darstellen, als durch die Scene des Brudermordes? —

Das Gefühl der Bedrängnisse eines solchen Kriegszustandes ist es, was, nach der Lehre der Philosophie, die Menschen in bürgerliche Vereine treibt. Spuren solcher Vereine, schon in der vorsündflutigen Welt, liegen in der Absonderung der Gewerbe, in der Anlegung von Städten, in dem Vorzuge der Kinder Gottes vor den Menschenkindern. Wohl mochten auch bald aus übelgeregelter Verfassung Tyrannen empor kommen, die mit der Stärke der Faust und der Schärfe des neuerfundenen Schwertes noch das Ansehen des Herrschers verbanden, und die Unterdrückung des Geschlechtes zu verewigen drohten.

Dieß Alles ist in der Natur gegründet; aber sollte es kein Befremden erregen, daß aus dem Stamme Kain's, des von Gott Verfluchten, Erfindungen und Künste, die Segnungen des Erdenlebens, hervorgingen? Wenn wir bemerken, daß dieser Stamm den Ackerbau trieb, während die Sethiten Nomaden blieben; wenn wir weiter die Verbannung Kain's in minder fruchtbare Gegenden, wo die Noth zur Erfindung spornen mußte, vor Augen behalten, so wird auch dieser Zug der Tradition uns philosophisch wahr erscheinen.

§. 5. Lebensdauer der Patriarchen.

Allmälig geht die symbolische Darstellung in eigentlich historische über, und eben so allmälig verwandelt sich bei Moses die Geschichte der Menschheit in jene seines Volkes und des Stammes, von welchem es ausging. Zwei große allgemeine Begebenheiten erzählt er noch, die Sündflut und die Völkerzerstreuung. Ueber beide ist schon die Abhörung mehrerer historischer Zeugnisse vergönnt; darum muß es von hohem Interesse seyn, sie etwas näher und kritisch zu beleuchten.

Dieser Beleuchtung mag noch die kurze Berührung der Frage vorangehen: was wohl von der ungeheuren Lebensdauer der Patriarchen, nach Moses Zählung, zu halten sey? Man hat sich viele Mühe gegeben, sie mit physikalischen, historischen und kritischen Gründen in Harmonie zu bringen. Unsere Antwort besteht kürzlich darin: Wenn die Verfechtung solcher Angaben zur Befestigung unseres religiösen und kirchlichen Systemes nothwendig ist, so mögen die Gottesgelehrten ihre Erklärung und Rechtfertigung auf sich nehmen. Die philosophische Geschichte wird entweder gänzlich davon abstrahiren, oder sie nach den nämlichen Grundsätzen würdigen, als ob sie im Schuking oder Vedam stünden.

Zweites Kapitel.

Sündflut und Völkerzerstreuung.

§. 1. Beleuchtung der Sage von der Noachischen Flut.

Als die von der rechten Bahn abgekommene Menschheit durch groben Sinnengenuß und Mißbrauch der Gewalt in unheilbares Verderbniß zu sinken drohte, da beschloß Gott, sie durch eine allgemeine Ueberschwemmung zu vertilgen. Durch anhaltende Regengüsse, und durch die berstenden Quellen des Ozeans schwollen die Wasser bis über die Scheitel der Berge an, und alles Lebendige ging in den Fluten zu Grunde, mit alleiniger

Ausnahme Noah's, der mit seiner Familie und einzelnen Paaren von jeglicher Thiergattung auf einem Schiffe sich rettete, das er nach erhaltener göttlicher Weisung erbaut hatte.

Ueber diese hebräische Sage ist unsäglich viel und mit erstaunlichem Aufwand von Fleiß, Gelehrsamkeit und Scharfsinn geschrieben worden (*). Das Interessanteste davon läßt sich auf folgende Punkte zurückführen:

1) Die historische Wahrheit einer großen Ueberschwemmung um jene Zeit, in welche Moses die Sündflut sezt, scheint durch übereintreffende Sagen mehrerer anderer Völker, vorzüglich durch die von Berosus erhaltene, der hebräischen auffallend ähnliche, babylonische Sage überzeugend erwiesen zu seyn.

2) Man hat hieraus auch die Allgemeinheit der Ueberschwemmung behauptet; zu diesem Behufe die Ueberlieferungen fast aller alten Völker von dergleichen Naturrevolutionen zusammengestellt, und selbst in ähnlichen Sagen der Japanesen, Chinesen, und mehrerer nordamerikanischer Stämme die Bestätigung der mosaischen Angabe gefunden. Aber daraus, daß die meisten Völker von Ueberschwemmungen zu erzählen wissen, kann nicht gefolgert werden, daß sie von einer und ebenderselben reden. In dem Jugendalter der Erde, da der Streit der Elemente vielleicht noch nicht völlig geschlichtet, das Bett der Ströme noch nicht geregelt und hinreichend vertieft war, da mochten bald hier bald dort gewaltige Ueberschwemmungen eintreten, und die Ueberschwemmung einer weiten Landesstrecke, über deren Grenzen hinaus die geographische Kunde ihrer einfältigen Bewohner nicht reichte, mußte denselben wohl als eine Weltüberschwemmung — weil sie ihre Welt traf — erscheinen. Aber ausgedehnter ist der Gesichtskreis des wissenschaftlichen Forschers. Es mag derselbe annehmen, daß einstens der Euphrat und Tigris etwa durch häufigen Regen oder den aufthauenden Schnee der armenischen Berge also angeschwollen seyen, daß sie alle Flächen von dem niedern Mesopotamien oder wohl vom Fuße der armenischen Berge bis an's Weltmeer, und von den syrischen Bergen bis zum persischen Hochland überschwemmten; ja daß um eben die Zeit auch der Indus und Ganges weit und breit aus ihren Ufern getreten seyen — ohne jedoch ihre Wellen mit jenen des Tigris zu vermischen —; aber ein Mehreres wird er nach den vorhandenen Beweisen nicht glaublich finden; und was z. B. bei den griechischen Ueberschwemmungen des Ogyges und Deukalion (die übrigens bei diesem Volke so berühmt, als bei den Hebräern die Sündflut waren) die bekanntere Chronologie augenscheinlich lehrt, daß sie nämlich nicht identisch mit der Sündflut seyen, das wird er bei den Wasserrevolutionen anderer Länder, selbst wenn sie in's graueste Dunkel der Vorzeit zurücktreten, wie die sinesische unter Yao u. s. w. aus allgemeinen physikalischen und historischen Gründen gleichfalls behaupten; er wird endlich die mannigfaltigen Spuren von Wassergewalt auf unserer Erde (s. oben Kap. I. §. 1.) keineswegs der sogenannten Sündflut, sondern jenem vor Entstehung

(*) Außer den, mehr oder weniger ängstlich orthodoxen Schriftstellern, deren Zahl Legion ist, vergl. zumal: Ueber den Mythus der Sündflut von Philipp Buttmann. Berlin 1812. Dann überhaupt über die Urgeschichte der Erde: Ballenstedt, die Urwelt, oder Beweis von dem Daseyn und Untergang von mehr als einer Vorwelt. Quedlinburg und Leipzig. 1818. u. A. Weiter die Werke von Treviranus, Alex. v. Humboldt, Cuvier, Link u. A.

des Menschengeschlechtes über den Erdkörper gelegenen All-Ozean zuschreiben, aus welchem durch die große Umstaltung, die Moses unter dem Bilde der sechs Schöpfungstage aufführt, sich allererst das bewohnbare Land erhoben.

3) War die Sündflut nicht allgemein, erstreckte sie sich nicht über alle schon damals bewohnte Länder, so ist Noah auch nicht der zweite allgemeine Stammvater der Menschen; ja, selbst bei der Voraussezung des Gegentheiles fällt es auf, daß, je mehr der überschwemmten Länder waren, desto wahrscheinlicher auch die Rettung mehrerer Menschen oder Menschenhaufen auf den verschiedenen, die Wasser überragenden Gebirgen sey. Von Xisuthrus, der auf den chaldäischen Bergen den Fluten entrann, liegt die deutliche Sage vor. Er und Noah, so wie in spätern Zeiten Deukalion, mochten aber wohl und mit gleichem Rechte sich für die einzigen Geretteten, und sonach für die einzigen Lieblinge der Gottheit halten. Eine minder ängstliche Anhänglichkeit an dem, was in Moses Erzählung enthalten schien — wiewohl die Urkunde bestimmt solches nicht einmal besaget, und nicht besagen kann, da sie mehr Geschichte eines Stammes als Weltgeschichte ist — würde manchen zwecklosen gelehrten Zank über die Abstammung der Völker beseitiget, und dem Ansehen der Urkunde, in wesentlichen Punkten, bedeutenden Vortheil gebracht haben.

4) Die meisten Nebenumstände, die bei der mosaischen Erzählung der großen Ueberschwemmung vorkommen, hängen mit der Darstellung derselben als eines göttlichen Strafgerichts zusammen. Populär und zweckmäßig war diese Darstellung allerdings, zumal für die Hebräer, die, wie Moses zur Genüge erfuhr, durch die Vorhaltung der Strafruthe weit mehr, als durch die Idee der Pflicht und des Rechtes im Gehorsam konnten erhalten werden. Auch hat man es bis auf diesen Tag vielfältig heilsam für's Volk erfunden, große Calamitäten für göttliche Strafgerichte zu erklären; und endlich mag Jeder anerkennen: Eine in Sinnlichkeit und Sklaverei versunkene Welt ist anderes nicht werth, als Vertilgung! —

§. 2. Und jener vom babylonischen Thurmbau.

Ob der Berg Ararat, auf welchem sich Noah mit seinem Hause rettete, eines der armenischen Hauptgebirge oder vielleicht nur ein Gebirgszweig des nördlichen Mesopotamiens, oder aber, wie Andere wollen, der weit entfernte Paropamisus gewesen, kann für Diejenigen, welche weder die Allgemeinheit der Sündflut noch die Abstammung aller Völker von Noah's Hause annehmen, eine ziemlich gleichgiltige Frage seyn. Nach der mosaischen Erzählung verließen später die Noachiden, oder wenigstens ein Theil von ihnen, die Nähe jenes Gebirges, wo sie zuerst sich angebaut hatten, und zogen südwestlich herab an den untern Euphrat, in das weidenreiche Babylonien, oder in die Ebene Schinear, wo sie 153 Jahre nach der Sündflut den großen Thurmbau vornahmen, welcher als Hinderniß der schnelleren Ausbreitung des Menschengeschlechtes über die Erde der Gottheit mißfiel, und deßwegen durch das Wunder der Sprachenverwirrung vereitelt wurde. Nehmen wir mit geringer Abweichung vom buchstäblichen Sinne an, daß beim Bau jenes Thurmes, der etwa den nomadisch herumschweifenden Stämmen als weit umher sichtbares Signal zur Wiedervereinigung dienen sollte, die Menschen uneins geworden, und darum auseinander gegangen, und alsdann erst, als Folge ihrer Zerstreuung

in mancherlei Gegenden, die verschiedenen Dialekte entstanden wären, so wird die Erzählung verständlich und belehrend seyn (*).

§. 3. Mosaisches Bevölkerungssystem.

Aber weit schwerer zu erklären ist das Mosaische Bevölkerungs-system, wornach von den drei Söhnen Noah's, Japhet, Sem und Cham, alle Nationen der Erde ausgegangen wären. Man kann sich eines lebhaften Bedauerns nicht erwehren, wenn man die unsägliche Mühe betrachtet, welche von Gelehrten älterer und neuerer Zeiten aufgewandt worden, um jene Behauptung zu rechtfertigen, und dasjenige geschichtlich und umständlich nachzuweisen, wovon Moses nur unbestimmt und flüchtig redet. Man hat die Namen der Enkel und Urenkel Noah's (Gen. X.) tausendfältig geradbrecht, um durch ihre Vergleichung mit Volks- und Ländernamen etymologische Andeutungen der Herkunft zu erhalten; man hat in der ganzen Bibel die Parallelstellen aufgesucht, sie unter sich und mit den dürftigen Berichten der ältesten Profanscribenten sorgfältigst verglichen, jede gedenkbare Hypothese versucht, die Sprachen der Völker nach ihrer Abstammung oder Verwandtschaft geprüft, und kein mögliches Hilfsmittel der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, des Scharfsinnes und der Phantasie unbenützt gelassen, um Licht und Zusammenhang in diese Theorie zu bringen. Es war Alles vergebens, und mußte vergebens seyn, wie aus nachstehenden Betrachtungen erhellet:

§. 4. Würdigung desselben.

1) Nach dem geographischen Gesichtskreise der Noachiden, unter denen diese Sage entstanden, und selbst nach jenem des Moses, der sie aufzeichnete, konnte der Ausdruck Erde oder Welt keineswegs das ganze Erdenrund, sondern blos ein großes, weit umher sich erstreckendes Land mit unbestimmten Gränzmarken bedeuten, so wie noch viele Völkerschaften in alten und selbst in neuen Zeiten aus ähnlicher Unkunde oder aus Nationalstolz ihr Land für die Welt halten, und sich selbst für das einzige oder doch für das so vorzüglich ausgezeichnete Volk erklären, daß die übrigen kaum eine Erwähnung dagegen verdienen.

2) In diesem beschränkten Sinne mögen allerdings die Noachiden die Welt erfüllt haben (d. h. ihre oder die vorderasiatische Welt, so wie man wohl auch sagt: die sinesische, die indische, die tartarische rc. Welt), und es verdient die unter ihnen bewahrte Sage allen Glauben, daß von den drei Hauptzweigen des Noachischen Stammes die Nachkommen Sems, so wie sie am getreuesten am altväterlichen Namen (d. i. Sprache und Sitte und Ueberlieferung) hielten, also auch am nächsten dem Ursitz des Stammes geblieben; die Chamiten — wie ihre Benennung andeutet — in heißere Erdstriche, also gegen Süden gezogen; die Enkel Japhet's aber, d. i. des Weitverbreiteten, weit hin nach Norden und Nordwesten gewandert seyen.

3) Verlängere man nun auch diese Direktionslinien in unbestimmbare Fernen, und führe Japhetiten, Semiten und Chamiten in den angegebenen Richtungen, oder auch unter einander gemischt, immer weiter nach allen

(*) Sinnvoll ist die Herder'sche Erklärung (Geist der hebr. Poesie), wornach der vermessene Thurmbau die Unternehmungen des ersten Usurpators in einem spottenden Bild enthalte. Wir möchten das Treffende eines solchen Gleichnisses erkennen, ohne zu behaupten, daß es im Sinne des Erzählers wirklich gelegen.

Weltgegenden hin, so mögen zwar unter diesen drei Stämmen die Japhetiten vorzugsweise im nördlichen Asien und in Europa, die Semiten im innern und zum Theil im westlichen Asien, hier aber mit Chamiten vermischt, und diese endlich im südlichsten Asien und in Afrika sich angesiedelt haben. Aber bis dieses geschah, und bis sie allenthalben zu Völkern erwachsen konnten, wie viele Jahrhunderte mußten verstreichen? Und dennoch treffen wir nach den unzweifelhaftesten historischen Zeugnissen gleich um die Zeiten des babylonischen Thurmbaues (als die Noachiden, selbst nach der Berechnung eines Whiston, kaum noch 8000 Menschen zählen konnten), oder bald nachher, in den meisten der benannten Gegenden schon wirkliche Völker, und nicht blos „Abgesandte einer chaldäischen Familie“ an. Sonach stammen jene Völker wo anders und von frühern Zeiten her, mögen jedoch zum Theil noch noachische Kolonien unter sich aufgenommen haben; wie man gewissermaßen aus der mosaischen Urkunde selber entnehmen kann. Denn nach dieser ist allenthalben die Erbauung von Städten, die Gründung von Völkern und Reichen durch einzelne noachische Familienhäupter ein so einfaches und schnellvollbrachtes Werk, daß man nicht umhin kann, zu vermuthen, es hätten dieselben in den meisten jener Gegenden eine ältere einheimische Bevölkerung schon angetroffen, mit welcher sie sich vermischten, sie etwa auch allererst zur Schließung gesellschaftlicher Vereine vermochten.

4) Außer jener zu ängstlichen Auslegung der mosaischen Urkunde gibt es gar keinen, weder historischen noch philosophischen Grund, einen zweiten allgemeinen Stammvater der Menschen, und eine von Neuem aus einem andern Centralpunkt ausgegangene Bevölkerung der Erde anzunehmen. Es möge uns der eine Stammvater, Adam, genügen (der ja selber mehr Postulat oder Fiktion der rechtlichen Vernunft als historisches Wesen ist) und jenes alte Paradies, jener muthmaßliche Ursiz des Menschengeschlechtes, den wir oben bei der Schöpfungsgeschichte, wenigstens im Allgemeinen bestimmt haben! Sey es, daß die von da ausgegangenen Züge der Bevölkerung durch die Sündflut einige Unterbrechung, Vermischung und veränderte Richtung erfuhren (ganz aufgehoben wurden sie nicht): in den Ländern, wohin die Ueberschwemmung nicht reichte, blieben sie unverrückt, und selbst da, wo jene wüthete, mochten, wie wir bereits oben erwähnten, auf verschiedenen Anhöhen außer den Noachiden auch andere Menschenhaufen sich gerettet haben, von denen hernach, als von eben so viel Mutterstöcken, vielfältige Völkerschwärme auszogen.

5) Die eigentlichen Gänge dieser Menschenverbreitung, die älteste Abstammung und Verwandtschaften der Erdenvölker verhüllt aber ein undurchdringliches Dunkel. Denn es fallen die wichtigsten Wanderungen und Ansiedlungen in vorhistorische Zeiten, aus welchen kein Denkmal und keine verständliche Sage mehr übrig ist. Selbst die Sprachen der Völker, und alle übrigen charakteristischen Verschiedenheiten oder Aehnlichkeiten derselben an Körper oder Seele, oder geselliger Einrichtung u. s. f. können hierüber keinen Aufschluß geben. Denn alle diese Spuren weisen nicht auf die allerersten, sondern nur auf spätere Wanderungen und Verhältnisse der Völker hin; sie belehren uns nicht über die Ordnung und Zeitfolge derselben, und führen überhaupt blos zur Sammlung oder Sonderung großer Menschenhaufen oder Raçen, wohl auch zu mancherlei Unterabtheilung der einzelnen Stämme; aber das gemeinschaftliche Band, das sie

alle umschlingt, die gemeinschaftliche Quelle, der sie alle entsprangen, also auch das Maß der Entfernung von dieser Quelle, das zeigen sie nicht. Denn welches ist die erste Sprache der Menschen, welches ihre ursprüngliche Körpergestalt und Charakter? — Wann und wie sonderten sich die Raçen, und zwar also ab, daß auch bei der weitetesten und spätern Ausbreitung und beim längsten Aufenthalt in fremden Klimaten ihr spezieller Charakter dennoch nicht mehr erlosch? Und dann die unzähligen Nuançen, die aus Vermischungen verschiedener Raçen oder auch nur verschiedener Stämme derselben Raçe entstanden! Wessen Auge kann durch dies Labyrinth den Faden der Abstammung oder Herkunft verfolgen? Wenn es nur einen Stammvater der Menschen gab, so mußten Jahrhunderte lang seine Nachkommen den Stempel der gemeinschaftlichen Abkunft tragen; die Charaktere der verschiedenen Raçen fingen alsdann erst nach der Ausbreitung der Menschen in alle Zonen an, als Resultate der klimatischen Einwirkung. Wer will nun diese Ausbreitung ausmitteln, da unsere angestrengteste Forschung vergebens den Ursprung jener Raçen sucht, und nicht einmal die Angehörigen der einzelnen Raçen erspäht? — Verlassen wir also ein dornenvolles Feld, dem mit aller Mühe keine Aerndte abzugewinnen ist, und behelfen wir uns mit allgemeinen vernünftigen Muthmaßungen, und mit jenen dürftigen fragmentarischen Nachrichten oder auch nur Andeutungen, die aus dem Schiffbruche der Zeiten zu uns gelangt sind.

§. 5. Wahrscheinlicher Gang der Erdbevölkerung.

6) Nach diesen Muthmaßungen und Angaben wird:

a) der Ursiz der Menschen (das Paradies, s. oben S. 65.) an jenen mächtigen Gebirgsstock gesezt werden müssen, der mit erhabenem und weitgedehntem Rücken über dem mittlern Asien thront, und bei der Bildung der Erde aus dem All-Ozean früh dem Wasser entsteigen, und die erste bewohnbare Fläche für Menschen und Thiere darbieten mußte. Viele Thäler senken von da sich südlich herab, und entfalten, dem milden Sonnenstrale sich öffnend, die üppigste Lebensfülle — der reichste Pflanzen- und Thiergarten der Erde. Eines derselben (sollen wir mit Herder u. A. bestimmt auf das gesegnete Kaschmir hindeuten, das noch heute den Namen des irdischen Paradieses trägt?) war die auserwählte Geburtsstätte, die erste Heimath der Menschen; und wenn wir die vielfältigen Beweise früher Menschenbildung in Hindostan, seine aus der grauesten Vorzeit stammenden Traditionen und Gebräuche betrachten, so sind wir wirklich versucht, das nordindische Gränzgebirg als jene heilige Stelle — wenigstens muthmaßlich — zu bezeichnen.

b) Von da, am Fuß des Gebirges nach Ost und West hinziehend, und dann dem einladenden Laufe der Flüsse folgend, mochten die Menschenkinder bald die Ebenen des südlichen und westlichen Asiens erfüllen, mit einzelnen dazwischen leer gelassenen Strecken, die als minder fruchtbar oder als unzugänglich den Zug der Bevölkerung ablenkten.

c) Das Meer, das anfangs den Bevölkerungszug hemmte, mußte bei fortschreitenden Kenntnissen das beste Mittel der schnellern Ausbreitung werden. Ueber den persischen und weiter über den arabischen Busen mochten die Asiaten schon frühe an die afrikanische Küste gelangen; und Aegypten hat nicht über Suez, sondern von Aethiopien (Nubien und Habesch) seine älteste und meiste Bevölkerung erhalten.

d) Weit zahlreichere Menschenschwärme aber sind über das mittelländische Meer gezogen. Von den Westküsten Asiens aus sind allmälig, mittelbar oder unmittelbar, die meisten Inseln und fast alle Küsten jenes Meeres und seiner tiefen Busen bevölkert worden. Jede Niederlassung wurde ein neuer Centralpunkt der weitern Verbreitung, und es haben hier Asien, Afrika und Europa durch solche Kolonien sich vielfältig und gegenseitig bereichert.

e) Auch in's innere Afrika und in's innere Europa sind die Kolonisten allmälig von den Küsten her eingedrungen, und haben da sich mit den Stämmen vermischt, die dort von Süden und hier von Norden ihnen entgegen kamen. Denn:

f) Langsamer zwar als Südasien, aber dennoch frühe wurde auch Nordasien von Menschenstämmen durchzogen. Auch hier hatten Ströme, die vom großen Gebirgsrücken gegen Norden fließen, den Pfad der Bevölkerung vorgezeichnet; wiewohl sie im unwirthbaren Klima dürftiger und zögernder vorschritt. Härtere Stämme schwärmten in der Wildniß umher, bis sie nach langem westlichen Lauf an die baltischen Gestade kamen. Hier wandten sie großentheils sich südlich, und stießen im Innern unseres Welttheils mit jenen zahlreichen Schwärmen zusammen, die derselbe bereits von Morgen und Mittag empfangen hatte.

Ob in diesem ersten Zeitraume schon alle hier angegebenen Bahnen der Bevölkerung erfüllt worden, läßt sich mit Zuverlässigkeit nicht behaupten. Wie weit die historische Kunde in demselben reiche, haben wir oben bemerkt (S. 60 u. 61). Einzelne merkwürdige Völkerwanderungen aber mit ihren nähern geographischen und chronologischen Bestimmungen werden in dieser und den folgenden Perioden bei den Volksgeschichten selbst ihre geeignete Stelle finden. Hier mag uns genügen, die allgemeinsten Säze über die Bevölkerung der Erde vorgetragen zu haben.

Drittes Kapitel.

Geschichte der Hebräer (*).

§. 1. Quellen.

Ueber die Geschichte keines andern Volkes in diesem Zeitraume besitzen wir so alte, so umständliche, so zuverlässige Nachrichten. Die oben (S. 57.) angeführten biblischen Schriftsteller waren — wir abstrahiren hier von der Inspiration — großentheils Augenzeugen und Theilnehmer der erzählten Begebenheiten, oder wenigstens durch ihre Verhältnisse in Stand gesezt, die Urkunden, Monumente und Sagen über frühere Nationalereignisse zu sammeln und zu vergleichen. Bis zur Wiege, zum allerersten Ursprung des hebräischen Volkes gehen diese Sagen zurück, und es läßt sich ihre Glaubwürdigkeit, was die Hauptkette der Fakten betrifft — denn anders ist es mit den Nebenumständen beschaffen, und mit dem, was etwa nur bildliche Darstellung ist, — nicht verkennen. Das religiöse Ansehen dieser Bücher hat viel dazu beigetragen, sie in ihrer ächten Ge-

(*) Ueber Geschichte und Alterthumskunde der Hebräer vergl. die Werke von Heß, Kuinöl, Bauer, Scherer, C. Fr. K. Rosenmüller (altes und neues Morgenland), Warnekros, Jahn, de Wette, Hartmann, Reland, Simonis, Berthold, Bretschneider, Michaelis, Münter u. a.

stalt zu erhalten, aber freilich auch die Unbefangenheit und Freimüthigkeit ihrer Prüfung mannigfaltig gehindert. Ja man muß gestehen, daß die meisten ihrer Bearbeiter weit mehr Gelehrsamkeit und Fleiß, als liberalen Sinn und Philosophie zu ihrem Geschäfte brachten. Dennoch hätte man niemals vergessen sollen, daß die hebräische Geschichte auf zweierlei Weise behandelt werden könne, nämlich: in religiöser Tendenz, in so fern man ihre Erklärung und Rechtfertigung als nähere oder entferntere Stüze eines kirchlichen Systems betrachtet, und in rein historischer Hinsicht, da man sie von einem außer der bestimmten Begrenzung eines kirchlichen Vereins liegenden Standpunkt überschaut. In dieser lezten Hinsicht werden die Bücher, worin sie enthalten ist, blos als historische Quellen beurtheilt, die erzählten Begebenheiten nach allgemeinen kritischen Grundsäzen gewürdiget, und was Religiöses dabei vorkommt, ohne alle Vorliebe oder Abneigung, nur als zur Geschichte der Religion eines Volkes oder seiner Priesterschaft oder seines Charakters gehörig, in Erwägung gezogen. Was übrigens aus solch' einer unparteiischen Würdigung zu Gunsten eines Religionsbuches, an sich oder in Vergleichung mit andern, hervorgeht (wie wir dies oben bei der Schöpfungsgeschichte sahen), wird dasselbe dem Denker auf eine viel eindringlichere Weise zur Verehrung empfehlen, als die Machtsprüche der Zeloten.

Außer den biblischen Schriftstellern müssen wir noch die Werke des Joseph Flavius (um's Jahr 70 p. Chr.) als eine reichhaltige Quelle anführen, woraus sich zur Erklärung und Ergänzung der erstern gar viele und mannigfaltig belehrende Data schöpfen lassen. Etwas früher (um's Jahr 40 p. Chr.) schrieb Philo Judäus verschiedene interessante Abhandlungen über einzelne Gegenstände der jüdischen Geschichte. Endlich sind auch bei den griechischen und römischen Geschichtschreibern mancherlei zerstreute — theils zur Aufhellung, theils auch zur Verwirrung beitragende — Notizen über die hebräische Nation zu finden.

Erste Periode der hebräischen Geschichte.

§. 2. Ursprung der Hebräer.

Zwei Jahrhunderte waren verflossen, seitdem die noachischen Stämme sich zerstreuend von Schinear ausgezogen; als Abram (geb. 1947, nachher Abraham genannt, und durch Peleg von Sem abstammend) von Ur in Chaldäa oder dem nördlichen Mesopotamien, südlich nach Haran, und später von da nach Kanaan wanderte (2022). That er es blos nach allgemeiner unstäter Nomadensitte, oder wollte er — freiheitliebend wie die Beduinen alter und neuer Zeit — der in Mittelasien bereits aufstrebenden Despotenmacht entfliehen? Noch war Kanaan nur dünne bevölkert, und es mochte der fremde Emir (so würde man heute ihn heißen) längs des Jordans und tiefer im Land Weidepläze genug für seine zahlreichen Heerden finden. Er wurde von den Einwohnern Eber, d. i. der von jenseits (des Euphrat) Hergekommene, genannt, daher heute noch seine Nachkommen Hebräer heißen. Aber nicht nur die Hebräer — die man auch von einem räthselhaften Beinamen seines Enkels Jakob die Israeliten, und von dessen mit Nachkommenschaft vorzüglich gesegnetem Sohne Juda die Juden heißt — sondern auch viele Stämme der Araber leiten von ihm ihre Herkunft ab. Tugend, patriarchalische Würde und Reichthum machten ihn schon im Leben berühmt; und noch wird sein Name weithin von den Völkern des Morgenlandes mit Verehrung genannt.

Seine spätern Wanderungen und Schicksale, so wie die seines Sohnes Isaak und seines Enkels Jakob, enthalten zwar einige Schilderung patriarchalischer Sitten; dennoch würden sie den Welthistoriker nur wenig interessiren, wenn darin nicht gelegentlich vom Daseyn und Zustand anderer Völker (Aegypter, Kananiter, Mittelasiaten) mancherlei Spuren vorkämen, welche in diesen dunkeln, an Nachrichten so armen Zeiten allerdings von Wichtigkeit sind. Einer von Jakob's Söhnen, Joseph, der durch eine Kette romantischer und wundervoller Begebenheiten Großvezier des ägyptischen Königs wurde, und dieses Glück durch Weisheit und Tugend verdiente, berief Vater und Brüder mit ihren Familien nach Aegypten, wo sie in dem ihnen eingeräumten Lande Gosen (vermuthlich die um den Berg Casius und weiter hin gegen Süden gelegenen Triften und Wüsten) unvermischt mit den Aegyptern, und nach eigener Sitte lebend, ihre nomadische Weise fortsezten. Als aber ein neues Königshaus den Thron bestieg, und die Verdienste Josephs allmälig vergessen wurden, da erwachte bei den Aegyptern der alte Haß gegen alles Hirtenvolk, und eine natürliche Besorgniß wegen der steigenden Vermehrung der israelitischen Horde. Man hielt sie an, ihr müßiges — vielleicht auch räuberisches — Nomadenleben zu verlassen, Städte zu bauen, bürgerliche Beschäftigungen nach ägyptischer Sitte zu üben, und ließ sie, die dem Allem sich ungern fügten, Abneigung, Druck und ungerechte Gewalt empfinden. Wenn diese wirklich bis zur Ertränkung der neugebornen Knaben ging, und die bereits zum starken Volk erwachsenen Israeliten diese entsezliche Mißhandlung duldeten, so mußten sie — was sonst nicht aus ihrer Geschichte hervorgeht — zahmer und entarteter als selbst Chinesen seyn.

§. 3. Moses.

In diesen Zeiten der Bedrängniß wurde dem Amram, aus dem Hause Levi, ein Sohn geboren (2373). Sein Name Moses (koptisch Moudsche, ein aus dem Wasser Geretteter) weis't auf das Schicksal seiner verhängnißvollen Kindheit hin. Zum Wässertod verurtheilt, und durch die Tochter des Königs den Fluten entrissen, erhielt er am Hofe eine sorgfältige Erziehung und Unterricht in allen Kenntnissen der ägyptischen Priester. Aber mehr als Erziehung zu geben vermag, hatte die Natur, oder Gott, ihm gegeben. Eine hohe, männliche Seele, selbstständig und freiheitliebend und durch einheimische Kraft, Tugend und Weisheit erstrebend. Einst sah er einen Israeliten durch einen Aegypter mißhandelt, und tödtete diesen, floh darauf nach Midian, wo er viele Jahre hindurch in den Thalgründen des Sinai der Heerden eines edlen Arabers wartete.

„Dieser in die weite Wüste geflüchtete Hirte, der die Schaafe eines Aus„länders hütete, dieser, seine Geseze, Geschichten und Name sind nun in das „vierte Jahrtausend für alle Nationen vom Tajo bis Hindostan, und von „den Eismeeren Skandinaviens bis zum Vaterlande des Weihrauchs, Ge„genstände der Ehrfurcht.“ — Joh. v. Müller. — Und nicht blos auf kirchlichem Ansehen beruhet diese Verehrung. So wie schon im Alterthum selbst heidnische Schriftsteller Moses Ruhm verkündeten, so wird bei der spätesten Nachwelt, wer immer aufgeklärt und gerecht ist, in ihm den weisen, den kraftvollen, den großen Mann erkennen. — Der göttliche Ruf, der ihm zur Befreiung seines Volkes ward, die Art, wie er und sein Bruder Aaron ihre Sendung am Hofe der Pharao's vollbrachten, sind in geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Der profane Geschichtschreiber enthält sich billig der Be-

rührung dieser und vieler anderen mosaischen Wunder, zumal aber solcher, welche der Erzähler aus alten hebräischen Sagen geschöpft. Bei denjenigen indessen, welche Moses als selbsterfahrne oder gewirkte Wunder erzählt, mögen wir manchmal und sehr deutlich ein der Erzählung zum Grund liegendes, wirkliches Faktum entdecken, das bald durch seine eigenthümliche Beschaffenheit, bald durch die Begeisterung derer, auf die es wirkte, bald durch den dichterischen Ausdruck, wohl auch durch weise und der Zeit gemäße Politik des Erzählers sich leicht zum Wunder gestaltete. Es ist bekannt, daß bei mächtigem Anschwellen des Nil seine Wasser sich blutroth färben; aus großen Ueberschwemmungen und häufigerem Schlamm gehen natürlich Schaaren von häßlichem Ungeziefer, auch pestartige Krankheiten hervor; und Sonnenfinsternisse haben wohl in spätern Zeiten die Völker geschreckt. Sieh' hier die ägyptischen Plagen! Wenn dann Moses da, wo mit seichten Wassern ein Arm des arabischen Meeres in's Land tritt, bei günstigem Wind und Ebbe seine Schaaren durch die Untiefe führte, und ein Theil der unvorsichtigen Verfolger durch die rückkehrende Flut ertrank; wenn Moses, mit den geheimen Schäzen der Wüste durch seinen langjährigen Aufenthalt bekannt, jezt den Dürstenden eine verborgene Quelle zeigte, jezt die Hungernden in eine Gegend führte, wo an tausend Stauden das nährende Manna hing; wenn durch die Schründe und Höhlen des Sinai der furchbar hallende Donner tönte, und in dem wogenden Dunst des Sandmeeres wechselnde Truggestalten schwammen (*): — war dies Alles nicht hehr und wundervoll? und mochte nicht Moses, mit grösserem Recht als viele alte Gesezgeber, die Verordnungen, welche die Weisheit — der wahre Ausfluß des göttlichen Geistes — ihm eingab, für sein unlenksames Volk durch eine so natürlich sich darbietende höhere Sanktion befestigen? —

§. 4. Israeliten in der Wüste.

Wir kehren zur eigentlich historischen Forschung zurück. Siebenzig männliche Häupter zählte Jakob's Familie, wie sie nach Aegypten zog, und 600,000 streitbare Männer (was eine Bevölkerung von $2\frac{1}{2}$ Millionen Seelen voraussezt) führte Moses in die Wüste. Freilich wird diese ungeheure Vermehrung begreiflicher, wenn man anstatt der 215 Jahre der samaritanischen und griechischen die 430 Jahre der hebräischen Leseart (**) für den Aufenthalt Israels in Aegypten annimmt. Allein dann muß auch — was gegen andere Gründe streitet — die frühere und spätere Chronologie verrückt werden; und dennoch ist jene gewaltige Volksmenge unverträglich mit dem beschränkten Raum, den sie in Aegypten einnahm, mehr noch mit ihrem 40jährigen Aufenthalt in der nahrungslosen Wüste, ja selbst mit ihrer Ansiedlung in dem kleinen Palästina. Sollte man nicht eher glauben, daß diesen und andern Zahlen (z. B. beim Gemezel der Schlachten und Aufruhren) orientalische Uebertreibung zum Grunde liege? — Eine begeisterte Schaar von 600,000 Mann unter einem klugen Heerführer hätte damals die Welt erobert; und wir sehen Israel mühsam den Völkchen Kanaan's obsiegen, und alle Augenblicke geschreckt, unterjocht von den schwachen Stäm-

(*) Vergl. die vielen Beschreibungen der arabischen Wüste

(**) Exod. XII. 40. Doch selbst 215 Jahre müssen nach dem Kalkul frommer Schriftsteller zu jener Vermehrung hinreichend seyn. Man sehe die lächerliche Berechnung in Gatterers synchron. U. H. (Göttingen 1771. S. 256.) ähnlich derjenigen, wornach Silberschlag (Geog. II. Thl. S. 45.) nicht weniger als 5,323,381,208 Menschen in der Sündflut ersaufen läßt.

men Amalek, Midian und Ammon. Je mehr wir die Zahl verringern — und sezten wir sie auf den achten und zehnten Theil herab — desto mehr Wahrscheinlichkeit gewinnt die Erzählung.

Dagegen ist die 40jährige Wanderung der Juden in der Wüste, welche — denn Kanaan ist kaum 40 Meilen von dem Lande Gosen entfernt — sogar von einem Kriegsheeer in etlichen Wochen durchzogen werden kann, allerdings erklärbar. Das Volk, welches Moses aus Aegypten führte, war in keiner Hinsicht zur Erfüllung seiner großen Plane geeignet. Er wollte ein von kriegerischen Stämmen bewohntes Land erobern, und aus den Israeliten eine Nation bilden, die frei und selbstständig, und festhaltend am Dienste Jehova's wäre. Aber die lange Sklaverei in Aegypten hatte ihren Geist niedergedrückt; der Knechtschaft gewohnt, scheuten sie die Freiheit, die mit Entsagungen verknüpft war, und sehnten bei dem ersten Mangel sich feige nach den Fleischtöpfen Aegyptens zurück. Dabei waren sie übermüthig und zügellos wie der Sklave, der sich der Ruthe entlaufen glaubt, widerspenstig gegen den aus ihrer eigenen Mitte entstandenen Anführer — wenn er nicht täglich mit den Schrecken Jehovah's sich umgürtete — und wohl zur Durchplünderung der Länder, aber nicht zur Gründung eines dauernden Staatsvereines geschickt. Demnach gab Moses die ganze Generation auf, und sezte seine Hoffnung auf die nachwachsenden Sprößlinge, die als starke, freigeborne Kinder der Wüste, aber dennoch an Ordnung und Gesez gewöhnt, und durch den Dienst Jehovah's zu einem Volke eng verbunden, einstens im wiedereroberten Land ihrer Väter, unvermischt und unverderbt durch andere Völker, ein selbstständiges, würdevolles Daseyn behaupten könnten. Auf diesen hohen, genialen Zweck waren alle Anordnungen Moses, die wir anderswo näher erörtern werden, berechnet, und daß er nicht erreicht wurde, daran waren die Abweichungen Schuld, die seine Nachfolger sich von der vorgezeichneten Bahn erlaubten.

§. 5. Das verheißene (?) Land.

Aber mit welchem Recht wurde Palästina erobert? und was hatten seine unglücklichen Bewohner verbrochen, die man vertilgte? Man hat hier theils die göttliche Schenkung vorgeschüzt, theils einen fortwährenden Anspruch der Hebräer auf die längstverlassenen Weidepläze Abraham's behauptet, die Gottlossigkeit der Kananiter, und ihre Abstammung von dem verfluchten Cham bemerkt, und noch manche andere theils scharfsinnige, theils läppische Rechtfertigungsgründe vorgebracht. Laßt uns aufrichtig gestehen, daß all' dies nicht Stich halte, und die verheerende Wirkung des Fanatismus beseufzen! Leider ist Palästina nicht das einzige Land, das im mißbrauchten Namen eines gütigen Gottes verwüstet ward; aber es war so unglücklich, mehreremal dies traurige Loos zu erfahren. Auch die Jünger Mahommed's düngten es zu Alla's Ehre mit Blut, und abermals mit dem Ruf: „Es ist Gottes Wille!“ stürmten die Kreuzbrüder heran. Der göttliche Geist, der ein Geist der Liebe und Gerechtigkeit ist, war es nicht, der Moses die grausamen Geseze gegen Kanaan eingab; aber von seiner großen Hauptidee enthusiastisch eingenommen, verfolgte er sie — was manchen, sonst edlen Menschen begegnete — rücksichtslos für Alles, was Recht und Gefühl dagegen sprächen. Indessen sah er selbst die Vollendung seines Werkes nicht; denn als er Kanaan vergebens von der Mittagsseite bestürmt hatte, und dann, Edom umgehend, vom Aufgang her gegen den Jordan

drang, fühlte er sein Ende herannahen. Von einem Berg herab übersah er noch das schöne Land, das seinem, nunmehr erstarkten Volke zu Theil werden sollte, und ging zu den Vätern über (2493). Drei und dreißig Jahrhunderte sind seitdem verflossen, und noch lebt sein Name, weithin wie keines Sterblichen Name, in der Verehrung der Völker.

Mit Moses Tod und der Eroberung von Palästina beginnt die

Zweite Periode der hebräischen Geschichte.

§. 6. Beschreibung Palästina's.

Denn nunmehr wird aus einem lose zusammenhängenden, unstäten Nomadenhaufen ein vereintes, ansäßiges, ackerbauendes Volk, das durch die Kraft und Selbstständigkeit, welche die mosaischen Geseze ihm geben, jezt erst mit Bedeutung in die Weltgeschichte eintritt.

Von dem Rücken des Antilibanon, welchem der schneebedeckte Hermon sich anschließt, ziehen sich mehrere Bergreihen südlich hinab, bis sie jenseits des todten Meeres wieder ansteigen zu dem Gebirgsstock, der bei Ptolemäus das verbrannte Gebirg genannt wird, und wovon der majestätische Sinai der Mittelpunkt ist. Oestlich verflächen sich jene Bergreihen gegen die syrische Wüste, und westlich gegen das Mittelmeer. In diese Naturgrenzen ist Palästina in weiterer Bedeutung, d. h. mit Inbegriff Philistea's in Südwesten, Edoms in Süden, und der Wohnsize der Moabiter, Ammoniter 2c. in Osten, eingeschlossen. In engerer Bedeutung wird nur das Land vom Jordan bis an's Mittelmeer, das ungefähr 500 □Meilen in sich faßt, also genannt. Dieser Steppenfluß entspringt an des Landes nördlicher Grenze, bildet in seinem südlichen Laufe mehrere See'n, besonders jenen von Genezareth, und verliert sich in dem todten Meer, um welches Natur und Ueberlieferung Schrecken gehäuft. Denn kein Fisch lebt in seinem bittern Gewässer, giftige Dünste liegen darüber, denen selten ein Vogel sich naht, große Massen von stinkendem Erdpech treiben an das öde Ufer, das weithin ein salziger Grund (Legende von der Salzsäule) und eine traurig erstorbene Gegend umgibt. Bei niederem Wasser ragen schauervolle Trümmer über seinen Spiegel — die Brandtrümmer von Sodoma, wie die Sage behauptet. Denn hier war einst ein gesegnetes Thal, Siddim genannt, mit blühenden Städten besezt. Der fruchtbare, jedoch mit Naphta geschwängerte, und durch die sich hier verlierenden Gewässer des Jordan unterhöhlte Boden entzündete sich, brach ein, und Sodoma, Gomorrha 2c. verschwanden. (Moses, wohl wissend, was am kräftigsten auf sein Volk wirkte, stellte diese Katastrophe als ein göttliches Strafgericht dar.) Sonst bietet Palästina eine mannigfaltige Abwechslung von Höhen und Flächen, von wüsten und reichen Gründen dar. Im ganzen ist die nördliche Strecke (später Galiläa genannt) fruchtbarer als die südliche. Dort erhob sich der prächtige Karmel mit seinen weinbekränzten Vorbergen, und aus den schönen Fluren von Israel der sanftere Thabor. Garizim, der Schnitterberg, zierte das Land der Ephraimiten. Fette Weidpläze boten Aulon (die Niederung des Jordan) und die Küste von Saron (am Mittelmeere) dar. Weit berühmt waren in Süden die Balsamgärten und Palmenwälder von Jericho, das Segensthal und noch andere liebliche Gefilde. Wo aber auch dürre Sandstrecken oder nackte Felsen sich hinzogen, da half der Fleiß der Hebräer nach durch Bewässerung und Bekleidung mit Erde.

§. 7. Josue und die Richter.

Dieses war das Land, das Moses seinem Volke verhieß. Er selbst zwar eroberte nur was östlich am Jordan liegt, und da ließen sich die Stämme(*) Ruben, Gad, und der halbe Stamm Manasse nieder. Das eigentliche Palästina, in welchem hierauf die übrigen Stämme Siz erhielten, wurde erst den Waffen des Josue zur Beute, der in einem sechsjährigen blutigen Krieg den größten Theil der Kananiter vertilgte. Aber endlich ließ die Wuth der Sieger nach, und ein elender Rest von Einwohnern wurde — jedoch gedrückt und tributbar — im Lande geduldet. Man kann nicht läugnen, daß diese Duldung ein politischer Fehler war. Denn es hatten die Israeliten nur zwei Wege vor sich, die sie mit Sicherheit gehen konnten. Entweder mußten sie nach Moses Plan alle Kananiter ausrotten oder vertreiben, und dann fest unter sich durch Jehovah's Dienst verbunden, und eben dadurch von allen andern Völkern gesondert, ohne weitere Eroberung und andern Zuwachs, als die natürliche Bevölkerungszunahme, in weiser Mäßigung und imponirender Abgeschiedenheit fortbestehen; oder sie mußten ihre Gottesverehrung — so wie es später die Moslems thaten — den Besiegten aufdringen, und so — ein stets wachsender Strom und weithin furchtbar — ein Weltreich aufrichten. Sie thaten keines von Beiden. Weit entfernt, die bessere Lehre, die sie durch uralte Ueberlieferung erhalten, Andern mitzutheilen, zeigten sie eher eine Geneigtheit, sich vom Dienste Jehovah's loszusagen, und die Idole ihrer Besiegten und ihrer Nachbarn zu verehren. Dadurch riß das Band, das sie zusammenhalten sollte, und sie wurden (ähnlich den Arabern, ehe die gleiche Religion sie vereinte) in eben so viele Völker als Stämme zertheilt, die sich gegenseitig durch innere Fehden zerfleischten. Die unterjochten Völker und die angränzenden Stämme des feindseligen Auslandes benuzten diesen Zustand der Auflösung, und ließen die unklugen Israeliten häufig die Wirkung ihrer wiederauflebenden Kraft und ihrer Rache fühlen. Sie wurden abwechselnd fast allen ihren Nachbarn dienstbar, und es mochten ihre weisen Männer mit Recht solches Unglück für eine natürliche Strafe des Abfalls vom wahren Gott erklären. So oft sie aber zu seiner Verehrung zurückkehrten, und sonach das Band der Vereinigung herstellten, so oft waren sie wieder gewaltig, und übten unter freierwählten außerordentlichen Anführern (Schophetim, nicht Suffeten, wenn gleich das Wort dasselbe ist, nicht Richter, wie man gewöhnlich sie nennt, auch nicht Diktatoren, sondern Helden, Kriegs-Häupter) kraftvolle Wiedervergeltung.

§. 8. Fortsezung.

Die innern Angelegenheiten der Hebräer wurden in dieser Periode, so viel wir aus den ziemlich dürftigen Nachrichten im Buche der Richter entnehmen können, durch Stammfürsten und Aelteste, mit überwiegendem Einfluß des hohen Priesters, geleitet; bis derselbe nach dem erb-

(*) Von Jakob's zwölf Söhnen (Ruben, Simeon, Levi, Juda, Dan, Naphthali, Gad, Asser, Isaschar, Sebulon, Joseph und Benjamin), als den nähern Stammvätern, schrieb sich diese Eintheilung in Stämme her. Doch wurden statt Joseph dessen beide Söhne, Ephraim und Manasse, die Jakob an Kindes Statt angenommen, als Stammeshäupter erkannt, und der Priester-Stamm Levi erhielt keine abgesonderte Landesstrecke, sondern Wohnsize durch alle übrigen Stämme.

lichen Besiz der vereinten bürgerlichen und kirchlichen Obergewalt strebte, und hiedurch das Volk mit schrankenloser Despotie bedrohte. Der Uebermuth und die Verbrechen der Söhne Eli's und Samuel's öffneten dem Volke die Augen, und es verlangte einen König. Vergebens stellte ihm Samuel, als kluger, wohl auch als eigennüziger Vertheidiger der Theokratie, die Gefahren des Königthums auf die eindringlichste Weise vor — und wer wird läugnen, daß seine Rede viel Wahres enthalte? — es beharrte auf seiner Forderung, bis Samuel ihr endlich entsprach, und mit schlauer Politik auf einem der geringsten Geschlechter vom unbedeutendsten der Stämme, Benjamin, einen Mann zum König salbte (2916), von welchem, wiewohl er durch Geist und Muth sich auszeichnete, der Priester, der ihn aus dem Staub erhoben, keine wesentliche Beschränkung der usurpirten Macht besorgen zu dürfen schien. Saul, nachdem ein Sieg über die Ammoniter seine Kraft bewährt hatte, wurde als König erkannt. Die

Dritte Periode der hebräischen Geschichte.

§. 9. Saul

fängt mit der Errichtung des Königthums an, wodurch der Zustand und die Verhältnisse Israels im Innern und nach Außen eine wesentliche Veränderung erfuhren. Denn jezt erst, da eine kräftigere Centralgewalt Ordnung und Festigkeit in die Verwaltung brachte, konnte höherer Wohlstand und Kultur entstehen; jezt erst, da zum religiösen Bande sich das politische gesellte, konnte die Macht des Volkes mit Erfolg nach Außen wirken. Jedoch war Beides unter der ersten Regierung nur wenig sichtbar, da sie der unselige Streit zwischen Königthum und Priestergewalt zerrüttete. Denn Samuel ließ ungern die gewohnte Herrschaft sich entwinden, und Saul verschmähte es, eine blose Puppe in des Priesters Hand zu seyn. Das Verhältniß zwischen Samuel und Saul kann man als das traurige Vorspiel einer langen Reihe von ähnlichen Kämpfen betrachten, welche die Geschichte des Mittelalters entstellen; und nur zu oft wurden die Thaten, und selbst Worte Samuel's angeführt, um die Ansprüche des römischen Priesters mit mißbrauchter heiliger Waffe zu schüzen. Saul, weil er sich vermaß, des Priesters Befehlen, die als göttliche Befehle gelten sollten, nicht blinde Folge zu leisten, noch mehr, weil er einst bei Samuel's Ausbleiben selber zu opfern wagte — wurde von Gott verworfen, und es salbte auf dessen Befehl der unversöhnliche Samuel insgeheim David aus dem Stamme Juda zum Gegenkönig (*). So wurden die lezten Jahre Saul's durch bürgerlichen Krieg getrübt, zu dem sich noch die Verwüstungen des auswärtigen gesellten. Der unglückliche König, nachdem er gegen die Philistäer, diese stets wachsamen Feinde Israels, eine entscheidende Schlacht verloren, und in derselben drei seiner Söhne, unter ihnen den edlen

(*) Vielleicht wird eine kleine Bemerkung hier nicht am unrechten Orte stehen. Es ist der Religion gleichgiltig, ob Moses vor dem brennenden Busch seine Schuhe ausgezogen, ob der Posaunenschall Jericho's Mauern zertrümmert habe u. s. w.; aber dem Philosophen, Bürger und Staatsmann ist es wichtig, auch in dieser hebräischen Theokratie schon Priester-Betrug wahrzunehmen, wodurch so oft die Eingebungen der Leidenschaft und der Selbstsucht für göttliche Befehle erklärt, und so die Menschheit im Namen Gottes geplagt, mit Drangsalen überhäuft, und die bürgerliche Gewalt mit Füßen getreten wurde.

Jonathan, hatte bluten sehen, gab sich den Tod (2929). Aber so verehrt war noch sein Andenken beim Volke, daß, wiewohl für David das Wort des Priesters, der Ruhm vieler Großthaten, und der Eifer seiner zahlreichen Stammesgenossen stritten, dennoch die übrigen 11 Stämme mehrere Jahre lang an Saul's Sohn Isboseth hingen, bis dieser und sein Feldherr Abner durch das Schwert von Meuchelmördern fielen, worauf David von ganz Israel als König erkannt wurde (2937).

§. 10. David.

David, ein Mann voll Kraft zum Guten, voll Geist und Herz, jedoch vielfältig durch ungestüme Leidenschaft zu Verbrechen hingerissen, ehrte den Priester, wurde von demselben geehrt, und stärkte das Königthum durch solche Verbindung. Gleichwohl traf ihn, meist aus Folge seiner Fehltritte, mancherlei öffentliches und häusliches Unglück. Seine Kinder entehrten sich durch Blutschande und Brudermord; zwei Söhne empörten sich gegen den zu nachsichtigen Vater, der auf seiner Flucht vor Absalon wohl den geringsten seiner Unterthanen beneiden mochte; und unter seinem Volke wüthete des Krieges Geißel, Hunger und Pest.

Abgesehen jedoch von streng moralischer Rüge war David ein weiser und kraftvoller, und, was die Hauptgestalt seiner Regierung betrifft, auch ein glorreicher König. „Das Ideal eines Israeliten, ein Mann voll Vertrauen auf den Gott der Väter, ein schöner Held, ein heiliger, erhabener Dichter und Mensch, in so fern der Israelite es seyn konnte," also nennt ihn der begeisterte Woltmann (Grundriß der älteren Menschengeschichte). Alle feindseligen Nachbarn Israels, Philistäer, Amalekiter, die reichen Edomiter, welche die wichtigen Häfen Elath und Eziongeber am arabischen Meerbusen besaßen, die Moabiter und Ammoniter, und viele übriggebliebene Stämme der Kananiter wurden besiegt und unterjocht; durch den merkwürdigen nesibenischen Krieg kam ein großer Theil von Syrien unter seine Macht, und er gebot von Aegypten bis an den Euphrat und gegen die armenischen Gebirge. Niemals, vor und nach ihm, ist Israel so gewaltig gewesen. Mit Tyrus schloß er Handelsverträge, und erhielt von da die Cedern, womit er auf Jebus (der Burg von Jerusalem, die er den Jebusitern entrissen) sich einen Palast erbaute. Jezt wuchs der Glanz und Umfang der bis dahin unberühmten Stadt, die sich allmälig über mehrere benachbarte Hügel ausbreitete. Jener, der die Burg trug, hieß Zion, und vorzugsweise die Stadt Davids. Neben Zion erhob sich Moria, worauf Salomo später den Tempel baute. Beide wurden durch eine Brücke verbunden. Dort am Fuß des Hügels Ophel fließt der Brunnen Siloah. Weiter gegen Norden ziehen sich die Hügel Akra und Bethsetha. Ueber Akra steht der Golgatha, und jenseits des Baches Kidron der Oelberg. Diese Stellen alle sind mit heiligen Erinnerungen erfüllt. Die Gegend selbst ist dürftig bewässert, und weiterhin zum Theil traurige Wüste. Aber die Hofhaltung des Königs zog Menschen und Schäze und stolze Pracht dahin, während die entfernten Provinzen verarmten. Ueberhaupt war die Gründung einer bleibenden Residenz von tief wirkendem Einfluß auf den Geist der Regierung und auf den Zustand des Volkes; was jedoch erst unter Salomo auffallend sichtbar wurde. Denn diesen seinen jüngern Sohn, von Bathseba, hatte der ster-

bende David, durch der Mutter Intriguen geleitet, zum Nachfolger ernannt, und die Ansprüche Adonai, des ältern Sohnes, verworfen.

§. 11. Salomo. Theilung des Reiches.

Salomo bestieg den Thron 2969. Der Ruf der Weisheit ging vor ihm her und erfüllte das Volk mit hoher Erwartung. Er entsprach ihr nur unvollkommen und auf kurze Zeit. Das blühende, kräftig aufstrebende Reich, welches David gegründet, hätte ein einsichtsvoller Nachfolger durch Krieg zur herrschenden Macht erheben, oder, wenn er den Ruhm des Friedens vorzog, zum bestgeordneten, reichsten und glücklichsten Staat für lange Zeiten machen mögen. Salomo versäumte Beides. Nachdem er durch das Blut der Gegenpartei seine Herrschaft befestiget, unterwarf er zwar den kleinen Ueberrest der Kananiter, aber er verlor das wichtige Edom und die Perle von Davids Eroberungen, das starke Damaskus; und wenn er anfangs den Kunstfleiß seines Volkes hob, einen einträglichen äußern Handel gründete, Jerusalem mit prächtigen Gebäuden zierte, durch Aufmunterung und Beispiel die schönste Blüthe der hebräischen Literatur hervorrief: so zernichtete er wieder all' dies Gute durch Verschwendung, Ueppigkeit und Despotendruck. Die einfältigen Hebräer blendete der Schimmer, der seinen Thron umgab, die nie gesehene Pracht seines Jehovah-Tempels (*) und andere Wunder der phönizischen Kunst. Im Tone der Begeisterung priesen sie Salomo's Weisheit; aber schmerzlich fühlten sie auch die ungewohnten Frohndienste, Auflagen und alle Schmach einer Sultansregierung. Denn aus dem Serail — tausend Weiber füllten es — erließ nach morgenländischer Sitte der unzugängliche Monarch die Befehle zur Plünderung des Volkes; und endlich schändete er sich sogar, er, das Oberhaupt des Volkes Gottes, der Sohn Davids, der Lehrer der erkannten himmlischen Weisheit — durch den verächtlichsten Aberglauben und Götzendienst. Die Priester Jehovah's — vielleicht durch aufrichtigen Eifer, vielleicht durch Interessen gespornt — fachten das heimlich glimmende Mißvergnügen des Volkes an. Jeroboam wurde zum Gegenkönig gesalbt, konnte sich jedoch noch nicht behaupten, und mußte nach Aegypten fliehen.

Aber nach Salomo's Tod (3009) entbrannte, bei seines Sohnes Rehabeam unkluger Härte, der Aufruhr von Neuem. Weil er die unerschwinglichen Auflagen nicht mildern wollte, fielen zehn Stämme vom Hause David ab. Nur Juda und Benjamin blieben getreu, der übrigen wurde Jeroboam König. Hiedurch wurde der hebräische Staat auf bleibende Weise in zwei feindselige Reiche gespalten, welche den Namen Juda und Israel in engerer Bedeutung führen.

§. 12. Untergang Israels und Juda's.

In beiden lag nach ihren innern und äußern Verhältnissen der Keim der Zerstörung. Denn da zur politischen Trennung sich noch die religiöse gesellte — weil Jeroboam, um seine Unterthanen von der Besuchung des Tempels zu Jerusalem abzuhalten, einige Bethäuser zu Bethel und Dan errichtete (**), was dann den Abfall und die Auswanderung der Priester und

(*) Dieser alleinige und die Nationalheiligthümer umschließende Tempel, als im Bezirke des Stammes Juda erbaut, versicherte zugleich diesem die Herrschaft.

(**) II. Chron. XI., 13.

Leviten in's Reich Juda zur Folge hatte; so war an eine aufrichtige Aussöhnung zwischen ihnen niemals zu denken; und da beide Reiche einander so ziemlich gleich an Kräften waren, so mußte ihre dauernde Zwietracht eine gegenseitige Erschöpfung hervorbringen. Dazu kam, daß der Charakter des Volkes so wie der Höfe sich mehr und mehr verschlimmerte. Meineid und Verrath, Wuth und Unsinn, und alle Laster der Rohheit, mit jenen der tiefsten Corruption gepaart, entstellen jezt seine Geschichte; und wenn die Drangsale, die es erfuhr, als göttliche Strafgerichte dargestellt werden, so muß man wenigstens gestehen, daß sie es nicht unverdient trafen.

Um eben diese Zeit erstund unter wilden Eroberern Neu-Assyriens und Neu-Babylons drohende Macht, welcher die Könige von Aegypten neidisch und besorgt die ihrige entgegenstellten. Juda und Israel, mitten zwischen den Streitenden gelegen, weder weise noch stark genug, um die Neutralität zu behaupten, und noch weniger vermögend, durch ihre Einmischung dem grossen Kampfe die Entscheidung zu geben, mußten dessen Opfer werden.. Auch fehlte es nicht an weisen Männern, die Alles dieses einsahen, und sich mit hoher Kraft und patriotischer Begeisterung gegen den Drang und das Verderbniß ihrer Zeit erhoben. Sie gingen aus den Prophetenschulen hervor, welche seit Samuel blühten, und eine Reihe ehrwürdiger und kühner Vertheidiger der Volksrechte und der reinern Gottesverehrung erzogen, die freilich auch manchmal — ähnlich hierin den Priestern des Mittelalters — ihre Stimme aus blindem Eifer und schnödem Interesse ertönen ließen. Keiner aus ihnen schwang sich durch Gedankenfülle und Kraft der Darstellung so hoch, als der königliche Jesajas, und „da er „in der Epoche lebte“ — sagt der vortreffliche Joh. v. Müller — „wo der „Eroberungsgeist weiter und wüthender zu wirken begann, so ist sein Buch „wie der erste Laut aller bis auf diesen Tag über dieses Uebel und seine Ver„wüstungen ausgebrochenen Klagen, und eine allgemeine Vorhersagung der „der Welt aus diesem Unwesen bevorstehenden Dinge.“

Nur zu bald wurden an Israel und Juda seine und der übrigen Seher Weissagungen erfüllt. Israel (auch Samaria, von der durch Amri erbauten Hauptstadt genannt), nachdem es unter einer Reihe meist unwürdiger Könige aus verschiedenen Häusern, die größtentheils durch Empörung und Meuchelmord zum Thron gelangten, geseufzt hatte, wurde die Beute der Assyrer. Ahas, König von Juda, hatte sie gegen Israel zu Hilfe gerufen, und Tiglath-Phul-Assar schleppte unter Pekah (3244) einen Theil der Israeliten in die Gefangenschaft; und als Hoseah einen Versuch zur Befreiung von der schimpflichen Abhängigkeit wagte, so ward Samaria von Salmanassar erobert, und der Ueberrest Israels gefangen nach Medien geführt (3263). Das Reich hatte 254 Jahre gedauert.

Das Königreich Juda erhielt sich etwas länger, weil es nicht so wie Israel vielfach blutigen Regentenwechsel erfuhr, sondern lauter Könige aus Davids Hause, und meist in ruhiger Folge besaß. Auch waren dieselben nicht so verwerflich, wie jene von Israel, ja es mögen selbst einige, von denen die Bücher der Könige und der Chronik Uebles erzählen, nicht böser gewesen seyn, als manche Fürsten des Mittelalters, von denen beschränkte Mönche ein schwarzes Bild entworfen. Dennoch konnten sie den sinkenden Staat nicht retten. Abwechselnd von Aegyptern, Israeliten und Assyrern durchplündert, dann wieder einzelne Zwischenzeiten

der Ruhe, der Erholung, selbst der neuauflebenden Kraft genießend, fiel endlich Juda durch die schwere Hand des babylonischen Helden Nebukadnezar (Nabokolassar), der nach dem über die Aegypter bei Karschemisch erfochtenen Siege seine Herrschaft bis an's Mittelmeer ausdehnte. Zwei Könige, Joakim (3385) und Sedekiah (3395), vermaßen sich, durch Aegypten aufgereizt, von Babylon abzufallen. Beide litten die Strafe ihres Meineids; Jerusalem wurde erobert, der Tempel zerstört und die Juden in die Gefangenschaft nach Babylon geschleppt.

§. 13. Nachbarn der Israeliten. Samaritaner.

Nach dieser Katastrophe herrschte in Palästina und ringsumher, wo so lange die Völker im Krieg und Frieden sich gedrängt hatten, eine traurige Stille. Auch die Nachbarn der Hebräer(*), als Philistäer, Edomiter, Ammoniter und Moabiter — die Amalekiter hatte bereits Saul vertilgt — wurden von dem Strome verschlungen, der Israel und Juda zernichtete; und wiewohl ihr Schicksal minder hart als das von diesen war, so erscheint doch ihr Name — die Edomiter oder Idumäer ausgenommen, nicht mehr in der Geschichte. Im nördlichen Theile Palästina's — da, wo ehedem die 10 Stämme Israels geherrscht — war indessen ein neues Volk, die Samaritaner, entstanden. Es waren dies fremde Ansiedler, besonders Kuthäer, die von den Assyrern in die verödeten Provinzen geschickt wurden, und mit denen sich die wenigen Israeliten vereinigten, welche dem Schwert und der Gefangenschaft entronnen waren. Dieses vermischte Geschlecht nahm auch einen vom Dienste Jehova's und jenen der heidnischen Gottheiten gemischten Kultus an, und wurde daher von den Anhängern des reinen Judenthums als irrgläubig betrachtet. Schon erfüllte der Samaritaner wachsende Volksmenge das Land Israel, als Judäa noch wüste lag. Aber nach 70 Jahren, von der Abführung Jechonia's (Joakim's Sohn 3385) an gerechnet, als auch Babylons Thron gefallen war, gab dessen Besieger Cyrus — wie gewöhnlich neue Gewalthaber in Allem entgegengesezte Grundsäze von jenen der verdrängten Herrscher befolgen — den gefangenen Juden die Erlaubniß zur Rückkehr in das Land ihrer Väter (3455). Die Schicksale des nun allmälig neu entstehenden jüdischen Staates werden wir im folgenden Zeitraume betrachten.

Viertes Kapitel.

Geschichte der Aegypter(**).

§. 1. Quellen.

Wir wenden uns nach Aegypten, einem Lande, das durch ganz eigenthümliche Charaktere merkwürdig, reich an Wundern der Natur und der

(*) Was sich Merkwürdiges von diesen sagen läßt, ist mit der hebräischen Geschichte verbunden.

(**) Außer vielen alten und neuern Reisebeschreibungen, und insbesondere dem großen französischen Pracht-Werk über Aegypten (der einzigen bleibenden Frucht von Bonaparte's romantischem Zuge dahin), vergl. die hieher gehörigen Werke (über Geographie, Geschichte und Denkmäler des alten Mizraim) von Ditmar, Fourmont (d. j.), Sieber, Meister, Grobert, Hirt, Sikler, Niebuhr, Reinecke, Jablonski, Moriz, Heyne, Reinhard u. A.

Menschenhände, und das Mutterland ist der Aufklärung und Kultur in der abendländischen Welt.

An Monumenten, die aus dem grauesten Alterthum zu uns sprechen, ist Aegypten wohl reicher, als irgend ein Land in der Welt. Hier finden wir Trümmer von Städten, Palästen und Tempeln, künstliche Grotten, Kanäle und Seen, Pyramiden, Obelisken, Sphinxe, Säulen und Statuen, Mumien und Mumiensärge. Die meisten dieser Monumente sind mit Hieroglyphen bedeckt, und werden zum Theil durch jezt noch lebende Sagen erklärt. Aber diese Sagen sind schwankend und mährchenhaft, die Hieroglyphen, ihrer Natur und ihrem Alter nach für uns meist unauflösliche Räthsel, und alle Monumente nur stumme Andeutungen einzelner Fakten ohne Zusammenhang und Bestimmung. Auch was von schriftlichen Nachrichten über das ägyptische Alterthum zu uns kam, dessen Charakter ist Dunkelheit, Widerspruch und Fabel. Am zuverlässigsten noch — die Wunder abgerechnet — ist, was von Aegypten in den biblischen Schriften, als in den mosaischen Büchern, und dann von Salomo an in den Büchern der Könige vorkommt; aber es sind solches nur dürftige und weit auseinanderstehende Fragmente. Was aber Herodot (*) — dennoch die Hauptquelle — Manetho, ein ägyptischer Priester (um 3720), Eratosthenes (um 3750), Diodor, und aus diesen schöpfend später Josephus, Eusebius und Georg der Syncelle berichten, ist meist ein Gemisch von trockenen, einander widersprechenden Zahlen und Namenregistern, von Wundergeschichten, Mythen, astronomischen Säzen und räthselhafter Allegorie. Es kann uns dieses nicht wundern, wenn wir bedenken, 1) daß von allen diesen Schriftstellern keiner mehr den Thron der Pharaonen sah. Was sie uns erzählen — selbst das, was Herodot aus dem Munde der ägyptischen Priester vernahm — bezieht sich zulezt auf alte Sagen, Monumente und Hieroglyphen, weil dieses viele Jahrhunderte hindurch, auch nachdem die Aegypter die Buchstabenschrift erhalten, die einzigen oder doch die vorzüglichsten Bewahrungsmittel der Begebenheiten waren; sey es, daß die Priester, dem Alten und Einheimischen anhängend, und etwa wie Sinesen der bessern aber fremden Kenntniß widerstrebend, den Gebrauch der Buchstaben verschmähten, oder daß sie die geheimnißvolle Hieroglyphe ihrem angemaßten Alleinbesiz der Kenntnisse zuträglicher fanden (**). 2) Nun

(*) Was Heeren (Handbuch d. G. d. St. d. Alterth.) über die Art und Weise, wie bei den Aegyptern sich die Begebenheiten erhielten, weitläufig vorträgt, ist, in so fern es blos auf Bestreitung der Glaubwürdigkeit der Herodot'schen u. s. w. Nachrichten abzielt, ziemlich überflüssig, weil die Verwerflichkeit jener Nachrichten schon aus ihrem Inhalt — abgesehen von der Quelle — deutlich genug hervorgeht; aber es mag zur Erklärung des allerdings befremdlichen Umstandes dienen, wie es kam, daß bei einem so hoch kultivirten Volk, als die Aegypter waren, die Geschichte so mangelhaft blieb. Warum aber dieses selbst nach Bekanntwerdung der Buchstabenschrift in Aegypten dennoch so fortdauerte, darüber haben wir, weil uns weder die Heeren'sche noch die Remer'sche Erklärung (in der neuesten Ausgabe seines Handbuches S. 307) diesfalls genügte, im Texte unsere eigene Muthmaßung geäußert.

(**) Mit dieser Annahme wäre die — allerdings wahrscheinliche — Behauptung, daß schon Moses in Aegypten die Buchstabenschrift erlernet, wohl vereinbar, indem ja die Priester diese Buchstaben als eine interessante Erfindung sich zwar eigen machen, aber gleichwohl aus politischen oder egoistischen Gründen vom Gebrauche ausschließen mochten. Erst um die Zeiten Psammitich's wurde die Buchstabenschrift allgemein in Aegypten.

ist einleuchtend, daß Hieroglyphen schon ursprünglich eine mangelhafte und unvollkommene Bezeichnung der Thatsachen seyn, und manche Verwechslung des Symbols mit dem eigentlichen Gegenstand, des allegorischen Zeichens mit dem Bezeichneten, veranlassen mußten. Da aber im Laufe der Jahrhunderte ihre Gestalt und Bedeutung nicht unverändert sich erhalten konnte, ja sogar die nämliche Hieroglyphe, je nachdem man sie da oder dort, z. B. in der Astronomie, Religion oder Geschichte, gebrauchte, eine ganz verschiedene Bedeutung erhielt; so war es unvermeidlich, daß nicht unzählige Mißverständnisse sich einschlichen, und daraus ein Chaos von abenteuerlichen Gestalten hervorging. Eitelkeit der Priester, welche erklärten, auch was sie nicht verstunden, um nicht ihre Unwissenheit zu bekennen, noch öfters absichtliche Betrügerei, die aus Standespolitik hervorging, wurden neue Quellen des Irrthums; und da endlich 3) die ägyptische Priesterkaste in mehrere Kollegien — bei den einzelnen Tempeln und in den verschiedenen Hauptstädten — vertheilt war, und jedes seine eigenen Monumente und Hieroglyphen bewahrte, jedes seine eigenen Ansichten und Vorurtheile haben mochte, und was sie den Fremden erzählten, nicht immer ganz Aegypten, sondern häufig nur ein einzelnes seiner Reiche*), oder einen einzelnen Nomus betraf; so erhellt die baare Unmöglichkeit, jemals eine sichere und zusammenhängende Darstellung von der Geschichte Aegyptens und von allen Zweigen seiner Verfassung zu erhalten; und wir müssen die ungeheure Mühe bedauern, die von vielen gelehrten und scharfsinnigen Männern diesem undankbaren Geschäfte gewidmet worden. Ohne uns also mit der vergeblichen Vergleichung der Herodot'schen, Diodor'schen &c. Namen und Zahlen, und mit endloser Durchgrüblung dessen, was nun einmal nicht mehr erklärt werden kann, zu befassen, laßt uns den Blick blos auf jene, immer noch zahlreichen Merkwürdigkeiten der Natur und der gesellschaftlichen Einrichtung werfen, welche aus dem dunkeln Chaos der ägyptischen Geschichte noch mit einiger Klarheit, wenn gleich vereinzelt, hervortreten.

§. 2. Beschreibung des Landes.

Unter dem Wendekreise des Krebses an der nordöstlichen Ecke von Afrika stürzt der Nil, nachdem er Abyssinien, wo seine vornehmsten Quellen sind, und das hohe Nubien durchströmt hat, über mächtige Felsenmassen brausend herab in ein tieferes Thal, welches, mehrfach gekrümmt und meistens nur 2 bis 3 Meilen breit, weithin nach Norden zieht, bis allmälig die nackten Seitengebirge aus einander rücken, und das Thal zulezt in eine weite Fläche übergeht, durch die der Nil, jezt in mehrerere Arme getheilt, dem Mittelmeere zufließt. 50 Meilen sind die äußersten Mündungen von einander entfernt; vom Meer bis zu den Katarakten zählt man 20 Tagreisen, und das ganze ägyptische Nilgebiet hält nicht 800 □ Meilen. Viel größer ist das dürre, zu beiden Seiten(**) hinlaufende Berg- und Steppenland,

(*) So sind die Herodot'schen Könige nur Könige von Memphis, die Diodor'schen zum Theil jene von Theben; und außer diesen beiden Hauptreichen waren — wenigstens in einzelnen Perioden — noch verschiedene gleichzeitige Reiche in Ober- und Nieder-Aegypten. Aber es lassen sich jezt die gleichzeitigen Dynastien von den auf einander folgenden nicht mehr unterscheiden. Wahrscheinlich würden die Manetho'schen Dynastien Vieles aufklären, wenn wir sie ganz und in der Urschrift besäßen.

(**) Das Bergland auf der Morgenseite bis zum arabischen Meer hin ist minder dürr, als das westliche. Zwischen nackten Granit- und Marmorgebirgen ziehen sich dort üppige Triften und grünende Thäler mit Wüsteneien abwechselnd, bis gegen jenes Meer.

welches sich rechts am Meerbusen Arabiens endet, und links in den Sand der libyschen Wüste verliert. Gleich Eilanden grünen in dieser einzelne Strecken, Oasen genannt; worunter eine, östlich vom Basaltgebirge Harutsch, einstens die geheimnißvolle Majestät Jupiter Hammons beherbergte. Gleich der fürchterlichen Sahara, mit der es fast unter einerlei Breite liegt, wäre Aegypten eine traurige Wüste geblieben, von Gazellen und Straußen dünn bevölkert, hätte nicht der Nil mit wahrhaft schöpferischer Kraft eine reiche Lebensfülle über das Land ergossen, und demselben — nach Volney's ausdrucksvollem Wort — sein eigentliches „physisches und politisches Daseyn geschenkt." Denn nicht nur ist ein Theil des Delta (also heißt Nieder-Aegypten zwischen den Nilarmen, von seiner Gestalt) aus dem Geschiebe des Stromes entstanden, das, vor seinen Mündungen sich anhäufend, endlich den Meeresfluten entstieg: — über das ganze Land hat er auf dem mit röthlichem Sand bedeckten Kalk, welcher die Grundlage des ägyptischen Bodens bildet, eine sich allmälig erhöhende (*) Schichte fruchtbarer Dammerde angesezt, der eine saftstrozende Vegetation entkeimt. Fast alle Flüsse der heißen Zone treten, wenn die periodischen Regen herabströmen, aus ihren Ufern; aber mächtiger als die meisten, und unter mancherlei begünstigenden Umständen ergießt sich der Nil alljährlich über das ägyptische Land. Alsdann erscheint dasselbe wie ein weites Meer, aus welchem Städte und Dörfer als Inseln emporragen. Wenn aber die Wasser zurück in ihre Ufer kehren, so blüht aus dem düngenden Schlamme das üppigste Pflanzenleben auf, und Aegypten ist einem unermeßlichen, herrlichen Garten gleich. Neben mancher eigenthümlichen, kostbaren Pflanze wuchern hier alle feineren Getraidearten, mehrere Südfrüchte, und die köstlichsten Gartengewächse; ein Acker gibt jährlich mehrere Erndten, und fast mögen wir Herodot glauben, daß Aegypten (späterhin die Kornkammer Roms und Konstantinopels) einstens 20,000 Ortschaften zählte. Aus diesen Gefilden des Segens stammt gleichwohl die Pest; sey es, daß der faulende Nilschlamm giftige Dünste erzeugte, oder der furchtbare sirbonische See (**) sie aushauchte; genug, schon oftmals ist von Aegypten die Pest, verheerend für Morgenland und Abendland, ausgegangen.

§. 3. Ursprung der Aegypter.

Dieses Landes Bevölkerung und Kultur sind älter als die Sündflut. Hätte solche auch nach Aegypten gereicht, würde wohl schon Abraham daselbst einen eingerichteten Staat und einen üppigen Hof gefunden haben? und zwar in Nieder-Aegypten, das, selbst seinem Daseyn nach jünger als das Nilthal, nur durch die Arbeit von Jahrhunderten bewohnbar werden mochte? Wohl aber macht jene Ueberschwemmung, die auf einen großen Theil Südasiens verderbend wirkte, begreiflich, daß Aegypten — die spätere Kolonie — vor dem alten Mutterland einen Vorsprung auf der Bahn der Civilisirung gewinnen konnte (***) Seine Bewohner waren also nicht

(*) Schwab berechnet diese Erhöhung auf 1 Schuh in 100 Jahren, und nach Savary ist das Land in 3000 Jahren um 14 Ellen höher geworden.

(**) Eine ehedem weit in's Land gehende Bucht des Mittelmeeres an der asiatischen Grenze. Wenn der Wind ihn durch hineingewehten Sand mit einer trügerischen Brücke deckte, so stürzten nach Diodor oftmals unvorsichtige Caravanen, ja ganze Truppenkorps in seinen tiefen Schlund. Heute, sagt Lukas, wird von ihm keine Spur mehr gefunden.

(***) Herodot gibt für die Götterregierungen in Aegypten 1700, und für die

Noachiden, wenn auch ihre vermeinte Abstammung von Mizraim, Ham's Sohn, die biblische Benennung des Landes, Mizraim, die auch in dem griechischen Μεστραια und im heutigen Mesr (bei den Arabern und Osmannen) kenntlich ist, veranlaßt hat. Vielleicht ist jedoch umgekehrt jene Voraussezung durch die Namensähnlichkeit veranlaßt worden, so wie der Name Chamia oder Chemi (der so wie das uralte Αἰγυπτος auf die schwarze Farbe des Nilschlamms anspielt) irrig auf Ham bezogen wurde. Noachische Stämme, jedoch in geringer Zahl, mögen vielleicht später mit Aegyptern sich vermischt haben; aber die Masse der Bevölkerung stammt aus Aethiopien, welches wohl von Süd-Asien über's Meer her seine Bewohner erhalten hatte. Aus vielen Gründen wären wir geneigt, Ostindien (zum Theil auch das südliche Arabien) als das Land zu bezeichnen, von welchem dieser Zug der Bevölkerung ausgegangen; wenn gleich der Charakter der Aegypter sich fast noch mehr zu jenem der Sinesen hinneigt (*). Denn ohne der — von Einigen behaupteten — Aehnlichkeit in Complexion und Körpergestalt (**) zu gedenken, treffen wir bei beiden Nationen dasselbe düstere, freudenlose Gemüth, dieselbe zahme Unterwürfigkeit und ausharrende Geduld, dieselbe Anhänglichkeit an's Einheimische und Alte, und daher Mißtrauen und Haß gegen das Fremde an. Einige dieser Züge jedoch sind allen Völkern gemein, die lange unvermischt (***) geblieben, und die Uebereinstimmung anderer mag auch ohne nähere Verwandtschaft von einem ähnlichen Gange der Civilisirung herrühren.

§. 4. Ursachen ihrer frühen Kultur.

Dem Laufe des Nil folgend kam also ein äthiopischer Menschenschwarm über Nubien und das Gebirg herab in das gesegnete Thal, und wenn es wahr ist, daß er hier neben andern nährenden Pflanzen auch wildwachsendes Korn antraf, so können wir leicht seine Ansiedlung daselbst begreifen. Das Felsgebirge an beiden Seiten des Nil bot in seinen Klüften und Höhlen eine bereite Wohnung den Fremdlingen dar; um so willkommner für sie, da Aegypten durchaus arm an Bauholz ist. Sie erweiterten, vervielfältigten, und unterstützten diese Höhlen: und es blieb dieser älteste Charakter ihrer Baukunst, der aus der Beschaffenheit des Landes hervorgegangen, in allen ihren spätern Bauten kenntlich. Als Ober-Aegypten

Menschenregierungen 11, 340 Jahre an. Diodor für jene 18,000, für diese 5000, die alte anonyme Chronik nimmt gar 36,525, und Manetho, der am bescheidensten ist, 5300 Jahre für Götter- und Menschenregierungen zusammen an. Dies alles ist lächerliche, orientalische Prahlerei; auch in den Menschenregierungen stecken physische und astronomische Mythen: aber soviel ist gewiß, daß der Anfang des ägyptischen Reiches jenseits der Grenzen der Geschichte liegt.

(*) Was auch die seltsame Behauptung Desguignes, als wäre Sina von Aegypten aus bevölkert worden, scheinbar begünstigt.

(**) Noch ist zwar über diesen Punkt nicht Alles im Reinen. Die Herodotische Schilderung der Aegypter gibt uns von ihnen ein neger-artiges Bild; aber die Menschenfiguren auf ihren einheimischen (von den neuesten franz. Gelehrten so trefflich beschriebenen) Monumenten haben einen ganz andern, edlern Charakter. Wir pflichten der Denon'schen Meinung bei, daß zwei Racen in Aegypten waren — die negerartige, von welcher die heutigen Kopten abstammen, aus welcher das gemeine Volk bestund, und die edlere Race der Priester- und Kriegerkaste, die in Complexion und Zügen einen asiatischen Charakter trägt. Diese leztere wanderte wohl erst später ein, ist aber für uns die wichtigste.

(***) Unvermischt blieben die Aegypter, sobald sie sich zu einem Volk gesammelt hatten, durch viele Jahrhunderte. Ihr ältester Ursprung aber mag verschieden seyn.

allmälig bevölkert war, zog sich die wachsende Volksmenge längs des Nil weiter nach Mittel- und endlich nach Nieder-Aegypten, allenthalben den Boden nüzend, welchen der austretende Fluß düngte, und emsig beflissen, diesen kostbaren Boden durch Dämme vor schädlicher Stromesgewalt zu schüzen, das Nilwasser durch Kanäle so weit möglich zu verbreiten, und auf künstlichen Anhöhen trockene Wohnungen aufzuführen.

Diese Arbeiten alle sezen schon einen bedeutenden Grad der Civilisation voraus; aber es könnte uns dieser rasche Vorschritt nicht befremden, selbst wenn die Aegypter als Barbaren aus Aethiopien gezogen wären. (Es sind jedoch Gründe für das Gegentheil vorhanden.) Denn der Ackerbau bringt hervor und erheischet Kultur und gemeinsame Kraftanwendung und gesellige Ordnung. Einmal auf diese Bahn geleitet, wird ein Volk aus dem Gefühle der Vortheile, die es errungen, immer neue Aufmunterung zu weiterem Fortgang ziehen; Hindernisse — wenn sie nicht unübersteiglich sind — werden seinen Fleiß und seinen Scharfsinn stärken, und es werden sich Ackerbau und allgemeine Civilisation gegenseitig unterstüzen und erhöhen. Was Wunder also, daß in Aegypten, dessen vom Fluß getränkte Felder keine weitere Arbeit, als Aussaat und Erndte er heischen, der Ackerbau das Lieblingsgeschäft des Volkes wurde, und daß desselben reicher Ertrag zu künstlicher Vermehrung und Verwahrung der Aecker, und zu bürgerlichen Einrichtungen einlud, wodurch seine Vortheile gesicherter und ausgebreiteter wurden? Was Wunder, wenn aus dem engern geselligen Verein einer steigenden Bevölkerung die Kraft zu Riesenwerken hervorging? —

Aber bei den Aegyptern war noch ein zweites Prinzip der Kultur wirksam — Religion und Priestermacht. Sie hatten einen zahlreichen, aufgeklärten Priesterstamm entweder schon aus Aethiopien mitgebracht, oder frühe durch neue Einwanderung aus Meroë erhalten, und es wurde derselbe durch die natürliche Ueberlegenheit des Genie's über die Unerfahrenheit bald mit Ansehen und Gewalt begleitet, ausschließender Bewahrer gelehrter Kenntnisse oder Kunstgeheimnisse, und im eigentlichen Sinn Vormünder der Nation. Wohlthätig für dieselbe, weil jugendliche, des Gehorsams noch nicht gewöhnte Völker kaum anders, als durch die Schrecken des Aberglaubens gezähmt und der Humanität empfänglich werden.

§. 5. Allgemeine Darstellung ihrer Geschichte.

Von der ersten Niederlassung dieser Priester zogen nun allmälig mehrere Schwärme in weitere Gegenden aus, und jeder Tempel, den sie bauten, wurde ein neuer Centralpunkt der religiösen und bürgerlichen Gesittung. Heeren vermuthet, daß diese Priesterkolonien die Grundlagen der verschiedenen einzelnen Reiche in Aegypten gewesen; aber wiewohl um jeden Haupttempel sich ein Distrikt oder Nomus bildete, so ist nicht erwiesen, daß jemals so viel Staaten als Nomi waren; und es scheint allerdings der gewöhnlichen Priesterpolitik mehr angemessen, daß alle ausgeschickten Kolonien zur Erhaltung und Verstärkung ihrer gemeinsamen Macht in enger Verbindung unter sich und in Anhängigkeit gegen den Mutterstamm geblieben seyen. Daß dennoch mehrere Reiche entstunden, war die natürliche Folge der größern Ausbreitung des Volkes, der unvollkommenen Staatskunst, der Leidenschaften der Menschen, und vielleicht auch äußern Einflusses. Es läßt sich auch nicht bezweifeln, daß Aegypten oft und lange in mehrere Staaten zertheilt gewesen. Von verschiedenen derselben, auch außer den Haupt-

reichen Theben und Memphis, kommen deutliche Spuren vor, als von Elephantine, Heraklea, This, und später von Tanis, Bubastus, Sais, Mendes und Sebennytus, diese leztern sämmlich in Nieder-Aegypten. — Nun konnte es freilich nicht wohl anders kommen, als daß von diesen Reichen abwechselnd das eine und das andere mächtiger wurde, und wohl auch auf längere oder kürzere Zeit alle andern verschlang. Die Pracht der Hauptstädte, das Riesengroße einiger Land- und Wasserbauten, sezt einen Aufwand von Kraft und Reichthum voraus, der nur dem Beherrscher von ganz Aegypten, und nicht dem Fürsten eines kleinen Nomus möglich war. Wiewohl wir nun den wahrscheinlich mannigfaltigen Wechsel der Herrschaft nicht umständlich anzugeben vermögen, so erhellt doch, daß anfangs und ziemlich lange Theben vorherrschend war, daß nachmals Memphis sich erhob, und noch später auch verschiedene niederägyptische Städte, theils mit theils nach einander Residenzen waren. Auch war Aegypten mehreremal die Beute fremder Eroberer, von denen die Hyksos, Hirtenkönige (vielleicht die Chefs arabischer Nomadenhorden) um die Zeit des Aufenthalts der Israeliten in Aegypten (weswegen Einige sogar diese mit jenen verwechseln) und der Aethiopier Sabako insbesondere genannt werden. Denn Aegypten, das einen gesonderten Soldatenstand und ein unkriegerisches Volk hatte — Priesterherrschaft gibt Gehorsam, nicht Muth — mußte wohl dem Loos von wenigen Schlachten folgen. Dennoch erhielt sich unter vorübergehenden Stürmen der Geist der Verfassung, einer durch Priestergewalt gemäßigten Monarchie, bis auf die persische Herrschaft.

§. 6. Specielle Daten dieser Geschichte bis auf Psammitich.

Mit Uebergehung der Königsschaar in den Manetho'schen Dynastien und der alten Chronik (nach Herodot lasen die Priester die Namen von 330 Königen von einer Rolle Papyrus ab) wollen wir aus jenen, welche Herodot und Diodor anführen, nur solche nennen, von denen merkwürdige Begebenheiten erzählt werden; jedoch mit der Bemerkung, daß die Wahrheit jener Thatsachen, ja selbst die Wirklichkeit jener Personen großentheils zweifelhaft sey, und ihre Berühmtheit häufig auf bloser Hypothese, bisweilen auch auf Symbolik beruhe.

Der erste menschliche König Aegyptens — vor ihm regierten Jahrmyriaden hindurch Götter — wird einstimmig Menes oder Min genannt. Allerdings muß in der Reihe der ägyptischen Könige Einer der Erste gewesen seyn; aber da sonst nichts Weiteres von ihm vorkommt, so kann sein Name uns wenig bekümmern. Zwar soll er nach Herodot Memphis gebaut haben, aber diese Nachricht ist eine Prahlerei der memphitischen Priester; wahrscheinlicher wurde — nach Diodor — zuerst Theben (Luxor) gebaut (von Busiris II.), und nachdem es neun Königen (worunter der weise Osymandias) zur Residenz gedient, so führte erst Uchoreus die neue Hauptstadt Memphis auf. Hierdurch litt der Glanz von Theben, Hekatompylos von seinen hundert Thoren genannt, einer Stadt, die einstens, nach Eustathius, 420 Stadien, und noch zu Strabo's Zeiten 80 Stadien lang die beiden Ufer des Nil bedeckte, und deren Trümmer, nach so mancher Umwälzung, und zweitausendjähriger Unbild der Barbarei und der Witterung, noch jezt durch Pracht und Größe das Gemüth mit hoher Bewunderung erfüllen. Später kömmt bei Herodot und Diodor

Möris vor, der Urheber des großen See's gleiches Namens, oder wenigstens des Schleusenwerks, das denselben mit dem Nil in Verbindung sezt. Möris heißt in der koptischen Sprache der See der Verbindung, und billig wurde dem kühnen Werkmeister — die Kopten meinen der Patriarch Joseph sey es gewesen — der Name seines Werkes als Ehrenname beigelegt.

Auf Möris, welchen Herodot 900 Jahre früher als seine eigene Ankunft in Aegypten sezt, folgt — jedoch nach Diodor 7 Menschenalter später — Sesostris, oder Sesoosis, der Alexander Aegyptens (*). Man hat an seinem Daseyn gezweifelt; aber so viele Großthaten, die von ihm fast einstimmig erzählt werden, können nicht ganz ohne historischen Grund seyn. Mögen seine Züge nach Indien und in's Land der Scythen und nach Thracien für Erdichtung gelten: wahrscheinlich bleibt, daß er ganz Aegypten, und einen Theil Aethiopiens und Libyens zu einem Reiche vereiniget, und den durch glückliche Waffen erweiterten Staat kraftvoll und weise verwaltet habe. Es wird erzählt, daß ein an seinen Siegeswagen gefesselter König ihm die Unbeständigkeit menschlicher Dinge durch deutungsvolles Hinblicken auf das sich drehende Rad mit Erfolg zu Gemüthe geführt habe. Ein wahrhaft weiser und großer Fürst würde sie auch ohne solche Lehre erkannt, ein gewöhnlicher Eroberer die Warnung trozig verschmäht haben.

Ob, wer den größten Obelisk meißeln ließ, Rhampsinit geheißen, ob durch einen Cheops, Cephren und Mycerinus die drei mächtigen Pyramiden bei Memphis erbaut worden, kann uns abermals gleichgiltig seyn. Wichtiger ist die allgemeine Deutung und Würdigung solcher Bauten. Der Ansichten gibt es hier mancherlei; aber was man auch von geheimnißvollem Sinne, von religiösen, astronomischen und andern Zwecken sage — immer bleibt dabei das Mißverhältniß zwischen Mittel und Endzweck, die Rohheit der Kunst und die Sklaverei eines Volkes unverkennbar, das, geduldig wie Lastthiere, auf seines Despoten Wink so ungeheure Werke mit dem Schweiß von ganzen Geschlechtern aufführte (**). Billig können wir mit Volney klagend bemerken, daß mit der Arbeit und den Unkosten, welche die kleinste Pyramide erheischte, ein Kanal vom arabischen Meer in einen Nilarm hätte geführt, und zwei Kastelle an beiden Meeren zur Beherrschung desselben hätten erbauet werden mögen. Alsdann würde, fast drittehalbtausend Jahre früher, als es durch Vasco de Gama geschah, und auf einem kürzern Wege, die Verbindung des reichen Indiens mit dem Abendland hergestellt, und der eigentliche Welthandel zu ganz unberechenbarem Vortheil der Menschheit gegründet worden seyn.

Ein rühmlicheres Denkmal, als jene Pyramiden-Erbauer, stiftete sich Bochoris der Weise (Asychis der Gesezgeber bei Herodot?) durch jene humane Gesezgebung, deren Hauptzüge nachmals Solon in die seinige verwebte. Dennoch konnte seine Weisheit die Drangsale nicht enden, unter denen damals Aegypten seufzte: die Folgen der Fehler von frühern Pharaonen, und der um eben die Zeit sich erhebenden assyrischen Macht.

(*) Einige halten ihn für den Nachfolger des Pharao, der im rothen Meer ertrank, Andere für Pharao Sisak, der unter Rehabeam Jerusalem plünderte! — Diesen lezten erkennen wieder Andere in Manetho's Susen, dem lezten König der tanitischen Dynastie. —

(**) Darum sind es auch wahrscheinlich die Hyksos gewesen, welche die Pyramiden gebaut, jene mit Recht verhaßte Dynastie, welche hiedurch ihrer Geschmacklosigkeit sowohl als ihrer Tyrannei ein bleibendes Denkmal sezte.

Innere Zerrüttungen (Auflösung des Staates von Diospolis, Stiftung neuer Dynastien in Nieder-Aegypten) gesellten sich zu äußern Stürmen. Gegen Assyrien suchten die Pharaonen die gefährliche Hilfe Aethiopiens, dessen Fürsten hierauf 50 Jahre über Aegypten herrschten. Vergebens erwartete dieses seine Rettung von der Veränderung des Regentenstammes. Sethon, Priester des Phtha — anfangs äthiopischer Vasall, darauf Alleinherrscher — beleidigte die Soldatenkaste durch Einziehung ihres Grundeigenthums, als eben das Reich von dem assyrischen Sanherib gedrängt wurde. Die Soldaten weigerten sich zu kämpfen, und Aegypten war verloren, wenn nicht ein Wunder es gerettet hätte (wahrscheinlich dasselbe mit jener in den hebräischen Geschichten gleichfalls als Wunder Jehovah's aufgeführten Seuche, die das assyrische Heer aufrieb), wozu noch die Furcht Sanherib's vor dem König Aethiopiens kam. Aber die innere Zwietracht dauerte fort, und es wurde endlich Aegypten nach vieljähriger Anarchie unter zwölf Fürsten getheilt, aus denen Psammitich von Sais über die Andern durch Talent und Glück sich erhob, und durch Hilfe karischer und jonischer Söldner das gesammte Reich unter sich brachte.

§. 7. Untergang des Pharaonen-Reiches.

Mit Psammitich (3313) fängt eine neue Periode in der ägyptischen Geschichte an, welche nunmehr deutlich, zusammenhängend, aus eigentlich geschriebenen Quellen geschöpft, aber minder glorreich als die frühere ist. Die Abweichung von alten Staatsmaximen — seyen sie auch illiberal und an sich selber tadelnswerth — bleibt meistens gefährlich, wenn auf ihnen einmal das politische Gebäude ruht. Psammitich, da er das, den Fremden ehedem „bittere", Aegypten aufschloß, einheimische Sitten gegen auswärtige vertauschte, und fremden Miethtruppen vor der eingebornen Kriegerkaste sein Vertrauen schenkte, erregte allgemeines Mißvergnügen, und 200,000 Mann aus dieser lezten verließen das Reich. Nie wären sie demselben nöthiger gewesen, da jezt die Uebermacht Assyriens Aegypten zwang, auch sich zu vergrößern, oder dem Nachbar zu dienen. Necho, Psammitich's Nachfolger, hatte die Grundsäze seines Vaters, und einen noch kühnern, wahrhaft große Plane entwerfenden Geist. Mit Verschmähung der scheuen Politik der alten Pharaonen strebte er nach ausgebreitetem Verkehr mit dem Auslande, suchte, wiewohl vergeblich, beide Meere durch einen Verbindungskanal zu vereinen, und ließ — für die alte Welt ein erstaunenswürdiges und auch völlig isolirtes Unternehmen — ganz Afrika durch phönicische Seefahrer umschiffen. Fast eben so glänzend waren seine Kriegsthaten. Mit dem Throne von Juda verfuhr er nach Willkür, er schlug die Syrer, und sezte den schweren Kampf gegen Mittel-Asien — wo jezt Neu-Babylon über den Trümmern Assyriens herrschte — eine Zeitlang glücklich fort, bis ihn bei Circesium der wilde Nebucadnezar schlug (3382), und hiedurch entscheidend die Macht Aegyptens beugte. Vergebens suchten Psammis (3384) und Apries (Hophra 3394) diesen Verlust durch Eroberungen in Afrika zu ersezen. Ein unglücklicher Krieg gegen Cyrene veranlaßte eine Empörung, welche Apries Krone und Leben kostete. Der siegreiche Rebell Amasis (3415) bestieg jezt den Thron, und war desselben nicht unwürdig. Das Reich schien von Neuem aufzublühen; doch war es nur der Schein von Wohlstand und Kraft, so ihm zu Theil ward. Eine neue Grundlage dem morschen Gebäude zu geben, vermochte Amasis nicht.

Der Politik der lezten Könige getreu, unterhielt und erweiterte er den Verkehr mit den Griechen (denen er Naukratis einräumte), und mit andern Fremden, wodurch diese gefährlichen Einfluß und die Aegypter neuen Stoff des Mißvergnügens erhielten. Mißtrauisch gegen seine Regierung, unter sich selbst getheilt, an Muth und Selbstvertrauen verarmt, konnte dieses Volk der Unterjochung durch einen gewaltigen Nachbar nicht entgehen. Auch sah schon Amasis das Ungewitter heraufziehen, das sein Reich zerstören sollte. Der Eroberer Cyrus, fürchterlicher noch als Nebucadnezar, drohte Aegypten, das gegen seine Uebermacht mit Lydien sich verbunden hatte. Doch wurde die Rache erst von Cambyses gegen Amasis Sohn, den unglücklichen Psammenit, vollstreckt. Im ersten Jahre seines Reiches (3459), nach dem Verlust einer einzigen Schlacht, fiel das stolze Memphis, fiel der verrathene Fürst in des Wüthrichs Hände. Der Thron der Pharaonen sank.

Fünftes Kapitel.

Geschichte von Babylon, Assyrien und Medien (*).

§. 1. Allgemeinste Gestalt dieser Geschichte.

Die Geschichte dieser Reiche ist noch verworrener, als selbst die ägyptische. Was in den hebräischen Büchern, als jenen der Könige, der Chronik und der Propheten, auch schon früher bei Moses erzählt wird, läßt sich durchaus nicht mit den Angaben der griechischen Geschichtschreiber, Herodot, Ctesias (Leibarzt des persischen Königs um 3578) und Diodor — die zudem auch unter sich selbst uneins sind — eben so wenig mit jenen des Belus-Priesters Berosus (um 3716) und mehrern andern alten durch Josephus, Eusebius, Georg Sync. 2c. aufbehaltenen fragmentarischen Nachrichten zusammenreimen. Auch ist sehr begreiflich, daß von dem alten mannigfaltigen Wechsel der Herrschaft unter den kriegerischen Horden Mittel-Asiens nur schwankende Sagen, entstellt durch Stolz, Leidenschaft und geographische Unkunde der einzelnen Stämme, und ohne regelmäßige Zeitbestimmung sich erhalten konnten, und daß daher die späten Aufschreiber jener Sagen, die Einseitigkeit, die schon in ihrem Ursprunge lag, gleichfalls nicht vermeiden konnten. So dürftig und unzusammenhängend sind die wenigen zuverläßigen Notizen, die auf solchem Wege zu uns gelangten, daß man kaum vor Cyrus eine eigentliche Geschichte Mittel-Asiens annehmen kann. Sollten wir ihren Verlust besonders bedauern? — Es scheint, daß der ewig wiederkehrende Zirkel von Jugendkraft, Ruhm, Herrschaft, Weichlichkeit, Abnahme und Verfall, zu welchem ein gleiches Verhängniß alle Dynastien des Orients vom Anbeginn der Geschichte bis auf unsere Tage verurtheilte, auch in jenen vorhistorischen Zeiten schon Plaz gegriffen habe, und daß, wenn die Annalen der babylonischen, assyrischen und medischen Monarchien berichtiget werden könnten, die Weltgeschichte, die der Dynastien ohnehin so viele zählt, blos um ein Duzend anderer würde bereichert werden. Hätten dieses die gelehrten Männer bedacht, die so viele kostbare Zeit auf die Deutung jener verworrenen Nach-

(*) Außer den Monographien von Sevin, Freret und de Brosses in den Abhandlungen der königl. franz. Akad d. Inschr. vgl. die Werke von Ditmar, Hager, Heeren u. A.

richten verwandten, sie würden uns mit ihren kunstreichen und nuzlosen Systemen verschont haben.

§. 2. Beschreibung des Landes.

Zwischen und an den beiden Flüssen Euphrat und Tigris, von ihrem Austritt aus dem armenischen Bergland bis zu ihrer Vereinigung, und weiter bis zum Erguß des vereinten Stromes in den persischen Meerbusen liegen drei Länder, Mesopotamien, Assyrien und Babylon, worin vielleicht mehr als irgendwo majestätische Erinnerungen mit einer elenden Gegenwart sich paaren. Um den Nieder-Euphrat und von Susiana (Chusistan) bis zur arabischen Wüste, dehnt sich Babylonien (Irak-Babeli) aus, das Land der schönsten Weiden und der üppigsten Kornfelder, so weit die Ueberschwemmungen des Stromes reichen, der ehedem fast eben so wohlthätig als der Nil, und wie dieser durch vielfache Kanäle (*) weit umher geleitet, die Sandsteppe befruchtete. Die meisten Kanäle sind jezt zerfallen, und halb Babylonien eine Wüste. Als Denkmale alter Herrlichkeit sind kaum noch halb verwitterte Trümmer von Backsteinen übrig, welche nur undeutlich die Stelle von prächtigen Städten, Tempeln und Pallästen bezeichnen. Gleich arm an Holz wie an Steinen lieferte das Land kein anderes Baumaterial, und viele Baufen versanken in dem feuchten Grund. Nördlich an Babylon, und an dessen oder Assyriens Schicksal schon durch die Lage geknüpft, bietet Mesopotamien (Aram Naharaim, Al Dschesira, gleichsam die Flußinsel, als von den beiden Flüssen umschlossen) eine merkwürdige Abwechslung von Bergen und Steppen, Wüsteneien und Auen dar, und ist mit Städten, mit Trümmern von Städten, und mit berühmten Schlachtfeldern erfüllt. Jenseits des Tigris (von seinem schnellen Lauf wird er also, d. i. der Pfeil, genannt) liegt Assyrien (heutzutage meist Kurdistan), das Vaterland vieler kriegerischer Horden, und der uralte Siz wilden Eroberungsgeistes, welcher verheerender als der schreckliche Samum, der von den Schwefelbergen Kurdistan's weht, (siehe Thevenot), von hier aus zuerst tödtend in weite Ferne wirkte. Auch hier sind meist Steinhaufen, wo einstens Königsstädte prangten.

Medien (meist Aderbeidschan, Schirwan, in weiterer Bedeutung auch Gilan, Masanderan und Irak Adschemi), worüber Assyrien lange Zeit seinen Scepter streckte, bis jenes zum selbstständigen Reiche erwuchs, zieht sich weit nach Nord und Nordost bis an die Ufer des kaspischen Meeres und nach Baktrien. Viele Gebirgsrücken durchstreichen das Land, und umschließen hochgelegene fruchtbare Thäler. Doch gegen die kaspischen Gestade gehet das Hochland mit schnellem Absturz in einen niedern Boden über, worin häufige Naphta-Quellen fließen, und noch jezt der Parsen heiliges Feuer brennt. Ekbatana und Gaza, die beiden stolzen Hauptstädte, sind längstens nicht mehr. Von diesem sieht man noch Trümmer; von jenem glaubt man, daß es einstens gestanden, wo heute Hamdan ist.

§. 3. Aelteste Geschichte Mittelasiens. Altassyrien.

Unter den von noachischen Stämmen vorzugsweise durchzogenen Ländern war es das Gebiet des untern Euphrat und Tigris, worin am

(*) Der große Königs-Kanal, Nahar-malka, kann eine Vergleichung mit dem See Möris aushalten.

frühesten sich eigentliche Reiche bildeten. Sey es, daß die gedrängtere Bevölkerung dort eine festere bürgerliche Ordnung erheischte, oder daß ein durch Genuß erschlafftes Volk sich leichter von einheimischen Nimroden bändigen oder von fremden Kriegshorden unterjochen ließ. Aus dem Gebirgsland nördlich am Sinear mögen solche Schwärme gekommen seyn, die, was die mildere Natur in Süden und der Fleiß gesitteter Menschen geschaffen hatte, durch das Schwert sich zueigneten. Glück, Tapferkeit und Genie der Anführer bestimmten die wechselnden Machtverhältnisse der einzelnen Horden, bis eine allmälig viele andere verschlang, und sich über die Länder — ein stets wachsender Strom — ergoß. Den Raub der Nationen häufte die siegende Horde in ihrem Lager auf, dessen Befestigung durch Wall und Graben mühselig aufzuführen man die unterjochten Völker zwang. Aus solchen Lagern erwuchsen die Hauptstädte, die ihrer ersten Anlage nach, weil sie auch Weidepläze und Felder einschlossen, von ungeheurer Größe waren. Vom Euphrat mitten durchströmt, hatte Babylon (Bab = Bel, der Hof des Herrn) in seiner regelmäßig viereckigen Gestalt einen Umfang von 480 Stadien (15 t. Meilen) und hundert Thore. Das noch größere Ninive (die Wohnung — Nave — des Nin) zog sich drei Tagreisen lang am Tigris hin. Ob der Bel, welcher Babylon baute, der berosische Xisuthrus(*) oder der mosaische Nimrod gewesen, ob dieser auch Ninive gegründet, oder ob solches durch seinen Sohn Assur, dessen Name in Assyrien lebt, oder durch Ninus den Fürstensohn (Sohn Belus) geschehen, das werden wir nimmer ausmitteln. Fast einstimmig wird aber Lezterer als der Stifter der großen altassyrischen Monarchie aufgeführt (1874), welche durch ihn über Babylon, Medien und Baktrien, und durch seine große Gemahlin Semiramis (1926) noch weiter gegen Ost und Süd und bis nach Aethiopien ausgebreitet worden. Man hielt Ninus sonst für älter als Abraham; Schöpflein (comment. histor.) will ihn zum Zeitgenossen des Sesostris machen, und Andere haben gar sein Daseyn geläugnet. Lassen wir immer seinen und Semiramis Namen als Bezeichnung der Fürsten gelten, die zuerst das assyrische Reich durch Eroberungen erweitert, durch stolze Bauten verherrlicht haben. Auch hat, wenn wir Noe's Haus nicht für den einzigen Ueberrest des vorsündflutigen Menschengeschlechtes halten, die frühe Gründung weiter und volkreicher Staaten nichts Unbegreifliches mehr, und es wird Manches erklärbar, was sonst troz der stärksten positiven Beweise, wegen Mangel an innerer Wahrscheinlichkeit, ja an Möglichkeit, mußte verworfen werden.

Viele hundert Jahre stund Großassyriens Thron; und es läßt sich wohl annehmen, obschon wir von ihm nur trockene Königsnamen lesen, daß er in dieser langen Periode mancherlei Erschütterungen und auch Dynastienwechsel erfahren. Die Ueppigkeit Ninias (1968) und seiner Nachfolger, die im Serail einschlummerten, und das Reich durch Veziere und Satrapen regierten, ist wenigstens als Charakteristik asiatischer Regierungen im Allgemeinen wahr, so wie Sardanapal (3108) von den Vielen einer ist, die für die Fehler ihrer Vorfahren büßten.

(*) Er soll 120 Saros (d. i. 432,000 oder 1138!! Jahre) nach dem Halbgott Dannes, welcher die Landeseinwohner civilisirt hatte, König gewesen, und in einer großen Ueberschwemmung erhalten worden seyn. Auf ihn läßt Berosus noch drei Dynastien folgen.

§. 4. Neuassyrien.

Als die Oberpriester von Babylon, Belesis, und der medische Statthalter Arabaces durch Ninive's Eroberung ihre Empörung glücklich vollbracht hatten — Sardanapal war groß genug, um den Tod unter den brennenden Trümmern seines Pallastes einer schmählichen Uebergabe vorzuziehen (*) — ward Groß-Assyrien in so viele Herrschaften als Satrapien zersplittert, deren gemeinschaftliche Bundesstadt Ekbatana seyn sollte. Aber bald erhob sich wilde Anarchie, aus welcher wir allmälig drei neue Reiche, Assyrien, Babylon und Medien, hervorgehen sehen, von denen abermals (Neu-) Assyrien zuerst das mächtigste ist. Von seinen Königen sind nur Kriegsthaten aufgezeichnet, auch kömmt in Namen und Zeitrechnung noch manche Variante vor. Am deutlichsten, wiewohl nicht ganz zusammenhängend, ist, was uns die Hebräer erzählen, die Zeitgenossen dieses neuen Reiches und seine hartbedrängten Nachbarn. Schon Phul (3213), der, nach hundertjähriger Zerrüttung, zuerst wieder Assyriens Macht erhob, wandte seine Waffen gegen Israel, und fortwährend blieb jezt seiner Nachfolger Streben nach Westen gegen die Küsten des Mittelmeeres gerichtet. Syrien und Israel erlagen dem ungleichen Kampfe gegen Tiglath-Phul-Assar und Salmanassar (3245 und 3261), und es wurden die Besiegten von den barbarischen Siegern wie Heerden in ferne Länder geschleppt. Auch Aegypten und selbst Aethiopien fühlten Salmanassar's schwere Hand; Juda erwehrte sich ihrer kümmerlich; aber Tyrus, durch seine Seemacht groß, blieb Siegerin im Streit. Sanherib (3270) durchplünderte Juda, bedrohte Aegypten, verlor aber sein Heer durch eine Pest (s. oben 92), und wurde von seinen Söhnen erschlagen. Jezt warf Medien von Neuem das assyrische Joch ab, und Assarhaddon (3280), sonst ein gewaltiger Fürst, der Babylon unterwarf und Juda demüthigte, konnte es nicht mehr bezwingen. Nach ihm nennen die Profan-Scribenten noch mehrere Könige, welche schweren Krieg gegen das aufstrebende Medien führten. Der Einfall einer scythischen Horde unterbrach denselben. Nach ihrer Vertilgung ward er erneuert. Der chaldäische Empörer Nabopolassar verband sich mit Medien, und Assyrien erlag der vereinten Macht. Das stolze Ninive wurde zerstört (um 3380), und erstund nicht wieder. Man sieht gegenüber von Mossul eine Reihe Hügel dem Strom entlang; auf einem steht ein Dorf mit Namen Nunia. Man glaubt, diese Hügel seyen die Schutthaufen von Ninive.

§. 5. Neu-Babylon.

Hundert und neun und zwanzig Jahre nach dem Sturze Sardanapal's erscheint in Babylon der König Nabonassar (3237), mit welchem Ptolemäus, der berühmte alexandrinische Mathematiker des 2ten christlichen Jahrhunderts, seinen merkwürdigen Canon der babylonischen Könige eröffnet. Er erscheint hier nicht als Stifter des neuen Reiches, sondern weil Ptolemäus aus andern Gründen seine zum Behuf der Astronomie allernächst bestimmte Jahrrechnung von ihm anzufangen für gut fand. Aber wir kennen seine Vorfahren nicht, und wissen nicht, ob er selbst und seine nächsten Nachfolger souverain, oder Vasallen Assyriens gewesen. Später kommen im Canon die assyrischen Monarchen Assarhaddon, Saosdu-

(*) Wir dürfen nicht verschweigen, daß mehrere gar keinen Sardanapal glauben, andere zwei (und Freret gar drei) Sardanapale annehmen.

chin und Chyniladdan als Beherrscher Babylons vor, was wenigstens dessen damalige Unterwerfung beweist. Aber jezt tritt der Chaldäer Nabopolassar, Statthalter von Babylon (*), gegen Assyrien als Empörer auf, hilft Cyaxares von Medien Ninive stürzen, und gründet das chaldäisch-babylonische Reich (3359). Schon lange vorher (das „Wann?" läßt sich nicht mehr bestimmen) waren diese Chaldäer aus einem nördlichen Bergland (Moses I. 11, 31. führt die Chasdjm im hohen Mesopotamien an; mehrere Schriftsteller haben sie weiter oben im karduchischen Gebirge, ja gar gegen das schwarze Meer in Chalybien gesucht) nach Babylon eingewandert. Ihr Name blieb nachmals einem einzelnen Stande. Nabopolassar, groß im Kriege, dehnte seine Herrschaft bis gegen das Mittelmeer aus. Pharao Necho zwar trieb ihn zurück; aber bei Karchemisch wurde Aegyptens Macht durch Nabopolassar's Sohn, den fürchterlichen Nebukadnezar (Nabokolassar) zertrümmert (3377). Vor demselben fielen Jerusalem und Tyrus, er ließ in Iberien, Arabien, Aegypten und Libyen seine Fahnen weh'n. Durch ihn und seine Gemahlin Nitokris soll erst Babylon jene Prachtgebäude erhalten haben, welche die Sage sonst der alt-assyrischen Semiramis zuschrieb. Diese Gebäude, die große Stadt, sind nicht mehr: gelehrte Reisende haben da, wo jezt das Städtlein Hilla steht, auf beiden Seiten des Stromes in weit zerstreuten Trümmerhaufen die Spuren Babylons erkannt.

Nabokolassar starb (3420), und eh' ein Menschenalter verging, war sein Reich nicht mehr. Nur auf seines Armes Stärke war es gegründet, nicht auf Weisheit, die in ihren Wirkungen den Stifter überlebt. Daher nach kurzer Regierung einiger werthloser Prinzen, Nabonid (Daniels Belsazar?), der jüngste von Nebukadnezar's Söhnen, Thron und Leben gegen Cyrus den Medoperser verlor (3446).

§. 6. Medien.

Medien (man will von Madai, Japhet's Sohn, den Namen ableiten) war viele hundert Jahre lang ein Tummelplaz wilder kriegerischer Horden, worunter — im eigentlichen Medien — neben fünf andern Stämmen auch jener der Magier war. Unter sich getrennt und gesezlos, mußten die Meder dem Angriff einer geordneten Macht erliegen. Schon Ninus soll ihren Fürsten Pharnus besiegt, und bis nach Baktrien geboten haben. Wir können vermuthen, nicht aber nachweisen, daß neben den Assyrern auch verschiedene scythische Horden und auch einheimische Stämme, die einzeln erstarkten, im weiten Medien herrschten. Auch nach der Katastrophe, in der, Ctesias zufolge, durch Arbaces Empörung Alt-Assyrien zertrümmert wurde (3108), bleibt die Geschichte Mediens dunkel. Wir sehen abermals (Neu-) Assyrien gebieten; aber neben ihm kommen einheimische Monarchen vor, und Heeren's Muthmaßung von zwei medischen Reichen empfiehlt sich auch ohne positive Beweise, durch innere Wahrscheinlichkeit. Herodot's Dynastie, die vom eigentlichen Medien aus sich erhob, zieht vorzugsweise unsern Blick auf sich. Ihr Stifter war Dejoces (3288), ein Mann von gerühmter Klugheit und Gerechtigkeitsliebe, der, als nach dem Unglück Sanherib's und bei der Zerrüttung des neu-assyrischen Königshauses die Meder das verhaßte Joch muthig abgewor-

(*) Neuere Schriftsteller halten ihn für den Anführer einer kurdischen, erst dahin eingefallenen Horde.

fen hatten, darauf aber die Bedrängnisse der Anarchie empfanden, von ihnen zum Schiedsrichter und später zum König ernannt wurde. Damit er sein Volk zum Gehorsam gewöhne, hielt er für nöthig, sich mit allem Gepräng und allen Schrecken der Majestät zu umgeben. Er schloß sich in seine Burg ein, die er mit unersättlicher Pracht zu Ekbatana erbaut hatte. Mit siebenfacher Ringmauer von verschiedenen Farben glänzend war sie umgeben, und strahlte fernhin wie ein Zauberschloß. Ein ängstliches Hofceremoniel gewöhnte die Unterthanen, zu ihm wie zu einem höheren Wesen hinaufzuschauen. Offenbar ging er zu weit: aus unbändigen Freien wurden die Meder verächtliche Sklaven.

Sein Sohn Phraortes (3328) bezwang die Perser, damals ein armes aber kräftiges Bergvolk, von welchem bald nachher die mächtigste Umwälzung ausgehen sollte. In Ober-Asien drang Phraortes bis an den Halys vor, und war im Begriff, das Reich von Ninive zu stürzen, als eine Schlacht ihm Heer und Leben raubte. Cyaxares (3350) sezte den Krieg als Rächer seines Vaters fort; aber da brach eine wilde Scythenhorde über die kaukasischen Gebirgspässe, und überschwemmte Medien und die benachbarten Länder. Jezt mußte Cyaxares sein eigenes Reich vertheidigen. 28 Jahre währte der Kampf, bis die Meder sich der verwüstenden Unholde durch blutigen Verrath entledigten. Ein Haufe flüchtiger Scythen, welcher Schuz in Lydien fand, veranlaßte neuen Krieg. Er wurde geschlossen, als eine Sonnenfinsterniß die streitfertigen Heere erschreckte (3387). Schon früher hatten die Meder dem Eroberer Nabopolassar Ninive stürmen helfen. So concentrirte sich allmälig die Macht des westlichen Asiens. Noch war sie getheilt zwischen Babylon und Medien: doch unter ihnen konnte der Natur gemäß nicht lange die Einigkeit bestehen; wenn sie aber sich entzweiten und Eines siegte, so stand dasselbe weltherrschend in kolossaler Größe da.

§. 7. Cyrus.

Zu dieser Größe war Medien bestimmt, doch sollte es selber zuvor durch eine einheimische Revolution verjüngt werden. Astyages (3390), Cyaxares Sohn und Nachfolger, ging seinem Verhängniß entgegen, indem er ihm ausweichen wollte. Schreckende Traumgesichte hatten ihm in seinem Enkel den künftigen Thronräuber gezeigt, darum vermählte er seine Tochter Mandane an einen unbedeutenden persischen Großen, Cambyses, und befahl, die Frucht dieser Ehe, den neugebornen Cyrus, zu tödten. Die Menschlichkeit des königlichen Ministers, Harpagus, rettete den Knaben. Er wurde unter Hirten erzogen und, wie man später das Geheimniß seines Standes entdeckte, nach Persis gesandt. Als er zum Manne gereift war, munterte ihn Harpagus, dessen Schonung Astyages schrecklich bestraft hatte, zur Empörung gegen den Tyrannen auf, und verschaffte ihm durch weitern Verrath den Sieg. Cyrus bestieg den medischen Thron (3425), und Astyages starb im Gefängniß. Diese Herodot'sche Erzählung, die wir den Hauptzügen nach eben nicht als unwahrscheinlich erklären können, wenn wir den Einfluß der Wahrsager und Zeichendeuter selbst in unvergleichbar aufgeklärteren Zeiten bemerken, stimmt mit dem allgemeinen — durch Thaten bewährten — Charakter des Eroberers Cyrus besser überein, als die Xenophontische Darstellung, nach deren Zweck Cyrus durchaus als vortrefflicher, fleckenloser Fürst und als Vorbild für andere Fürsten erscheinen muß. Deßwegen durfte er nicht als Usurpator den Thron besteigen

sondern durch rechtmäßige Erwerbung, indem Cyaxares, Astyages Sohn, und Nachfolger, seinen Freund und Verwandten Cyrus — auch nach Xenophon ist er Mandanens und eines persischen Fürsten, Cambyses, Sohn — anfangs an die Spize seiner Armee als Feldherrn gestellt, ihn darauf zum Lohn seiner Großthaten als Mitregenten angenommen, und endlich sterbend zum Nachfolger ernannt habe. So viel bleibt bei allen Varianten unverkennbar, daß Cyrus — aus persischem Stamme entsprossen — der Stifter einer neuen Dynastie im medischen Reiche geworden, und daß von ihm, der da entschlossen und klug die vorhandenen Umstände nüzte, eine Revolution ausgegangen, wie bis auf ihn noch keine in den Annalen der Menschheit erschienen.

Sechstes Kapitel.

Geschichte von Syrien und Phönicien.

§. 1. Quellen. Landesbeschreibung.

Phönicier und Syrer sind zwei verschiedene, durch Abkunft, Charakter und Schicksale gesonderte Völker. Wir fassen sie dennoch in einen Abschnitt zusammen, weil sie in demselben Lande wohnten, und wenigstens am Ende das gleiche Loos, der Unterjochung durch die Gewaltherrscher Mittelasiens, erfuhren. Der Stoff zu beider Geschichte befindet sich zerstreut bei den hebräischen und griechischen Geschichtschreibern. Denn außer Sanchuniaton's, jedoch mehr mythischen als historischen Schriften (um 2500 oder 2800), von denen wir einige aus dritter Hand besizen, und den wenigen, durch Josephus aufbehaltenen Fragmenten von Dius, Menander von Ephesus und Philostratus, endlich den hieher gehörigen Stellen von Nikol. Damasc. sind weiter keine eigenen Quellen vorhanden. Es ist daher auch keine zusammenhängende Geschichte, sondern blos die Aufstellung einzelner Thatsachen möglich.

Das Land zwischen dem Euphrat und Mittelmeer, von den Gebirgspässen des Amanus und des höheren Taurus Rücken bis zur arabischen Wüste, oder, in engerem Sinn, bis zum Antilibanon — ist Syrien (in der Bibel Aram von Sem's Sohn, und von den Arabern Sham, das Land zur Linken, heut zu Tag Soristan genannt), wiewohl auch mehrere Länder jenseits des Euphrat, vorzüglich Mesopotamien (Aram Naharaim) oftmals zu Syrien gerechnet, ja wohl gar Assyrien bisweilen damit verwechselt worden. Wir reden hier nur vom eigentlichen Syrien bis zum Antilibanon (sonach mit Ausschließung Palästina's, wovon wir früher gesprochen, wohl aber mit Inbegriff Phöniciens, welches blos ein Theil der syrischen Küste ist), wiewohl der Zusammenhang der Geschichte uns nöthigt, auch den im obern Mesopotamien gelegenen Staat von Zobah unter den syrischen Königreichen aufzuführen.

An die zwei Bergreihen, die von Cilicien aus durch Syrien streichen, und wovon die westliche längs der Meeresküste waldig und quellenreich, die innere aber nackt und trocken ist, schließen sich mannigfaltige Thäler und Flächen an, welche aus eben der Ursache die grellsten Kontraste von Dürre und Fruchtbarkeit darbieten. Der hohe, einst cedernreiche, Libanon mit meist schneebedecktem Scheitel, und der südlichere Antilibanon, mit ihren vielfältig gewundenen Thälern, vermehren den Wechsel der Ansichten und der Produkte.

Vorzüglich reich an Naturschönheiten und an Schöpfungen der Menschenhände ist das große, gegen Nordosten sich öffnende Thal, das, vertieft zwischen den beiden Libanon hinziehend, Coelesyria, das hohle Syrien genannt wurde. Hier sieht man das alte Damaskus in seiner paradiesischen Lage noch heute glänzen, und Baalbek's (Heliopolis) ehemalige Herrlichkeit in majestätischen Trümmern ruhen. Viele andere Städte sind oder waren hier und in ganz Syrien wie ausgestreut, theils am Ufer des Meeres, wo besonders in Süden die phönicischen Städte eine meist unfruchtbare Küste schmückten, theils längs des Orontes, der in gewundenem Laufe nordwestlich in's Mittelmeer fließt, theils im innern Lande, wo manche Bäche einzelne Stellen befruchten, und dann einsam im Sande versiegen. Gegen den Euphrat nimmt die Fruchtbarkeit des Bodens zusehends ab. Hier und da wird er durch Kanäle oder durch wohlthätige Quellen genährt, häufiger liegt er trocken, bis endlich in Süden von Palmyra — dessen hohe Trümmer ringsum schon die schweigende Wüste umgibt — das organische Leben traurig im weiten Sand erstirbt.

§. 2. Geschichte der Syrer (*).

Man hält die Syrer für Nachkommen Sem's, die theils über den Euphrat, theils von Arabien her in's Land gezogen waren. Die Phönicier aber, als Geschlechtsverwandte der Kananiter, sollen von Cham abstammen, und schon vor Abraham — von den Ufern des sogenannten rothen Meeres an die syrische Küste gewandert seyn. Später verbanden sich mit ihnen ägyptische Kolonien; auch mögen die verschiedenen Stämme des Landes, so lange sie noch nomadisch umhergezogen, sich untereinander selbst auf mannigfaltige Weise vermischt haben. In vielen Hauptzügen der Sprache und Schrift, der Verfassung, Religion und Lebensweise war zwischen beiden Völkern eine auffallende Aehnlichkeit; wiewohl die Phönicier, durch verschiedene Umstände begünstigt, bald einen großen Vorsprung vor den übrigen Syrern im Handelsruhm und in allen Künsten des Friedens gewannen, und ihr kleines dürftiges Küstenland zu einem der merkwürdigsten auf der Erde machten.

In den ältesten Zeiten war Syrien, wie alle Länder, in viele kleine Staaten oder Gebiete einzelner Horden getheilt, die nach und nach in größere zusammenflossen, und, je nachdem die innern und äußern Verhältnisse waren, mehr oder weniger kultivirt, reich und mächtig wurden. Schon zu Abrahams Zeiten kömmt Damaskus (Damasek) vor. Eben so alt mag Hamath (Epiphania) am Orontes seyn. Neben ihnen bestehend, wenn gleich minder berühmt, waren später Gessur, Rehob, Ischtob u. s. w. Frühe hatten die Syrer die nomadische Lebensweise gegen Ackerbau und Handel vertauscht; darum wurde das Land dicht bevölkert und blühend, und würde sich noch höher geschwungen haben, wären seine Bewohner entschlossen und glücklich genug gewesen, sich vor einheimischer und auswärtiger Unterjochung zu bewahren.

Zu David's Zeiten (2940) streckte der König von Zobah (Nesibin) in Mesopotamien, Hadaresar, seinen Scepter über den Euphrat gegen das eigentliche Syrien aus. Denn der König von Damaskus war mit ihm gegen den von Hamath im Bunde; da nahm sich David des

(*) Vergl. die Werke über Geographie und Geschichte der Syrer in einzelnen Partien von Haase, Chandler, Fröhlich, Eckhel u. A.

Bedrängten an, schlug die Verbündeten, und wurde nun selbst gewaltig in syrischen Ländern. Ein zweiter nesibinischer Krieg, worein auch Assyrien und Ammon gemischt waren, endete noch glorreicher für David; die syrischen Reiche verschwanden.

Aber schon unter Salomo (3000) erhob sich Damaskus von Neuem. Rezon warf das Joch der Hebräer ab, und wurde der Stifter eines Reiches, das sich bald von Damaskus aus über ganz Syrien ausbreitete. Die Trennung der Königthümer Juda und Israel war ihm besonders günstig, und Rezon's Nachfolger, worunter Benhadad I. und II., Hasael und Rezin sich auszeichnen, fochten anfangs mit Juda vereint gegen Israel, darauf gegen beide ausgesöhnte Reiche, und endlich mit Israel gegen Juda. Um eben die Zeit drückte die Macht Assyriens auf Vorderasien, durch den unklugen Zwist der dortigen kleinern Staaten begünstigt. Schon Phul wurde von Syrien gegen Israel herbeigerufen, und als später diese beiden auf Juda stürmten, so rief Ahas den furchtbaren Tiglath-Phul-Assar zu Hilfe. Er kam (3245), zertrümmerte den Thron von Damaskus, und schleppte die Syrer schaarenweise nach dem fernen kaukasischen Grenzlande.

§. 5. Dunkelheit und Interesse der phönicischen Geschichte (*).

Länger erhielt sich Phönicien, ein felsiges Küstenländchen, kaum 250 □ Meilen groß, dem aber Genie und Fleiß seiner Bewohner die meisten Küsten des vielarmigen Mittelmeeres, viele des Weltmeeres, und große inländische Reiche zinsbar machte. Ermüdet von den unablässigen Kriegs- und Verwüstungsscenen in der Weltgeschichte, verweilen wir gerne bei einem Volke, welches nicht durch das Schwert, sondern durch die Werkzeuge friedlicher Kunst seine Größe baut, die sonst feindselig durch Gewalt und Furcht getrennten Menschenhaufen durch gegenseitig beförderten Lebensgenuß einander nähert, und sie durch den erleichterten Gemeinbesiz dessen, was die gemeinsame Erde und der Menschenfleiß erzeugt, in freundliche Verbindung sezt. Aber leider haben wir keine einheimische und phönicische Annalen mehr! und die auswärtigen Geschichtschreiber, wiewohl verschiedene aus ihnen nach ihren Verhältnissen und ihrem Zeitalter zur Auffammlung befriedigender Nachrichten allerdings wären geeignet gewesen, haben über der Aufzählung von Schlachten und Dynastienwechsel vergessen, uns eine zusammenhängende Darstellung von der Entwicklung und den Schicksalen phönicischer Industrie und Handelsgröße zu geben. Freilich sind darüber viele lehrreiche Notizen bei den meisten alten Historikern zerstreut vorhanden; und unsere Gelehrten, die Alles zu erklären wissen, haben gezeigt, wie es ganz natürlich hergegangen, daß die auf eine meist unfruchtbare Küste beschränkten Phönicier durch die Noth gezwungen worden, durch Kunstfleiß zu ersezen, was dem Boden gebrach, uud — der Libanon bot ihnen ja Cedern genug — durch Schiffahrt, mit der sie bereits am arabischen Meerbusen vertraut geworden, die Sphäre der Erwerbung und Thätigkeit zu erweitern; daß der Gewinn der ersten Unternehmungen zu allmäliger Ausdehnung derselben spornen, daß jeder Erfolg die Mittel zu weiteren Fortschritten darbieten, eine Erfindung die andere, eine Bereicherung die andere veranlassen müsse; daß die Lage Phöniciens gegen die übrigen Küsten

(*) S. die hieher gehörigen Schriften von Bellermann, Cumberland, Michaelen, Court de Gebelin u. A.

des Mittelmeeres, und gegen die inner-asiatischen Länder dasselbe zum natürlichen Mittelpunkt des Welthandels gemacht, und daß endlich eine der republikanischen sich nähernde Verfassung, welche Talent und Kraft frei sich entwickeln und wirken ließ, das Gedeihen und Reifen von allem dem Guten befördert habe. Darin liegt allerdings viel Wahres, aber es befriedigt unsere Wißbegierde nicht. Freilich wird bei Völkerschaften wie bei Individuen, durch die Erziehung — d. i. den Inbegriff aller äußern Umstände — mächtig auf Charakter und Schicksal eingewirkt, aber Alles macht diese Erziehung nicht. Unabhängig von ihr besteht bei beiden eine ursprüngliche oder doch sehr früh entstandene Anlage, wir möchten sie die genetische nennen, die zwar durch weitere Erziehung entwickelt oder ertödtet, aber nicht geschaffen werden kann. Sezet Phönicier in was immer für ein Land — nur nicht wo unübersteigliche Hindernisse sich ihrem Bestreben entgegenstellen — sie werden allenthalben Industrie und Handel lieben: — führet Mongolen oder Türken nach Phönicien — sie werden träge Barbaren bleiben. Diesen Grundcharakter der Phönicier, oder auch nur seine weitere Fortbildung anschaulich zu erkennen, umständlich zu wissen, wie denn so bei ihnen ein Schritt den andern veranlaßt, eine Erfindung die andere erzeugt habe, welches der bestimmte Umfang ihrer Kenntnisse, der Kreis ihrer Gefühle, der Ton ihrer Handlungsweise gewesen; sonach die Individualität und das eigentliche Leben und Weben dieses Volkes, z. B. in Tyrus oder Sidon nachweisen zu können, das müßte wohl von hohem Interesse, und vielleicht so belehrend als die Geschichte Athens und Sparta's seyn. — Dieser Gewinn ist uns nicht vergönnt, und wir müssen uns mit wenigen abgerissenen oder allgemeinen Daten begnügen, deren Summe ungefähr in Folgendem besteht:

§. 4. Schicksale Phöniciens, insbesondere von Tyrus.

So klein Phönicien war, so machte es doch nicht Einen, sondern mehrere Staaten oder vielmehr Stadtgebiete — als von Sidon, Tyrus, Aradus, Byblus, Berytus, Sarephtha, Tripolis — aus, welche, obschon unter ihnen Bündnisse bestunden, wohl auch zu Zeiten eine Art von Oberherrschaft der mächtigern galt, dennoch, der Grundverfassung und den rechtlichen Ansprüchen nach, größtentheils frei und selbstständig waren. Die Oberhäupter solcher Stadtgebiete werden Könige genannt (insbesondere kennen wir welche von Sidon, auch von Aradus ꝛc. aber vorzüglich von Tyrus), wiewohl die meisten derselben, theils nach dem Umfang ihres Reiches, theils nach der Beschränkung ihrer Macht diese Benennung keineswegs zu rechtfertigen scheinen. Auch sind es nicht die Könige, sondern die Völker, die in Phönicien die wichtigsten Rollen spielen, und unter diesen vorzüglich die von Tyrus und Sidon. Schon zu Jakob's Zeiten bestund Sidon, und war mächtig in den Tagen Josua's (*); aber Ty-

(*) Um 2500. Die Kriege Josua's mögen Anlaß zur Auswanderung verschiedener phönicischer Stämme, und insbesondere zu derjenigen gewesen seyn, welche den Stifter Thebens, Kadmus, und mit ihm die Buchstabenschrift nach Griechenland brachte. Daß aber darum, wie ein vortrefflicher Geschichtschreiber (Joh. v. Müller) anmerkt, „jene den Griechen kaum bekannt gewordene That eines verachteten Volkes „die veranlassende Ursache alles Großen, Scharfsinnigen und Schönen, was durch die „Literatur bewirkt worden ist; gewesen sey" — möchten wir nicht unterschreiben. Es würde immer auch ohne Josua — sey es auch etwas später — ein Kadmus nach Griechenland gekommen seyn.

rus, eine Kolonie von Sidon (2732), übertraf seine Mutter und ward das — fast durchgängig anerkannte — Haupt der phönicischen Städte. „Viele Völker erfreuten sich der Waaren, die es über's Meer in Fülle zu „ihnen sandte, und die Könige der Erde wurden durch seine Schäze be„reichert.“ (Ezech. XXVII. 33.) Von Tyrus kamen die Werkmeister, die Salomo's Tempel bauten; von hier aus wurde Karthago, die Herrscherin des Meeres, und viele andere Kolonien gegründet; Salmanassar, dem sonst ganz Phönicien huldigte, wurde von Tyrus zur See geschlagen, und der fürchterliche Nebukadnezar konnte nach 13jähriger Belagerung zwar die Mauern der Stadt, aber nicht den Muth der Einwohner bezwingen. Denn jezt erbauten diese auf einer nahen Meeres-Insel ein neues Tyrus, das sogar den Glanz des alten verdunkelte. Wir werden dasselbe (im folgenden Zeitraum) noch unter der persischen Herrschaft fortwährend blühen, und endlich den glorreichsten, wenn gleich unglücklichen Kampf gegen Alexanders M. Waffen kämpfen sehen. Auch werden wir von dem Umfange und den Gegenständen seines und des phönicischen Handels überhaupt, zur See und zu Land, von den vielen Kolonien, die von Phönicien — meist des Handels, bisweilen auch politischer Ursachen wegen — ausgingen, von den Erfindungen dieses Volkes in der mechanischen Kunst und in der Wissenschaft, endlich auch von seiner Verfassung die wenigen vorhandenen Notizen gehörigen Ortes aufführen.

Siebentes Kapitel.

Geschichte von Klein-Asien.

§. 1. Quellen.

Unter die schönsten Länder der Erde, die thatenreichsten Schaupläze menschlicher Kräfte und Leidenschaften, die eindringlichsten Zeugen des Wechsels aller Dinge und der Vergänglichkeit der Menschenwerke, gehört Klein-Asien (ἀνατολικὴ χώρα, das Morgenland, Levante.) Wir wissen, daß es einer der früheſten und erlesensten Size der Kultur, ein Tummelplaz vieler sich drängenden Volksstämme, und die Hauptquelle der europäischen Bevölkerung gewesen. Aber so bestimmt dieses Allgemeine aus dem Dunkel der Vorzeit hervorgeht, so mangelhaft und verworren ist das Detail seiner ersten Geschichte. Beim Abgang einheimischer Quellen — denn die jonischen Schriftsteller gehören mehr Griechenland als Klein-Asien an — müssen wir uns mit den zerstreuten Nachrichten der allgemeinen und griechischen Geschichtschreiber begnügen. Aber was Homer mit Begeisterung gesungen, Herodot sorgfältig gesammelt, was ihre Nachfolger weiter erzählt haben, läßt sich, wie schon Strabo klagt, unmöglich zu einem Ganzen vereinen. Von vielen Ländern und Völkern Klein-Asiens ist gar keine Nachricht vorhanden, bei andern sind die Zeiten nicht unterschieden, und durchaus die Geschichte durch Fabeln entstellt worden. Darum können wir für diesen Zeitraum nur wenig von Klein-Asien sagen; in den folgenden Perioden wird es als Gegenstand und als Schauplaz von Geschichten einen reicheren Stoff der Erzählung liefern.

§. 2. Allgemeiner Blick auf das Land.

Für die Ostgrenze dieser großen, in grauer Vorzeit schon dicht bevölker-

ten und mit blühenden Städten besäeten Halbinsel, wird von Einigen der Halys (heute Kizil-Irmak), der zwischen Paphlagonien und Pontus in's schwarze Meer sich mündet, von andern aber und richtiger der Euphrat angegeben; die übrigen drei Seiten bespült das Meer. Ein großer Gebirgsstock, Taurus genannt (vielleicht von dem syrischen Tur, das überhaupt einen Berg bedeutet), der in Osten mit den vielen armenischen Bergen, in Norden durch das moschische Gebirg mit dem Kaukasus in Verbindung steht, erfüllt das Land, welches er in mehreren Reihen von abwechselnder Höhe (einige Spizen deckt ewiger Schnee, andere spieen sonst Feuer aus) durchzieht, und hängt über die Meere und Meerengen, die Klein-Asien von Europa scheiden, mittelst vieler Inseln und Inselgruppen mit dem waldigen Hämus und seinen verschiedenen, in eben so viele Vorgebirge auslaufenden Zweigen zusammen. Von der grünenden Höhe des Ida — zu dessen Füßen einst das unglückliche Troja stand — erblickt man die macedonischen und thracischen Bergkuppen, und die ganze zauberische Inselwelt des ägäischen Meeres. Noch viele andere Berge Klein-Asiens sind durch Geschichte oder Dichtung berühmt; auf einigen ist ein üppiges Pflanzenleben, mehrere erzeugen Metalle; einige sind dürr und kahl, wie die traurigen Hügel der Lykaonen, die, mehr von Waldeseln als von Menschen bewohnt, gegen Norden in eine trockene Steppe sich verlieren, in deren Mitte ein ungeheurer Salzsee ist. Von der Hauptkette des Taurus gehen da, wo Klein-Asien sich Groß-Asien nähert, zwei Arme, der eine nördlich, der andere südlich aus, der Antitaurus und der Amanus; durch diesen lezten führen die berühmten cilicischen und syrischen Päße.

In diesem großen, von Gebirgen in vielfacher Richtung durchzogenen, von zahlreichen Flüßen (doch sind es nur Küstenflüsse) bewässerten, und gegen drei verschiedene Meere abhängenden Lande muß wohl die größte Mannigfaltigkeit der Klimate und der Produkte herrschen. Bithynien, Paphlagonien und Pontus sind durch die nördliche Abdachung und die Dünste des schwarzen Meeres kühl und feucht; dagegen Lycien, Pamphilien und das gebirgige Cilicien (mit Isaurien) am syrischen Meer meist heiß und trocken. Phrygien (mit Pisidien und Lykaonien), Galatien und Kappadocien (mit Inbegriff Klein-Armeniens) im innern Lande bieten einen immerwährenden Wechsel von Höhen, Steppen, Triften und Feldern dar; aber am schönsten sind die westlichen Küsten-Länder, Mysien (mit Troas oder Klein-Phrygien), Lydien und Karien. Hier hatten sich die berühmten Bündnisse der griechischen Kolonisten, das aeolische, jonische und dorische gebildet, und noch gilt der Ausdruck "Jonischer Himmel" zur Bezeichnung des mildesten Klima's und der reichsten Natur. Von jenen Ländernamen sind verschiedene — besonders Galatien — erst später aufgekommen, auch gibt es ältere Benennungen von frühern Volksstämmen, als Bebrikern, Mygdonen, Mäonern &c. herrührend, und mit diesen verschwindend. Mehrere neue Ländernamen und wechselnde Begrenzungen werden wir hier unter der macedonischen und römischen Herrschaft entstehen, dann im Mittelalter verschiedene neue Reiche sich bilden, und endlich den schönen, großentheils klassischen Boden in türkische Paschaliks willkürlich zertheilt sehen.

§. 3. Völker Klein-Asiens.

Ohne uns in die mühsame und undankbare Untersuchung über die Her-

kunft und die Wanderungen der ältesten Völker Klein-Asiens einzulassen, bemerken wir nur summarisch: 1) daß von Teukrern und Mysern im N. W. der Halbinsel wahrscheinlich auch in Europa Thracien und Mösien bevölkert worden. Die Lage des ersten Landes und die Namensähnlichkeit des zweiten unterstützen, was davon die alten Sagen erzählen. 2) An der übrigen West- und einem Theil der Südküste wohnten, jedoch mit Phöniciern vermischt, und nach und nach durch verschiedene fremde Ankömmlinge verdrängt, zahlreiche, unter dem vielumfassenden Namen der Pelasger begriffene Stämme. 3) Im innern Lande war der Name der Phrygier weit ausgebreitet. 4) Von Osten her wanderten auch assyrische und syrische, vielleicht sogar israelitische Stämme (nach dem Fall von Samaria) ein, woraus die Kappadocier und Leukosyrer (weiße Syrer) entstunden. 5) Die Zerstörung von Troja, die durch die Herakliden verursachte Bewegung der griechischen Völker, die Einfälle nordischer Horden, und endlich der Anwuchs des lydischen Reiches und sein schneller Sturz sind die vorzüglichsten nähern und entfernteren Anlässe zur vielfältigen Vermischung der klein-asiatischen Völker, zum Entstehen und Verschwinden neuer Staaten und Kolonien, und zu mancherlei Wechsel der Herrschaft gewesen. In dem Gewühl dieses Völkergedränges sind für die Weltgeschichte nur einige Hauptgestalten einer nähern Betrachtung würdig. Wir wollen sie flüchtig beleuchten.

§. 4. Phrygien, Troja, Karien.

I. Phrygien. Nannakus, sein erster König, soll älter als Deukalion seyn. Seine und seiner Nachfolger Geschichte ist in Fabeln gehüllt. Dennoch geht aus diesen hervor, daß die Phrygier frühe Kultur besaßen. Die Kunstarbeit der phrygischen Webstühle (opus phrygium), die Erfindung des Ankers, des vierrädrigen Wagens ꝛc., ihr uralter Betrieb des Bergbaues (erkennbar in der Fabel von Midas I.), ihr Geschichtschreiber Dares und der genialische Aesop beweisen solches. Freilich schreibt man ihnen (oder den Kariern) auch die erste Wahrsagung aus dem Flug und Fressen der Vögel, und andere abergläubische Thorheiten zu. Berüchtiget ist der verhängnißvolle Knoten, welchen Gordius I. (noch vor Midas I.) an einen Wagen im Tempel zu Gordium knüpfte, und welchen Alexander M. tausend Jahre hernach mit dem Schwerte zerhieb. Viele Gewaltige nach ihm haben das Orakel gleichmäßig erfüllt, und was immer ihren Herrscherplanen im Wege lag — Widerstand der Gedrückten, Bedenklichkeiten des Rechtes und der Menschlichkeit — mit dem Schwerte niedergeschlagen. Unter Midas III., der einen künstlich gearbeiteten Thron zum Geschenk nach Delphi sandte, war Phrygien besonders blühend. Nach Midas IV. unbeerbtem Tode fiel das Land an Lydien.

II. Troja (Klein-Phrygien genannt, wiewohl seine Bewohner nicht phrygischen Stammes waren) blühte ungefähr 300 Jahre (von 2500 bis 2800). Es war nicht unbedeutend unter den kleinasiatischen Staaten; dennoch würde es uns wenig Interesse einflößen, hätte nicht die Homerische Muse seinen Fall verherrlicht. Dreitausend Jahre sind über die Trümmer Ilions hingegangen; aber die Helden, die für und wider dasselbe stritten, leben noch in gerührter Erinnerung. Welcher Gebildete hat nicht ihre Kraft, ihr Hochgefühl bewundert, ist nicht erschaudert vor Achilles, hat nicht theilnehmend den edlen Hektor in den Kampf begleitet,

und nicht über Andromache geweint? — Man erkennt die Stelle nicht mehr, wo die Stadt des unglücklichen Priamus stand. In ihrer Gegend wurde später ein neues Troja gebaut, und auch dieses ist verschwunden. Die Folgen von Troja's Zerstörung waren wichtig für Klein-Asien und für Griechenland. Vielfältige Wanderungen und geänderte Machtverhältnisse der Völker in jenem, in diesem aber eine engere Verbindung unter den vielen kleinen Staaten, die nun allmälig Freistaaten wurden, — endlich auch verschiedene Niederlassungen an fernen Küsten durch trojanische Flüchtlinge, sind die auffallendsten Wirkungen einer Begebenheit gewesen, deren Wirklichkeit, den vielstimmigen Zeugnissen zum Troz, von historischen Skeptikern (Dio Chrysostomus, de Ilio non capto, an der Spize) geläugnet wurden.

III. Karien, an der südwestlichen Ecke Klein-Asiens, hieß nach Athenäus, bevor die Karier aus den Inseln des Archipelagus dahinzogen, Phönicien, ob wegen der Abstammung der Einwohner oder wegen ihrer der phönicischen ähnlichen Neigung zum Handel und der Schifffahrt, wollen wir nicht entscheiden. Auch die neuen Ankömmlinge trieben diese Beschäftigung, verbanden aber Seeräuberei damit, wodurch sie lange den Griechen fürchterlich waren; auch fochten sie als Söldner in fremden Kriegen. Sie haben Miletus, die fruchtbare Mutter von Kolonien, erbaut, und nachdem sie gegen die Jonier und Dorer den schönsten Theil ihres Landes verloren, gegen Krösus aber ihre Freiheit eingebüßt hatten, behielten sie dennoch auch unter der persischen Hoheit eigene Fürsten und eine wichtige Seemacht.

§. 5. Lydien.

Ueber alle diese Länder und über ganz Klein-Asien bis an den Halys erhob sich die Herrschaft Lydiens, das auch durch Fruchtbarkeit und Anmuth vor den meisten berühmt war. Mäonien hieß es nach seinen ersten Bewohnern; die Lydier sollen spätere Ankömmlige, von ägyptischer Herkunft, seyn. Die Geschichte seiner zwei ältesten Königsgeschlechter, der Atyaden und Herakliden, ist fabelhaft und wenig bedeutend. Man glaubt, daß Tyrrhenus sowohl als Pelops Auswanderung unter der Regierung der Atyaden geschehen; daß darauf Troja über Lydien geherrscht, und dann die Herakliden (2765) — unter denen erst die Lydier nach Mäonien gekommen, während sich Aeolier und Jonier an der Küste festsezten — den Thron erhalten hätten. Mit den Mermnaden (3270), dem dritten Königsgeschlecht, fängt erst die würdige Geschichte Lydiens an. Gyges, der Mörder seines Herrn und Freundes Candaules — das bestochene Orakel hieß das Verbrechen gut — stiftete diese Dynastie. Er eroberte Kolophon und das trojanische Land. Seine Nachfolger waren kriegerisch wie er. Eine merkwürdige Völkerwanderung hemmte jezt den Anwuchs des lydischen so wie des medischen Reiches. Die Kimmerier (Moses Gomer, wenn man so will), welche nördlich am schwarzen Meere zwischen dem Don und Dniester wohnten, fielen, durch die hinter ihnen hausenden Scythen gedrängt, in großen Schaaren über die kaukasische Landenge in Klein-Asien ein, überschwemmten Lydien, eroberten Sardes, und wurden erst nach schwerem und langwierigem Kriege vertilgt. Indessen waren auch die scytischen Horden, die Kimmerier verfolgend, über den Kaukasus, jedoch durch dessen östliche Pässe gebrochen, hatten den Fall Ninive's aufgehalten, und, wie wir oben sahen, Medien und ganz

Vorder-Asien 28 Jahre lang durchplündert. Wie Alyattes II. wegen eines aufgenommenen flüchtigen Scythenschwarms mit Cyaxares in Krieg gerieth, haben wir gleichfalls oben in der medischen Geschichte erzählt. Alyattes Sohn war der berühmte Krösus, der in schnellem Siegeslauf alles Land diesseits des Halys unterwarf, und selbst die griechischen Bundesstädte zur Anerkennung seiner Hoheit zwang. Jezt glaubte er sich stark genug, die Rache des entthronten Astyages gegen den kühnen Cyrus zu übernehmen. Wie unglücklich er diesen Krieg geführt, und wie er durch die Erinnerung an Solon's deutungsvolle Worte den übermüthigen Sieger erschüttert, und sich vom Feuertode befreit habe — das ist in Jedermanns Munde. Sey es auch Fabel — sie ist lehrreicher und eindringlicher als manche Geschichte. Mit Krösus Fall hörte Lydien auf; Klein-Asien war eine persische Provinz.

Die Aufzählung der griechischen Kolonisten auf kleinasiatischer Küste wird füglich an die allgemeine Uebersicht der griechischen Völker gereihet, und ihre Hauptschicksale in den Faden der allgemeinen Griechengeschichte verflochten.

Achtes Kapitel.

Geschichte der Griechen(*).

§. 1. Einleitung. Quellen.

Eine reichere Erndte, als die bis jezt aufgeführten Geschichten, ja als alle im gesammten Alterthum — die römische ausgenommen — bietet uns die der Griechen dar. Nicht nur haben wir hier mehr und zuverlässigere Quellen — denn was ist selbst die hebräische gegen die griechische Historiographie? — auch was sie enthalten, ist vor allem Andern anziehend und lehrreich. Anstatt der Könige und Truppen, die uns sonst fast allenthalben begegnen, sehen wir Menschen und Völker, und zwar solche, die nicht — wie fast durchaus im Orient — durch uraltes Gesez oder unwiderstehliche klimatische Einwirkung in trauriger Einförmigkeit Jahrtausende verleben — sondern, die aus innerer, einheimischer Kraft frei sich entwickeln, und eben darum eine lebendige und vielseitige Bildung entfalten. Hier sehen wir das große Problem freier Staatsverfassung thätiger und glücklicher, als sonst irgendwo im Alterthum gelöst; hier endlich sehen wir die schönste und dauerhafteste Blüthe der Kultur und der Wissenschaft sich entfalten. — Aber es läßt sich auch nicht verkennen, daß, bestochen durch eben den geschichtlichen Reichthum, welchen die griechischen Historiker uns darbieten, — die freilich in solcher Menge und Vortrefflichkeit bei keinem andern Volk erschienen oder auf uns gekommen — daß, verführt durch den allgemeinen Zauber der unsterblichen griechischen Muse, und durch die einzelnen großen, herrlichen Gestalten geblendet, welche vom alten Griechenland her mit scheinbar übermenschlicher Glorie durch die Nacht der Zeiten strahlen — Manche eine ganz übertriebene, wahrhaft abgöttische Verehrung für alles Griechische gefaßt,

(*) Ueber Geographie, Denkmäler, Alterthumskunde und Geschichte der Griechen haben sehr viele Schriftsteller unter allen gebildeten Nationen geschrieben. Wir erwähnen hier vorläufig der Werke von Goldsmith, Mitford, J. Gillies, Barthelemy, K. Ottfr. Müller, Potter, Nitsch, Herrman, Tiersch, Jakobs. Mehrere andere werden wir gelegentlich bei der Geschichte der einzelnen griechischen Völker oder besonderer Zeitabschnitte anführen.

und beim Studium sowohl als bei der Darstellung der griechischen Geschichte in einer idealen mehr als in einer wirklichen Welt geschwebt haben. So angenehm diese exaltirten Vorstellungen auch seyen, ja so begeisternd und erhebend auf Phantasie und Gemüth sie wirken mögen: — nimmer soll die Geschichte vergessen, daß unparteiische, ruhige Forschung ihre erste Pflicht sey, und daß Belehrung nur in der Wahrheit liege.

Zwar in den Zeiten vor Cyrus — also gerade in der längsten Periode der griechischen Geschichte — haben wir des Welthistorischwichtigen noch nicht sehr viel zu erzählen. Die höhere Kultur der Griechen, die Verfeinerung und Befestigung ihrer republikanischen Staatsformen, die mächtigen Aeußerungen ihrer Nationalkraft — Alles dies gehört erst dem folgenden Zeitraum an. Auch sind hier die Quellen noch dürftig; denn mit Ausnahme einiger Dichter haben die großen Schriftsteller Griechenlands alle erst später gelebt, und in ihren Werken sind, bei der getreuesten, umfassendsten Schilderung ihrer eigenen Zeit, meistens nur flüchtige und verworrene Andeutungen des höheren Alterthums vorhanden. Sagen, Lieder, Mythen machen also bei den Griechen, wie bei den übrigen Völkern dieses Zeitraums, noch den ganzen Reichthum der Geschichte aus; jedoch mit dem Unterschiede, daß, während gewöhnlich von andern Nationen dergleichen — physische, astronomische und eigentlich religiose — Mythen in die Geschichte eingeschwärzt wurden (wie bei den Aegyptern, Babyloniern, Indiern, Chinesen rc., dafür die Griechen wirkliche historische Personen und Daten in die Mythologie eingeführt haben. Denn — wie an einem andern Orte näher wird erörtert werden — es liegen den auf griechischem Boden ursprunglich entstandenen, oft auch den Umbildungen der von außen dahin verpflanzten Mythen häufig solche wahre, geschichtliche Erinnerungen zum Grunde, und es sind jene demnach nicht blos als Religionssystem, sondern auch als historische Quelle der Aufmerksamkeit würdig. Freilich eine unlautere Quelle, welche der Fabel mehr als der Wahrheit, und beides in schwer zu sondernder Vermischung enthält! — Dennoch finden wir in Homer, und auch in Hesiod und in dem auf uns gekommenen Nachhall der Argonautensänger — von allen wird später die Rede seyn — die interessantesten Belehrungen über den Zustand, die Sitten und Verhältnisse des alten Griechenlands; und über diesen, zu einem allgemeinen Gemälde hinreichenden Notizen mögen wir wohl die verlorne deutliche Kenntniß des Details von dem mythischen und heroischen Zeitalter der Griechen verschmerzen; ja es hat vielmehr dieses durch den dichterischen Nimbus und den mythischen Schleier, der dasselbe umgibt, einen eigenen Reiz und ein Interesse erhalten, das ohne jene ihm nie zu Theil geworden wäre.

Außer diesen Dichtersagen sind wohl noch verschiedene Monumente, als Mauertrümmer u. s. w., ja selbst Inschriften, vorhanden. Von ihnen — da doch bei weitem der größere Theil derselben sich auf spätere Zeiten bezieht — wird aber füglicher im folgenden Zeitraume, wo wir die Hauptquellen griechischer Geschichte überhaupt beleuchten werden, die Rede seyn.

§. 2. Ausbreitung des Griechenvolkes.

Gewöhnlich werden unter Griechenland nur Peloponnesus, Hellas und Thessalien, etwa auch die in den benachbarten Meeren gelegenen Inseln verstanden; aber das Volk der Griechen (genetisch nach der Ab-

stammung zusammengefaßt) hat sich weit über diese Grenzen nach allen Weltgegenden ausgebreitet. Nicht nur war der schönste Theil der Westküste Klein-Asiens von griechischen Kolonisten besezt; auch Unter-Italien (Groß-Griechenland) und Sicilien wurden meist durch Griechenschwärme bevölkert; an allen Küsten des ganzen Mittel- und schwarzen Meeres waren dergleichen Niederlassungen ausgestreut; und endlich kamen durch Alexander's M. Züge griechische Sprache und Sitte und auch griechisches Blut mittelst häufiger Einwanderung und vielfältiger Pflanzstädte selbst über das innere Asien bis an den Indus und Oxus hin. Die Schicksale der so weit zerstreuten Griechenstämme konnten begreiflicher Weise nicht in demselben Rinnsal fließen; auch werden unter der Rubrik der griechischen Geschichte gewöhnlich nur diejenigen zusammengefaßt, zwischen denen fortwährend eine engere Verbindung bestand. Dennoch ist es zweckmäßig, von allen wenigstens eine geographische Uebersicht zu geben, um die welthistorische Würde dieses weitverbreiteten Griechenvolkes anschaulich zu machen. Eine solche Uebersicht wollen wir in den folgenden Paragraphen entwerfen, weil ohnehin von den Griechen in diesem Zeitraume nicht viel Weiteres in die Weltgeschichte aufgenommen werden kann, als ihr Ursprung, ihre Ausbreitung und die Grundlegung ihrer zahlreichen Gemeinwesen.

§. 3. Geographie Griechenlands.

Südlich am Hämusgebirge, dessen hoher waldiger Rücken vom schwarzen Meere bis gegen die adriatische Küste reicht, wo es mit der von den Alpen herkommenden illyrischen Bergkette in Verbindung tritt, liegt eine, an Umfang nur mäßige (sie hält kaum 5000 □ Meilen), aber an Merkwürdigkeiten der Natur und Geschichte überreiche Halbinsel, deren Nordhälfte Thracien, Macedonien und ein Stück von Illyrien, die Südhälfte aber, von den kambunischen Bergen an, Thessalien nebst Epirus, Hellas und Peloponnesus enthält. Jene wird von Zweigen des Hämus, diese von den Fortsezungen des illyrischen Gebirges vielfältig durchzogen, wodurch in dem kleinen Lande, vorzüglich in seiner südlichen Hälfte, die wir für jezt auch allein betrachten, eine außerordentliche Mannigfaltigkeit der Gegenden nach Klima und Produkten, und eine Menge natürlich fester Lagen entstund. Durch beides schien die Natur es darauf angelegt zu haben, daß hier keine weitreichende Herrschaft aufkommen, sondern daß viele Stämme frei und selbstständig nebeneinander gedeihen, die Vortheile der verschiedensten Klimate sich aneignen, und die vielseitigste Bildung entwickeln sollten.

Noch mächtiger als diese Ungleichheit des Bodens wirkte auf den Gang und die Erhöhung der griechischen Kultur die Gestalt des Landes gegen die Meere zu. Es ist eine fast durchaus giltige Wahrnehmung, daß Binnenländer später als Küsten Kultur erlangen, und daß nach dem Maaße der Wasserkommunikationen — vorzüglich der Meeresberührungen — sich der Völker Geist und Leben richte. Man vergleiche z. B. Afrika mit Europa! — Nun stellt aber der Peloponnes mit seinen vielfach zerrissenen und tief ausgezackten Küsten fast die Figur des Weinlaubes vor; auch Hellas und Thessalien zeigen den mannigfaltigsten Wechsel von Vorsprüngen und Vertiefungen, Buchten und Vorgebirgen; ganz Griechenland endlich ist auf allen Seiten mit so vielen ihm natürlich angehörigen Inseln umgeben,

daß man mit Wahrheit sagen kann, auf der ganzen Erde sey kein anderes Land, welches bei nicht größerem Flächenraum eine so ausgedehnte Küstenlinie, so vielfältige Berührungspunkte mit dem Meere, so zahlreiche Anfuhrten und Häfen besitze. Dieses also beschaffene, in der Mitte dreier Welttheile gelegene Griechenland — war es nicht von der Natur selbst zum thätigsten Verkehr, zum regsten Leben, zu vielseitiger Aufnahme und Mittheilung, sonach zum schnellsten Kreislauf der Ideen und Empfindungen, so wie der Waaren, zum Zusammenfluß der Völker, so wie der Kenntnisse bestimmt? —

Kaum läßt es sich beim Anblick der ausgezackten griechischen Küsten und der vielen, bis nach Klein-Asien hin regellos ausgestreuten Inseln bezweifeln, daß, was mehrere alte Schriftsteller behaupten, und wohin auch die von Diodor (l. 5. c. 47.) aufbehaltenen, äußerst wichtigen samothracischen Sagen hindeuten, auf Wahrheit sich gründe; daß nämlich einstens, wo nun die Fluten des ägäischen Meeres brausen, ein festes Land gewesen, welches, gewaltsam durch eine große Naturrevolution zertrümmert, in den Abgrund gesunken sey. Einzelne Felsmassen — jezt die Inseln des Archipelagus — und zusammenhängende Gebirgsreihen — die Grundlage des griechischen Bodens überhaupt — trozten den Wellen, und überragten sie fernehin mit zerrissenen Seiten, als Zeugen jener furchtbaren Katastrophe, wahrscheinlich derselben, wodurch das schwarze Meer den thracischen Bosporus und den Hellespont durchbrach, und vielleicht auch das Mittelmeer durch die Säulen des Herkules mit dem atlantischen Ozean sich eine Verbindung öffnete.

Das Klima Griechenlands und der ganzen Hämus-Halbinsel ist nicht so mild, als man nach ihrer geographischen Breite vermuthen sollte, und auch gewöhnlich angenommen wird. Theils die östliche Lage, die durchaus in unserm Continent eine größere Kälte bewirkt, theils die hohen, oft schneebedeckten Bergkuppen des Landes bringen, wenn wir einzelne Flächen und die gegen die Mittagssonne sich öffnenden Thäler ausnehmen, eine beträchtliche Kühlung hervor, die in alten Zeiten, als noch die meisten Gebirgshöhen mit heiligen Wäldern prangten, bis zur empfindlichen Kälte stieg. Wir lesen, daß die gallischen Völker unter Brennus die Kälte am Fuß des Parnassus (in gleicher Breite mit Valenzia) fast nicht ertragen konnten, und daß der Hebrus (in Thracien), dessen Mündung südlicher als Rom ist, häufig zufror; ja die Ausdrücke, womit Hesiod (von Askra in Böotien, in gleicher Breite mit Neapel) den Winter beschreibt, könnten nach Pauw's treffender Bemerkung, beinahe für die Schilderung eines polnischen Winters gelten. „Wenn die kalten Winde auf den thracischen Gebirgen zu wüthen anfangen“, sagt der Dichter, „sieht man die „Thiere im Innersten des Waldes zittern und starren. Nur diejenigen, die „Wolle tragen, können den Frost von sich abhalten, der Mensch aber wird „völlig dadurch niedergedrückt; seine Glieder ziehen sich zusammen, sein „Körper wankt, und seine Lebenskraft schwindet“ (*). — Sonach genossen die griechischen Völker, wie Hippokrates preis't, das glücklichste Klima, gleich zuträglich der physischen und moralischen Stärke; denn sie hatten weder die Erschlaffung des Südens, noch — da wenigstens die Sommer sehr warm waren — die Stumpfheit des Nordens zu befürchten.

(*) Mehrere interessante Data über das griechische Klima hat Pauw gesammelt, s. Recherches sur les Grecs. P. 3. I. S. 10.

§. 4. Fortsezung.

Wir müssen uns hier mit dieser allgemeinen Uebersicht begnügen, wiewohl auch die ausführlichste Beschreibung Griechenlands von hohem Interesse wäre. Denn so wie die merkwürdigen Begebenheiten in der griechischen Geschichte, so sind auch die anziehenden Gegenstände auf griechischem Boden in einen engern Raum als sonst nirgends zusammengedrängt. Schon die Natur hat einen eigenen Reiz darüber ausgegossen, und mit verschwenderischer Schöpferkraft und mannigfaltigster Anordnung Anmuth und Majestät, Fülle, Lieblichkeit und Pracht ihm mitgetheilt. Aber auch der Reichthum der Geschichte und Dichtung ist auf das Land übergegangen. Allenthalben betreten wir hier einen klassischen Boden, allenthalben umgeben uns hohe Erinnerungen, mit jedem Schritte stoßen wir an Trümmer vergangener Herrlichkeit. Hier ist jeder Hügel, jede Quelle, jeder Stein, bald durch eines Helden Namen, bald durch das Andenken von Großthaten, durch Künstlertalent, oder durch den Zauber der Dichtkunst geheiligt; hier muß jeder einheimisch zu werden suchen, der nicht auf die edelsten Genüsse des Geistes und der Phantasie Verzicht leisten will. Auch wird sich im Verlaufe unserer Erzählung und nach ihrem natürlichen Zusammenhang noch öfters die Gelegenheit ergeben, wenigstens einige dieser interessanten Gegenstände unsern Lesern aufzuführen. Denn wir können die Blätterzahl, die den verschiedenen Volksgeschichten zu widmen sey, nicht nach dem Flächenraum des Landes, wir müssen sie nach dem Reichthum und der intensiven Wichtigkeit seiner Geschichte bestimmen; und es ist nicht gegen die Haltung gefehlt, wenn wir von dem kleinen Griechenland mehr als von zwanzig barbarischen Völkern zusammengenommen erzählen.

§. 5. Ursprung der Griechen. Pelasger, Hellenen.

Was die ältesten Sagen der Griechen enthalten, daß der Hauptstrom der Bevölkerung für alles Land südlich am Hämus aus Klein-Asien gekommen, daß ließe sich, auch ohne historische Nachweisung, schon aus der Betrachtung seiner Lage erkennen. Die Natur selbst hatte den zahlreichen Stämmen Klein-Asiens über die beiden Meerengen und über den dichten Sund der Inseln im ägäischen Meer den Weg nach Thracien und Griechenland vorgezeichnet, und es wurde von ihnen schon in der grauesten Vorzeit betreten. Pelasger heißen die ersten Ankömmlinge auf griechischem Boden — eine allgemeine Benennung, die auf alle über's Meer gekommene Stämme passen mochte, wiewohl die Sage diesen alten Pelasgern, als einem besondern Volke, bestimmte Wohnsize in Klein-Asien anweis't. Etwas später als die Pelasger, welche zuerst den Peloponnes bevölkerten, dann aber auch gegen Norden zogen, erschienen die Hellenen, gleichfalls über's Meer hergekommen, aber den Pelasgern entgegen von Norden nach Süden wandernd. Ein paar Jahrhunderte schwärmten sie namenlos umher, bis sie von Deukalion's Sohn, Hellen, den Namen Hellenen erhielten, und nun allmälig die Pelasger verdrängten. Zeitbestimmung ist hier keine mehr möglich. Ehemals fabelte man wohl von einem schon um 1850 vorhanden gewesenen sikyonischen Reich. Aber Inachus, um 2130 Fürst von Argos, mag für den ältesten pelasgischen Anführer in Griechenland gelten. Deukalion aber, der nähere Stammvater der Hellenen — vor ihm nennt jedoch die Mythe noch andere — soll um's Jahr

2470 (*) vom Parnassus nach Thessalien gezogen seyn, und die Pelasger von da vertrieben haben. Berüchtigt ist die große Ueberschwemmung, die zu seinen Zeiten gewesen (**). Nach und nach verschwindet der Name der Pelasger, die sich mit Noth nur in Arkadien halten. Allenthalben sonst vermischen sie sich mit den siegreichen Nachkommen Deukalion's, oder wandern aus, nach Italien und nach verschiedenen Inseln, und es werden später die Bewohner Griechenlands durchaus Hellenen genannt. Homer jedoch heißt sie Achäer, Danaer, Argiver, und der Name Griechen, Γραικοὶ — der auch in den parischen Marmorn vorkommt, und von dem pelasgischen Gräkos, dessen Stamm vor den übrigen in Italien bekannt ward, herrühren soll — hat über alle anderen die Oberhand erhalten.

Diese uralten pelasgischen und hellenischen Horden erscheinen lange Zeit als eigentliche Wilde. Ohne Geseze und Sitten zogen sie unstät in den griechischen Wäldern umher, fraßen Eicheln und rohes Fleisch (der Erfindung des Feuers durch Prometheus wird besonders erwähnt), kannten die Rechte der Ehe nicht, und rieben sich gegenseitig, wie etwa heute noch die verworfensten unter den amerikanischen Wilden thun, durch unablässige Fehden auf. Die erste Dämmerung der Kultur scheint bei den Pelasgern erwacht zu seyn; denn die Sage nennt einige Staaten, die sie gegründet, und Städte, die sie gebaut haben sollen. Vollkommener und dauernder war die Wildheit der Hellenen. Ihre zerstörenden Angriffe gegen die Pelasger, bei denen im Geleit der mildern Sitten bereits Tempel und Altäre erstunden, sind vielleicht in der Mythe der gegen die Götter kämpfenden Titanen enthalten.

§. 6. Cecrops, Kadmus, Danaus, Pelops, Minos.

Diesem Zustand der thierischen Rohheit würden wohl die Griechen sich endlich von selbst entwunden haben: daß solches aber früher und rascher geschehe, dazu waren äußere Anläße nöthig. Neue Kolonien, die Kultur und Reichthum mit sich brachten, wanderten jezt ein, theils aus Klein-Asien auf längst betretenen Pfaden, theils weiter über's Meer aus Aegypten und Phönicien. Ihre Ankunft macht Epoche in Griechenland, und ist der Aufmerksamkeit des Welthistorikers werth.

Schon vor der Deukalionischen Ueberschwemmung (nämlich 2426 nach Petav, oder 2401 nach den Marmorn) war Cecrops mit einer ägyptischen Kolonie aus Sais nach Attika gezogen, worin seit Ogyges Zeiten die Pelasger wild umherschwärmten. Er legte die Bergfestung Cecropia an, welche allmälig, da sie rings umher mit Wohnungen und Tempeln umbaut wurde, zur Stadt Athen, von ihrer gewählten Schuzgöttin Ἀθήνη also genannt, erwuchs. Durch Lehre und Beispiel rief er die vereinzelten Wilden der Gegend zur Geselligkeit und menschlicher Sitte, gewöhnte sie an feste Size, Heilighaltung der Ehe und Götterverehrung, und wurde so der eigentliche Stifter des Staates, aus welchem später ein wohlthätiges Licht in alle Länder strahlte (*). Billig wurde und wird noch das An-

(*) Nach Petav. Nach den parischen Marmorn fällt die Flut Deukalions auf 2454.

(**) Die alten Sagen erzählten von verschiedenen Naturrevolutionen, die Griechenland in diesen Zeiten erfuhr. Die Flut des Ogyges, des ersten pelasgischen Königs von Attika, um 2230, gehört hieher.

(***) Ex qua urbe doctrina in omnes terras distributa est, sagt Cicero von Athen.

denken dieses humanen Kolonienführes verehrt, der nur auf Wohlthun seine Größe baute, und ohne den weder Theseus, nach Solon, nach Perikles erschienen wären. Wir enthalten uns gehässiger Parallelen, aber den Ausruf können wir nicht unterdrücken: „Was wäre jezt Amerika, wenn seine Entdecker und Eroberer nach den Grundsäzen eines Cecrops verfahren wären?“

Ein Paar Menschenalter nach Cecrops (2464 nach den Marmorn, nach Petav aber erst 2657) kam der Phönicier Kadmus nach Böotien, baute Kadmeia (für Theben das, was Cecropia für Athen), wurde der Gegend durch Kultur des Bodens und Sänftigung der Einwohner, ganz Griechenland aber durch die Mittheilung der Schreibekunst wohlthätig. Jezt erst konnte die Civilisation feste Wurzeln schlagen.

Der Peloponnes erhielt durch Donaus (aus Chemnis in Oberägypten, 2472 oder 2509, je nach den Mokmorn oder nach Petav), und mehr als zwei Jahrhunderte später durch den Phrygier Pelops eine höhere Kultur. Was wir aber sonst von beiden Anführern und ihren Häusern lesen, ist durch Mythe entstellt und durch Verbrechen abscheulich.

Während indessen durch solche Kolonisten der Saame fremder Kultur unter die Griechen gestreut wurde, hatten die Gesänge ihrer eigenen Dichter und die früh gegründeten Mysterien sanftere Sitten verbreitet; auch waren die Seeräuber, welche lange den Anbau der griechischen Küsten verhindert hatten, durch Minos (I? um 2550) König von Kreta, gebändiget worden. Jezt erst konnten die Griechen die Vortheile ihrer Lage genießen, und die Künste der Friedens treiben.

Dies sind fast die einzigen Namen, von denen der Welthistoriker Notiz nimmt, unter der großen Menge von Göttern und Helden, welche über ein halbes Jahrtausend hindurch die Blätter der griechischen Geschichte füllen. Ja man kann ihre mythische und heroische Periode, welche beide unmerklich in einander verfließen, von Inachus bis auf die Eroberungen der Herakliden zählen; und in diesem langen Zeitraum treten meist nur Götter und Götterkinder oder abentheuerliche Heroen auf den Schauplaz. Auch sind unter diesen historischen Mythen, welche der Enthusiasmus der Dankbarkeit und Bewunderung; oder auch des Nationalstolzes schuf, manche astronomische und physische Mythen gemischt, und das Ganze derselben blos dem Aesthetiker und Philologen wichtig. In der Weltgeschichte kann blos eine allgemeine Charakteristik dieser Periode Plaz finden.

§. 7. Heroisches Zeitalter.

Ein solches hat Barthelemy (Anach. I.) mit wenigen aber Meisterzügen entworfen. Er hat gezeigt, wie die leicht entzündliche Gemüthsart der Griechen alle ihre Empfindungen, insbesondere die Liebe und Dankbarkeit gegen ihre Wohlthäter, steigerte; wie in den langen Zeiten der nur halb verscheuchten und häufig wiederkehrenden Barbarei kraftvolle und edelgesinnte Männer Gelegenheit genug fanden, durch Bekämpfung mannigfaltiger Bedrängnisse der Natur und der schlecht geordneten Gesellschaft um ihre Zeitgenossen sich verdient zu machen; wie aber durch das übertriebene Lob, womit man ihnen lohnte, ihr Charakter verderbt, ihre Ruhmsucht entzündet, und endlich ihr Sinn durchaus mit dem Hang nach Abenteuer — gleichviel ob wohlthätigen oder ungerechten — erfüllt, und ihr Leben mit eben so viel Verbrechen als Großthaten bezeichnet wurde. Die Geschichte hat uns kein zweites Beispiel eines solchen

heroischen Zeitalters gegeben. Einige Aehnlichkeiten bietet zwar die Chevalerie des Mittelalters dar; aber die Unterschiede sind größer.

Zur Würdigung des welthistorischen Interesses dieser Geschichten mag auch ein Blick auf die Karte von Nuzen seyn. Ganz Griechenland sammt den Inseln des Archipelagus ist etwas über 2000 □Meilen groß. In diesem, kaum den fünften Theil von Teutschland betragenden Flächenraum kommen vielleicht hundert Völker unter sogenannten Königen (d. h. Horden unter ihren Kaziken) vor. Was können dieselben, bevor sie kultivirt und unter sich zu einem größern Gemeinwesen verbunden sind, für ein Interesse ansprechen? — Von ihren ersten Schritten zur Kultur haben wir geredet, laßt uns auch ihre allmälige Concentrirung zu einer Nationalmasse beleuchten.

§. 8. Gründe der griechischen Nationalverbindung.

Hier kömmt nun zuerst die weite Verbreitung der Hellenen in Betracht. Wir sehen dieselben, von einer gemeinschaftlichen Wurzel ausgehend, in vier Stämmen die griechischen Länder erfüllend. Von Hellen's Söhnen, Aeolus und Dorus, und seinen Enkeln (durch Xuthus) Achäus und Jon, rührt die Benennung jener Stämme, Aeoler, Dorer, Achäer und Jonier her (*), welche, ungeachtet sie unter sich selbst durch mehrere charakteristische Eigenheiten fortwährend geschieden blieben, dennoch zusammengenommen einen Hauptstamm ausmachten, der seine gemeinschaftliche Ueberlieferung und Sprache nicht nur als Nationalgepräge und Eigenthum bewahrte, sondern auch den übrigen, vielgetheilten Horden, sie hiedurch mit sich vereinbarend, mittheilte oder aufdrang. Diese Kette der gemeinschaftlichen Tradition, und mehr noch der Sprache, in der sie sich fortpflanzte, mußte die vielen — wenn gleich in ihren Uranfängen verschiedenen und bunt unter einander gemischten — Griechenhaufen, mit der Grundmasse des vorherrschenden Stammes, von dem jene ausgegangen war, zu Einer Nation — im Gegensaz der Nichtgriechen, — verbinden, und, aller einheimischen Entzweiung ungeachtet, fortwährend zusammenhalten. Denn nicht nur ist solche Gemeinschaft der Sprache die Grundlage einer gleichförmigen Denk- und Empfindungsweise, sie ist auch als offener Kanal der Mittheilung die freundlichste Gesellerin der Menschen. Sprachgenossen betrachten sich als Geschlechtsverwandte, und mit Recht, weil es kein sichereres Merkmal einer gemeinschaftlichen Herkunft gibt, und auch ein unterdrücktes Volk, wenn nicht eine Vermischung des Blutes vorangeht, die Sprache des Siegers selten sich aneignet.

Bald wurde dieses natürliche Band durch positive Einsezungen verstärkt. Der Rath der Amphiktyonen (2480) — eine hellenische Conföderation, die alljährlich zweimal, zu Delphi und zu Anthela, sich

(*) Gatterer u. A. haben die verschiedenen Wanderungen der hellenischen Stämme mit vieler Sorgfalt zusammengestellt. Wir bemerken hier blos, daß nur der Stamm des Aeolus die väterliche Erbschaft — Phthiotis in Thessalien — behauptete, und von da aus das ganze westliche Hellas, nebst Elis im Peloponnes und den westlichen Inseln, besezte; daß die Dorer, durch die Perrhäber aus Estiäotis vertrieben, nach Macedonien und Kreta gingen, und in Griechenland einstweilen nur die Tetrapolis Dorica inne behielten; daß endlich Xuthus, schon von seinen Brüdern des väterlichen Erbes beraubt, nach Athen zog, von wo aus die Nachkommen seiner Söhne Achäus und Jon, unter wechselnden Schicksalen, die ersten anfangs in Lakonien und Argolis, die lezten aber in Aegialus sich niederließen. Die spätern Wanderungen dieser Stämme, woraus dann bleibende Verhältnisse entstanden, werden wir im Texte erzählen. —

versammelte — entweder von seinem angeblichen Stifter **Amphiktyon** (König von Athen oder der epiknemidischen Lokrer?) oder blos als Bezeichnung der Gesandtschaften benachbarter Völker also geheißen, und ursprünglich mit der Besorgung der gemeinschaftlichen gottesdienstlichen Angelegenheiten der Griechen, als des delphischen Tempels und der olympischen Spiele beauftragt, übte oft auch in politischen Geschäften — besonders in späteren Zeiten — einen bedeutenden Einfluß aus; und obschon über die Grenzen seines Wirkungskreises viele Zweifel obwalten, so ist doch unverkennbar, daß durch ihn, so wie durch die übrigen gemeinsamen Besitzthümer der Griechen, namentlich das hochverehrte Orakel zu Delphi und die so enthusiastisch begangenen Spiele zu Olympia (*), eine Art von Gemeingeist — Theilnahme am allgemeinen Interesse — begründet, und die Idee der Nationalverbindung unter den griechischen Stämmen befestiget werden mußte.

Als nun dazu kam, daß die Griechen — eine gleichförmige Denkweise und ähnliche Verhältnisse bewirkten es — allmälig die monarchische Regierung abschafften, und durchaus unter sich republikanische Formen einführten; so entstand hiedurch ein neues und mächtiges, gemeinsames Interesse, welches alle Griechen zu natürlichen Verbündeten gegen die Könige des Auslandes machte, und sie zur gegenseitigen Vertheidigung, als zu jener der Freiheit gegen die Tyrannei, bewaffnete.

Unter der Menge dieser verbrüderten Freistaaten mußten, nach dem gewöhnlichen Laufe menschlicher Dinge, früher oder später einige präponderirend werden, und um dieselben hernach als um den gemeinsamen Schwerpunkt sich die Schicksale der übrigen drehen. Besondere Zufälle begünstigten den Anwuchs von Sparta und Athen, später von Theben. Von den Interessen und Leidenschaften dieser drei abwechselnd herrschenden Staaten hing — vorzüglich in der folgenden Periode — das Schicksal aller andern ab, und ihre Geschichte enthält oder verdunkelt sodann die Geschichten der übrigen.

§. 9. Allgemeine Geschichte Griechenlands bis zur Gründung der Freistaaten.

Von dieser so gegründeten Verbindung der griechischen Stämme kommen schon in diesem ersten Zeitraum mehrere Aeußerungen vor, und es wirkten dieselben stärkend auf die Verhältnisse zurück, von denen sie ausgegangen. Nur diese allgemeinen Angelegenheiten Griechenlands behält die Weltgeschichte im Auge.

Dahin gehört der vielbesungene Argonautenzug (**). Aus seiner Fabelhülle, die wir den Philologen überlassen, geht die merkwürdige Kunde hervor, daß schon einige Menschenalter vor Troja's Zerstörung die Helden eines großen Theiles von Griechenland zu einer gemeinschaftlichen

(*) Von beiden wird unter einer andern Rubrik geredet werden. Wir merken nur vorläufig an, daß das Orakel von Delphi aus dem grauesten Alter stamme, und daß die Sage die Einsetzung der olympischen Spiele dem Pelops, ihre Erneuerung aber dem Atreus, Herkules u. A., und zuletzt dem elischen König Iphitus (nach Petav im Jahre 3208.) zuschreibe, von welchem an sie regelmäßig alle vier Jahre gefeiert und auch ordentlich gezählt wurden. Sie dienen daher zur Grundlage der griechischen Chronologie, die jedoch erst von der 28sten Olympiade an bestimmt, aber auch später nicht ohne Schwierigkeiten ist.

(**) 2721. Auch hier und in folgenden Zeitangaben weicht Petav's Berechnung von den Marmorn ab. Wir halten uns an die erste.

Unternehmung (*) sich verbanden, daß sie mit dem Meer bereits so vertraut waren, um die lange und gefährliche Fahrt von Thessalien bis nach Kolchis zu wagen, und daß ihnen, ungeachtet der von den Trojanern ꝛc. bereiteten Hindernisse, ihre Absicht gelang.

Ernsthafter war der thebanische Krieg (2753 bis 2773), einer der rührendsten Gegenstände von Aeschylus und Sophokles tragischer Muse. Der Bruderzwist unter den Söhnen des unglücklichen Oedipus, Eteokles und Polynikes, gab dazu Anlaß. Sie sollten nach des Vaters Willen abwechselnd ein Jahr um das andere über Theben herrschen; aber Eteokles, um allein zu regieren, vertrieb seinen Bruder, zu dessen Schuz Adrastos Fürst von Argos, mit sechs andern Fürsten Krieg gegen Theben erhoben. Die beiden Brüder entleibten sich gegenseitig im Zweikampf; und von den verbündeten Fürsten fielen 6 in der Schlacht. Ihre Söhne (die Epigonen) erneuerten den Krieg, und nach zehnjährigem Kampf gelangte Thersander, Polynikes Sohn, zur Herrschaft über die bluttriefende Stadt.

Nicht lange nachher vereinten sich fast alle Griechen zur Rache des Frauenraubs und anderer früherer Beleidigungen gegen Troja (2790 bis 2800). Die Macht Agamemnons, Königs von Mycenä, brachte diese Verbindung zuwege, mehr als die Theilnahme an Menelaus Schande. Schon jezt also sehen wir einen präponderirenden Staat in Griechenland; aber er blieb es nicht lange, denn noch während des zehnjährigen Krieges, mehr aber nachdem Troja gefallen war, erhoben sich langwierige Zerrüttungen in den griechischen Ländern, welche endlich eine ganz neue Ordnung der Dinge, sowohl was die Wohnsize der einzelnen Stämme, als was ihre innere Verfassung betrifft, zur Folge hatten.

Hiezu gaben die Ansprüche der Herakliden die nächste Veranlassung. Herakles [Herkules (**)], der berühmteste unter den griechischen Heroen, war von der Herrschaft über einen großen Theil des Peloponnes, die seinem Hause gebührte, verdrängt, und seinen Nachkommen durch die Pelopiden ihr Erbe völlig entrissen worden. Zu dessen Wiedererlangung machten sie schon vor dem trojanischen Krieg einen vergeblichen Versuch, und erneuerten ihn abermals nach Troja's Zerstörung. Aber erst in der fünften Generation waren die Herakliden so glücklich, mit Hilfe der Dorer (und einiger Stämme der wilden Aetoler) ihre Ansprüche geltend zu machen, und das mächtige Argos, (nebst Sicyon und Mycenä) dann Messenien, und endlich Lakonien ihrer Herrschaft zu unterwerfen (2880).

Diese Eroberungen hatten für ganz Griechenland die wichtigsten Folgen. Vorhin waren die Achäer herrschend im Peloponnes, jezt wurden es die Dorer in Argos, Messene und Lacedämon, die Aeoler aber in Elis. Aegialus, das Eigenthum der Jonier, eroberten die aus ihren alten Sizen verdrängten Achäer — jezt erst kam der Name Achaja auf — und die Jonier fanden Zuflucht in Attika.

Noch lange dauerten die Schwingungen dieser großen Bewegung fort. So

(*) Ich will meine Leser mit den vielfältig vorhandenen, zum Theil lächerlichen, Deutungen des goldenen Vließes verschonen. Nach Mrs. Marie Guthrie, a Tour trough the Thaurida etc. (London 1802) ist dasselbe noch heute zu sehen; nämlich Schaf-Felle, die man zur Goldwäsche in den kolchischen Flüssen gebraucht.

(**) Es ist dies der alkmenische Herkules, in dessen Geschichte aber, nebst vielen Mythen, die Thaten von mehreren Helden (3. 4. 6. oder gar 44. nach Varro bei Servius) vereiniget sind. Das nachherige Glück der Herakliden, deren Interesse es war, den Ruhm ihres wahren oder angeblichen Anherrn zu vergrößern, mag zu solcher Ueberladung beigetragen haben.

sehen wir noch 2913 Athen von den Herakliden heftig angegriffen, aber durch die heldenmüthige Selbstaufopferung seines Kodrus gerettet. Viele Auswanderungen (s. unten), eine lange andauernde Schwäche und wiederkehrende Barbarei wurden durch diese Kriege bewirkt. Dennoch consolidirten sich gerade jezt die Staten in Griechenland, die bis zu dessen Untergang sich fortwährend unter gleichem Namen in wenig veränderter Begrenzung erhielten; und es erhoben sich auf den Trümmern der allenthalben gestürzten Alleinherrschaft die vielgestaltigen republikanischen Verfassungen. Leider sind über diese merkwürdige Periode gerade nur sehr dürftige Nachrichten vorhanden, und wir können blos Muthmaßungen über die Ursachen jener allgemeinen Umwälzungen fassen. Aber so wie das Dunkel sich wieder aufhellt, so sehen wir allenthalben an der Stelle der alten Fürstenthümer rührige, jugendlich aufstrebende Freistaaten.

§. 10. Einzelne Data von den Staaten im Peloponnes.

Laßt uns bei diesem Uebergang von der dunkeln zur hellern Geschichte Griechenlands mit flüchtigem Blick seine vorzüglichsten einzelnen Länder und Staaten überschauen. Solches mag dann ein für allemal gelten, weil wir im Verlauf fast ausschließend die präponderirenden Staaten zu betrachten haben.

In der Mitte des Peloponnesus (Morea) erhebt sich das Hirtenland Arkadien, an Naturschönheiten fast so reich als die Schweiz, und, so wie diese, lange Zeit ein Aufenthalt der Gutmüthigkeit und der ländlichen Freuden. Der Musik und der Dichtkunst schrieben die Einwohner die Sänftigung ihrer Sitten zu; aber höhere Kultur blieb ihnen fremd. Sie waren pelasgischen Stammes und blieben meist unvermischt; ihre Gebirgslage half ihnen äußere Angriffe, und selbst den Sturm der Herakliden, zurückschlagen. Ihre Neigung zum harmlosen Hirtenleben blieb immerdar vorherrschend, wiewohl sie später auch Städte erhielten. Fast jede derselben machte einen eigenen Freistaat aus.

Von der Höhe Arkadiens ergießen sich viele — bei den Dichtern berühmte — Bäche nach allen Weltgegenden, südlich nach Lakonien und Messenien, westlich nach Elis, nördlich nach Achaja und östlich nach Argos, auch gehen ringsum Berg- und Hügelreihen von ihr aus bis an die äußersten Spizen des Peloponnesus.

Zwei derselben, die gegen Süden hinlaufen, schließen mit dem Busen von Lakonien das merkwürdige Thal gleiches Namens ein, worin der Eurotas zwischen Lorbeer- und Myrthen-Hainen floß, und das gebieterische Sparta stand. Leleges, umherirrende Menschen (Dion. Hal.), hießen seine ältesten Bewohner, vom Stamme der Pelasger. Später kommen Hellenen, darauf Stammfürsten aus Perseus und endlich aus Pelops Hause vor. Die lezten wurden von den Herakliden verdrängt. Diese Revolution gründete Sparta's Größe. — Noch zeichnen die Gefilde Lakoniens durch Fruchtbarkeit und Anmuth sich aus; noch sieht man die Ueberreste des längs des Taygetes sich hinziehenden Waldes, des belebten Schauplazes der spartanischen Jagden; noch gähnen die Schlünde des Vorgebirgs von Tänarum (Cap. Matapan), wo hinter dem in Fels gehauenen Neptuns-Tempel der grauenvolle Eingang zur Hölle zu schauen war; noch erkennt man in Misitra (oder nach neueren Reisebeschreibern, wie Bartholdi und Chateaubriand, in dem eine Stunde von Misitra entfernten Palaiochoros) wenigstens die Ruinen des mächtigen Sparta: — aber sein Volk ist von der Erde verschwunden.

Westlich an Lakonien liegt das fast gleich schöne, aber nur durch sein Unglück berühmte Messenien. Wir werden es noch in diesem Zeitraum als eine Beute der Spartaner erblicken, wiewohl die Herrscher beider Staaten vom Stamme der Herakliden waren. Die Stadt Messene wurde erst im folgenden Zeitraum gebaut.

Den größern Theil von des Peloponnesus Westküste nimmt das dreifach getheilte Elis ein. Hier war Phylos Tryphyliakos, des weisen Nestor's Reich, und Elis, welchem religiöse Verehrung statt der Mauern diente, — zwischen beiden aber Olympia, der gepriesene Schauplaz der wichtigsten unter den griechischen Kampfspielen. Außerdem ist Elis unbedeutend.

Ein größeres Interesse erwecken Achaja und Argolis, wovon jenes den nördlichen Theil des Peloponnesus einnimmt, dieses aber eine von da aus süd-östlich ziehende beträchtliche Halbinsel bildet. In der ältesten griechischen Geschichte ist kein Land wichtiger als Argolis. Es werden von ihm oftmals alle Griechen Argiver benannt. Argos, Mycenä, Tiryns, abwechselnd durch die Macht ihrer Herrscher, und insgesammt durch die Pracht ihrer Gebäude und die riesenmäßige Struktur ihrer Mauern berühmt, nebst vielen andern Städten, zierten das Land, worin Inachus, Danaus, Perseus, Pelops, Agamemnon u. s. w. ihre Rollen spielten. Agamemnons Enkel verloren ihr Reich an die Herakliden, und später (um 3000) nahmen die argivischen Städte die republikanische Verfassung an. Phidon, der Heraklide, gab Argos weise Geseze. Die Argiver waren meist Feinde der Spartaner.

Achaja — anfangs Αἰγιαλὸς, das Künstenland, nachmals Jonia und endlich Achaja von den nach einander einwandernden Stämmen genannt — zieht sich an dem Gestade des korinthischen Meerbusens, im weitern Sinn aber auch über Sicyon und in den Isthmus bis an das saronische Meer hin. Zwölf Städte, die unter sich einen eigenen Bund geschlossen hatten, blühten im eigentlichen Achaja. Eine derselben, Helike, versank (jedoch erst im folgenden Zeitraum) durch Erdbeben in den Meeresgrund. Aber auch das uralte, den Künsten freundliche Sicyon, das lange ein besonderes Reich ausmachte, und das durch Handlung reiche Korinth, auf der Erdenge, mit Häfen an beiden Meeren, Mutter von Syrakus und vielen andern Städten, der Schlüssel des Peloponnesus, wurden zu Achaja im weitern Sinn gerechnet. In Korinth war das Haus der Bacchiaden mächtig. Cypselus und der weise Periander waren Tyrannen von Korinth.

§. 11. Von jenen in Hellas.

Die schmale Landenge, welche den Peloponnes mit dem festen Griechenland oder Hellas [Livadien (*)] verbindet, wird durch die Wurzel des Berges Onejos gebildet, und ist durch ihre Lage ein überaus wichtiger militärischer Punkt. Van ihr kömmt man über die berüchtigten skironischen Felsen nach dem kleinen Megaris, das seine Freiheit gegen Korinth und Athen mit dem Muth eines Gebirgsvolkes glücklich vertheidigte.

Attika, in welches man nachher tritt, ist eines der größten, und das unvergleichbar wichtigste unter den griechischen Ländern. Es bildet abermals eine eigene, nach Südosten ziehende Halbinsel, auf deren Spize (Sunium, Cap. Colonni) heut zu Tage noch die Ueberreste eines Minerven-Tempels fernehin glänzen. Das Land an beiden Küsten hieß ehedem Paralia, und nirgends

(*) Hellas ist der Name einer unbedeutenden Stadt in Thessaliotis. Von ihr oder vielmehr von den Hellenen wird aber häufig ganz Griechenland, meistens aber nur der mittlere Theil desselben, also genannt.

mehr als hier zeigten sich an den zerrissenen, nackten Felsgestaden die Spuren von ehemaliger verwüstender Wassergewalt. Diese traurige Gestalt der Küsten und der vergleichungsweise dürftigere Boden von Attika, welcher auswärtige Räuber wenig lockte und die Einwohner zur Industrie nöthigte, war einer der Hauptgründe von Attika's früher Kultur und Stärke. Nördlich an Paralia erhob sich das minder unfruchtbare Gebirgsland Diakria, nach der Sage der Ursiz der attischen Völker. Sie waren pelasgischen Ursprungs. Ihres Königs Ogyges (2228) und der nach ihm benannten Ueberschwemmung, dann auch des ägyptischen Kolonisten Cecrops (2426), der den Grund von Athen legte, haben wir oben gedacht. Die Gegend rings um diese Stadt, die schönste in ganz Attika, mit Oelbäumen reich geschmückt, und durch die Bäche Cephissus, Ilissus und Eridanus bewässert, hieß Pedion. Später wurde auch das Gebiet von Eleusis, wo, nach der Sage, auf dem Felde Rharia die ersten Geschenke der Ceres keimten, mit Attika vereint. Die Größe Athens als Stadt und als Staat betrachtet, fällt erst in den folgenden Zeitraum. Bis dahin kömmt mehr Mythe als Geschichte vor. Von Theseus und Solon, den Gründern der athenischen Freiheit, werden wir unten reden.

Ueber Megaris und Attika, vom alkyonischen bis zum euböischen Meere, lag Böotien, nicht das Gebiet einer herrschenden Stadt, sondern fast in so viele, selbstständige Gemeinwesen als einzelne Städte vertheilt; wiewohl die meisten derselben später einen Bund unter sich schlossen, an dessen Spize das durch seines Stifters Kadmus und viele andere in der Heroengeschichte glänzende Namen berühmte Theben stand. Aber mehrere Städte, und besonders das freiheitliebende Platäa, verschmähten standhaft desselben Joch. Diese Uneinigkeit und die schlechte Verfassung der böotischen Republiken — selbst der weise Korinther Philolaus, der Theben Geseze gab, hatte die Aufgabe unvollkommen gelöst — ließen Böotien nicht zu der Macht gelangen, welche Lage und Umfang ihm anzuweisen schienen. Uebel berüchtigt bei den Alten war die dumpfe, trägmachende Luft dieses Landes, welches gleichwohl, außer vielen Heroen, einen Hesiod und Pindar, eine Korinna, einen Plutarch, einen Pelopidas und Epaminondas zeugte, und auf der Höhe des Helikon den lieblichsten Hain der Musen besaß. Von den vielen Bergen Böotiens, worunter der rauhe Cithäron, ergoß sich eine Menge von Bächen; die meisten derselben, mit dem böotischen Cephissus, stürzten in den großen See Kopais, welcher, ein anschwellendes Binnenwasser, das ganze Land würde bedeckt haben, wenn nicht schon in vorhistorischen Zeiten die Natur selbst, oder die Hand herkulischer Menschen — nachgeholfen hat solche offenbar — ihm einen geheimen Abfluß in den opuntischen Meerbusen durch lange Höhlungen im Berge Ptous verschafft hätte.

Westlich an Böotien, von dem korinthischen Busen bis zum hohen Oetagebirge, lagen die kleinen Länder Phokis, Doris und das dreifache Lokris. Das erste durch den delphischen Tempel auf dem Parnassus, das zweite (von seinen ältesten Einwohnern auch Dryopia genannt) als der Punkt merkwürdig, von welchem aus die Herakliden erobernd auf den Peloponnesus stürzten. Dorer und Phoker waren Hellenen, und so auch die Lokrer, von denen die Ozoler am Anfang des korinthischen Busens, die Opuntier und Epiknemidier aber am euböischen Meere wohnten. In das Land der leztern führte aus Thessalien zwischen den schroffen Felsen des Oeta und dem Meer der Engpaß Ther-

moppla, welchen eine der höchsten Erinnerungen des Alterthums heiligt. Die Lokrer selbst haben einen geringen Antheil an dem griechischen Ruhm.

Dasselbe ist von den Bewohnern Aetoliens und Akarnaniens, in dem westlichen Theile von Hellas, zu sagen. Als wilde Raubhorden waren die Aetolier berüchtigt, und blieben immer diesem Charakter getreu. Erst bei dem Verfalle Griechenlands, nach Alexanders M. Zeiten, spielen sie eine bedeutende Rolle. Von Akarnanien mag aus Abgang eigenen Ruhms bemerkt werden, daß hier, beim Vorgebirg Aktium — gegenüber Epirus — der Römer Oktavian die Herrschaft der Welt erkämpfte, auch daß in den leukadischen Fluten viele Liebende, wie Sappho, eine hoffnungslose Flamme löschten.

§. 12. Von Epirus und Thessalien.

Zu Nord-Griechenland wird von Einigen blos Thessalien (Janniah), von Andern auch das westlich daranstoßende Epirus gerechnet. Aber die meisten Bewohner dieses leztern — worunter Chaoner, Thesproter und Molosser vorzugsweise genannt werden — waren nicht von griechischem Stamme, und galten auch lange bei den Griechen für Barbaren. Dennoch verehrten diese das alte Orakel von Dodona; und das Königsgeschlecht der Aeakiden in Epirus war griechischen Ursprungs. Erst im folgenden Zeitraum wird Epirus merkwürdig. Thessalien aber glänzt mehr in alten Zeiten hervor.

Die Ketten des Oeta, des Pindus und des Olymp schließen auf drei Seiten, und auf der vierten das Meer Thessalien ein. Mehrere Gebirgsreihen durchziehen das innere Land, dessen meiste Gewässer der Peneus durch das reizende Tempe in den thermaischen Busen führt. Ein Erdbeben hat nach der Sage ihm zwischen dem Olympus und Ossa den Durchgang geöffnet; ohne solchen wäre Thessalien ein See. In der Mythologie und Heroengeschichte ist Thessalien überaus wichtig. Die Titanen (s. oben S. 112.), Lapithen und Centauren (Pferdebändiger?), Japetus und Prometheus, ja die vorzüglichsten Anführer der beiden griechischen Hauptgeschlechter, Pelasgus (Thessalus und Gräkus seine Nachkommen) und Deukalion, weiter Achilles, Philoktet, Jason u. s. w. gehören Thessalien an, und es war lange Zeit der Tummelplaz fast aller Heroen. In welchem Verhältniß Pelasger und Hellenen, Aimoner (von denen das Land auch Aimonia hieß), Perrhäber und andere Völker daselbst gewesen und sich gefolgt, mag der Philolog bei Gatterer (synchr. U. H.) nachsehen. Wir bemerken blos, daß um die Zeiten des trojanischen Krieges 10 Staaten in Thessalien bestanden, welche zwar, denn dies thaten alle Griechen, nach Freiheit strebten, und fast insgesammt im Bund der Amphiktyonen waren, aber dennoch oftmals von Tyrannen — jene von Larissa und Pherä werden vorzüglich genannt — beherrscht wurden. Einiger derselben werden wir im folgenden Zeitraum erwähnen.

§. 13. Von den griechischen Inseln (*).

Mit diesen eigentlich griechischen Ländern standen die vielen an beiden

(*) Vergl. über die Geschichte der Inselgriechen, der klein asiatischen Griechen, Groß-Griechenlands und der übrigen Kolonien insbesondere die Werke von K. Ottfr. Müller, Münter, Schelling (über die Gottheiten von Samothrake), Rambach, Manso, Hegewisch, Heyne, Riedesel (Reise durch Sicilien und Groß-Griechenland) u. A.

Küsten und bis Asien hin liegenden Inseln in fortwährender Verbindung. Auch waren dieselben durchaus von Griechenschwärmen besezt, welche die frühern Einwohner (im ägäischen Meere meist Phönicier und Karier) allmälig verdrängten.

Im jonischen Meer war Korcyra (Korfu) eine korinthische Kolonie, durch Handel und Schifffahrt wichtig. Auch Cephalonia und Zacynthus verdienen Erwähnung. — Die übrigen Inseln dieses Meeres gehorchten meist den Herren der benachbarten Küstenländer.

Merkwürdiger sind die an den Ostküsten und gegen Asien gelegenen Inseln. Das kleine Aegina, das zuerst unter den griechischen Staaten Silber prägte und mit Athen im Handel wetteiferte, Salamis, des großen Solon Vaterland, u. a. übergehen wir mit Stillschweigen; auch der Cykladen, worunter das geheiligte Delos, dann Paros, Naxos und Andros, und der weit umher an der europäischen und asiatischen Küste zerstreuten Sporaden — die lezten gehörten meist zu den kleinasiatischen Bündnissen — wollen wir nur im Allgemeinen erwähnen. Sie wurden früher kultivirt als das Mutterland, verloren aber die Unabhängigkeit, als in diesem die mächtigern Staaten aufkamen. Wichtiger sind die vier großen Inseln Euböa, Kreta, Rhodus und Cypern.

Euböa (Negroponte), längs der Ostküste von Hellas gelegen, groß und fruchtbar, enthielt mehrere Freistaaten, worunter Chalcis am Euripus, Mutter vieler Pflanzstädte, und Eretria die merkwürdigsten waren. Später konnte sich die Insel der Herrschaft Athens nicht erwehren.

Das noch größere Kreta, dessen Einwohner jedoch nicht durchaus Griechen waren, blieb selbstständig, und hätte vielleicht über Griechenland herrschen mögen, wenn es einig gewesen wäre. Aber seine mächtigsten Städte, Gnossos, Gortynä und Cydonia, schwächten sich durch unaufhörliche Fehden; und Kreta, das unter seinen beiden Minos (2550 und 2700) blühend und fruchtbar gewesen war, das die karischen Seeräuber gezüchtigt, Athen zum Tribut gezwungen und den Ruhm der weisesten Gesezgebung erworben hatte, verlor allmälig, wiewohl es durch Handel wohlhabend und von außen unangegriffen blieb, dennoch durch Theilung, einheimische Zwietracht und revolutionnaire Stürme, Glanz und Ruhm.

Auch Cypern, im pamphylischen Meere gelegen, schön und fruchtbar, wurde durch Theilung geschwächt. Neun sogenannte Königreiche zählte es, worunter Salamis das mächtigste war. Seine Bevölkerung bestand aus Griechen, Phöniciern und Afrikanern, seine Lage machte es meist von Phönicien und darauf von Persien abhängig.

Rhodus, an der karischen Küste, meist von Dorern besezt, trieb jezt schon ausgebreiteten Handel. Doch fällt seine Größe und die Erbauung seiner prächtigen, gleichnamigen Hauptstadt erst in die folgende Periode.

§. 14. Von den griechischen Kolonien überhaupt.

Aber noch viel weiter und fast über alle Küsten des mittelländischen und des schwarzen Meeres dehnte sich durch Kolonisirung der Griechen Blut und Name, Herrschaft und Sitte aus; und die nähere Betrachtung dieser Kolonien ist von vielfachem Interesse. Von den uralten, durch pelasgische Horden vorzüglich auf italischer Küste gegründeten Niederlassungen dürfen wir hier nicht reden, weil auf sie der griechische Geist und Charakter, der im Mutterland selbst noch nicht entstanden war, auch nicht vererben

konnte. Wohl aber fassen wir, um der Einheit willen, alle von den Zeiten des trojanischen Krieges bis auf die macedonische Herrschaft (also auch in der folgenden Periode) gestifteten Pflanzstädte zusammen, sonach mit Ausschluß der durch Macedonien selbst angelegten Soldaten-Kolonien.

Durch viele und verschiedene Gründe wurden die zahllosen Auswanderungen der Griechenschwärme bewirkt. Von dem trojanischen Krieg bis zur Festsezung der Herakliden waren unruhige stürmische Zeiten in Griechenland. Manches gedrängte oder verdrängte Volk im Peloponnes suchte auswärts ein besseres Glück, und fand es. Aber auch nachher nicht und niemals sehen wir die Griechen ruhig. Bald waren es wüthende Kriege unter den benachbarten Staaten, bald einheimische Revolutionen und Parteienkampf. Oft blieb den Besiegten keine andere Rettung, als die Flucht in's Ausland; Viele gingen aus Unmuth, Andere als Verbannte dahin. Ja, selbst nach Consolidirung der Verfassung zogen manche Ehrgeizige, die ihre Vaterstadt nicht zu revolutioniren vermochten, auf Abenteuer aus, und stifteten Kolonien. Endlich wurden gar viele derselben aus Handelsgründen durch förmlichen Staatsbeschluß gegründet, zur Sicherung und Erweiterung des Handelsverkehrs, oder aus politischen Gründen, zur Vermehrung der Macht, zur Entfernung einer überflüssigen Volksmenge, zur Ableitung eines drohenden Gährungsstoffes.

Es ist begreiflich, daß das Verhältniß der Kolonie zum Mutterlande meist durch die Gründe der Stiftung bestimmt ward. Wo Flüchtlinge, Mißvergnügte oder Verbannte auszogen, da nahmen sie Haß und Rachsucht gegen die siegende Partei mit in ihre neue Heimath; wo aber der Staat selbst Kolonien anlegte, da entstanden zwischen demselben und dem Mutterlande, oder auch zwischen mehreren Kolonien desselben Ursprungs und ihren weitern Abstämmlingen die freundlichen Familienverhältnisse der Aeltern- und Kindes- und Geschwisternliebe (*). Wenigstens sollten sie entstehen und festwurzeln nach den Absichten ihrer Stifter und der Tendenz ihrer Geseze. Zwar mußte öftmals die Kolonie die Verfassung und Einrichtung der Mutterstadt beibehalten, wohl gar von da ihre Magistratspersonen und Feldherren empfangen; aber meistens nur so lange sie noch unmündig und unvermögend war, durch eigene Kraft sich zu schüzen. Die Huldigungen, die man der Mutterstadt noch weiter erwies, deuteten insgesammt kindliche Ehrfurcht und Liebe, nicht sklavische Unterwerfung an. Die Hilfeleistung war gegenseitig in Zeiten der Bedrängniß, aus natürlicher Anhänglichkeit hervorgehend, nicht aus Interesse; und über die innern Angelegenheiten, über Handel und Industrie der Niederlassungen maßte die Mutterstadt sich selten eine argwöhnische oder eigennüzige Aufsicht an. Meistens gleich von der Gründung an, oder wenigstens in einiger Zeit, wurden die Kolonien frei und selbstständig. Daher gediehen sie auch, schlugen eigene Wurzeln, und wuchsen fast durchaus freudig empor und vermehrten sich weiter, wie sorgfältig verpflanzte und treu gepflegte Pflanzenschosse. — Auch hier müssen wir wehmüthig ausrufen: Was würde Amerika seyn, wenn dort die europäischen Niederlassungen nach ähnlichen Grundsäzen wären angelegt und behandelt worden? —

§. 15. Von jenen in Klein-Asien.

Unter diesen griechischen Kolonien kommen billig die kleinasiatischen zuerst in Betrachtung. Sie waren so dicht zusammengedrängt als sonst keine,

(*) S. St. Croix, de l'état des colonies des anciens peuples.

wurden früher durch Industrie und Handel mächtig, und wirkten durch ihre schnell reifende Kultur auf jene des Mutterlandes belebend ein. Die heraklidischen Eroberungen veranlaßten ihre Gründung. Denn als die Dorer den Peloponnes stürmten, zog ein Haufe Aeoler unter Penthilus nördlich nach Hellas und Thessalien, und unter seinen Nachkommen allmälig weiter, bis wo der schmale Hellespont einen leichten Uebergang nach Asien darbot. Sie sezten darüber, und erbauten in der fruchtbaren Provinz, die nach ihnen Aeolis genannt ward, 12 Städte, worunter Kumä und Smyrna, ließen aber auch auf Lesbos, Tenedos und Hekatonnesos (Hundert-Inseln) sich nieder. Mytilene auf Lesbos glänzte unter allen hervor. Pittakus, sein weiser Diktator (Aesymneta), der dem Geräusch der Herrschaft den stillen Dienst der Musen vorzog, Alkäus und Sappho verherrlichen es. Die äolischen Städte blieben frei bis Cyrus, ja die auf den Inseln noch länger. Athen unterdrückte sie später. Auch war Smyrna — nachdem es zum jonischen Bunde getreten — schon von den Lydiern zerstört worden. Im folgenden Zeitraum lebte es schöner wieder auf.

Im Süden von Aeolis blühte der jonische Bund. Nachdem die aus Aegialus vertriebenen Jonier (s. oben) 60 Jahre in Attika gelebt, gingen sie auf Geheiß des delphischen Orakels und des Amphiktyonengerichtes unter Anführung des Neleus und Androklus, der jüngeren Söhne von Kodrus, nach der lydischen und nordkarischen Küste, wo sie dreizehn Städte bauten oder besezten, die in diesem schönen Lande, unter dem mildesten Himmel und in einer zum Handel wie eigens geschaffenen Lage schnell emporkamen, reich an Gold und an Menschen wurden, und wie fruchtbare Bienenstöcke weit umher ihre Schwärme sandten. Auf dem Vorgebirge Mykale, bei dem heiligen Tempel Neptuns, hatten sie ihren allgemeinen Versammlungsort, Panjonium; und ihre Verbrüderung überlebte ihre Freiheit, wiewohl sich unter die Jonier auch Ansiedler von den drei übrigen hellenischen Stämmen gemischt hatten. Unter den jonischen Städten müssen wir vorzüglich Miletus, Phokäa und Ephesus bemerken. Die erste (so wie Ephesus schon von Kariern erbaut) soll an den Ufern des schwarzen Meeres und der mäotischen See gegen 300 Städte gegründet haben. Auch zu Land handelte sie bis in's innerste Asien. Wir werden im folgenden Zeitraum sie durch Perser zerstört und dann abermals — wiewohl mit vermindertem Glanze — aufblühen sehen. Phokäa war reich und mächtig durch seinen Handel im westlichen Mittelmeer, ist Mutter verschiedener Kolonien auf italischem, korsischem und gallischem Boden, und ehrwürdig durch die Freiheitsliebe seiner Einwohner. Denn als die Persermacht unter Cyrus ganz Klein-Asien überschwemmte, gedachten die Phokäer, nur dort sey das Vaterland, allwo die Freiheit, verließen ihre heimathlichen Mauern, und gründeten nach verschiedenen Abenteuern an der Rhone-Mündung das bald so wichtige Marseille (599 v. Chr.). Den Weinstock und Oelbaum, kostbare Geschenke für Gallien, hatten sie mitgebracht. — Erst nach dem Falle von Miletus und Phokäa erhob sich Ephesus, um später am meisten zu glänzen. Auch Tejos, wo Anakreon sang, Smyrna (von Aeolis übergetreten), das den Homer gebar, und Kolophon, durch seine gefürchtete Seemacht berühmt, auch das der Juno heilige Samos (Polykrates um 3450) und Chios, an Weinbergen reich — gehörten zum

jonischen Bund. Seine Geschichte bleibt fortwährend mit der allgemeinen griechischen verwebt.

Viel schwächer war der dorische Bund an der Südküste Kariens, auch auf Kos und Rhodus. Eine herakidische Kolonie aus Megara stiftete ihn um 3000. Seinen sechs Städten — worunter Knidus und Halikarnassus — war der Tempel des Apollo Triopius, was den Joniern der Neptuns-Tempel auf Mykale. Halikarnassus (Herodot's Vaterstadt), das öfters unter den Königen von Karien stand, wurde später vom Bunde ausgeschlossen.

§. 16. Von jenen am schwarzen und ägäischen Meer.

Von diesen blühenden Pflanzstädten auf der Westküste Klein-Asiens — vorzüglich von Milet aus — wurden nach und nach weiter alle Küsten der Palus Mäotis und des schwarzen Meeres, auch der Gewässer, die in's ägäische führen, endlich auch am ägäischen Meer die thracischen und macedonischen Küsten, leztere jedoch meistens von Athen aus, mit Kolonien besezt, deren mehrere berühmt und mächtig wurden. So in Kolchis — wo in den ältesten Zeiten schon der Handel blühte — Phasis und Dioskurias; weiter Pantikapäum, Theodosia (Kaffa) im taurischen Chersones; Phanagoria auf Taman, und Tanais (Assov) an der Mündung des gleichnamigen Flusses. An jener des Borysthenes (Dnieper) prangte Olbia; Tyras am Dniester. Heraklea in Bithynien, Sinope, das den Diogenes erzeugte, in Paphlagonien, Trapezus in Pontus zierten die südlichen Gestade des schwarzen Meeres; Appollonia, Tomi, Salmydessus die westlichen.

Wo aber durch die beiden Schleußen des thracischen Bosporus und des Hellesponts das schwarze Meer mit dem ägäischen sich verbindet, da sah man an jenem Byzanz (meist von Korinth und Megara bevölkert), das später eine so glänzende Rolle spielen sollte, und ihm gegenüber das minder gut gelegene Chalcedon; weiter an der schönen Propontis, Lampsakus und Cyzikus auf asiatischer, und Perinthus auf thracischer Seite; am gewundenen Hellespont aber Sestus, Kardia und das den Athenern traurige Aegospotamos; hierauf Märonea und Demokrit's Vaterland, Abdera, schon am ägäischen Meer; endlich an macedonischer Küste die Athen theils als Stifterin, theils als Herrscherin angehörigen Städte, Amphipolis, Chalcis, das mächtige Olynthus und Potidea.

§. 17. Groß-Griechenland und Sicilien.

So wie in den östlichen Gewässern meistens von Athen aus (mittelbar oder unmittelbar), die Niederlassungen gegründet waren, so wurden sie es in den westlichen — in Unter-Italien und Sicilien — meist von den Staaten des Peloponnesus.

Auf dem schönen kornreichen, sicilischen Boden war wohl Zankle, nachmals Messana — welches Samier und Naxier gestiftet, und erst später Messenier erweitert haben — die älteste, Syrakus aber, von dem Korinther Archias erbaut (3249), die mächtigste Pflanzstadt. Seine Größe fällt jedoch erst in den folgenden Zeitraum, und seine Schicksale, die in den Faden der allgemeinen griechischen und nachher der römischen Geschichte verflochten sind, können erst später erzählt werden. Auch von Gela, der Mutter des mit Syrakus wetteifernden Agrigent (berüchtiget ist

dessen Tyrann Phalaris), dann von Leontini, Himera, Selinus u. s. w. wird später Mehreres vorkommen.

Von den Kolonien in Unter-Italien (*) wollen wir hier das Nöthige anführen. Die ältesten waren Argos Hippion, Canusium, Beneventum, zu den Zeiten des trojanischen Krieges von Argivern gestiftet; dann Cumä (2923), eine Tochter von Chalcis auf Euböa, und wie man glaubt, die Mutter von Neapolis, Sybaris, von Achäern und Trözenern gestiftet (3233), groß und volkreich, voll blühenden Handels, aber durch die Ueppigkeit entnervt. Daher, ob es gleich 100,000 Einwohner zählte, und 25 andern Städten gebot, Croton seine Siegerin ward, und Sybaris zerstörte (3443). Dreißig Jahre früher hatte dieses Croton, welches gleichfalls Achäer (von Argos) gegründet hatten (3243), durch Pythagoras eine merkwürdige Reform erhalten, die aber nicht von Dauer war. Später wurde Croton hart von Syrakus bedrängt, und endlich mit den übrigen großgriechischen Städten den Römern unterthan. Der Krieg Tarents gab dazu Anlaß. Im Innersten des schönen Golfs, von ihr der tarentinische genannt, erhob sich voll Pracht und Anmuth diese berühmte Kolonie Lacedämons. Die Parthenii, durch Verachtung ihrer unehelichen Geburt beleidigt, hatten sie gestiftet (3281); es war natürlich, daß sie den Geist der Mutterstadt, die sie haßten, der Kolonie nicht gaben. Tarent glich Sybaris an Weichlichkeit der Sitten. Dennoch wird seine Verfassung gerühmt, und sein Bürger Archytas, ein Pythagoräer, glänzt unter den Staatsmännern und Weisen. Zwei andere Städte, Thurii und Lokri Epizephyrii, jene von Athen auf der Stelle des zerstörten Sybaris, diese wahrscheinlich von den Ozolischen Lokrern erbaut, wurden durch große Gesezgeber verherrlicht, durch Charondas, der eine eigene unvorbedachte Gesez-Uebertretung durch Selbsttödtung rächte, und Zaleukus, der mit ähnlicher Dahingebung die seinigen befestigte. Beide waren Zöglinge der pythagoräischen Schule. Auch Rhegium, von Chalcis aus gestiftet, war groß und mächtig, bis die Dionysier von Syrakus gegen die Stadt, und verrätherische Soldaten Roms gegen ihre Einwohner wütheten.

§. 18. Kolonien in Gallien, Spanien, Afrika rc.

Unter den an den übrigen Küsten, jedoch mehr vereinzelt, ausgestreuten Kolonien bemerken wir Caralis und Olbia auf Sardinien, dann Aleria auf Korsika, durch Phokäer gestiftet. Dieselben gründen nachher Massilia (s. oben S. 134), diese blühende Handelsrepublik, die auf Süd-Galliens Civilisirung mächtig wirkte, mehrere andere Kolonien anlegte, und — die frühe Freundin Roms — im zweiten Bürgerkrieg eine traurige Katastrophe erlitt. In Spanien finden wir Rhoda, Emporium, und das unglückliche Sagunt (das lezte von Zacynthus gestiftet). In Illyrien, Apollonia und Dyrrhachium, dieses eine Kolonie von Korcyra. An den Südküsten Klein-Asiens, Telmissus und Selga, das wichtige Tarsus und Mopsvestia in Cilicien.

Endlich in Afrika: Naukratis in Aegypten, und, auf Geheiß der pythischen Priesterin, von Thera aus angelegt (3323), Cyrene in Libyen. Das erste war nicht selbstständig, das zweite aber bildete mit vier andern Städten (Pentapolis) ein ansehnliches Fürstenthum, das gegen die Pha-

(*) S. Heyne, Commentationes de rebus publicis Magnae Graeciae etc.

raonen mit abwechselndem Glück kämpfte, später den Persern tributbar wurde, darauf die republikanische Verfassung annahm, jedoch häufig durch Parteienkampf zerrüttet, mitunter auch von Tyrannen gedrückt, dann von Karthago in Grenzstreitigkeiten verkürzt, und endlich von den Ptomäern zur ägyptischen Provinz gemacht wird.

§. 19. Sparta. Lykurgus. Messenische Kriege.

Bei dieser Uebersicht der griechischen Kolonien sind wir zum Theil der chronologischen Ordnung vorangeschritten, und haben mehrere Data aufgeführt, welche eigentlich erst in die folgende Periode gehören. Der natürliche Zusammenhang erheischte solches. Jezt aber, nach vorausgeschickter summarischer Aufzählung der griechischen Staaten können wir ohne verwirrende Einmischung von Particulargeschichten den Faden der allgemeinen Schicksale der Griechen verfolgen. Derselbe wird nun allmälig — was die griechischen Hauptländer betrifft — an die Bestimmungen einiger präponderirenden Staaten geknüpft, und die Geschichte dieser Staaten ist zugleich die Geschichte Griechenlands.

Hier tritt nun allererst Sparta vor, welches nach der heraklidischen Eroberung allmälig alle lakonischen Gemeinden sich unterwirft, und die Widersezlichkeit einiger — wie von Helos — durch Sklaverei bestraft. Aber durch Ausdehnung des Gebietes konnte Sparta's Macht sich nicht befestigen, so lange seine Verfassung schwankend blieb. Als die heraklidischen Zwillingsbrüder, Eurysthenes und Prokles, Sparta eroberten (2381), wurden beide zusammen, nach der Weisung des Orakels, als Könige erkannt, und so regierten auch von ihren Nachkommen, den Agiden und Eurytioniden, immer je zwei und zwei zugleich. Bei einer solchen Dyarchie war die Einheit und sonach die Kraft der Verwaltung nur alsdann möglich, wenn ihre Grundsäze durch das Gesez unwiderruflich bestimmt, und die Befolgung des Gesezes durch ein System constitutionneller Einsezungen verbürgt wurde. Das kostbare Geschenk einer solchen festen gesezlichen Verfassung (wo nicht der Form, doch dem Geiste nach) erhielt Sparta durch den großen Lykurgus (3100), dessen Namen und dessen Gesezgebung die enthusiastische Verehrung alter und neuer Zeiten zu Theil ward. Der Edelmuth, womit er den verbrecherischen Plan von seines Bruders Wittwe zu Schanden machte — sie hatte ihn eingeladen, ihre Hand und den Thron durch den Mord ihres Kindes zu erkaufen — ist billig, jedoch übertrieben gepriesen worden. Es heißt die menschliche Natur herabwürdigen und das Verbrechen entschuldigen, wenn man dessen Unterlassung zum hohen Verdienste rechnet. Im Namen des geretteten Knaben Charilaus führte nun Lykurgus die vormundschaftliche Verwaltung, weise und gerecht, unternahm hierauf große Reisen, insbesondere nach Aegypten, Klein-Asien, Kreta, studirte allenthalben die Menschen und die Verfassungen, und kam, als innere Zerrüttungen Sparta's seine Gegenwart nothwendig machten, zurück, um nach der Weisung des Delphischen Gottes seinem Vaterlande ein neues Gesez zu geben. Dieses sein Werk trägt allerdings den Stempel der Genialität, und ist ein bewunderungswürdiges Meisterstück des Tiefsinns und der Consequenz. Ob auch der ächten legislatorischen Weisheit? — das wollen wir sammt dem Detail der Lykurgischen Einrichtnngen weiter unten erörtern. Hier vorläufig nur so viel, daß Lykurgus Mittel fand — theils Ueberredung, theils Gewalt, und wohl meistens Einfluß einer geheimen Verbrüderung — seine

Mitbürger zur Annahme einer nicht sowohl durch die Form als durch den Geist von allen übrigen ausgezeichnet verschiedenen Verfassung zu bewegen, welche die Spartaner um den Preis der strengsten Selbstverläugnung und der Aufopferung alles dessen, was sonst dem Menschen theuer ist, zu einem Gemeinwesen vereinte, worin durchaus nichts Anderes als das Gesez, aber dieses unbedingt und gleich, über alle Glieder herrschen, worin keine andere Empfindung als Freiheits- und Vaterlandsliebe wirksam seyn, kein anderer Ruhm als der des Patriotismus und der Tapferkeit gelten sollten. Die Wirkung, vielleicht auch die Absicht dieser auf eine abhärtende Erziehung und unaufhörliche Kriegsübung gegründeten Verfassung war, daß die Spartaner, ihres beschränkten Gebietes ungeachtet, allen Nachbarn ringsumher furchtbar wurden, während sie selbst jedem, an Volkszahl auch überlegenen Feinde trozten. Die beiden messenischen Kriege waren die erste auffallende Probe von Sparta's schwellender Stärke, aber auch von seiner Härte und seinem soldatischen Uebermuth. Da sie in die Periode fallen, wo Lykurgs Anordnungen in ihrer ganzen Kraft und Reinheit bestanden, so mögen sie zugleich als Widerlegung Derjenigen gelten, welche die Ungerechtigkeit und die unbändige Herrschsucht der Spartaner nur der spätern Abweichung von jenen Gesezen zuschreiben.

Der erste dieser Kriege — dessen Anlaß ein schreiendes Unrecht der Spartaner war — wird durch die blutige That des messenischen Königs Aristodemus, der seine eigene Tochter aus patriotischem und religiosem Fanatismus schlachtete, ausgezeichnet. Die Götter versöhnten dieses schreckliche Verbrechen nicht, und nach Einnahme von Ithome (3261) mußten sich die Messenier zu dem erniedrigendsten und drückendsten Frieden bequemen, welcher freilich nicht länger als ihre Erschöpfung dauerte. Mit dem hohen Interesse, welches der Heroismus, wenn er gegen ungerechte Uebermacht kämpft, in unserm Gemüthe erweckt, lesen wir die Thaten des edlen Aristomenes, des Helden im zweiten messenischen Kriege (3299). Die mehrmals geschlagenen Spartaner waren durch des Atheners Tyrtäus hohe Schlachtgesänge — wie etwa die Neufranken durch den Marseiller-Marsch — von Neuem zum Kampf und Sieg begeistert worden; der arkadische König Aristokrates hatte die Messenier schändlich verrathen: dennoch vertheidigte Aristomenes das Bergschloß Ira 11 Jahre gegen die spartanische Macht, bahnte sich, als durch neue Verrätherei die Festung fiel, mit dem Schwert den Weg durch die feindlichen Schaaren, und gründete mit seinen freiheitliebenden Gefährten nach vielfältigen Abenteuern endlich auf sicilischem Boden eine neue Heimath, Messana. — Die übrigen Messenier wurden den Heloten gleich gemacht (*). Vor einem ähnlichen Schicksal sicherte Arkadien die natürliche Festigkeit seiner Gebirge, und Argos seine entferntere Lage auf einer eigenen Halbinsel, die nur wenige Angriffspunkte darbot. Gleichwohl wurde lezteres hart bedrängt, und erfuhr mehr als einmal die Härte und Hinterlist der spartanischen Kriegsmanier. Vorzüglich war es König Kleomenes I., welcher durch Ränke und Waffen die Macht Lacedämons also erhob, daß sie als die erste in Griechenland durchaus erkannt ward.

(*) Mit Recht bemerkt Pauw, II. S. 192. daß in dieser Unterjochung Messeniens die Urquelle aller folgenden Drangsale Griechenlands zu suchen sey; weil durch dieses gräßliche und ungestraft gebliebene Attentat die Macht Sparta's gegen alle übrige griechische Staaten unverhältnißmäßig erhöht, und zugleich des gefährliche Beispiel frech triumphirender Gewalt auffallender als je ertheilt ward.

§. 20. Athen. Solon. Pisistratus.

Wir wenden uns nach Athen, Griechenlands edelster Stadt, an deren Namen sich so viele hohe und freundliche Erinnerungen knüpfen. Cecrops (2426) hatte sie erbaut und den ersten Saamen der Kultur auf attischen Boden gestreut. Theseus (2754) erhob Cecropia zum Haupt aller attischen Ortschaften. Das Leben dieses Fürsten, voll von Großthaten und Verbrechen, kann als allgemeine Charakteristik der griechischen Heroen gelten. Dennoch war bei ihm das Edle vorherrschend, und das durch ihn erstarkte Athen, dem er — mit einer bei Fürsten seltenen Selbstverläugnung — die Grundlage einer republikanischen Verfassung gab, mochte mit gerechtem Stolze sich die Stadt des Theseus nennen. Die Nachfolger Theseus hießen gleichwohl Könige, bis nach des heldenmüthigen Kodrus schöner Dahingebung (2913) der Thron, welchen keiner mehr mit gleichem Ruhm besizen zu können schien, erlediget blieb, und an die Stelle der Könige Archonten traten. Ihre Reihe eröffnet Medon, Kodrus Sohn. Ungeachtet anfangs ihre Macht lebenslänglich und erblich, wie jene der Könige war, so fehlte ihnen doch der Name — immer viel in den Augen der Menge — und ihre Verantwortlichkeit sezte sie auch der That nach zu blosen Magistratspersonen herab. Daher es auch keine Erschütterungen veranlaßte, als nach Alkmäons, des 13ten lebenslänglichen Archonten, Tode (3227) der Wille des Volkes ihr Amt auf 10 Jahre, ja später gar (3297) auf ein Jahr beschränkte, und jedesmal 9 Männer zugleich mit dieser Würde bekleidete.

Indessen fühlten jezt die Athener den Druck der aristokratischen an der Stelle der frühern monarchischen Gewalt, und der Mangel geschriebener Geseze begünstigte die Willkür. Das Volk trug dem Archon Drako die Verfassung eines Gesezbuches auf. Er schrieb ein solches (3361), aber mit Blut, wie die Athener sagten, und darum erhielt es sich nicht. Neue Verwirrung erhab sich, und heftiger Parteienkampf, besonders zwischen Cylon und Megakles, oder den Demokraten und Aristokraten, schwächte den Staat so sehr, daß das kleine Megara ihm Salamis zu entreißen vermochte. Aus dieser gefahrvollen Lage trat Athen neugeboren und kräftig hervor durch seinen Bürger Solon, dessen Name billig unter jenen der Edelsten und Weisesten aller Zeiten glänzt. Er erkannte, daß bei menschlichen Dingen nicht blos eine kalte abgezogene Idee, sondern auch die Umstände der Zeit und des Orts in Erwägung zu ziehen seyen; und aus dieser Betrachtung scheint es, floß die Sisachthia (3390), jene berüchtigte Verordnung über die Zernichtung der Schulden, die zwar allerdings dem strengsten Rechtsbegriff entgegen, aber ein durch die Noth gebieterisch erheischtes Rettungsmittel war. Die ganze Gesezgebung, die er nachmals — von seinem Vaterlande hiezu beauftragt — entwarf, verräth denselben, die Menschen und die Umstände berücksichtigenden Geist, wie er denn selbst von seinen Gesezen sagte, sie seyen nicht die besten an sich, sondern nur für das Volk Athens. Daher waren sie nicht auf blose metaphysische Begriffe, oder gar Träume, wie etwa eine platonische Republik, gegründet; auch hatten sie nicht, wie die Lykurgische Verfassung, die politische Freiheit zum ausschließenden Zwecke; sie sollten, während sie diese Freiheit mit den Formen einer durch Aristokratie gemäßigten Demokratie schüzend umgaben, zugleich auch das bürgerliche Glück der Athener, mit Rück-

sicht auf ihre Lage und ihren Charakter möglichst befördern, und denselben Wohlstand, Kultur und Humanität verleihen. Dieser Geist der Solonischen Geseze blieb auch fortwährend wirksam, wiewohl das Gerüst seiner Verfassung durch den Strom der Leidenschaft und der Ereignisse eine vielfältige Abänderung und Zertrümmerung erfuhr. Noch lebte Solon, als Pisistratus sich zum Alleinherrscher in Athen aufwarf (3424); ein Mann von großen Gaben, und der, als nach wiederholtem Wechsel von Verbannung und Triumph endlich seine Macht befestiget ward (3439), mit Milde und Weisheit, wohlthätig den Künsten und durchaus nach liberalen Grundsäzen regierte. Soll ihm darum seine Usurpation verziehen, das früher seinetwillen verspruzte Bürgerblut vergessen werden? — Mag er — neben einen Dionys gestellt — achtbar und liebenswerth erscheinen: aber nie wird die gesunde Philosophie die Tugend Desjenigen preisen, der erst dann sie übt, wenn die ungerechte Leidenschaft befriediget ist. Und was für einen Ersaz konnte Pisistratus den durch seine Herrschsucht Gemordeten geben? womit konnte er den Ueberlebenden die geraubte Selbstständigkeit bezahlen? Ihnen, die nun nicht mehr durch eigene Kraft und unter dem Schuz des Gesezes, sondern durch die Gnade eines Herrn glücklich waren? —

Pisistratus folgten seine Söhne, Hippias und Hipparchus (3457), Männer von vorzüglichen Anlagen und — Hipparchus wenigstens — von freundlicher Gemüthsart. Glücklich wäre Athen unter ihrer Herrschaft gewesen, hätte der Lezte sich selbst zu beherrschen gewußt. Aber ihn riß die Liebe zum schönen Harmodius zur Gewaltthat hin, welche der Beleidigte und sein Freund Aristogiton blutig rächten. In dem Gedränge eines Volksfestes wurde Hipparchus getodtet, und Hippias, dessen unkluge Strenge die aufgebrachten Gemüther vollends entflammte, mit Hilfe der Spartaner verjagt (3374). Er floh an den persischen Hof. Die alten Parteien des Megakles (die Alkmäoniden) und des Cylon, jezt unter Anführung des Klisthenes und Isagoras, zerrütteten nun Athen auf's Neue. Dennoch freute es sich der wiederhergestellten Freiheit. Aber die Spartaner gereuete es, ihrer Nebenbuhlerin dieses kostbare Gut errungen zu haben, und die unwürdigen Zöglinge Lykurgus, von elendem Neid angetrieben, suchten durch Ränke und durch Gewalt die Oligarchie und selbst des vertriebenen Hippias Herrschaft in Athen wieder einzuführen. Den Kampf um diese einheimischen Angelegenheiten unterbrach der persische Krieg.

Neuntes Kapitel.

Geschichte Italiens (*).

§. 1. Das Land. Aelteste Bewohner desselben.

Von den Quellen dieser Geschichte werden wir erst im folgenden Zeitraum sprechen, da in demselben erst die Würde Roms, des großen Ge-

(*) Ueber die Geschichte Italiens überhaupt und Roms insbesondere ist die Zahl der Schriftsteller Legion. Wir gedenken vorläufig der allgemeinen Werke von Goldsmith, Middleton, Gibbon, Montfaucon, Winkelmann, Eichhorn (G. Gottfr.), Mannert, Buchholz, Manso, Niebuhr, Wachsmuth. Als höchst reichhaltige Hilfsquelle muß insbesondere Grävius (Thesaurus antiquitatum romanarum und der nach Grävius Tod von Burmann beendigte Thesaurus antiquitatum et historiarum Italiae) angeführt werden.

genstandes der hieher gehörigen Schriftsteller anhebt. Eine flüchtige Uebersicht des italischen Bodens, auf welchem Rom, die künftige Weltherrscherin, gegründet ward, mag aber schicklich der Erzählung dieser Gründung vorausgehen.

Die majestätischen Alpen, deren Bogenlinie 188 geographische Meilen mißt, deren höchste Spizen über alle Berge des alten Continentes ragen, begränzen im Norden das gepriesene Italien — dereinst auch Oenotria, Ausonia, Saturnia, und von den Griechen Hesperia genannt. Eigentlich wird dieses Land durch den Apennin gebildet, welcher da, wo am Meere die südwestlichen Alpen enden, anhebt, zuerst nach Nordost, und dann weithin in südöstlicher Richtung bis an die äußersten Spizen der Halbinsel zieht. Um und an diesen rauhen Gebirgsstock hat sich der italische Boden angesezt, welcher, so wie der griechische, vielfältige Spuren von Wassergewalt zeigt, und darum auch häufige Kontraste des nackten Gesteins mit der üppigsten Frondosität darbietet. Die langgedehnte apenninische Kette bringt überdem, als Witterungs- und Gewässer-Scheidungslinie, eine überraschende Mannigfaltigkeit der Klimate und der Produkte in ganz benachbarten Gegenden, und für die ausübende Kriegskunst einen äußerst lehrreichen Schauplaz hervor. Viele Bäche ergießen sich von beiden Seiten des Gebirges; aber sie erreichen, nach der Gestalt der Halbinsel, zu bald das Meer, und darum sind die wenigsten schiffbar. Nur in Ober-Italien, wo vom südlichen Abhang der Alpen die Gewässer zusammenströmen, bildet sich ein mächtiger Fluß, der Po, welcher, nachdem er von Norden her den Tessino, den Oglio, die Adda und den Mincio — diese alle durchfließen merkwürdige See'n — und von Süden die Trebia, mit vielen andern Bächen der Alpen und der Apenninen aufgenommen, mit sieben Mündungen (einstens waren es nur zwei) in's adriatische Meer sich ergießt.

In diesem nördlichen und größten Theil Italiens war der Hauptstamm der Bevölkerung gallischen Ursprungs, daher auch die Römer das Land Gallia cisalpina nannten. Im untern Italien hatten sich allmälig viele griechische Kolonien niedergelassen, von denen die frühere Kultur dieser Gegend und der Name Großgriechenland herrührt; wir haben ihrer schon oben (S. 124 f.) erwähnt. — In dem mittlern Italien aber vermischten sich gallische und iberische mit griechischen Stämmen, und wahrscheinlich auch mit verschiedenen asiatischen und afrikanischen Kolonien. Ihre Einwanderung fällt jedoch in dunkle, zum Theil vorhistorische Zeiten, und die Aboriginer — welche die Sikuler aus der Gegend, wo nachmals Rom entstand, vertrieben — mögen, so wie die Autochthones in Griechenland, ihren Namen der Vergessenheit ihres Ursprungs zu verdanken haben. Dieselben Aboriginer werden auch, nach dem erdichteten Oenotrus, Oenotrer genannt. Oestlich an ihnen wohnten die Umbrier, gallischer Herkunft, und südlich die Ausonier oder Oscier, ein weit ausgebreitetes Volk (die eigentlichen Aboriginer, wie Mehrere glauben). Es wäre wohl zwecklos, sich über die Abstammung und Verwandtschaft aller dieser Völker und über ihr gegenseitiges abwechselndes Drängen und Verdrängen in eine weitläufige Untersuchung einzulassen, da schon Dionysius von Halikarnaß an deren Erfolge verzweifelt, und sogar auf spätere Zeiten noch ein undurchdringliches Dunkel liegt. Auch würden wir, selbst wenn wir deutlich sähen, an dem Treiben dieser halb-

rohen Stämme nur wenig Interesse und Belehrung finden. Wir begnügen uns daher mit ganz summarischen Angaben, indem wir gleichwohl den gelehrten Männern die Mühe verdanken, womit sie (wie Gatterer) — jedoch mehr zu philologischem, als zu welthistorischem Gebrauche — dergleichen Untersuchungen geführt haben. Nur ein Volk zieht unter den vielen italischen Stämmen durch seine frühe Bildung und einen eigenen merkwürdigen Charakter die Blicke des philosophischen Geschichtforschers auf sich. Die Etrusker sind dieses Volk. Von ihnen demnach, und dann auch von den Lateinern, aus deren Schooße die Römer entsprangen, müssen wir umständlicher sprechen.

§. 2. Etrusker. Lateiner.

Leider stoßen wir auch hier auf Dunkelheit und Mythe! Die Etrurier (vielleicht Etryes), Etrusker, Tusker, später auch Tyrrhener, wahrscheinlich von einer zu ihnen gekommenen pelasgischen Kolonie, genannt, hießen sich selbst Rasenná, von Resan, einem ihrer Häupter — man will diesen Namen in dem der „Rhätier“ erkennen — und waren wohl, was man auch von phönicischen u. a. Kolonien erzähle, der Hauptmasse nach ein nordischer, Europa zugebildeter, man glaubt iberischer, Stamm. Sie herrschten einst von der Tiber bis in die Alpen, hatten ihre Kolonien über Süditalien und die kleinern Inseln des Mittelmeeres ausgebreitet, und waren schon zu den Zeiten des trojanischen Krieges du ch Handel und Schifffahrt, und durch ihre Kenntniß göttlicher und menschlicher Dinge berühmt (*). Ihre Religionsform ist die Grundlage der römischen geworden, ihr Alphabet ist in allen europäischen Alphabeten kenntlich. Früher als die Griechen haben sie die Grundsäze einer freien Verfassung aufgefunden, früher als diese eine rechtliche und humane Gesezgebung besessen, früher endlich alle mechanischen und schönen Künste betrieben. Die toskanische Säulenordnung ist älter als die dorische, und die meisten Ueberbleibsel, die wir von hetrurischer bildender Kunst besizen, stammen aus grauer Vorzeit. Dennoch hat ihre Kultur nie die spätere griechische erreicht. Ihr düsterer Nationalcharakter und politische Unfälle verhinderten es. Denn ihre Macht und Selbstständigkeit hörten gerade auf, als die Griechen im Zenit ihrer Glorie waren. Das reiche Po-Thal wurde ihnen durch die Gallier entrissen. Bellovesus mit sieben Stämmen zog von der Rhone aus über die Alpen, schlug die Etrusker und erbaute Mailand. Ein Theil der Geschlagenen verbarg sich in die Gebirge Hohenrhätiens; von vielen seiner Thäler ist die Bevölkerung hetrurischeu Ursprungs. Später wurden die südlichen Niederlassungen — bis Campanien gingen sie — eine Beute der Samniter; und endlich stürzte der wilde Römer auf das durch friedlichen Sinn und Luxus geschwächte Volk. Zwölf verbundene Gemeinwesen bildete es damals im eigentlichen Tuscien. Die Oberhäupter desselben hießen Lukumonen, unter denen Porsenna den Römern fürchterlich war. Aber von beiden Seiten, hier von den mächtigen Galliern, dort von den unermüdeten Römern gedrängt, und innerlich nicht fest vereint, mußten die Etrurier erliegen. Auch werden wir sie in der folgenden Periode — wiewohl erst nach langwierigem, blutigem Kampf — durch Rom unterworfen sehen.

(*) Ueber die Etrusker s. Th. Dempster libri VII. de Etruria regali 1723. und darüber Passeri Paralipomena. Unter den Neuern vorzüglich Lanzi, Heyne und O. Müller.

Südlich von Hetrurien war Latium, ein Tummelplaz vieler einheimischer Stämme und fremder Kolonisten. Die Sagen von Saturnus und Janus, Picus und Faunus sind blose Mythen, welche gleichwohl auf frühe Anfänge der Kultur in diesem Lande deuten. Sie machte bedeutende Fortschritte, als eine arkadische Kolonie unter Evander (2740) dahin zog, und an der Tiber die Stadt Pallantium baute. Durch Evander wurden mildere Sitten, sanfte Religionsgebräuche und Buchstabenschrift nach Latium gebracht, und bald nachher durch den Hellenen Herkules eine ähnliche Kolonie auf dem saturnischen (kapitolinischen) Hügel gegründet. Die Sage will, daß von Latinus, Faunus Sohn, das Volk umher den Namen der Lateiner erhalten, und daß unter seiner Regierung (2800) Aeneas mit einer Schaar flüchtiger Trojaner herbeigekommen, Latinus Tochter, Lavinia, gefreiet, und Lavinium gebaut habe. Von Aeneas Söhnen soll nach derselben Sage, und zwar von Askanius, die Stadt Alba Longa gegründet worden, von Aeneas Sylvius aber das Königsgeschlecht der Sylvier ausgegangen seyn, dessen Sprößlinge mehr als vierhundert Jahre lang über die Gegend herrschten.

§. 3. Gründung Roms.

Wie aus ihrer Reihe Numitor durch seinen Bruder Amulius vertrieben, durch die wunderbar erhaltenen Zwillingsenkel, Romulus und Remus, aber wieder eingesezt worden, ist in jedes Schülers Mund. An den Wiegenträumen anderer Völker würden wir gleichgültig vorübergehen; bei der Weltherrscherin Rom interessirt uns selbst die Fabel, und wir mogen in der Sage, daß ihren Stifter der Gott des Krieges gezeugt, daß eine Wölfin ihn genährt habe, wenigstens poetische Wahrheit erkennen.

In dem Jahr der Welt 3230, im dritten Jahr der sechsten Olympiade und im sieben hundert drei und fünfzigsten vor der christlichen Zeitrechnung, wurde Rom, der gewöhnlichen Erzählung nach, durch Romulus und Remus auf dem palatinischen Berge erbaut. Da aber sowohl dieser als der kapitolinische schon früher durch griechische Kolonisten besezt war (s. oben), so scheint es, daß statt Erbauung nur Erweiterung der Stadt durch eine neue von Alba Longa ausgezogene Niederlassung zu verstehen sey. Dürftig war die Anlage noch immer, aus einer wenig zahlreichen Schaar von rohen Hirten und Jägern bestehend, die sich kaum gegen die kleinen Völkchen umher zu behaupten vermochte. Daß Romulus durch Errichtung eines Asyles, und daher Zusammenfluß von Flüchtlingen und gesezlosen Uebelthätern seine Bürgerzahl vermehrt habe, könnte in dem Munde eines auswärtigen Geschichtschreibers für ein herbes Sarkasm gegen den Räubersinn der Römer gelten: bei römischen Schriftstellern ist in den Augen der Kritik die Erzählung allerdings von Gewicht. Der Raub der Sabinerinen aber, mit seiner Folge, dem so schön geendeten Krieg, würde auch als blose Fiktion ein bleibendes Andenken und die ihm zu Theil gewordene Verherrlichung, durch redende und bildende Kunst, verdienen.

Romulus gründete seinen Staat auf Ackerbau und Krieg, und gab ihm eine innere Einrichtung, wovon die Hauptzüge bis in die spätesten Zeiten kenntlich geblieben sind. Nach dem Geist seiner Zeit und seines Volkes konnte er nicht wohl die unumschränkte Macht behaupten. Daher umgab er sich mit einem aus den Angesehensten seines Volkes gewählten Ausschuß oder Senat von hundert Männern (patres, wie ihre Standesgenossen

Patrizier, genannt), welcher mit ihm gemeinschaftlich die Regierungsgewalt ausüben, doch in den wichtigsten Dingen die höchste Entscheidung der ganzen Gemeinde (d. h. der Gesammtheit der, in Tribus und Kurien getheilten, politisch freien Bürger) einholen sollte. Wer ursprünglich diese auf den Comitien stimmberechtigten Bürger gewesen, und welche Veränderung und Erweiterung solches Stimmrechtes allmälig eingetreten, davon behalten wir die Darstellung dem folgenden Zeitraum vor. Indessen machte durch Romulus Herrschsucht — er hatte derselben seinen eigenen Bruder, und später seinen Thronkollegen durch Vertrag, den Sabinerfürsten Tatius, geopfert — und durch die unaufhörlichen Kriege mit den benachbarten Gemeinden, welche die Römer an den militärischen Befehl eines Einzigen gewöhnten, die Monarchie bedeutende Fortschritte, bis die eifersüchtigen Senatoren die aufkommende Tyrannei in Romulus Blut erstickten.

§. 4. Die Könige.

Durch die Einverleibung der besiegten Stämme umher hatte sich unter Romulus siebenunddreißigjähriger Regierung seine Bürgerliste ansehnlich verstärkt; aber fast einzig für den Krieg organisirt, in unaufhörlichen Raubzügen begriffen, und noch wenig an religiöse Schrecken und an den Zaum bürgerlicher Geseze gewöhnt, mußte nothwendig dies Gemeinwesen völlig verwildern, und endlich sich auflösen, oder das Opfer des allgemeinen Abscheues werden, wenn nicht demselben eine festere Begründung durch ein den Volkscharakter sänftigendes, das Band der Gesellschaft erhaltendes Prinzip gegeben wurde. Die Geseze des weisen Numa Pompilius (3270), eines Sabiners, der nach einem unruhigen Zwischenreich erwählt ward, brachten diese wohlthätige Wirkung hervor. Die Götterfurcht, die er seinen Bürgern einflößte, ist Jahrhunderte lang das wichtigste Triebrad der römischen Staatsmaschine und die Aegide des reinen unschuldvollen Privatlebens der Römer, wornach vornehmlich sein schönes Streben ging, geblieben. In dreiundvierzigjähriger friedlicher Verwaltung sah er auch die Künste des Friedens und alle Segnungen desselben gedeihen und erstarken, und mochte mit dem lohnenden Bewußtseyn hinübergehen, ein humanes, großes und dauerhaftes Werk vollbracht zu haben.

Das Schicksal selbst schien sich die Erhöhung Roms zur angelegenen Sorge zu machen, da es ihm eine — in der Geschichte aller andern Völker unerhörte — Reihe von sieben talentvollen Fürsten nach einander, und zwar mit solchem Wechsel der Anlage und des Charakters gab, wie es den jedesmaligen Bedürfnissen Roms am entsprechendsten war (*). Ein längerer Friede würde seine Bürger entnervt haben; Tullus Hostilius (3313) führte sie abermals zum Kampf und Sieg. Alba Longa, die erste der lateinischen Städte und von wo aus Rom gegründet worden, erlag jezt der Macht seiner aufstrebenden Kolonie; es wurde zerstört, und der Ueberrest seiner Bürger dem siegenden Staate einverleibt. Gleichwohl verschmähte

(*) Dieses außerordentliche Verdienst aller römischen Könige und zugleich die lange Dauer ihrer Regierung gehören zu den stärksten Einwendungen gegen die Glaubwürdigkeit ihrer Geschichte. Aber eben so bedenklich ist es, sie für blose Fiktion zu erklären. Pouilly und Sallier, Algarotti und Rambach haben darüber lesenswerthe Abhandlungen geschrieben. Die Zweifel dauern übrigens noch durch einige Jahrhunderte der Republik fort. Vergl. vorzüglich Beaufort, sur l'incertitude de cinq. premiers siècles de l'histoire romaine.

Latium noch, ihn als Haupt zu erkennen, was jedoch unter den folgenden Königen theils friedlich, theils gezwungen geschah.

Ancus Martius (3345), Tarquinius Priscus (3370) und Servius Tullius (3407) waren diese Könige. Gleich groß im Krieg und im Frieden erweiterten sie die Macht und erhöhten die Polizirung, den Wohlstand und selbst den Glanz ihrer volkreichen Stadt. Der lezte gab ihr eine veränderte Verfassung. Bis auf ihn nämlich war die Plebs, oder der Inbegriff der gemeinen Freien — als ohne Stimmrecht in den Curien — politisch unmündig gewesen (*). Servius bildete sie zum eigenen Stand durch Einführung einer neuen Art von Comitien, worauf alle Freien stimmen, aber vermittelst einer weise ersonnenen Eintheilung nur eines verhältnißmäßigen Gewichtes der Stimmen sich erfreuen sollten. Denn er erkannte, wie mehrere der größten Gesezgeber, daß nicht die unbedingte Gleichheit — wobei der rohe Pöbelhaufen durch seine Menge vorherrscht — sondern ein nach dem Verhältniß des Eigenthums bestimmtes Maaß des politischen Rechtes die tauglichste Grundlage einer wahren Politie, d. h. einer vor Anarchie gesicherten Republik sey. Daher theilte er nach der Stufenfolge des Vermögens die römischen Bürger in sechs Klassen, und diese weiter in 193 Centurien, jedoch dergestalt ein, daß die erste Klasse, die der Reichsten, wiewohl sie die wenigsten Köpfe enthielt, dennoch mehr Centurien als alle übrigen Klassen zusammengenommen, und also auch mehr Stimmen auf den Comitien hatte, die lezte Klasse aber, die ärmste und zahlreichste von allen, nur eine einzige Centurie bildete. Diese Anordnung vollkommen zu rechtfertigen, sollten auch die Lasten des Staates in eben dem Verhältniß, wie der politische Einfluß, vertheilt werden. Darum wurden die früheren Befreiungen der Vornehmern von solchen Lasten abgeschafft, und dagegen die sechste Klasse durchaus der Kriegsdienste und des Tributs enthoben. So glaubte Servius alle Parteien befriedigt zu haben. Dennoch blieb es unvergessen, daß er der Sohn einer Sklavin sey, und in den Augen des stolzen Adels mochte die weiseste und wohlthätigste Verwaltung den Flecken der niedern Geburt nicht tilgen. Es wurde eine Verschwörung gegen ihn gestiftet, an deren Spize sein Schwiegersohn, Tarquin, und seine Tochter, Tullia, standen. Der König wurde ermordet, und billig blieb die Stelle, wo die verbrecherische Tochter frevelnd über des Vaters Leiche fuhr (vicus sceleratus), den spätesten Geschlechtern ein Abscheu.

§. 5. Regifugium.

Sonach war Tarquinius durch Verbrechen zum Throne gelangt (3451). Aber wir dürfen bei dieser und bei der folgenden Erzählung, so wie bei

(*) Die klarste Ansicht dieser Verhältnisse danken wir der römischen Geschichte von B. H. Niebuhr (I. Th. Berlin 1811. II. Thl. 1812). Dieses ächt klassische Werk hat das Schwankende und Widersprechende in den Darstellungen der römischen Verfassung sowohl bei den alten Historikern als bei den sonst gründlichsten unter den neuen Geschichtforschern gleich scharfsinnig als gelehrt, hier befestigt, dort berichtigt oder ausgeglichen, und aus Allem ein durch inneren Zusammenhang verbundenes, lichtvolles Ganzes gebildet. Wir werden es bei der Verfassungsgeschichte Roms ganz vorzüglich benüzen, und bedauern sehr, daß wir solches bei der ersten Ausgabe dieses Buches, dessen erste Bände fast gleichzeitig mit Niebuhr's Werk erschienen) noch nicht haben thun können. (Anmerkung zur II. Auflage.) Seither ist dieses unsterbliche Werke in einer neuen Auflage erschienen (1ter und 2ter Theil, zweite völlig umgearbeitete Auflage. Berlin 1830. Reimer). Leider hat der Tod den unermüdeten, lichtvollen Forscher von der Bahn seiner historischen Untersuchungen weggerissen. (Anmerkung zur achten Aufl.)

der Benennung Superbus, nicht vergessen, daß sie ursprünglich von den Feinden des Tarquinischen Hauses herrührt, welche durch Leidenschaft und Interesse gereizt waren, Alles was ihm angehörte, im gehässigen Lichte darzustellen, um seine Vertreibung zu rechtfertigen. Auf keinen Fall lassen sich die großen Herrschergaben dieses Fürsten verkennen, welcher durch Waffen und Unterhandlungen die Macht Roms beinahe verdoppelte, die Stadt mit wichtigen Gebäuden zierte, und den Bürgern eine höhere Polizirung gab; wenn er gleich, solche Plane auszuführen, vielleicht zu gebieterisch und eigenwillig verfahren mochte. Dies Alles haben, wie Montesquieu, schon Andere gesagt. Uns genüge hier die Betrachtung, daß der Anlaß zu Tarquin's Vertreibung nicht seine eigene Härte, sondern die Missethat seines Sohnes war, der in der edlen Lucretia, die er schändete, jeden Gatten und Vater kränkte, und sie alle zur Vertheidigung der heiligsten Rechte aufrief. Solche einzelne Mißhandlungen, die keiner Beschönigung fähig sind, haben immer heftiger auf die Gemüther gewirkt, als allgemeiner Druck, der immer durch den Vorwand des öffentlichen Wohles sich bemänteln läßt. Die beredteste Deklamation gegen Despotie und Despoten, die lebendigste Schilderung von der Schmach einer allgemeinen Sklaverei würde nicht vermocht haben, was der von Lucretia's Blut träufelnde Dolch. Den stolzen Patriziern, um deren Ansprüche es eigentlich mehr, als um die Rechte der Gesammtheit bei dieser Revolution sich handelte, mochte der tragische Anlaß willkommen seyn, der ihre Sache populär machte, und ihnen das Volk als ein williges Werkzeug zur Erreichung ihrer Absichten in die Hände gab. Was aber auch die geheimen Triebfedern dieser merkwürdigen Umwälzung gewesen seyen; immer müssen wir die Ordnung und Ruhe und edle Mäßigung bewundern, womit bei so aufgeregten Gemüthern und beim Taumel der Freiheitslust die neue Ordnung der Dinge bestimmt ward (3475). Ohne Blutvergießen, ohne irgend eine gewaltthätige Handlung schaffte das souveraine Volk die königliche Regierungsform ab, verbannte Tarquin's Haus aus Rom — doch sollte sein Privateigenthum ihm bleiben — und gab sich eine republikanische Verfassung.

Zehntes Kapitel.

Geschichte von Karthago (*).

§. 1. Quellen.

Das Volk von Karthago und seine stolze Stadt sind längst von der Erde verschwunden. Kaum ein kenntliches Monument, ja kaum eine Trümmer seiner Herrlichkeit ist mehr vorhanden; seine einheimischen Ueberlieferungen sind verhallt, und unwiederbringlich verloren, was es der Schrift — sonst der getreusten Erhalterin der Thatsachen — vertraute. Was wir von ihm wissen, ist aus der Erzählung seiner Feinde — der Griechen und Römer — genommen, und besteht in fragmentarischen Nachrichten, die nicht als eigene karthagische Geschichte, sondern blos als Vervollständigung der griechischen und römischen Geschichte bei denselben erscheint. Herodot, der sonst die unwichtigsten Völker seiner Aufmerksamkeit würdigte,

(*) S. die Schriften von Münter, Bernowitz, Martini, Heyne, Kopp, v. Donop u. A.

hat — was unerklärbar ist — mit Ausnahme einiger nur so gelegentlich angebrachten Notizen, das, zu seiner Zeit weitherrschende, Karthago übergangen. Als aber Diodor, Livius, Appianus und Justinus schrieben, war Karthago längst nicht mehr. Selbst Polybius sah es nur in seinem Fall, und er, als Freund des jüngern Scipio, und alle früher Genannten, als Unterthanen des stolzen, siegreichen Rom, sahen nur mit gehässigen oder nachlässigen Seitenblicken auf die gefallene Nebenbuhlerin hin. Dennoch geht aus ihren einseitigen, unzusammenhängenden, meist feindseligen Nachrichten, und aus dem Wenigen, was wir noch sonst bei den übrigen Schriftstellern zerstreut hievon antreffen, so viel Großes, Anziehendes und Imponirendes hervor, daß die Geschichte Karthagos, troz ihrer Dunkelheiten, Lücken und Verunstaltungen, gleichwohl als eine der interessantesten und lehrreichsten des gesammten Alterthums erscheint. Keiner hat sie mit so viel Gründlichkeit und Scharfsinn, als der vortreffliche Heeren (*) behandelt; billig wählen wir ihn vorzugsweise zu unserm Führer.

Der längste und wichtigste, wiewohl an bestimmten Nachrichten der ärmste Theil der karthagischen Geschichte, von Gründung der Stadt bis auf die sicilianischen Kriege, fällt noch fast ganz in die erste Periode (**). Er enthält in vier Jahrhunderten (von 3098 bis 3504) die allmälige Ausbreitung der Macht Karthagos in Afrika und in fremden Insel- und Küstenländern, die Festsezung seiner innern Verfassung, der Grundsäze seiner Politik, seines Handels- und seines Kriegs-Systems. Die allgemeinen Notizen, die hierüber vorliegen, sind meistens auch für die spätern Zeiten, jene der langwierigen sicilischen (von 3504 bis 3719) und dann der römischen Kriege (von 3719 bis 3838) giltig. Wenn wir also in diesem Zeitraume schon ein allgemeines Bild von Karthago entworfen haben, so mögen wir füglich im folgenden die weitern Schicksale dieses Staates in den Faden der griechischen und römischen Geschichten verweben, mit welchen sie ohnehin auf die innigste Weise verflochten sind.

§. 2. Gründung und Ausbreitung Karthago's.

Hundert und zwei und dreißig Jahre vor Erbauung Roms (3098) ward an der nordafrikanischen Küste, gegenüber von Sicilien, durch eine tyrische Kolonie, Karthago (Carthadath, die neue Stadt) gegründet. Die Sage nennt die Erbauerin die königliche Dido, welche, der Raubsucht ihres Bruders Pygmalion listig entronnen, eine Freistätte an der schönen Küste suchte, die bereits durch ältere phönicische Pflanzstädte ihrem Vaterlande befreundet war. Aber glücklich gewählt vor allen war die Stelle, auf der Karthago emporstieg. Fast in der Mitte zwischen der ägyptischen Grenze und den Säulen des Herkules, an der Hervorragung der afrikanischen Küste, wo sich dieselbe plözlich nach Süden krümmt, ist ein tiefer Meerbusen (h. z. T. der Golf von Tunis), aus dessen innerstem

(*) Ideen über die Politik, dem Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt.

(**) Der erste Hauptangriff der Karthager auf Syrakus geschah 50 Jahre nach Cyrus Tod. Es würde vielfältig die unnatürlichste Zerreissung des Zusammenhangs veranlassen, und sonach dem Endzweck (der Methode) gerade entgegen seyn, wenn man die Begebenheiten oder Zeitpunkte, welche als Grenzmarken der großen welthistorischen Perioden bestimmt wurden, mit ängstlicher Genauigkeit auf alle einzelne Volksgeschichten anwenden wollte. So haben wir auch die ägyptische Geschichte bis auf Cambyses Zeiten, und jene der griechischen Kolonien meist noch viel weiter herab, schon in diesem ersten Zeitraum erzählt. —

Grunde eine Halbinsel hervortritt. Auf dieser natürlich festen Halbinsel wurde Karthago gebaut; das starke Schloß Byrsa vertheidigte die Stadt von der Landseite, und eine in den Golf gehende schmale Erdzunge bildete den doppelten Hafen. Die Gegend ist durch die allmälige Versandung des Golfs unkenntlich geworden; aber man weiß, daß Tunes und Utika zu beiden Seiten von Karthago stunden, jenes eine Meile, und dieses eine und eine halbe davon entfernt.

Viele phönicische Kolonien blühten, wenn sie durch Handel erstarkten, zu eigenen, selbstständigen Staaten auf: Karthago, dem nicht ein Beschluß des Mutterstaates, sondern die Auswanderung einer mißvergnügten Schaar die Entstehung gegeben, genoß schon ursprünglich dieses freie Verhältniß, und nüzte seine vortreffliche Handelslage ohne andere Beschränkung, als die seiner anfänglichen Schwäche. Sein kleines Gebiet hatte es von den alten Bewohnern des Landes durch friedlichen Kauf erworben, und mußte lange dafür einen jährlichen Tribut entrichten. Aber allmälig erhob sich die Macht Karthagos über die Stämme der Eingebornen bis zum See Triton hinauf, und westlich bis zum Flusse Tuska. Sie waren ehevor wilde Nomaden gewesen, jezt wurden sie — wiewohl widerstrebend — zum Ackerbau geführt. Das ganze Land, in die zwei Provinzen, Zeugis in Norden, und Byzazium (von den Byzanten also genannt) im Süden, getheilt, glich bald einem unermeßlichen Garten, mit zahlreichen und blühenden Städten besäet, deren Bewohner von vermischter (karthagischer und einheimischer, daher Libyphoenices) Abkunft waren. Noch gesegneter war die Gegend um den See Triton und die kleinere Syrte — man hieß sie Emporia, weil sie einem reichen Markte glich: — aber jenseits derselben und weiter längs der Küste bis über die größere Syrte hinaus zog sich hundert Meilen Weges eine sandige Region, von nomadischen Stämmen, als den Lotophagen, Psylen und Nasamonen dünn bevölkert, und der karthagischen Herrschaft durch einen Grenztraktat mit Cyrene (nach 3500) unterworfen. Hier erhielten die Arae Philaenorum das Andenken der schaudervollen Heldenthat, wodurch die Brüder Philäni ihrem Vaterland die ungerechte Grenze erworben. Minder ausgedehnt war das Gebiet Karthagos im Westen; denn jenseits des Tuska schwärmten schon die freien Numidier umher (*), welche zwar durch Handelsverkehr und als Söldner dem karthagischen Interesse manchmal dienten, aber dennoch ihre Unabhängigkeit, und zur Sicherung derselben ihre nomadische Lebensweise fortwährend behaupteten. Nur an der Küste, und zwar bis an die Säulen des Herkules zog sich eine fast unabgebrochene Kette von karthagischen Castellen und Städtchen hin — meist die metagonitischen genannt — durch welche die Mutterstadt wenigstens die Herrschaft der Gestade und einen gesicherten Landweg nach Spanien erhielt.

Auch die unmittelbar phönicischen Pflanzstädte auf der ganzen nordafrikanischen Küste, als das sidonische Leptis im Syrtenland, dann das mächtige Utika — beide noch vor Karthago gegründet — Adrumetum, Hippo, Klein-Leptis, Tysdrus und viele andere, die größtentheils in ungewissen Zeiten erbaut sind, traten allmälig mit ihrer stärkern Schwester in engere Verbindung, wodurch sie, wiewohl unter Beibehaltung des Namens

(*) Herodot kennt ihre einzelnen Stämme nicht, aber später nennt Polybius die Massyli, Massäsyli, Makkäi und Maurusii, die in der angegebenen Ordnung den Raum bis zum atlantischen Ocean füllten.

und des Rechtes der Selbstständigkeit, meist in die nothwendige Abhängigkeit des schwächern Alliirten von den mächtigern geriethen, und häufig als wirkliche Unterthanen behandelt wurden.

§. 3. Handels- und Kolonial-System.

Zu solcher Präpotenz war Karthago durch seine weise Politik und durch sein ausgebreitetes Handels- und Kolonial-System gelangt, womit auch seine innere Verfassung und sein Kriegswesen in genauer Verbindung standen. Von den beiden leztern Gegenständen werden wir umständlicher an den geeigneten Orten handeln (s. unten den IIIten Abschnitt dieses und des folgenden Zeitraums). Die ersteren müssen wir hier schon vorläufig beleuchten.

Die Grundlage, das allbelebende Prinzip der karthagischen Republik, war Handel. Krieg und Eroberung sollten blos zu desselben Schuz und Erweiterung dienen. Wiewohl also minder friedlich als die Staaten Phöniciens, bleibt dennoch Karthago, gegen das allein durch Krieg bestehende Rom betrachtet, eine freundliche Erscheinung. Nachdem es durch die Unterwerfung der nächsten Umgebungen seinen — früher prekären — Zustand befestiget, und seinem Kunstfleiß die nöthigen Grundstoffe durch einheimische Produktion gesichert hatte, sehen wir es nach dem ausgebreitetsten Verkehr zu Land und zu Wasser streben, seine Flotten in unbekannte Meere, seine Karavanen durch den Sand der Wüste schicken; aber, was die politische Vergrößerung betrifft, durchaus in Unterhandlung und Krieg jenen Charakter der Mäßigung behaupten, welcher auf freiwillige Ergebenheit mehr als auf erzwungenen Gehorsam baut, und den unschuldigen Handelsgewinn den Erpressungen des Herrschers vorzieht. Gesicherte Handelsstraßen, bequeme Märkte, erweiterter Verkehr sind die einzigen Zwecke seiner Eroberungen, die sich demnach meistens auf leicht zu behauptende Küsten- und Insel-Länder oder auf einzelne Niederlassungen beschränken. So erwarben sich die Karthager nach und nach die balearischen und pythiusischen Inseln, Korsika — um welches sie mit den Phokäern kämpften — das fruchtbare Sardinien, einen Theil Siciliens, Malta, und andere kleine Inseln des Mittelmeers; so traten sie mit der phönicischen Pflanzstadt Gades auf spanischer Küste in Verbindung, legten daselbst verschiedene Kolonien an, und machten sich durch einträglichen Handel die Erzeugnisse der spanischen Bergwerke eigen, lange bevor die Noth sie zwang, die Eroberung des Landes selbst zu versuchen. So gründeten sie auch außer den Säulen des Herkules an den Westküsten von Afrika bis zum Senegal ihre Niederlassungen, besezten die kanarischen Inseln und Madeira, und drangen in Norden bis an die brittische und preußische Küste.

Zur Behauptung so vieler zerstreuten Besizungen, zur Aufrechthaltung der bereichernden Handelsgröße war freilich eine strenge, anscheinend illiberale Politik nöthig, welche die Kolonien schon gleich bei der ersten Anlage zu einem Zustand der Schwäche bestimmte, und durch fortwährende Beschränkung ihr Aufstreben zur Selbstständigkeit hemmte, welche die geographischen Entdeckungen sorgfältigst als Staatsgeheimnisse bewahrte, und alle auswärtige Konkurrenz im Handel wachsam hintanhielt. Nur dadurch mochte eine unkriegerische, auf Handel gebaute Stadt über weite Länder gebieten, nur dadurch im Besiz der Mittel zum dauernden Flor, ja zur Selbsterhaltung bleiben. Denn leider ist so das Verhältniß der Menschen, daß sie nur desjenigen als eines wahren Besizthums sich erfreuen mögen, was sie zu ver-

theidigen im Stande sind. Von ungerechter Gewalt umlagert, ist mancher Staat, auf daß er sich erhalte, zur Ungerechtigkeit selber gezwungen, und so lange unter den Völkern im Allgemeinen kein freundlicheres Verhältniß herrscht, ist es auch keinem einzelnen zuzumuthen, weltbürgerliche Ansichten höher als die kältern Berechnungen der Politik zu würdigen.

Aber durch alle Klugheit und Vorsicht konnte der karthagische Staat sich nicht geben, was die Natur ihm versagt hatte — eine Basis, groß und stark genug für das weitläufige Gebäude. Denn viel leichter zu erschüttern (freilich auch zu tragen), ist eine Herrschaft, welche auf Gold, als welche auf Eisen sich gründet; und was nicht durch einheimische Kraft besteht, ist immer dem Falle nahe. Wohl war die Stadt Karthago stärker als jede einzelne ihrer streng bewachten Kolonien, aber vor der feindseligen Vereinigung mehrerer mochte sie billig erzittern; wohl gehorchten ihr weithin die libyschen Stämme, aber die Gemüther blieben ihr abgeneigt; man haßte die fremde Gebieterin, welche die Vertauschung der freien Nomadensitte mit dem dienstbaren Ackerleben erzwungen. Wohl brachten Land- und Seehandel reiche Schäze ein; aber die Flotte und die Armee und die Beschüzung so weit zerstreuter Stationen fraßen sie auf. Wohl mochte man Söldner kaufen, so lange die Goldquellen flossen, und die Barbaren sich feil boten; aber da hatte man Truppen ohne Eifer und Treue, und die in Zeiten der Noth oft selbst die gefährlichsten Feinde wurden. Daher, wiewohl Karthago nach außen groß und herrlich erschien, wankte es auf eigener Grundfeste. Zwei Welttheile waren ihm zinsbar, und wenn eine mäßige Feindesmacht nach Afrika kam, so entstand ein Kampf auf Tod und Leben. Solche Kämpfe werden wir Karthago im folgenden Zeitraum mehreremal bestehen, und endlich auf eine schreckliche, wiewohl glorreiche Weise erliegen sehen.

§. 4. Allgemeiner Blick auf Libyen.

Um das karthagische Gebiet, und weit hin nach allen Richtungen haus'ten die libyschen Völker, die Urbewohner von ganz Nordafrika (Aegypten ausgenommen), von denen bei den Griechen der Welttheil selbst den Namen Libya trug, und deren Nachkommen heute unter der Benennung der Berbern, Tibbos und Tuariks zwischen und südlich an den später eingewanderten Mauren bis zu den Nigerländern wohnen. Ein flüchtiger Blick auf diese Völker wird hier an seiner Stelle seyn. Wir haben schon oben der ackerbauenden Stämme im eigentlichen karthagischen Gebiet erwähnt, dann auch derjenigen, welche östlich im Syrtenland bis nach Cyrenaika, ja bis nach Aegypten — in so fern die fremden Kolonisten sie nicht verdrängt hatten — auf der Westseite aber in Numidien und Mauretanien bis zum atlantischen Ocean nomadisch umherzogen. Diese ganze nördliche Strecke von Afrika macht nach Herodot das bewohnte Libyen — h. z. T. die Berberei — aus; die zunächst in Süden angrenzende Strecke heißt bei demselben das thierreiche, und eine dritte noch weiter in Süden das sandige Libyen. Sonach war diesem großen Forscher auch Biledulgerid (Belad al Dsherid, das Dattelland) und die fürchterliche Sahara bekannt. Die erste dieser beiden Regionen — Gätulia bei den spätern Geographen geheißen — wird meist durch die lange Gebirgskette gebildet, welche fast parallel den Küsten des Mittelmeeres durch Nordafrika zieht, in Westen den Namen des Atlas, in Osten jenen des Harudsch-Gebirges (Mons ater) trägt, und sich zulezt in der todten Wüste

verliert. Noch jezt wird sie von Gazellen, Straußen, Affen, Löwen und Panthern in großen Schaaren, dünner aber von Menschen durchirrt, weil das Erträgniß weniger Heerden und die Früchte der Dattelpalme die einzige Nahrung sind. Die gätulischen Völker, worunter die Garamanten im heutigen Fezzan, gehörten zum libyschen Stamme. Sie waren es vorzüglich, die, nebst ihren nördlichen Nachbarn, die Nasamonen, den wichtigen Karavanenhandel nach den Nigerländern und nach Aegypten — meist für karthagische Rechnung — führten. Dahin zu gelangen, mußte das sandige Libyen durchzogen werden. Diese lezte Region bietet einen schauervollen Anblick dar. In einer Ausdehnung, die jener des Mittelmeeres, dreimal genommen, beinahe gleichkommt, reicht das brennende Sandmeer zu beiden Seiten des Wendekreises, also da, wo Afrika am breitesten ist, von den westlichen bis an die östlichen Gestade dieses Welttheils, ja, wie schon der bewunderungswürdige Herodot mit großem Blick bemerkte, noch über den arabischen und persischen Golf hinaus über Yemen, Kerman und Mekran bis Multan in Nordindien. In diesem ungeheuern Reiche des Todes — es ist von wechselnder Breite, im ganzen aber fürchterlicher im Westen als im Osten — grünen dennoch insularisch verschiedene großere und kleinere Strecken, Oasen in der ägyptischen Sprache genannt. Sie werden von einsamen Quellen bewässert, und durch sie allein, sonach auf unveränderlich durch die Natur selbst bezeichneten Wegen, ist der Handelsverkehr zwischen dem nördlichen und innern Afrika möglich. Von der Westhälfte der Sahara, wo die schrecklichen Wüsten Zuenhaga und Zuenziga u. a. sind, hatte Herodot keine Kunde; aber es ist wahrscheinlich, daß die Wohnsize der Ataranten und Atlanten, von denen er als jenseits dem Garamantenlande hausend spricht, auf der Karavanenstraße von Fezzan nach den Nigerländern zu suchen seyen. (S. Heeren afrikan. Völker.) Diese geheimnißvollen Länder gehören schon zu Aethiopien, wohin uns also die natürliche Ordnung der Erzählung führt.

Eilftes Kapitel.

Geschichte der Völker an und außer der Grenze der alten Erdkunde.

§. 1. Welches sind diese Völker?

Wir fassen hier eine Menge Völkerschaften zusammen, verschieden an Abkunft, Sitte und Schicksal, und über ungeheure Länderstrecken verbreitet; Aethiopier, Celten, Scythen, Indier und Sinesen. Aber gemein ist ihnen die Entfernung vom eigentlich historischen Schauplaz, und darum auch von der historischen Kunde. Die ersten vier Namen sind nicht einmal wahre Volksnamen, sondern bezeichnen blos im Allgemeinen oder geographisch die — unter sich vielgetheilten — Stämme, welche in Süd, West, Nord und Ost von der Grenze der genauern Erdkunde bis in unbestimmte Fernen haus'ten. Auch sind von ihnen, begreiflich, keine zusammenhängende Geschichten, sondern nur äußerst dürftige fragmentarische Nachrichten vorhanden, welche indessen bei den Indiern, durch später erforschte einheimische Quellen, eine sehr kostbare Bereicherung erhielten. Die Sinesen aber sind den Alten ganz unbekannt geblieben; sie bilden für sich

eine eigene historische Welt, worin jedoch in diesem Zeitraum noch dichtes Dunkel herrscht, so daß wir das Wenige, was wir aus sinesischen Quellen darüber erforschten, schicklich als einen kurzen Anhang der indischen Geschichte beifügen mögen.

§. 2. Aethiopier, insbesondere der Staat von Meroë (*).

Das ganze innere und südliche Afrika von der Südgrenze Aegyptens und der Sahara an wird von den alten Geographen gewöhnlich Aethiopien genannt, mit der schwankenden (auch bei Libyen vorkommenden) Eintheilung in das Aeußere und Innere. Ja es wird oft der Name Aethiopier noch allgemeiner und nicht so fast geographisch als vielmehr genetisch, zur Bezeichnung der durch eine schwarze oder doch sehr dunkle Farbe sich unterscheidenden Menschenraçen gebraucht, wornach es auch in Südasien (welches freilich die geographische Unkunde sich häufig als zusammenhängend mit Afrika dachte) Aethiopier gab. Wiewohl nun von diesem so weit ausgebreiteten Volksstamme mehr nur geographische, und zwar sehr dürftige Notizen als eigentliche Geschichte bei den alten Schriftstellern vorkommen; so müssen wir dennoch dabei verweilen, weil diese wenigen und dunklen Nachrichten fast das einzige sind, was bis auf die Zeiten der arabischen Züge, ja bis auf die neuern europäischen Entdeckungsreisen über den größten Theil von Afrika vorliegt; da im Gegentheil die Länder der Celten und zum Theil auch der Scythen weit früher aus der Dunkelheit hervortreten, und gleich in den nächstfolgenden Zeiträumen Stoff zur eigentlichen Geschichte geben. Ueberdies erweckte Aethiopien, troz des geheimnißvollen Schleiers, der es umgibt, und vielleicht gerade dadurch, ein eigenthümliches, auch dem Welthistoriker nicht fremdes, Interesse, und es wird solches durch die wunderbaren Sagen, die von ihm bei den kultivirtesten Nationen schon im grauesten Alterthum im Schwung waren, noch bedeutend erhöht. „Die Jahrbücher der ägyptischen Priester waren voll „von ihnen; die Völker des innern Asiens am Euphrat und Tigris „durchflochten die Sagen von den Eroberungen und Kriegszügen ihrer Helden „und Heldinen mit äthiopischen Dichtungen, und in einem nicht weniger „frühen Zeitalter schimmern sie in der griechischen Mythologie. Als die „Griechen Italien und Sicilien kaum dem Namen nach kannten, war „der Name der Aethiopier schon im Munde ihrer Dichter. Sie sind das „fernste der Völker, die gerechtesten der Menschen, die Lieblinge der Götter." (Heeren.)

Diese ruhmvollen Sagen beziehen sich jedoch nur auf das Land, welches bei Ptolemäus Aethiopia supra Aegyptum heißt, und das heutige Nubien, Habesch und Adel sammt deren nächsten Grenzländern begreift. Was weiter nach Süden und was nach Westen jenseits der Sahara liegt, das blieb — wiewohl die afrikanischen Völker, und insbesondere die Karthager, vieles davon vermöge ihres Handels kannten — für die übrige Welt völlig ein Fabelland. Einzelne Notizen davon, vorzüglich was der weitsehende Herodot darüber erkundigte, werden wir bei der Geschichte des

(*) Vgl. F. K. L. Sickler, Thott oder die Hieroglyphen der Aethiopier und Aegypter. Hildbh. 1819. Waddington's und Le Hanbury's Reise in verschiedenen Gegenden Aethiopiens, a. d. Engl. (im 33. Bd. der wichtigsten Reisen. Weimar. Ind. Comt. 1823). H. Lobo's Reise nach Habessinien und zu den Quellen des Nil, a d. Franz. mit Anmerk. herausg. von Th. Fr. Ehrmann. Zürich 1794.

Handels ausführen. Aber auch in dem oberhalb Aegypten gelegenen Aethiopien blieb manche Gegend unerforscht; und von andern kommen nur schwankende Bestimmungen und mährchenhaft klingende Namen vor. Dahin gehoren die von Agatharchides verzeichneten Ichthyophagen, Hylophagen, Elephantophagen und Struthiophagen. Es mag seyn, daß unter den von Bruce beschriebenen Schangallas diese Stämme noch sämmtlich können erkannt werden: unsern Blick ziehen blos die Troglodyten, die Makrobier, und vor allen die Bewohner von Meroë an.

Die Troglodyten (Höhlenbewohner) hausten in der Gebirgskette, welche Habesch in Süden begrenzt, und dann längs des arabischen Meerbusens hinzieht. Unzählige natürliche Höhlen sind in diesem Gebirg; die nomadischen Stämme auf seinem Rücken erweiterten dieselben, und fanden darin eine Zuflucht gegen die Sonnenhize und gegen die periodischen Regen. Diese Stämme mögen von verschiedener Abkunft gewesen seyn; die Natur des Landes bestimmte ihre Lebensweise, und wir finden selbst im alten Aegypten manche troglodytische Sitte.

Tiefer in Süden, und wahrscheinlich in der Nähe des Vorgebirges Guardafui (im Lande Sasu?) wohnten die räthselhaften Makrobier, die Nachbarn des Weihrauchlandes, welche, nach Herodot's Nachrichten, etwas Kultur, und mehr Gold als Eisen besaßen, stolz auf ihre starken Bogen waren, und der Eroberungssucht des Persers Cambyses glücklich entgingen.

Aber alle diese Länder verdunkelt der Ruhm von Meroë, dem ehrwürdigen Siz uralter Kultur, so wie des Handels und der Gottesverehrung. Durch die beiden Ströme, Astaboras (Takazze) im Westen und Astapus (Bahar el Abiad, eigentlich ein Nilarm) in Osten, wird eine große Flußinsel gebildet, welche das heutige Königreich Senaar in Nubien und einen nördlichen Theil von Abyssinien ausmacht, und einst der Staat von Meroë war. Die Hauptstadt gleiches Namens stand nahe bei dem heutigen Chandi, wie Bruce aus den in jener Gegend vorhandenen Ruinen schloß. Hier hatte sich frühe eine mächtige Priesterkaste gebildet, Dienerin des Ammon (Jupiter) und Dionysos (Osiris, Bacchus), welche durch Aberglauben und gewinnreichen Handel über die Völker herrschte, eine Hieroglyphenschrift und verschiedene wissenschaftliche Kenntnisse besaß, und durch Aussendung von Kolonien ihren wohlthätigen Einfluß erweiterte. Theben in Oberägypten, Ammonium (Siwah) in der libyschen Wüste, Axum und Azab in Abyssinien (das leztere am Meere, wo die kürzeste Ueberfahrt nach Arabien ist) waren die merkwürdigsten jener Verpflanzungen, insgesammt wichtige Handelspläze mit stolzen Monumenten — die Trümmer beweisen es — geziert, und auserlesene Size von — wenigstens vergleichungsweise — höherer Menschenbildung. Zwischen dem Staate von Meroë und dem von Aegypten bestand fortwährend eine engere Verbindung, durch die Verwandtschaft der Völker — wenigstens der herrschenden Kaste — und Aehnlichkeit der Verfassung erzeugt, und meistens friedlich durch Handelsverkehr, oft aber auch kriegerisch durch Waffen unterhalten. Sabako, der über Aegypten herrschte; Tirhaka, vor welchem Sanherib floh, waren wohl Könige von Meroë, und die Kriegerkaste, die unter Psammitich mißvergnügt aus Aegypten zog, fand eben da eine freundliche Aufnahme. — Meroë ist längst nicht mehr, auch Theben und Ammonium liegen in Trümmern: aber die Wirkungen, die von ihnen aus auf Religion, Verkehr und Gesittung der Menschen gingen, haben sich

mittelbar — durch Aegypter und Griechen — fast auf alle Völker verbreitet, und werden so lange dauern, als unser Geschlecht.

§. 3. Celten (*).

Die Celtischen Nationen, d. h. die Bewohner des westlichen Europa, nehmen in diesem Zeitraum noch wenig Theil an der allgemeinen Geschichte; darum kann ihrer auch nur kürzlich gedacht werden. Der große celtische Volksstamm enthält begreiflich mehrere untergeordnete in sich, wovon nach der Meinung verschiedener Gelehrten die Basken und Galen, welche im Grunde eine Nation sind, die ältesten gewesen, nachher aber durch die von den Scythen vertriebenen, und westlich gezogenen Kimmerier (Kymren) dermaßen beschränkt und fortgetrieben worden, daß ihnen einerseits blos noch Spanien und das zunächst den Pyrenäen gelegene Gallien blieb (allwo sie unter dem Namen der Iberer, Celtiberer, Biscayer, Euscaldunac, Aquitaner, erscheinen), anderseits aber ein Theil von ihnen (unter dem Namen der Caledonier, Deukaledonier, Gael) nach Hochschottland und Hibernien zog, und hiedurch sich auf beständig von seinen Brüdern trennte. Zwischen den Basken und Galen befanden sich sonach die eingedrungenen Kymren, welche — außer einigen Provinzen Germaniens — vorzugsweise das nördliche Gallien (wo sie später den Namen der Belgen führten), und Südbrittanien besezten, im mittlern Gallien aber durch Vermischung mit den ältern Stämmen die nachmals im strengen Sinn sogenannte celtische Nation bildeten. Die Vertreibung der Kimmerier durch die Scythen fällt um 3350 (s. den nächsten §.); hiernach läßt sich auch ihre Einwanderung in Gallien beiläufig bestimmen. Wann aber und auf welchem Wege die Basken und Galen, welche beide wir auch schon in Italien antrafen, nach Gallien gekommen, und ob sie da oder dort älter seyen, darüber, wie über alle früheren Verhältnisse der celtischen Völkerschaften, haben zwar Schöpflin, Gatterer, Schlözer u. A. äußerst scharfsinnige und mühsame Untersuchungen gepflogen, welchen allerdings ein gewisses heimathliches oder patriotisches Interesse eigen ist; aber der Welthistoriker kann sie nicht anders als außer seinem Wege liegend betrachten. Denn einerseits kommt man dabei doch nicht weiter, als zur Muthmaßung, höchstens zur Wahrscheinlichkeit; anderseits wird dadurch für die Ausmittlung des eigentlichen Ursprungs und der Verwandtschaften der heutigen europäischen Völkerschaften nur wenig gewonnen. Bis zur ersten Quelle können wir nicht mehr zurückgehen, wenn wir nicht die Resultate der historischen Forschung gewaltsam oder willkürlich an die noachische Stammtafel anreihen. Denn wer waren diese Kimmerier selbst, von denen die Belgen und südlichen Britten stammen, oder die Mäoner (Ascanii mediterranei), von welchen nach Gatterer's Hypothese (synchron. U. H. II. p. 149.) die Galen und Basken herkommen? — Sollen wir uns hier mit Gomer und Aschkenaß behelfen? — Weiter ist deutlich, daß die Hauptmasse der Nation in den meisten europäischen Ländern nicht von den ältesten eingewan-

(*) Vergl. Pelloutier, älteste Geschichte der Celten rc. herausgegeben von Purmann. Frankf. 1777 — 84. 3 Bd. Schoepflin vindiciae celt. 1754. Höllmann's histor. etymol. Versuch über den celtisch-germanischen Volksstamm. Berlin 1798. Radlof's neue Untersuchungen des Celtenthums. Bonn 1822. J. Buhle's Bemerk. über den historischen Gebrauch der Quellen zur ältern Geschichte der Celten. Göttingen 1788. u. a.

derten Stämmen herrühret. Andere Schwärme rückten nach, von ganz verschiedener Abkunft und bunt durch einander gemischt. Allmälig wurden die Ureinwohner verdrängt, aufgerieben, oder hin und her zerstreut, so daß — wie Sprache und Sitte zeigen — meist nur in einigen Ecken und Winkeln der Länder ihre ächten Ueberreste noch vorhanden sind. Darum genüge uns vorerst, zu wissen, daß die Celten, wie alle europäischen Völker, aus Asien stammen, und schon in vorhistorischen Zeiten nach Europa gewandert sind. Ein weiteres von ihnen werden wir erst in den Zeitpunkten erzählen, wo das geschichtliche Dunkel von ihren Ländern schwindet, und sie selbst auf eine nähere Weise, handelnd oder leidend, in den Gang der allgemeinen Begebenheiten verflochten sind.

§. 4. Scythen.

Bei den Scythen ist dieses zum Theil bereits in diesem Zeitraum der Fall, denn von ihnen ging jezt schon eine Umwälzung aus, die über Europa und Asien sich erstreckte. Unermeßlich ist das Land, worin die Scythen hausten. Ihr Name ist von den alten Geographen so sehr, als von den neuern jener der Tartaren, mißbraucht worden, und wir treffen Scythen fast im ganzen Norden unseres Continents von den Karpathen bis zum Altai an. Die Nachrichten Herodot's, der nur 100 Jahre nach Cyrus schrieb, müssen uns hier zur vornehmsten Quelle dienen. Bewunderungswürdig, und in vielen Stücken genauer als selbst in neuen Zeiten, ist seine Kenntniß der Völker nördlich und östlich am schwarzen und kaspischen Meere. Er unterscheidet die europäischen und asiatischen Scythen, zwischen denen in der Mitte die Sarmaten (Sauromaten, Nordmeder) in den astrakanischen Steppen vom Don bis zur Wolga wohnten. Auch die europäischen Scythen stammten aus Asien. Durch die Massageten, ihre Geschlechtsverwandten, vertrieben, waren sie von der Ostseite des kaspischen Meeres über die Wolga nach dem heutigen Rußland gezogen, und hatten sich nördlich an den daselbst ausgebreiteten Kimmeriern festgesezt. Neunhundert Jahre sollen sie neben diesen gehaust haben, bis endlich (3351) ein Theil der leztern, um den scythischen Angriffen zu entgehen, nach Klein-Asien in die Halbinsel Sinope floh, und ein anderer Theil seine merkwürdige Wanderung in's westliche Europa nach Germanien und Gallien antrat. Wir haben in der medischen Geschichte erzählt, wie die Scythen, den flüchtigen Kimmeriern folgend, durch die kaukasischen Pässe in Ober-Asien gebrochen, und wie Medien und weiter hin alles Land bis nach Aegypten 28 Jahre lang von ihnen plündernd durchzogen worden. Nach ihrer Rückkehr in Scythien finden wir diese mächtige Nation von der untern Donau bis an den Tanais und nördlich bis gegen den See Ivan und Mohilow ausgebreitet, aber in verschiedene Stämme getheilt. Unter ihnen sind berühmt die ackerbauenden Kallipiden, Alazonen und Borystheneiten um den Dnieper, und die sogenannten königlichen Scythen am untern Don. Die Taurier in der Krimm scheinen Ueberreste der Kimmerier zu seyn. Unter ihnen und unter den Scythen an der Nord- und Westküste des schwarzen Meeres hatten sich griechische Kolonien von Miletos angesiedelt (s. oben S. 123); westlich an den Scythen wohnten die goldreichen Agathyrsen am Krapak und die Neuren in Lithauen; nördlich aber in den Gegenden von Moskau und Smolensk die Melanchlänen und Androphagen.

In diesen, mit rothen Fellen bekleideten, menschenfressenden Barbaren Herodot's haben unsere Gelehrten die Bastarnen, die zum germanischen Volksstamm gehören, erkannt.

Unter den asiatischen Scythen, welche die spätern Geographen meist in die dies- und jenseits des Imaus (Mustag) theilen, nennt Herodot die Argippäer. Sie wohnten am Fuß eines hohen Gebirges (des Ural, wo jezt die Kirgisen), und glichen, ihrer Beschreibung nach, den heutigen Kalmücken. Ihnen gegen Osten waren die fabelhaften Issedonen (Soongaren, welche der alte Aristeas in seinem Gedichte Ἀριμάσπεια besungen. Viele andere Horden, alle namentlich bei Herodot aufgeführt, schwärmten in den aralischen Ländern und in denjenigen herum, welche der Oxus und der Jaxartes durchströmen. Die Kaspier (Turkomanen?), Chorasmier (in Chiwa), die Utier (Uzen?) verdienen hier eine vorläufige Erwähnung, weil sie kenntlich in spätern Zeiten wieder erscheinen. Aus den Namen der übrigen, besonders in den Gegenden der großen Bucharei aufgezählten Stämme, können wir nicht klug werden. Alle Horden aber in den ungeheuren Steppen jenseits des Jaxartes hießen den Persern mit einem allgemeinen Namen Saken: unter ihnen waren die Massageten das Hauptvolk. Jenseits dieser Massageten und der Argippäer hört die Erdkunde Herodot's auf, wiewohl er bereits von den in Norden liegenden „unersteiglichen Gebirgen" (der Kette des Altai) und den jenseits derselben wohnenden Menschen „welche sechs Monate im Jahr schlafen" (wer erkennt hier nicht die langen sibirischen Nächte? —) die dunkle, ihm jedoch unglaublich scheinende Sage vernommen (*). Diese ausgebreitete Kenntniß des Scythenlandes war einzig die Wirkung des Handels, welcher, vorzüglich von den griechischen Pflanzstädten am Ufer des schwarzen Meeres, nach dem tiefsten Norden und Osten geführt wurde.

§. 5. Indier (**).

Weit unvollkommener war die Kunde von Indien, wiewohl es geradezu dessen Erzeugnisse waren, welche den Karavanenzug nach Osten lenkten. Die Entfernung des Landes, und die schon an der Grenze oder noch diesseits derselben liegenden Stappelpläze seiner Waaren machten die genauere Erforschung desselben schwer und entbehrlich. Herodot, der sonst so Vieles weiß, ist äußerst dürftig in seinen indischen Nachrichten. Ihm gilt Indien für das lezte bewohnte Land im Osten; aber kaum kennt er dessen nächste Grenzprovinzen, und was er von ihren Bewohnern erzählt, ist unbestimmt und mährchenhaft. Auch die spätern Schriftsteller, Ktesias, Diodor und Strabo, Plinius, Arrian und Ptolemäus wissen nicht viel mehr als die Eintheilung Indiens in das dies- und jenseits des Ganges gelegene, nebst einigen abgerissenen geschichtlichen Notizen, und zwar abermals nur über die westlichen Grenzländer, aufzuführen. Was wir aus ihnen allen über den uralten Zustand Indiens und sein Verhältniß zur übrigen Welt lernen mögen, besteht in einer summarischen Schäzung seiner großen Ausdehnung und Bevölkerung, seiner frühen Kultur und Handelswichtigkeit. Die Sagen von den Zügen eines Bachus, Her-

(*) Auch deutet er die Wüste Kobi, durch Bestimmung ihrer Lage und Beschaffenheit kenntlich an; wiewohl er sie zu Indien rechnet, und durch die Karavanen-Legende von den goldsuchenden Ameisen zum Fabelland zu machen scheint.

(**) Der Schriftsteller über Indien werden wir unten bei der Religionsgeschichte der Indier gedenken.

kules, Sesostris u. a. Heroen nach Indien deuten zum Theil auf die Ideen der Gefahr und Mühseligkeit hin, die man mit einer Reise nach Indien verband, zum Theil sind sie von indischen Mythen selbst abgeleitet. Semiramis soll von einem indischen Könige geschlagen, und auch sonst noch zwischen den Assyrern und Indiern gekämpft worden seyn. Ein Weiteres lehren uns für diesen Zeitraum die ausländischen Schriftsteller nicht. Aber wir haben aus der Vergleichung und Zusammennehmung der übrigen Völkergeschichten, aus geologischen Betrachtungen, endlich auch aus den in neuern Zeiten bekannt gewordenen einheimischen — indischen — Büchern wenigstens einiges Licht über den frühesten Zustand des Landes und Volkes und über die ihm gebührende Stelle in der Geschichte der Menschheit geschöpft. Wir wissen, daß Indien — zunächst dem wahrscheinlichen Ursiz unseres Geschlechtes gelegen — eines der am frühsten bevölkerten, und wohl das allererst kultivirte Land gewesen; daß es nicht nur durch seine köstlichen Erzeugnisse, welche frühzeitig für die meisten Völker Gegenstände des luxuriösen Genusses, zum Theil des Bedürfnisses wurden, sondern auch, und vielleicht mehr noch, durch die von ihm ausgegangenen — sowohl auf Handelswegen, als auf jenen der Auswanderung verbreiteten — Lehren und Ueberlieferungen mächtig auf Kultur, Religion und Lebensweise der vorzüglichsten alten — sonach mittelbar auch der neuen — Nationen gewirkt hat. Auf diesen interessanten Gegenstand werden wir unter der Rubrik der Staatsverfassungen und jener der Religion zurückkommen (*), für jezt genüge es, ihn angedeutet zu haben.

§. 6. Sinesen.

Auch was wir von den Sinesen wissen, ist meist aus ihren eigenen, aber spät bekannt gewordenen Quellen geschöpft. Griechen und Römer kannten Sina nicht. Was sie Serica und Sinarum terra nennen, ist — jenes wahrscheinlich die kleine Bucharei, und dieses Cochinchina. Bei den Syrern und Arabern kömmt die erste deutliche Meldung des Landes vor, welches sie Dschina nannten. Wir versparen die nähere Betrachtung dieses unermeßlichen Reiches und seiner natürlichen und politischen Merkwürdigkeiten auf die mangolische Periode, wiewohl auch in diesem Zeitraum schon, sowohl hier bei der Aufzählung der Völkerschaften, als im folgenden Abschnitt bei der Uebersicht der Religionen und Staatsverfassungen, des uralten sinesischen Volkes wenigstens summarisch gedacht werden muß. Denn uralt ist dasselbe, wenn gleich seine Prahlereien von Jahrmillionen lächerlich sind, und seine heiligen Bücher mehr nur Mythen, astronomische Cykeln, und Philosopheme als Geschichte enthalten. Wuwang, der mit einer Kolonie von Westen kam (um 2862) — Desguignes behauptet, aber aus schwachen Gründen, von Aegypten — war nicht der Stifter der sinesischen Nation, habe er auch Einfluß auf ihre Kultur geäußert. Von der Wüste Kobi oder Shamo — welche zusammenhängt mit dem großen Gebirgsrücken Mittel-Asiens — kam eine mongolische Horde — freilich in vorhistorischen Zeiten, aber dennoch gewiß, wie ein Blick auf die Karte und die Vergleichung der Schädel zeigt — herab in das weite, wohl bewässerte Land, das, ringsum von Meeren oder von hohen Gebirgen und Wüsten begrenzt, ausgedehnt genug,

(*) S. unten III. Absch. Kap. I. §. 6. und 21. Kap. II. §. 17. auch Kap. III. §. 10. Das dort Vorgetragene beleuchtet die weitaus wichtigsten Seiten der indischen Geschichte, deren politischer Theil in der alten Welt von nur geringer Bedeutung ist.

um die größte Volksmenge zu fassen, und reich genug an allen Naturerzeugnissen, um keines andern Landes zu bedürfen, bald eine eigene Welt für sich bildete, und der ganz abgesonderte Schauplaz eines eigenen Ganges der Menschenkultur ward. Ein wenig erfreulicher Schauplaz! Denn es erhob sich allmälig aus den vielen kleinen Staaten, in welche Sina lange getheilt war, die Herrschaft eines Einzigen über das weite Reich, eine Universalmonarchie in der sinesischen Welt. Von diesem Augenblicke an scheint die Kultur des Volkes stille gestanden, und seinem Charakter jene Werthlosigkeit und Apathie eingedrückt worden zu seyn, welche sogar die Möglichkeit eines weitern Fortschrittes aufhob, und die Sinesen, wiewohl sie an Kunstfertigkeit und Erfindungen, und selbst an Schriftgelehrsamkeit — freilich nur eine unbehilfliche Schrift! — vor vielen andern Völkern einen bedeutenden Vorsprung errungen hatten, für Jahrtausende zu dem beklagenswerthesten und schmählichsten Zustand verdammte. Früher als diese traurige Ordnung der Dinge eintrat — wir werden der Folge der sinesischen Dynastien am Schluß der alten Geschichte mit einigen Worten erwähnen — war in Sina ein großer Mann aufgestanden, der durch Lehre und Beispiel mächtig auf alle folgenden Zeiten wirkte. Confu-tsee (Confucius) hieß der Weise (um 3450) — ein Zeitgenosse von Pythagoras, — welcher durch Verdienst weit mehr als durch seine — gleichwohl erlauchte — Geburt erhoben, als erster Minister des Fürsten von Lou (Shan-tong), den Staat, die Sitten, die Religion verbesserte, und, da ihn die wandelbare Hofgunst seiner strengen Tugend wegen vertrieb, als Flüchtling und Verbannter noch Tausende von Schülern zog, auch, wiewohl verfolgt im Leben, nach seinem Tod eine bleibende Verehrung, ja selbst Altäre und Tempel erhielt. Es scheint, daß er, gleich den alten jüdischen Sehern, in die Zukunft, die seinem verderbten Volke Schmach und Unterdrückung drohte, einen weissagenden Blick geworfen, und dem bevorstehenden Unheil durch Erhebung des Volkscharakters, durch Einschärfung der Maximen des Rechts und der Tugend möglichst vorzukommen gesucht habe. Freilich sind von den ihm zugeschriebenen Sprüchen manche wegen der Bildersprache unverständlich, andere durch untreue Ueberlieferung verstümmelt, andere gar unterschoben worden — daher sogar ein Schlözer ihn einen finstern Schwärmer, ähnlich Jakob Böhme, nannte: — aber viele sind inhaltsschwer und voll ewiger Weisheit, als: „Nie wird eine Nation zu Grunde gehen, welche sich selbst vertraut;“ oder: „Wer nach dem Siegeslorbeer strebt, und Blutvergießen und Schlachten liebt, „verdient aus dem Verzeichniß der Menschen gestrichen zu werden;“ weiter: „Handle stets offen, und thue Niemanden, was du nicht willst, das dir gethan „werde“ u. s. f. Aber was vermag die Stimme Eines Weisen gegen den Geist der Zeit, und den Gang der Natur? — Viel Gutes hat er gestiftet im Einzelnen, aber den Charakter der Nation — den genetischen und klimatischen — konnte er nicht besiegen, und es ist im Ganzen viel wunderbarer, daß unter dem Sinesenvolk ein Confucius erschien, als daß er dasselbe nicht umbildete.

Dritter Abschnitt.

Allgemeine Betrachtungen über die erste Periode.

Vorerinnerung.

Hier fassen wir in Gemäßheit dessen, was wir oben am Schluß der Einleitung (§. 128.) sagten, Alles zusammen, was zur Kenntniß des Zustandes der Völker und der gesammten Menschheit in einem jeden Zeitraum gehört, und doch nicht wohl in den Faden der detaillirten Geschichte verwebt werden konnte, weil es etwa nicht blos auf ein Volk oder einen Zeitpunkt, sondern auf mehrere zugleich sich bezieht, und daher nicht sowohl in einzelnen Thatsachen, als in dem Resultat der Zusammennehmung von vielen besteht. Auch wird hier Dasjenige vervollständiget, was in der detaillirten Geschichte nur summarisch vorkam; es wird Jenes auf einen Gesichtspunkt zurückgebracht, und als ein Ganzes dargestellt, wovon dort nur zerstreute Notizen erschienen.

Je nachdem also der natürliche Zusammenhang der Erzählung es erheischt (und es scheint mir, daß vermöge desselben der Hauptstrom der Fakten sich weit besser in unserem Gemüthe zum fortfließenden Ganzen gestalte, als durch eine äußerlich regelmäßige Anordnung und Vertheilung der Gegenstände in symmetrische Fächer, welche zwar die Vollständigkeit der Sammlung anschaulicher macht, und das Nachschlagen erleichtert, aber oftmals den Totaleindruck durch gezwungene Trennung zusammengehöriger Daten schwächt), je nachdem also, sage ich, schon in der detaillirten Geschichte mehr oder weniger Gelegenheit zur Darstellung von Thatsachen war, welche auf die nachstehenden Rubriken des bürgerlichen, religiösen und wissenschaftlichen Zustandes Beziehung haben, desto mehr oder weniger ausführlich wird dann die Behandlung dieser Rubriken selbst erscheinen. Denn nach meinem Zwecke soll keine derselben ein eigenes Ganzes für sich bilden; sondern sie sollen insgesammt blos zur Vervollständigung und leichtern Uebersicht des einzigen großen Ganzen beitragen, das aus dem Gemälde eines jeden Zeitraums und eines jeden Weltalters überhaupt hervorgehen muß. Ich wünsche, daß die Auswahl und Anordnung der unter den Hauptrubriken der „allgemeinen Betrachtungen“ gesammelten Daten durch alle Zeiträume nach diesem aufgestellten Gesichtspunkt beurtheilt werde.

Erstes Kapitel.

Bürgerlicher Zustand.

I. Kultur überhaupt.

§. 1.

Kultur — allerdings ein unbestimmter, und oftmals falsch verstandener Ausdruck — soll uns hier den Inbegriff der bei einem Volke herrschenden Ideen und bestehenden Einrichtungen andeuten, welche auf Ver-

besserung seines gesellschaftlichen Zustandes sowohl als auf Vervollkommnung der Individuen abzwecken. Ein kultivirtes Volk ist demnach, wie Hegewisch richtig bemerkt, nicht dasjenige, bei welchem alle Individuen verfeinte, veredelte Wesen sind — dergleichen Völker gab es noch nie — sondern ein solches, bei welchem jeder Einzelne mehr Leichtigkeit oder Gelegenheit hat, seine Kräfte und Anlagen anzuwenden und auszubilden, und bei welchem eine bedeutende Klasse von Menschen ein Streben nach Vervollkommnung äußert, und in einem gewissen Maaße in Wirkung gesezt hat.

Die Bahn zu dieser Kultur wird eröffnet und ihr Weg vorgezeichnet durch Klima, Boden, Beschäftigung und durch viele andere, innere und äußere Verhältnisse. Mit den meisten derselben steht sie in gegenseitiger Verbindung, d. h. sie äußert sich in ihnen und wird durch sie bestimmt, als durch Regierungsform und Staatsverwaltung, Gesezgebung und Sitte, Handel, Religion, Kunst und Wissenschaft. Aus der Betrachtung dieser einzelnen Gegenstände geht sonach von selbst das Kulturgemälde eines Volkes oder eines Zeitraumes hervor, und wir können, wenn wir dieselben nach den genannten Hauptrubriken durchgangen haben, das Zusammennehmen der einzelnen Züge füglich unsern Lesern überlassen.

Ob der Stand der Kultur oder jener der Rohheit der vorzüglichere sey, ist öfters gefragt worden. Wenn der Wilde, der den Stand der Civilisation nicht kennt, sich für den Glücklichsten der Menschen hält, so ist solches begreiflich; wenn aber der verfeinte und aufgeklärte Mann, der beide Verhältnisse zu würdigen vermag, den rohen Naturzustand (*) preist, so muß solches Demjenigen, welcher einen Vorzug des Menschen vor den Thieren, einen Zweck in den höhern Anlagen desselben, und die Perfektibilität des Geschlechtes erkennt, als eine Paradoxensucht oder bare Verkehrtheit erscheinen.

Etwas schwieriger ist die Frage, ob der alten oder der neuen Welt der Ruhm der höhern Kultur gebühre? — Viele sind der Meinung, daß nur die Size der Verfeinerung wechseln, ihr Maaß aber so ziemlich dasselbe bleibe; Andere wollen sogar einen traurigen Rückgang der Menschheit bemerken. Freilich wechseln die Size der Kultur, auch wird sie wohl in einzelnen Zeiträumen mit engern Grenzen umfangen, aber im Ganzen schreitet sie vorwärts an Ausbreitung und an innerem Gehalt. Nur Milzsüchtige und blinde Verehrer des Alterthums können diese Wahrheit bezweifeln. Die Kultur des neuen Europa, und großer Strecken von Amerika überwiegt bei weitem die verlorne Kultur Griechenlands oder überhaupt jene der alten klassischen Welt; wovon aber der ausführliche Beweis erst in der neuen Geschichte geführt werden kann, wenn wir mit beiden zu vergleichenden Größen bekannt geworden sind.

In der Uebereinstimmung mit den oben in der Einleitung, insbesondere §. 109, aufgestellten Säzen über die Ursachen und das Maaß der verschiedenen Nationalkultur finden wir in diesem Zeitraum schon die meisten Stufen derselben; jedoch also besezt, daß noch bei weitem der größte Theil der Länder von Jägern und Nomaden, sonach von Barbaren oder Halbbarbaren bewohnt wird. Klimatische und andere Einwirkungen bringen aber begreiflich

(*) Eigentlich sollte man nicht jenen Zustand, worin wir den Menschen ursprünglich antreffen, sondern jenen, wozu die Natur ihn bestimmt hat, den natürlichen heißen, und dann würde es der Zustand der gleichmäßigen Entwicklung aller seiner Anlagen seyn.

eine große Verschiedenheit in den Kulturzustand der nördlichen und südlichen, so auch der dem Handelsverkehr näheren oder davon entferntern Stämme. Auch blühen durch die kleinasiatischen, griechischen, phönicischen, karthagischen rc. Kolonien, selbst im Scythen- und Celtenlande und unter den Libyern manche einzelne Size der Verfeinerung auf. Daß Indien, Aegypten und die Länder am Euphrat der uralte Aufenthalt der Kultur, aber auch der Weichheit und Ueppigkeit gewesen, daß auf der syrischen Küste vorzügliche Phönicien, und weiter ein großer Theil Kleinasiens durch Handel frühe Gesittung erhalten, und von da aus der Same der höhern, wiewohl erst später gereiften, Kultur auf griechischen und italischen Boden gestreut worden, dies Alles ist schon in der allgemeinen Charakteristik des Zeitraums und in den Völkergeschichten selbst gesagt. Auch läßt sich aus den, in diesen Völkergeschichten sowohl als vorzüglich in jener des Handels enthaltenen, einzelnen Daten der Zustand der Viehzucht, des Ackerbaues und der bürgerlichen Industrie bei den verschiedenen Nationen, und die Summe der überall gemachten Erfindungen von selbst entnehmen.

II. Staatsverfassung und Regierungsform.

§. 2. Theorie derselben.

Da alle menschliche Kultur durch die Gesellschaft, und zwar insbesondere durch die bürgerliche Gesellschaft oder den Staat bedingt ist (s. Einleitung §. 107 und 110.), auch von der Einrichtung und den Verhältnissen dieser Staaten fortwährend fast alles Gute und Böse unter den Menschen unmittelbar oder mittelbar abhängt: so gibt es wohl für die Geschichte der Menschen keinen wichtigern und lehrreicheren Gegenstand, als die Staatsverfassungen und Regierungsweisen. Aber hier mehr als irgendwo ist es nothwendig, daß die Philosophie die geschichtliche Forschung begleite. Ohne geläuterte staatsrechtliche Begriffe kann die Erzählung von politischen Formen und Experimenten weder verständlich noch brauchbar seyn.

Ueber den Ursprung und Zweck des Staates, über seine mancherlei Formen und Rechtsverhältnisse ist eine wirklich verwirrende Menge von Theorien vorhanden. Mancher Gelehrte, wenn er nichts Neues der Idee nach zu sagen wußte, hat wenigstens neue Worte aufgebracht, oder den alten Worten eine neue Bedeutung unterschoben; so daß nun jeder politische oder historische Schriftsteller, will er anders verstanden werden, über die Begriffe, die er mit seinen Ausdrücken verbindet, vorläufig und genau sich erklären muß. Montesquieu und Kant sollen vorzugsweise unsre Führer bei dieser Erklärung seyn; doch wollen wir es niemals vergessen, daß wir es weniger mit abstrakten Begriffen oder Vernunft-Ideen, als mit jenem zu thun haben, was in der Erfahrung und Wirklichkeit war und ist.

Der nächste Zweck der bürgerlichen Vereinigung — gleichviel ob Jene, die sie schlossen, denselben deutlich dachten und aussprachen oder nicht — kann in der Idee kein anderer seyn, als Sicherheit und Rechtsverhältniß. Hiedurch werden andere Zwecke, als erhöhte Glückseligkeit oder Kultur rc. nicht ausgeschlossen, nur sind sie nicht so wesentlich als jener. Daß nun derselbe vollständig, doch mit den möglichst geringsten Opfern er-

reicht, und für beides eine sichere Gewährleistung ausgemittelt werde, mußte das natürlichste Interesse, das gerechteste Verlangen der Paciscirenden seyn. Wem sollten sie hiezu die höchste Gewalt des Beschlusses und der Vollziehung ertheilen? Wie dem Mißbrauche dieser Gewalt auf eine zuverläßige Weise steuern? — Vier tausend Jahre schon — so weit ungefähr geht die bekannte Geschichte zurück — haben die Menschen an der Lösung dieses großen Problems gearbeitet, und — noch ist es ungelöset.

Die Staatsgewalt wird nach einer natürlichen — wenn gleich in der Anwendung öfters zweifelhaften — Unterscheidung, in die gesezgebende und die vollstreckende — wovon ein Hauptzweig die richterliche ist — getheilt (*). Von wem nun diese Gewalten, und inner welchen Schranken sie ausgeübt werden sollen, bestimmt die Verfassung. Ist dieselbe von der Art, daß durch sie zwischen beiden Theilen des Volkes, dem befehlenden und dem gehorchenden, eine Gemeinschaft der Interessen und Rechte erhalten wird, so mag sie füglich ein Gemeinwesen — eine Republik — heißen. Ist sie aber zum einseitigen Vortheil des befehlenden Theiles eingerichtet, oder gibt sie wenigstens demselben gesezliche Mittel, seinen Eigenwillen auf Unkosten des allgemeinen Wohles und jenes der Privaten geltend zu machen: so tritt mehr oder weniger das Verhältniß des Herrn zum Sklaven ein, und die Verfassung muß eine despotische genannt werden. Das lezte ist nun zumal der Fall, wenn alle Gewalten vereiniget sind in einem Subjekt, sey es eine einzelne Person oder ein Körper; das erste, wenn sie getrennt sind (**). So spricht die Theorie. Ob aber in einem gegebenen Staate eine wirkliche oder blos scheinbare Trennung der Gewalten vorhanden, der allgemeine Wille sonach in der That oder blos scheinbar herrschend sey — in wie fern also in der Verfassung

(*) Ein Gesez ist die Verordnung der obersten Staatsgewalt (oder des allgemeinen Willens, nach der reinen Theorie), welche auch in Ansehung ihres Gegenstandes allgemein ist. (S. Rousseau Contr Soc.) Die vollstreckende Gewalt (im engern Sinne die Regierung) sezt dasselbe in Wirksamkeit, und erläßt nach den durch's Gesez bestimmten Prinzipien und Formen Anordnungen für einzelne Fälle. Der Richter spricht in (bürgerlichen oder peinlichen) Rechtsfällen aus, unter welcher allgemeinen Gesezverfügung der vorkommende Fall enthalten sey. Dem Richter jedoch, insofern er blos urtheilt, steht eigentlich keine Macht, sondern nur Erkenntniß zu. Erst der Vollzug des Urtheils ist ein Akt der Gewalt. Hierüber und über die Gesammtlehre von Staatsverfassung und Verwaltung habe ich mich umständlicher ausgesprochen in meinem „Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswissenschaften" II. Bd. allg. Staatslehre. Stuttgart. Frankh. 1830.

(**) Heeren und mit ihm mehrere Neuere nennen die Vereinigung der Staatsgewalten (d. h. der Repräsentation und Vollziehung des allgemeinen Willens) in einer — physischen oder moralischen — Person blos Autokratie, und verlangen von der Despotie noch ferner, daß ihr dieselbe Gewalt auch über den Privat-Willen der Einzelnen, also in Sachen, die auf den Staatszweck keinen Bezug haben, zustehe. „Sonst würde ja," sagt Heeren, „z. B. die Verfassung von Däne„mark in dieselbe Kategorie, wie jene von Marokko gehören." Wir antworten hierauf: allerdings! aber nicht die Regierung: denn gebet den Marokkanern die Aufklärung, den Muth, das Kraftgefühl der Dänen, oder schaffet diese zu Marokkanern um, so schwindet der scheinbare Unterschied ihrer Verfassungen. Das Recht, über den Privat-Willen der Einzelnen zu herrschen, hat in jenem Sinn keine Regierung, es läuft solches gegen den Begriff des Staates; und die Macht dazu hat jeder Autokrat. Wenn er selbe nicht wirklich übt, so ist dieses seiner eigenen Mäßigung, oder dem Geist der Zeit und des Volkes zum Ruhm anzurechnen, und nicht der Verfassung.

Republikanismus oder Despotismus vorwalte, ist meistens schwer und nur durch tiefe Prüfung zu erkennen.

Diese Eintheilung ist von dem ersten und innersten Prinzip der Staatseinrichtung hergenommen. Eine andere, minder wesentliche, jedoch immer wichtige, wird durch die Zahl der Personen begründet, denen entweder die vereinten Staatsgewalten, oder, im Fall der Trennung, die vollziehende (d. h. die Regierungs-) Gewalt übertragen worden. Ist solches eine einzelne Person, so heißt der Staat eine Monarchie (auch läßt sich eine Dyarchie denken, wenn zwei Regenten sind, wie es z. B. in Sparta war); sind es aber mehrere, so ist die Verfassung, oder bestimmter die Regierungsform entweder eine aristokratische oder eine demokratische, je nachdem die Machthaber nur aus einem Theil oder einer Klasse des Volkes (daher den Vornehmsten, und nach der Idee der Commitenten, den Besten — Aristen —) oder aus dem gesammten Volke bestehen, wobei es gleichgültig ist, ob jene Gewalt dort von der vornehmsten Klasse und hier von dem ganzen Volke unmittelbar in allgemeiner Versammlung, oder durch (frei gewählte und verantwortliche) (*) Stellvertreter, Repräsentanten, ausgeübt werde (**). Hiernach ist klar, daß Monarchie und Aristokratie sowohl republikanisch als despotisch seyn können, weil in beiden entweder blos die vollziehende, oder die gesammte Staatsgewalt den Machthabern zukömmt. Die Demokratie aber — was zwar parador klingt — kann nicht wohl anders als despotisch seyn, weil eine Verfassung, worin das ganze Volk die exekutive, und nur ein Theil desselben, oder eine einzelne Person die gesezgebende Gewalt hätte, nicht wohl gedacht werden kann, daher in allen Demokratien eine Vereinigung der Gewalten in den Händen des Volkes, und sonach eine Despotie gegen jeden Einzelnen Plaz greift (***). Indessen hat doch der Sprachgebrauch die Benennung Republik gemeinschaftlich der Aristokratie und Demokratie, ohne Rücksicht auf Vereinigung oder Trennung der Gewalten, und blos im Gegensaze der Monarchie ertheilt; auch läßt diese Benennung sich wenigstens in dem Sinne rechtfertigen, daß in jenen beiden Verfassungen, selbst wenn sie despotisch sind, dennoch eine Art von Gemeinwesen, nämlich in dem Körper der Machthaber als solchem besteht, wornach sie allein das eigentliche Volk und die Andern, oder auch sie selbst, als Einzelne betrachtet, ein Haufe Sklaven sind, wie z. B. die venetianischen Nobili mit den Gemeinen, oder die Spartaner mit den Heloten verglichen, oder auch das athenische Volk mit jedem einzelnen Bürger.

Diese reinen Staatsformen, so wie sie in der Abstraktion des Philosophen bestehen, sind nur selten in der Wirklichkeit vorhanden. Man muß sonach die meisten alten und neuen Verfassungen den gemischten (†) zuzäh-

(*) Denn sind sie nicht frei gewählt und dabei unverantwortlich, so entsteht eine gemischte Verfassung.

(**) d. h. der Name bleibt zwar in beiden Fällen, aber der Geist der Regierungsform und Verfassung wird dadurch mannigfaliig verändert.

(***) Eine solche (reine) Demokratie kann nur in ganz kleinen Staaten bestehen. In größern muß das Volk die Ausübung seiner Gewalten Ausschüssen oder Beamten überlassen, wodurch hernach eine republikanische oder wenigstens eine gemischte Verfussung entsteht. —

(†) Nach den Begriffen der ältern staatsrechtlichen Schriftsteller, welche diese Mischung in die Theilung der Gewalten sezten, ist jede republikanische Verfassung — wie wir sie oben bestimmten — eine gemischte Verfassung.

len, deren es nach unsern aufgestellten Begriffen in zweierlei Bedeutung, aber nach vielfältigen Nuancen, und zwar sowohl nach der Form als nach dem Geiste, geben kann. Nämlich erstens in so fern die Theilung oder Vereinigung der Gewalten selbst nicht vollständig geschehen ist, so daß z. B. nicht das ganze Volk, sondern nur ein Stand oder Körper von Adelichen die gesezgebende Macht erhielt, oder daß wenigstens das Volk in Ausübung dieser Macht oder in der Wahl seiner Repräsentanten durch den überwiegenden Einfluß jenes Körpers oder des Königs beschränkt ward, oder umgekehrt, daß der Despot wenigstens in einigen Sachen an Grundgeseze, an die Einwilligung der Geistlichkeit, der Satrapen rc. gebunden wurde, u. s. w. — in welchen Fällen die Verfassung zum Theil republikanisch und zum Theil despotisch ist. Oder zweitens in so fern mehrere Körper an der obersten, gesezgebenden oder exekutiven Gewalt Theil nehmen — wie wenn die Richter unabhängig von der Regierung sind, oder der König die Verwaltung mit einem Senate theilen muß u. s. f., wo sonach eine Zusammensezung von 2 oder 3 Regierungsformen, Monarchie, Aristokratie, oder Demokratie vorhanden ist. Man braucht alsdann gewöhnlich die Benennung derjenigen Verfassung oder Form, welcher die in Frage stehende am nächsten kommt, so wie meistens in der Erzählung die Worte Monarchie, Aristokratie und Demokratie schlechthin für Königsmacht, Adels- oder Standesmacht und Volksmacht ohne Unterschied der einzelnen Gewalten gelten.

Es läßt sich schwer bestimmen, welche von diesen reinen oder gemischten Verfassungen die beste sey. Umstände des Orts und der Zeit, Charakter, Kultur- und Machtverhältnisse rc. eines Volkes machen dasselbe bald mehr bald weniger der Freiheit fähig, oder der Herrschaft bedürftig (*). Daher kann über den Werth einer Verfassung meist nur bei gegebenen und genau bestimmten Umständen geurtheilt werden. Auch kann bei derselben Verfassung und Form — je nach den Grundsäzen und dem Charakter der Machthaber, nach dem Geist der Zeit und des Orts — bald eine milde, gerechte, väterliche, bald eine selbstsüchtige und tyrannische Verwaltung, d. h. Regierungsweise seyn. Nero und Titus, Perikles und Dionys, der römische Senat zu Pyrrhus und zu Jugurtha's Zeit, die Volksregierung in Paris und in Unterwalden, die Inkas und die Fürsten der Assassinen, welche Kontraste!

Noch wollen wir bemerken, daß es vornehmlich drei Auswüchse oder Verderbnisse der Hauptregierungsformen gäbe: Tyrannei — hier in einem beschränktern Sinn für Usurpation, oder die — der Erwerbung oder Ausdehnung nach — gesezwidrige Macht eines Einzigen genommen; Oligarchie — die Herrschaft mehrerer Tyrannen, und Ochlokratie — die Gewalt des Pöbelhaufens. Wo aber alle Staatsgewalten sich auflösen, und nur das Recht des Stärkern gilt, da ist Anarchie. Diese Auswüchse zu verhüten, und eine solche Staatseinrichtung zu treffen, daß die bestimmten Verfassungen in ihren Prinzipien und ihren Formen durch inneren Zusammenhang und Kraft sich erhalten, und daß allenthalben nur die

(*) Nur tugendhafte und aufgeklärte Völker vermögen eine wahrhaft republikanische — oder freie — Verfassung zu ertragen. Wenn also die intellektuelle und moralische Vervollkommnung zum Zweck des bürgerlichen Vereins gehört, so muß auch eine despotische — uneingeschränkte — Staatsgewalt, wenn sie den Rechtsbegriffen gemäß handeln will — nach solchen Prinzipien herrschen, wodurch sie selbst allmälig entbehrlich werde.

aufgestellten Gewalten, nicht aber die Menschen (d. h. der allgemeine und nicht der Privat-Wille) herrschen — darin besteht der Triumph der politischen Weisheit. Aber alle bis jezt aufgekommenen Verfassungen waren fehlerhaft; nur durch die Sitten mochten sie erträglich werden.

§. 3. Historische Data.

Wenn die Philosophie den Ursprung der Staaten ohne Nachweisung der Geschichte (weil die Enstehung der Staaten in vorhistorische Zeiten fällt) oder vielmehr gegen dieselbe (in Ansehung derjenigen, die sich später bilden) einem Vertrage zuschreibt, geschieht dies aus einem Rechtsbedürfniß, indem sich aus der zufälligen faktischen Entstehungsweise eines Staates keine allgemeinen Grundsäze für alle Staaten ableiten lassen. Dagegen ist die Frage, welche Verfassung oder Regierungsform die erste gewesen, und wie nach und nach die verschiedenen Verfassungen entstanden, rein historisch, und es darf uns dabei nicht befremden, wenn die darüber aufgestellten philosophischen Muthmaßungen — als aus der blosen Idee (des Staatsvertrages) entsprossen — mit den geschichtlichen Angaben der Wirklichkeit nicht übereinstimmen.

Bei der ersten Gründung eines bürgerlichen Vereines — so sagt der Pilosoph — haben sicherlich die Paciscenten nur so viel von ihrem kostbaren natürlichen Besizthum — der Freiheit und Gleichheit — aufgeopfert, als unumgänglich nothig zur Erreichung des Endzwecks war. Sonach war die rein demokratische Form die erste; weil in derselben jeder Bürger zu allen Beschlüssen, die das Allgemeine und das Besondere betreffen, seine Stimme mitgibt, und daher mehr nur sich selbst als Andern zu gehorchen scheint. Der stete Tumult bei Volksversammlungen, ihre Langsamkeit in der Beschlußfassung, ihre Unbehilflichkeit in der Ausführung, endlich der verderbliche Einfluß der Verführung und Leidenschaft auf eine unwissende Menge, mochten das Volk bewegen, die höchste Gewalt einem Ausschuß der Weisern und Bessern anzuvertrauen, und sonach die Aristokratie zu gründen. Aber die Wahl konnte leicht mißlingen, und die Aristen, besonders wenn sie die Macht erblich besaßen, sezten meistens ihr Familien- und Standes-Interesse jenem des Volkes entgegen, und es mußte dieses abwechselnd den Druck ihrer Vereinigung und die Zerrüttungen ihrer Zwietracht empfinden. Daher es endlich zur Regiernng eines Einzigen seine Zuflucht nahm, welcher, weil sein wahres Interesse mit jenem des Volkes innig vereinbart schien, eine mehr väterliche als herrische Gewalt üben, und die vereinte Nationalkraft zur Erreichung des einen Zieles, der allgemeinen Wohlfahrt, energisch leiten sollte. Sogar hielt man für zuträglich, durch die vom Gesez bestimmte erbliche Thronfolge den Stürmen zuvorzukommen, welche sonst bei jeder Erledigung das Volk bedrohen mochten.

Mit diesen Muthmaßungen, wiewohl sie durch eine natürliche Verknüpfung der Ideen sich empfehlen, stimmen die Data der Geschichte nicht überein. Denn wir treffen fast allenthalben, sobald eigentlicher Staatsverband erscheint — sonach mit Ausschluß gesezloser Jäger- und Nomadenhorden — die Monarchie als die erste und älteste Verfassung an. Die Vertheidigung gegen Feindesgewalt, die Führung eines wandernden Stammes, die erste Einrichtung einer Kolonie u. s. w. erheischten die ordnende Leitung eines Einzelnen, und wo solche Anlässe zur freiwilligen Unterwerfung fehlten, da wurden die Menschen durch starke Nimrode zum Gehorsam gezwungen

oder durch kluge Priester dazu beschwazt (in welch' lezterem Fall dann meistens Aristokratien entstanden). Aber noch blieb die Erinnerung der ursprünglichen Freiheit, noch war der Volkswille kräftig; und nur durch fortwährende Gewalt und fortwährende List mochten Fürsten und Priester ihre Macht bis zum festgegründeten Despotismus treiben. Der Kampf zwischen ihnen und dem Volke ward oftmals zu Gunsten des lezten entschieden, und auf den Trümmern der Tyrannei eine Republik, hier unter aristokratischen, dort unter demokratischen Formen, errichtet. Dies Alles geschah unter so vielfältig verschiedenen Umständen, daß die Ungleichheit der Resultate uns nicht befremden kann. Wo ein heißes Klima zur Weichlichkeit und Trägheit führte, wo die Lage des Landes — wie die großen Flächen Asiens — Eroberung leichter machte, wo zum Mangel an Selbstgefühl auch Armuth an politischen Ideen sich gesellte, da mußten despotische und weit ausgedehnte, nach dem Kriegsrecht beherrschte Staaten entstehen. Wo klimatische und andere günstige Einwirkungen die moralischen wie die physischen Kräfte erhöhten, wo die Länder, wie Griechenland, vielgetheilt durch natürliche Grenzmarken waren, wo politische Aufklärung herrschte, und große Gesezgeber, die, wie Solon, liberale Gesinnungen mit tiefer Weisheit vereinten, die Verfassung bauten; da konnten Freistaaten aufblühen, klein an Umfang, aber selbstständig und voll des Lebens. Es scheint auch nicht, daß anderswo als in kleinen Staaten politische Freiheit gedeihen könne. Der Begriff des Gemeinwesens schwindet, und die Vatelandsliebe erkaltet, wo die Theilnahme in weite Fernen wirken soll. Hier ist der Ausdruck des allgemeinen Willens kaum noch durch Repräsentanten möglich; und die Leitung der großen Maschine, das Zusammenhalten der ungleichartigen Bestandtheile erfordert eine energische Centralgewalt. Gehorsam wird alsdann die erste der politischen Tugenden, und Vaterland eine Idee, die nur Wenige mehr deutlich zu erfassen, und noch Wenigere mit voller Wärme zu umfangen vermögen. Dafür sind aber große Reiche — wenn sie nur nicht Weltreiche werden — um so wohlthätiger in kosmopolitischer Rücksicht. Die in's Große gehenden Verschönerungen des Erdbodens, die weitreichenden Anstalten für Kunst und Wissenschaft, Kanäle, Heerstraßen, und was den Verkehr der Völker wahrhaft allgemein und sicher macht — und manch anderes Schöne und Gute ist nur durch großer Staaten Kräfte möglich. Diese Ansicht mag uns aussöhnen mit ihrer meist autokratischen Form, und es vergessen machen, daß sie fast alle durch Unrecht und durch Gewalt entstanden.

§. 4. Hebräische Verfassung.

Bei der Beleuchtung der einzelnen Verfassungen dieses ältesten Zeitraums laßt uns von den despotischen anfangen, und nach ihnen die republikanischen aufführen. Die Klassifikation ist nach ihrer Hauptgestalt gemacht, weil eine scharfe Grenzlinie sich blos in der Idee, und nicht in der Geschichte ziehen läßt.

Die despotischen Reiche, welche wir hier zu betrachten haben, können wir füglich unter die zwei Rubriken der Priester- und der Soldaten-Despotien bringen. Sie haben jede ihren eigenen Charakter, und daher auch ihre eigene Beurtheilung. Hebräer, Aegypter, Indier gehören zur ersten, die mittelasiatischen Reiche zur zweiten Klasse.

Die Hebräer wurden erst durch Moses ein Volk in politischem Sinne.

Ihre Verfassung war bis dahin die einfache patriarchalische gewesen, welche mehr eine Familien- als eine bürgerliche Ordnung ist. Dazu kam noch in Aegypten die Unterwerfung unter die Hoheit der Pharaonen. Dennoch waren die Hebräer durch die Gemeinschaft des Ursprungs und der Sitte, der Ueberlieferungen, und vorzüglich des Jehovah-Dienstes unter einander verbunden, und durch Alles das, und durch ihre Zahl zur Selbstständigkeit reif. Moses, der in Jehovah's Namen ihr Befreier aus der ägyptischen Sklaverei geworden, blieb in gleicher Eigenschaft ihr Oberhaupt und Gesezgeber. Nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge hätte aus diesem Verhältniß eine unbedingte Despotie hervorgehen müssen: aber in den, der patriarchalischen Nomadensitte gewohnten, Hebräern lebte, wie noch heute in den Kindern der arabischen Wüste, ein angestammter Geist der Freiheit; und Moses mußte, wie viel später auch Mohammed that, die einheimischen Begriffe von Familien- und Stammesherrschaft ehren. Dennoch ließ sich bei mehreren Gelegenheiten — wie bei der Anbetung des goldenen Kalbes — deutlich sehen, daß, wo die Herrschaft im Namen Gottes geführt wird, vom Volkswillen — oder Republikanismus — keine Rede mehr sey, und daß, wo die Verlezung des Gesezes zugleich als Abfall von Gott erscheint, unerbittliche Strenge der Charakter der Regierung werde.

Die große Absicht Moses, aus seinen Hebräern ein durch den Jehovah-Dienst, und durch die in Jehovah's Namen ausgeübte Priesterherrschaft (Theokratie) festverbundenes, starkes Volk zu machen, ging nicht ganz in Erfüllung. Er erfuhr vielfältigen Widerspruch, und nach seinem Tode wurden manche seiner Einrichtungen geändert. Zwar bildeten die durch alle Stämme vertheilten Leviten — und unter ihnen vorzüglich Aaron's Haus, dem die Priesterwürde erblich und ausschließend zu Theil ward — als die einzigen Bewahrer gelehrter Kenntnisse und daher im Besiz der wichtigsten Aemter und der Richtergewalt, und der Hohepriester, durch dessen Mund Gott selbst seinen Willen über Krieg und Frieden und alle Staatsangelegenheiten erklärte, ein allgemeines Band, das die ganze Nation umschlang; aber es wurde durch den häufigen Abfall der Juden vom Jehovahdienst, durch ihre Vermischung mit Fremden, und durch die bleibende Absonderung der Stämme, geschwächt. Denn auch nach der Niederlassung in Palästina und der Vertauschung der nomadischen Lebensweise mit dem Ackerbau blieben die aus jener herrührenden Begriffe von Selbstständigkeit der Stämme und von dem Ansehen der Stammfürsten und Familien-Aeltesten herrschend: und die Hebräer stellten mehr eine aus 12 unabhängigen Freistaaten bestehende und nur lose verbundene Coalition — ein Staatensystem — als ein vereintes Volk dar; wie die vielen einheimischen Kriege und die getheilten Unternehmungen einzelner Stämme beweisen. Die Noth, die sie öfters zur Ernennung allgemeiner Anführer — Schophetim — zwang, und der Eifer der Priester erneuerten abwechselnd die Verbindung; und es gelang endlich den leztern, in den Personen Eli's und Samuel's eine, zur erblichen Fortdauer bestimmte, Vereinbarung der hohenpriesterlichen und der Schopheten-Würde zu bewirken. Die Juden, einerseits von Priesterdespotie, anderseits von Anarchie bedroht, nahmen Zuflucht zum Königthum. Auch erscheint Saul — vom Priester gewählt, verfolgt und abgesezt — als Vertheidiger der Volkssouverainetät gegen die priesterlichen Anmaßungen und als Opfer derselben. Aber unter David erhob sich eine der Freiheit gefährliche Allianz zwischen der Königsmacht und Priestermacht, und die mit Salomo

eingeführte Erblichkeit (*) des Thrones gab das Volk großentheils der Willkür der Könige hin. Jezt änderten sich die Rollen, und die Priester, vorzüglich die Propheten, wurden wohlthätige und standhafte — wenn gleich oft eigennüzige — Verfechter der Volksrechte und des alten Gesezes gegen die königliche Despotie.

Sonach ist in allen Phasen der hebräischen Staatsform die Priestermacht sichtbar: als ursprüngliche Grundlage des Nationalvereins, als fortwährendes Prinzip seiner Erhaltung, als drückende Herrschaft, und als Schranke der Despotie; jedoch selbst als solche — weil nicht vom Volke ausgegangen — dem republikanischen Geiste fremd, ja nach ihrer innersten Wesenheit selbst despotisch.

§. 5. Aegyptische.

Auch die ägyptische Verfassung beruhte auf Religion und Priestermacht. Unstreitig hat Moses von derselben mehrere Hauptzüge für diejenige entlehnt, welche er seiner eigenen Nation gegeben. Aber der eigenthümliche Charakter der Aegypter, der besondere Gang ihrer Civilisation und die vielen Eigenheiten ihres Landes haben, wie Allem, was ihnen angehört, so auch ihrer bürgerlichen Verfassung, einen ganz ausgezeichneten, höchst merkwürdigen Charakter ertheilt.

Wir haben früher gezeigt (S. 89), wie durch eine von Meroë gekommene Priesterkolonie, und die von ihr ausgegangenen weitern Niederlassungen, Kultur und gesellige Ordnung nach Aegypten gebracht worden. Dieser Priesterstamm erhielt sich fortwährend und unvermischt mit den ältern Einwohnern, als der edelste, allein wissenschaftlich gebildete, sonach vorzüglich zur Leitung des Volkes geeignete Stamm. Entweder war mit ihm zugleich ein Stamm von Kriegern nach Aegypten gezogen, oder — wahrscheinlicher — hatten ihn die Priester erst später, zur Befestigung ihrer Macht und zur äußern Vertheidigung des erweiterten Reiches, aus einigen einheimischen oder benachbarten Horden gebildet. Nothwendig war es, daß die Kriegerkaste, als welche die Gewalt in Händen hatte — auch Reichthümer und Ansehen erwarb. Dennoch, und wiewohl aus ihrer Mitte sogar der König — sein Titel war Pharao — gewählt wurde, behaupteten die Priester durch die natürliche Ueberlegenheit des Geistes über die physische Kraft, durch den dem ganzen Volke tief eingeprägten Charakter der Religiosität durchaus den ersten Rang, schrieben auch dem Könige durch ein strenges Ceremonialgesez Weise und Ordnung seiner öffentlichen und Privathandlungen vor, und richteten ihn durch das Todtengericht.

Tief unter diesen beiden herrschenden Kasten war die übrige Masse des Volkes, welche abermals in mehrere Kasten vertheilt war, ohne daß wir jedoch, bei den widersprechenden Berichten Herodot's und Diodor's, ihre Zahl und Benennung mit Bestimmtheit angeben könnten. Nach Heeren's durch innere Wahrscheinlichkeit sich empfehlenden Darstellung waren noch vier Kasten, nämlich jene der Hirten, der Schiffer, der Gewerbtreibenden und der Dolmetscher. Ob es — wie Herodot will — zwei verschiedene Hirtenkasten, Rinderhirten und Schweinhirten, gegeben habe, kann uns wenig interessiren. Wichtiger ist die Frage, ob eine eigene Kaste der Ackerleute gewesen? Diodor be-

(*) Bei der Theilung des Reiches blieb nur Juda ein eigentliches Erbreich; doch sehen wir auch in Israel — wenn gleich nur kurz — regierende Häuser.

hauptet es. Alsdann müßte solche, in Uebereinstimmung mit seiner weitern Angabe, daß alles Grundeigenthum dem König, den Priestern und den Kriegern ausschließend eigen gewesen, blos aus Pächtern oder Knechten bestanden haben. Aber Herodot führt diese Kaste nicht auf; und da der Ackerbau in Aegypten so leicht war, und die Priester seine Ausbreitung möglichst beförderten, so ist es wohl glaublich, daß — sollten auch die niedern Kasten kein Grundeigenthum besessen haben, wogegen noch große Zweifel obwalten — dennoch die Pachtung derselben allen im Volk, mit deren sonstiger Beschäftigung sie einigermaaßen verträglich war, freigestanden habe, wornach wir die Ackerleute als miteingeschlossen in der zahlreichen Kaste der Gewerbtreibenden, κάπηλοι, auch der Schiffer und zum Theil der Hirten betrachten könnten. Aber wie dem auch sey, für uns ist die wichtigste Frage, welchen Ursprung überhaupt das Kastensystem in Aegypten gehabt? —

Die Entstehung der beiden obern Kasten und ihre bleibende Sonderung kann uns nach dem oben Gesagten nicht befremden; und auch für jene geringeren Kasten werden sich in der Natur des Landes und einigen historischen Notizen die Erklärungsgründe finden. Die Nothwendigkeit der Wasserkommunikation in dem schmalen, vom Nil durchströmten Thal, besonders in der Zeit der Ueberschwemmungen, mußte wohl die Anwohner des Flusses frühe zur Schifffahrt leiten; und leicht mochten die Stämme, welche von Alters her durch Fischfang mit seinen Gewässern vertraut waren, die nachmalige Schifferkaste bilden. Noch natürlicher war die Entstehung der Hirtenkaste; denn es gibt Gegenden in Aegypten (vorzüglich die östliche Bergregion gegen das arabische Meer hin, und auch in Nieder-Aegypten mehrere Marschländer), welche gar nicht zum Ackerbau, sondern blos zur Viehzucht taugen. Die einheimischen oder eingewanderten Nomadenstämme solcher Gegenden, so weit sie den Pharaonen gehorchten, waren die Grundlage der Hirtenkaste, zu welcher nachmals auch jene ansäßigen Bauern, die sich vorzugsweise mit Viehzucht abgaben, gezählt wurden. Nach Herodot lebten die Schweinhirten in dem Zustand der schmachvollsten Erniedrigung; — nicht aber die Rinderhirten, wiewohl die Nomadensitte (nicht die Viehzucht) den Aegyptern äußerst verhaßt war, und zwar mit Grund, weil sie oftmals von den ihr Land fast rings umgebenden Nomadenschwärmen feindlich heimgesucht, ja sogar auf längere Zeit (durch die Hykfos) unterjocht worden waren. — Später entstand wohl die Kaste der Gewerbtreibenden, weil ihre Bildung schon größere Fortschritte der Civilisation voraussezt. Es scheint nicht, daß diese Kaste noch weitere Unterabtheilungen, nach den einzelnen Gewerben, gehabt habe. Zulezt kam unter Psammitich noch die Kaste der Dolmetscher auf. Denn es ließ dieser Griechenfreund eine Menge ägyptischer Kinder in griechischer Sitte und Sprache unterweissen, welche nachmals bei dem vermehrten Verkehr mit Fremden als Dolmetscher, Mäkler u. s. w. dienten, von den übrigen Kasten aber — nach dem Haß der Aegypter gegen alles Ausländische — ausgestoßen wurden, und sich zur eigenen Kaste sammelten.

Einige enthusiastische, zum Theil auch wohlmeinende Schriftsteller (wie Bernardin de St. Pierre u. A.) haben das Kastensystem — denn auch der Erbadel, die Leibeigenschaft u. s. w. sind ihm verwandt — für die große Quelle fast alles Elends und Unrechts unter den Menschen erklärt. Aller-

dings scheint es auch der Würde und der ursprünglichen Gleichheit derselben zu nahe zu treten. Wenn wir jedoch bedenken, daß die Natur selbst durch Erziehung und Gewohnheit den Sohn zur Lebensweise des Vaters führe, daß aber eine durch's Gesez bestimmte Abtheilung und weise Organisirung der Stände die Vervollkommnung der einzelnen Beschäftigungen befördern, die Handhabung der gesellschaftlichen Ordnung erleichtern, die längere Erhaltung der Nationalsitten bewirken könne; wenn wir weiter in den Einrichtungen vieler groser Gesezgeber wenigstens ähnliche Ideen bemerken, und zugleich die Bedürfnisse eines noch rohen von jenen eines schon herangereiften Volkes unterscheiden: so werden wir anstehen, über jenes System ein durchaus verwerfendes Urtheil zu fällen. Wohl aber werden wir erkennen, daß die allzu strenge Erblichkeit der ägyptischen Kasten, die gar keinen Uebertritt aus einer in die andere zuließ, und die ausnehmenden Vorrechte der Priester und Soldaten, wornach den niedern Kasten ein zu geringer Antheil an den Früchten des bürgerlichen Vereines zukam, allerdings eine Despotie der ersten gegen die leztern begründeten, und — wenn er hoch kam — die Masse des ägyptischen Volkes unter einer erträglichen Vormundschaft, jedoch unter einer solchen stand, welche ihm unmöglich machte, jemals zur Mündigkeit zu gelangen. Indessen war das Daseyn, oder die Entgegensezung von zwei privilegirten Ständen eine heilsame Schranke der Despotie. Hätte es keine Priesterkaste gegeben, die Krieger wären, ihren König an der Spize, härter mit dem ägyptischen Volke als die Mamluken mit den Kopten verfahren, und ohne die Scheu vor dem Pharao wären die Priester vielleicht schlimmer als Schamanen geworden. Auch empfanden die Aegypter abwechselnd, je nach den persönlichen und Zeitumständen, die eine und die andere Despotie. Die Erbauer der Pyramiden werden als Feinde der Religion (Verächter der Priester) geschildert, und der Priester Sethon, der zu Sanherib's Zeiten den Thron der Pharaonen bestieg, war der Samuel seines Volkes. Jedoch ist unverkennbar, daß im lezten Fall Aegypten minder unglücklich als im ersten gewesen wäre. Denn wiewohl die Priesterdespotie nicht nur die Handlungen, sondern auch die Gedanken und Gefühle zu beherrschen strebt, und in dieser Rücksicht drückender als jene der Soldaten scheint, so ist sie doch, eben weil sie mehr auf die Meinung als auf Zwang sich gründet, zu einer gewissen Mäßigung verbunden, und läßt niemals die Gedrückten rettungslos.

§. 6. Indische und sinesische.

Ein ähnliches Kastensystem war von jeher in Indien herrschend. Sein Ursprung ist gleichfalls unbekannt, aber in der Meinung des Volks ruht es auf einem heiligen Grunde. Denn Brama — ein Hauptgott der Indier — schuf nach der Mythe aus seinem Haupte, dem Sinnbild der Weisheit, die Lehrer derselben und seine Priester, die Braminen; aus seiner Brust oder seinen Armen, dem Sinnbild der Stärke, die Kschetris oder Krieger; aus seinem Bauche, dem Sinnbild der Nahrung, den Bise (Waischi) oder Ackersmann; aus dem Fuße, dem Sinnbild der Unterwürfigkeit, den Schauder der Handwerker. Hiezu kamen noch die Burun-Sunker, oder Krämer, und endlich die Tschandalas — auch Parias genannt — welche noch niedriger als die Schweinhirten in Aegypten standen, und ungestraft von den Braminen, die der blose Anblick jener entweihte, getödtet

werden durften (*). Nicht nur die Mythologie, auch die Geschichte Indiens weiß von einem Brama, dem weisen Vezier des uralten Königs Krischen, dessen Sohn die Eintheilung des Volkes in die vier Hauptstämme gesezlich machte. Die Ufer des heiligen Ganges waren der ursprüngliche Siz dieser Einrichtung, welche sich allmälig fast über ganz Indien ausbreitete. Sonst war dasselbe in viele Reiche getheilt, und der König allenthalben aus der Kriegerkaste. Aber weit erhaben über diese und höher an Rang und Ansehen, als selbst die ägyptischen Priester, waren die Braminen. Nicht nur Gesandte, oder Vertraute der Gottheit, Götter selbst scheinen sie zu seyn nach der tiefen Ehrfurcht, die ihnen gezollt wird, und nach ihrem eigenen Stolze. Dennoch war ihre Regierung nicht hart. Abgerechnet den Druck, worunter die unglücklichen Parias seufzen, abgerechnet die Unmöglichkeit einer höhern Geistesbildung bei dem leidenden Gehorsam, lebten die Hindus ein ruhiges, harmloses, glückliches Leben, in friedlichem Genuß der Schäze ihres Bodens und der Erzeugnisse ihres Kunstfleisses und Handels. Die mongolischen und europäischen Eroberer erst haben sie mit Sklaverei und Noth bekannt gemacht, und freilich konnte diese reiche, durch friedfertige Priester regierte Nation, deren Kriegerkaste nur eine untergeordnete Rolle spielte, der Unterjochung durch starke Räuber nicht entgehen. Aber ungeachtet des fremden Despotendrucks, und nach einer Dauer von vielleicht vier tausend Jahren, steht das Ansehen der Braminen noch immer fest im Gemüthe der Hindus, besteht noch immer die unbedingte Folgsamkeit für ihre Befehle. Gegen diese tiefe Einwirkung auf den menschlichen Willen, gegen diese unerschütterliche Seelenbeherrschung der Braminen, sagt Herder mit Recht, sind alle europäischen Einrichtungen nur auf der Oberfläche geblieben.

Von der sinesischen Verfassung in diesen alten Zeiten haben wir keine hinreichende Nachricht. Wenn es aber erlaubt ist, in Erwägung der Unveränderlichkeit der meisten orientalischen Verfassungen, von dem Neuern auf das Alte einen Schluß zu ziehen, so war auch bei der sinesischen Regierung das Prinzip der Religion wirksam. Denn der Kaiser ist das Bild Gottes auf Erden, der Sohn des Himmels, der heilige und erhabene Beherrscher (Tien, wie Gott selbst, genannt) und der oberste, ja gewissermaßen der einzige Priester des Reiches. Allein, wenn in andern Staaten die Despotie durch Religion gemäßiget wurde, so erhielt sie in Sina hiedurch gerade ihre fürchterlichste Stärke. Denn der Kaiser ist zugleich das Familienhaupt des großen sinesischen Volkes, und die nach mongolischer Sitte bestehende väterliche Despotie (welche jedoch im eigentlichen Familienkreise durch das Naturgefühl gemäßigt, bei der Ausbreitung über ein weites Reich aber zur schrankenlosen Tyrannei wird) erhält hier noch den Charakter der Heiligkeit. Der Despot wird nicht nur gefürchtet, sondern angebetet; gegen ihn sind Alle im Volk in gleicher Erniedrigung, und unter dem Volke selbst gilt kein anderer Rang, als der Abglanz der kaiserlichen Majestät. Können wir uns darüber verwundern, daß unter dem Druck dieser monströsen Verbindung der patriarchalischen und

(*) Strabo führt andere Kasten auf, nämlich Weise, Ackerbauer, Hirten und Jäger, Künstler, Krieger, Aufseher, Rathgeber und Minister der Könige. Aber die aus einheimischen Quellen gezogenen Nachrichten sind hier zuverläßiger. S. Alex. Dow, hist. of Hindost (aus dem Persischen des Mahumud Casim Ferischta.)

religiösen Despotie die Sinesen, ungeachtet so mancher klimatischer und geographischer Vortheile, ungeachtet des hiedurch in Kunst und Civilisation so frühe gewonnenen Vorsprungs, dennoch nicht weiter rückten im Lauf der Jahrtausende, sondern vielmehr zurücksanken, ja, vom wahren Gesichtspunkt betrachtet, das verächtlichste und elendeste Volk der Erde wurden? — Aber die genauere Beleuchtung dieses traurigen Phänomens in der Menschengeschichte muß für die neuern Zeiten, wo wir erst näher mit Sina bekannt werden, vorbehalten bleiben.

§. 7. Mittelasiatische.

Wir wenden uns nach Mittelasien, um ein eben so trauriges Schauspiel zu sehen. In den Gefilden des Ueberflusses, welche die segensreichen Fluten des untern Euphrat und Tigris durchwallen, ist der erste Siz jenes wilden Despotismus zu suchen, welcher, auf Gewalt und Schrecken sich gründend, seit 4000 Jahren das unglückliche Erbtheil der mittelasiatischen, und weithin noch vieler andern Völker gewesen ist. Die vielen Reiche, die nach einander hier entstanden und zu Grunde gingen, hatten insgesammt denselben Charakter und dasselbe Schicksal; immer finden wir, die persönlichen Unterschiede einzelner Regenten abgerechnet, in dem Bild, in der Geschichte des Einen jene des Andern wieder.

Bei diesen Reichen ist niemals von allmäliger Gründung, von langsamer Ausbreitung die Rede. Sie entstehen plözlich, wie durch Sturmesgewalt sich Sandberge thürmen, durch das Schwert eines rüstigen Hordenführers. Zehn, zwanzig, fünfzig Völker — so weit sein Glück und seine Kühnheit reichen — werden überwältigt und zu einer großen Heerde gesammelt. Ihr Raub bereichert die siegende Horde, deren Anführer übermüthig und nach dem Kriegsrecht, d. i. mit eisernem Scepter über furchtsame Sklaven herrscht. Die Verwaltung der Provinzen wird Satrapen überlassen, vor welchen die Völker, so wie jene selbst vor dem Sultan, zittern. Sonach ist der Schrecken der Grund, worauf das ganze Staatsgebäude ruht; ein unsicherer, verrätherischer Grund, welcher die Stärke des Despoten, oder doch die Meinung von dieser Stärke, voraussezt. Aber gewöhnlich entschlummern die Nachkommen solcher Dynastienstifter an dem ruhig ererbten Throne (selten werden Despotensöhne gut erzogen, zumal wo Polygamie das Vatergefühl schwächt); die Regierung wird Vezieren überlassen; der Despot, unzugänglich dem Volke, schließt in sein Serail sich ein, durch dessen Lüste er entnervt, dessen Intriguen er oft zum Opfer wird. Zwietracht im königlichen Hause (abermals die Folge der Polygamie) und Empörung der Satrapen, denen die Schwäche des Sultans nie lange verborgen bleibt, erschüttern, erschöpfen den schlecht verbundenen Staat, und er fällt zusammen durch den entschlossenen Angriff eines Statthalters oder eines auswärtigen Hordenhauptes, um denselben verhängnißvollen Kreis von Neuem zu durchlaufen. Klimatische Einwirkung, die zur Weichheit und Erschlaffung führt, natürlicher Reichthum der Länder, der die Raubhorden anlockt, und die Nachbarschaft der hochasiatischen Steppen — der unerschöpflichen Pflanzstätte wilder Nomadenstämme — (im Mittelalter werden wir auch von den Wüsten Arabiens das nämliche Schauspiel ausgehen sehen), sind die bleibenden Ursachen jener so oft wiederkehrenden Revolutionen gewesen; und es ist, wie Heeren (asiat. B. S. 91 f.) sehr richtig und sehr schön gezeigt, ihr

Einfluß durch die unselige Polygamie, die von jeher im Orient herrschte, unendlich vermehrt und gewissermaßen unausweichlich geworden.

Die Verfassung Assyriens, Babylons und Mediens, auch jene von Persien und allen folgenden Reichen Mittel-Asiens, ist durch diese wenigen Säze charakterisirt, und wir mögen ohne weiteres Detail den Blick von dieser einförmigen Scene auf die vielgestaltigen freien Verfassungen des Abendlandes richten (*).

§. 8. Griechische Verfassungen im Allgemeinen.

Hier verdienen nun vorzüglich die griechischen Staaten eine nähere Beleuchtung, diese Schaupläze des regsten politischen Lebens, und von deren bürgerlichen Einrichtungen wir auch die meiste Kunde haben. Die ersten Zeiten Griechenlands, da seine Bewohner vereinzelt oder auch hordenweise in den Wäldern umherliefen, so auch die Zeiten seiner Kaziken, können hier in keine Betrachtung kommen. Zufall, Bedürfniß, Gewalt, natürliche Ueberlegenheiten des Talentes und Muthes, vorzüglich aber das Ansehen gebildeter Kolonienführer, hatten allmälig die geselligen Verbindungen gegründet, deren Verfassung — soviel wir davon noch erkennen mögen — theils unbestimmt und schwankend zwischen Kazikenmacht und Anarchie, theils wenig verschieden von jener der meisten andern Völker von ähnlichem Kulturzustand erscheint. Wir haben davon im Allgemeinen sowohl unter der Rubrik der griechischen Geschichte, als auch oben §. 3. geredet, und zugleich der Ursachen erwähnt, woraus sich erklären läßt, warum meist nur im Abendlande Freistaaten sich bildeten, während im Orient die großen Despotenreiche entstanden. Heeren sucht den vorzüglichen Grund der ersteren in den Fortschritten des städtischen Lebens; denn nur in den Städten hätten sich freie Verfassungen gebildet, und alle republikanischen Formen des Alterthums seyen ursprünglich Stadtverfassungen gewesen. Vielleicht könnte man sich allgemeiner so ausdrücken: Allenthalben, wo bürgerliche Vereine durch freiwilligen Zusammentritt entstanden, geschah solches unter den Bewohnern eines kleinen Distrikts; große Staaten konnten nur durch Gewalt sich bilden. In diesen galt sonach das Kriegsrecht, die Despotie; in jenen meist (aber nicht durchaus, denn es gab auch kleine Nimrode) der Volkswille. Doch kam es nicht darauf an, ob so ein kleines Volk zusammengedrängt in Städten, oder mehr zerstreut in Weilern und Höfen hauste (**); genug, wenn es nicht zu weit aus einander wohnte, um zur gemeinschaftlichen Berathschlagung sich versammeln zu können. Freilich wurden dann bei steigender Civilisation durch solche Gemeinwesen meist Städte gegründet; und es gab solches Anlaß zu regelmäßigerer Einrichtung ihrer Verfassungen; auch bildet allerdings eine Stadt schon an sich eine Art von Gemeinwesen, und hat daher meistens — in Monarchien sogar — eine nach dem Muster der Freistaaten geformte Kommunalverfassung; aber es

(*) Die Regierungsformen der übrigen orientalischen Staaten, als jene von Klein-Asien, Syrien, Phönicien u. s. w. sind entweder nicht interessant oder nicht bekannt genug, um Stoff zur besondern Behandlung zu liefern. Das Wichtigste davon ist ohnehin in ihrer Geschichte selbst enthalten, und sie schließen sich hiernach theils an die Soldatendespotien, theils an die Freistaaten an. Von Phönicien werden wir unten noch einige Worte sagen.

(**) Selbst das nomadische Herumziehen einer mäßigen Horde ist mit einem solchem Gemeinwesen vereinbarlich, wiewohl in solchem Zustande meist nur die patriarchalische und noch keine eigentlich bürgerliche Verfassung herrscht.

kann Freistaaten geben ohne Stadt, und Städte mögen auch in despotischen Reichen bestehen. Und nicht anders ist eine Stadtverfassung mit einer Staatsform identisch, als in so fern eine Stadt ein Staat im Kleinen ist. Wenn also Heeren sagt, daß alle, selbst die großen Freistaaten des Alterthums, eine blose Stadtverfassung gehabt hätten, so müssen wir dabei die Verfassung der herrschenden Gemeinde unter sich von jener des gesammten Staates unterscheiden. Die erste war freilich eine Stadt- (oder vielmehr Gemeinde-) Verfassung, weil sie sich blos auf die Interessen der Gemeindebürger bezog; die zweite aber war entweder despotisch, wo die übrigen Städte und Völker der herrschenden Gemeinde völlig unterworfen waren, oder gleichfalls republikanisch oder gemischt, wo gemeinschaftliche Berathung und Entschluß — wenn auch mit überwiegendem Einfluß der Metropole — galt (*).

Indessen ist allerdings wahr, daß wir in Griechenland und allenthalben, wo Griechen hausten, fast so viele Freistaaten als Städte (**) erblicken; weil nämlich einerseits die ursprünglichen Gemeinden oder Völkchen ihre Selbstständigkeit lange gegen äußere Anmaßung behaupteten, anderseits aber eine jede ausgeschickte Kolonie, also fast eine jede neugegründete Stadt, wieder zum eigenen Staate wurde. Die Periode, worin diese griechischen Freistaaten sich größtentheils bildeten, haben wir schon in der detaillirten Geschichte bestimmt; es war jene der Heraklidischen Eroberungen und die zunächst darauf folgende Zeit, leider die dunkelste in der griechischen Geschichte!

In allen diesen, nach einzelnen Nuançen so bunt verschiedenen Verfassungen lassen sich dennoch einige übereinstimmende Grundzüge bemerken, welche sich abermals nicht sowohl auf Stadtverfassung, als überhaupt auf die einem kleinen Volk natürliche beziehen. Fast allenthalben nämlich sind Volksversammlungen für die wichtigern Beschlüsse, ein Senat oder Ausschuß für die Vorbereitung und Erörterung der Geschäfte, und Magistratspersonen für die Verwaltung und den Vollzug. Aber in der Organisation dieser einzelnen Körper und Gewalten, in Namen und Zahl der Kollegien und ihrer Mitglieder, in der Wahl oder Erbfolge derselben, in den Grenzen ihres Wirkungskreises, in ihrem Zusammenhang, ihrer Verantwortlichkeit und Kontrole u. s. w., welche unendliche Mannigfaltigkeit! und allenthalben welches Streben, das Gesez herrschend, und die Menschen nur zu dessen Dienern und Vollstreckern zu machen! — Vergebliches Streben! Kein alter (leider auch kein neuer) Gesezgeber hat dieses Problem gelöst. Ihre sorgfältigsten Kombinationen mochten nicht hindern, daß nicht Tyrannei, Ochlokratie und Oligarchie die Völker drückten, und vorzüglich die lezte in alle Formen sich einschlich. Wenn wir die vielen Stürme, die hiedurch in den alten Freistaaten veranlaßt wurden, wenn wir das zahllose Unheil und Unrecht und all' das vergossene Blut in denselben betrachten, so möchten wir geneigt seyn, dem Republikanismus die Ruhe vorzuziehen, die gewöhnlich in Despotien herrscht. Aber solche Ruhe ist ein Erstarren. In der Bewegung besteht das Leben; und wir müssen jene republikanischen Formen, troz ihrer Auswüchse, wenigstens als Versuche ehren, Dasjenige zu verwirklichen, was für uns die wichtigste, und eine von der Vernunft

(*) So wie in Aristokratien die Organisation der herrschenden Kaste oder Klasse von jener des ganzen Staates unterschieden werden kann.

(**) Jedoch immer mit Einschluß eines mäßigen, oft auch eines ansehnlichen Stadtgebietes, dessen Verhältnisse gegen die Metropole verschiedentlich wechselten.

schlechterdings nicht abzulehnende Aufgabe ist — eine wahrhaft rechtliche Verfassung.

Soviel von den griechischen Staatsformen im Allgemeinen. Es würde zwecklos seyn, sie im Einzelnen zu erörtern. Nur jene der Hauptstaaten, Athen und Sparta, die ohnehin den andern großentheils zum Vorbild dienten, sind einer besondern Beleuchtung würdig.

§. 9. Spartanische. (Lykurgus.)

In Sparta tritt uns zuerst das Bild des gepriesenen Lykurgus entgegen; aber eingehüllt in eine dichte Weihrauchwolke, und eben hiedurch, so wie durch das Dunkel seiner fernen Zeit schwankend und unkenntlich. Die Sagen, welche von ihm der etwas unkritische Plutarch erhalten, und die Lobpreisung, welche aus besonderer Vorliebe Xenophon der spartanischen Verfassung ertheilt hat, sind die vorzüglichsten Grundlagen jener enthusiastischen Verehrung gewesen, womit alte und neue Schriftsteller den genialen Urheber derselben wie in die Wette belegt haben; bis der geistvolle Pauw dieses Vorurtheil mit siegreichen Waffen bekämpfte, aber, hingerissen durch seinen Eifer, in das gegenseitige Extrem verfiel. Die Wahrheit mag wohl zwischen seiner und der Darstellung eines Courcy oder Barthelemy in der Mitte liegen.

Aber ist auch wirklich Lykurgus Stifter der spartanischen Verfassung gewesen? Der alte Hellanikus — wie Strabo anführt — spricht ihm völlig diese Eigenschaft ab; viele Andere bemerken, daß manche seiner angeblichen Geseze aus Kreta entlehnt, manche aus einheimischer dorischer Sitte entsprungen, daß ein Grundstein seiner Verfassung die beiden Könige, eine frühere zufällige Einsezung, der andere, die Ephoren, eine 130 Jahre nach seinem Tod entstandene Neuerung gewesen; ja Pauw behauptet geradezu, daß Alles, was der vergötterte Mann für Sparta gethan, in der Einführung einiger kretischer Militärgebräuche und Uebungen bestanden. Allein die Harmonie der Geseze, der innige Zusammenhang der genzen Verfassung, verrathen Eines Geistes schaffende Kraft; und wenn Lykurgus von dem Gerüste der alten Verfassung Einiges als brauchbar für die seinige stehen ließ, und die Materialien des neuen Gebäudes zum Theil von Außen nahm, soll er darum minder des Werkes Meister heißen? — Auch scheint, daß er dieses vollendet habe; was später hinzukam, war entweder unbedeutend oder verschlimmernd; und selbst die Ephoren dürften, nach Baumgarten's glaubwürdiger Vermuthung, wohl mehr dem Namen als der That nach von den durch Lykurg eingesezten Hütern der Geseze (*Νομοφύλακες*) unterschieden seyn.

Aber wie dem sey: die Verfassung selbst muß uns mehr als ihr Ursprung interessiren. Auch hier begegnen uns unauflösliche Zweifel. Die Geseze Sparta's waren nicht der Schrift anvertraut. Durch mündliche Ueberlieferung sollten sie sich forterben, von dem treuen Gemüthe der Bürger bewahrt, und nicht von todten Buchstaben. — So sagen Lykurg's Freunde; Pauw gibt davon eine natürlichere Ursache an — denn nach ihm konnte Lykurg weder lesen noch schreiben. In jedem Falle floß hieraus eine unvermeidliche Unbestimmtheit der Geseze, und die Leichtigkeit, unter Lykurg's mißbrauchtem Namen allerlei Neuerungen einzuschwärzen. Selbst in spätern Zeiten blieben die Spartaner, wenn auch nicht unbekannt mit der Schrift, doch Feinde derselben. Was wir von ihnen wissen, ist aus äußern Quellen, vorzüglich aus den Berichten athenischer Schriftsteller entnommen. Schwer

läßt sich aber hier, was der Nationalhaß, bei Einzelnen auch parteiische Vorliebe sprach, von dem, was reine Wahrheitsliebe diktirte, unterscheiden, und aus denselben Schriftstellern mögen wir ein anziehendes und ein abschreckendes Gemälde von Sparta entwerfen.

Soviel ist unverkennbar, daß die Sorgfalt Lykurg's, oder wer immer die Geseze gab, sich nur auf die eigentlichen Spartaner erstreckte. Nur unter diesen bestund die Republik; ihr Verhältniß gegen die übrigen Bewohner Lakoniens war despotisch, gegen die Heloten aber (und später gegen die ihnen gleichgeachteten Messenier) zugleich tyrannisch. Die spartanische Bürgergemeinde war im Grunde demokratisch organisirt, jedoch mit einer Mischung von Aristokratie. Die gesezgebende Gewalt, und die Wahl der Magistrate gebührte der Ecclesia, der Versammlung der Bürger, mit Ausnahme derjenigen, welche zu arm waren, um zu den gemeinschaftlichen Mahlzeiten zu steuern. Die Geschäfte wurden vorbereitet, einige auch abgethan durch den auf Lebenszeit gewählten Rath der Alten (Gerusia), der aus 28 Personen, die über 60 Jahre zählten, bestand. Auch die beiden sogenannten Könige hatten darin, doch Jeder nur eine Stimme. Sonst waren dieses die — jedoch beschränkten und verantwortlichen — Vollstrecker der Geseze, als Nachkommen Herkules — sonach Jupiters — die Vorsteher der Religion, und im Krieg von Amtes wegen die Anführer der Armee. Ihnen und der Gerusia zur Seite, oder eigentlich über ihnen standen die 5 Ephoren, die Verwalter der wichtigsten Staatsgeschäfte, die Vorsizer des Rathes und der Ecclesia, und die Richter der Könige. Nur die kurze (einjährige) Dauer ihres Amtes beschränkte ihre Macht. Dennoch werden wir im folgenden Zeitraum das Ephorat in eine wahre Oligarchie übergehen sehen.

In allen diesen Bestimmungen ist noch wenig Besonderes, selbst die beiden Könige sind es nicht. Gab es nicht auch zwei Consuln, zwei Suffeten u. dgl.? — Nicht in der Organsirung der Republik also lag, was die Verfassnng Sparta's von allen andern alten und neuen Verfassungen auszeichnet; in dem Geiste lag es, der jenen Formen eingehaucht war, und welchem das ganze System der Geseze und Sitten diente. Fast allenthalben lassen sich die konstitutionellen Geseze eines Volkes von den administrativen und von dem Privatrechte desselben unterscheiden; es mögen dieselben bürgerlichen Geseze unter dem Wechsel der Verfassungen fortdauern, und verschiedene Gesezgebungen bei der nämlichen Verfassung aufkommen. Nicht also bei den Spartanern. Hier waren die politischen und bürgerlichen Geseze, das öffentliche und das Privatrecht und alle Sitten und Gebräuche im Krieg und im Frieden zu einem fest zusammenhängenden, nach einem Prinzip entworfenen, durch eine Grundidee beseelten Ganzen verbunden. Ein Staat, worin der Privatwille dem öffentlichen nicht nur untergeordnet, sondern immerdar mit ihm derselbe wäre, worin die Bürger keine persönliche Neigungen und Interessen, sondern einzig und allein patriotische hätten, worin sie sich niemals als selbstständige Wesen für sich, sondern nur als Glieder des Gemeinwesens dächten und fühlten — dies scheint die herrschende Idee in Lykurgus kühnem Meisterwerk zu seyn (*). Daher suchte er — und dieses sind die nähern Zwecke seiner

(*) „Dazu hat Lykurgus seine Bürger erzogen, daß sie einträchtig beisammen wie „die Bienen, Keiner für sich, und Alle einzig für's Vaterland leben sollten" — sagt Plutarch; und diese kunstlose Ansicht, womit Alles, was wir von Sparta wissen,

Geseze — unter den Bürgern eine vollständige Gleichheit hervorzubringen, die natürlich selbstsüchtigen Neigungen durch eine unaufhörlich dagegen ankämpfende Erziehung zu unterjochen, und den Spartanern nebst dem Willen auch die Kraft zur Erhaltung des theuern Gemeinwesens zu geben.

Zwar die Ungleichheit der Geschlechter — und es möchte dieses Befremden erregen — wurde von ihm nicht aufgehoben. Wir reden hier nicht von der Sklaverei der Heloten, noch von der Bedrückung der Lakonier — das Verhältniß beider ist schon oben gewürdiget — aber auch in dem Schooß der dorisch-spartanischen Geschlechter dauerte der Unterschied der Edlen und der Gemeinen fort. Unter jenen waren die beiden königlichen Häuser, und überhaupt das Geschlecht der Herakliden die vornehmsten. So mochten auch andere Häuser ihre Abstammung von einem Gott oder Halbgott rühmen, und solches die Ursache seyn, daß der religiöse Lykurgus diesen, auf die Mythologie sich stüzenden, Unterschied nicht antastete. Dennoch hatte derselbe keinen politischen Einfluß. Alle Bürger waren gleich vor dem Gesez, Alle mochten zu den obersten Würden — die königliche ausgenommen — gelangen (*), Alle gaben ihre Stimmen zu deren Besezung, und wer sie erhielt, blieb Beamter des Volkes. Aber nicht zufrieden mit diesen gewöhnlichen demokratischen Formen, und wohl wissend, daß der Unterschied des Vermögens es ist, der, troz jener Formen, die gehässigste und gefährlichste Ungleichheit gebiert, richtete Lykurgus gegen ihn seine vorzüglichste Sorge; und da er die Unzulänglichkeit aller blos heilenden Mittel gegen ein solches Uebel erkannte, so suchte er mit der Wurzel es auszureißen. Darum bewog er seine Mitbürger (ein erstaunungswürdiger Sieg!), allem Eigenthum, woraus irgend eine bedeutende Ungleichheit hätte entspringen mögen, und sonach einem der geschäztesten Vortheile des bürgerlichen Vereins, zu entsagen, damit das Band der Gesellschaft um so fester umschlungen würde. Also hörte das Privateigenthum über Grund und Boden auf, und die bewegliche Habe — denn diese konnte unmöglich Gemeineigenthum seyn — wurde aufs Aeußerste beschränkt. Jenes — das Land — wurde in so viele Theile vermessen (**), daß jedem Spartaner, auch jedem Lakonier, ein zu seinem und seiner Familie Unterhalt hinreichendes Stück zur Nuznießung konnte zugeschieden werden. Aber er selbst durfte es nicht bauen — der Industriöse wäre sonst reicher als der Träge geworden — die Heloten mußten es thun; und damit auch der Begriff des Reichthums nicht aufkomme, wurde alles Gold und Silber verbannt, eisernes Geld eingeführt, und der Spartaner durch strenge Geseze zur größten Einfachheit in Wohnung, Geräthschaften, Kleidung und Nahrung verbunden. Nicht nur der Ackerbau, auch andere

---

auf die natürlichste Weise zusammenstimmt, wiegt wohl die scharfsinnigsten Hypothesen der neuern Gelehrten über Lykurgus Zwecke auf.

(*) Zwar lesen wir, daß wer nicht zu den gemeinschaftlichen Tafeln das Seinige beitragen konnte, von Staatsämtern ausgeschlossen war; aber es ist dieses wohl eine spätere Einrichtung; denn zur Bestreitung der Unkosten eines ächt lykurgischen Mahles konnte nicht leicht ein Spartaner zu arm seyn.

(**) Diese Vertheilung der Ländereien ist einer der dunkelsten Punkte der lykurgischen Gesezgebung. Die Anzahl der Portionen — nach Plutarch 9000 spartanische und 30,000 lacedämonische — und die Grundsäze ihrer Anweisung und Uebertragung können mit Bestimmtheit nicht mehr ausgemittelt werden. Ihre Vererbung auf Weiber streitet offenbar gegen das lykurgische System, und muß daher eine spätere Einsezung seyn. Wohl aber rührt schon von Lykurgus die parteiische Anweisung der bessern Thalgründe an die spartanischen, und der schlechtern Berggelände an die lakonischen Bürger her.

mechanische Künste, noch mehr aber spekulative und schöne Wissenschaften, waren ihm verboten. Nur Bürgersinn verlangte das Vaterland von ihm, und starke Arme und ein ungetheiltes Herz.

Aber woher nahm Lykurgus solche Bürger von Selbstverläugnung und brennender Vaterlandsliebe und lebendiger Kraft? Dafür sollte die Erziehung sorgen, die mit der Geburt, ja vor derselben schon anfing, und durch das ganze Leben währte. Die spartanischen Mädchen wurden auf Männerart unter steten Leibesübungen und abhärtenden, freilich auch die Geschämigkeit tödtenden Spielen zu tüchtigen Müttern starker Kinder herangezogen. Eine Menge, zum Theil auch harter und unsittlicher Vorschriften über die Wahl der Gatten, über das eheliche Verhältniß und die ehelichen Rechte sollten dem Staat lauter wohlgeschlossene Verbindungen und kräftige Geburten sichern; und wenn dennoch schwache Kinder zur Welt kamen, so mußten sie sterben. Jene, die man stark genug für ihre spartanische Bestimmung fand, übernahm, nachdem die ersten Jahre unter der mütterlichen Pflege verstrichen waren, der Staat als sein Eigenthum zur öffentlichen und gleichförmigen Erziehung, deren Grundsäze Frugalität, Abhärtung, Kriegsgeschicklichkeit und frühe Einflößung patriotischer Gefühle waren. Daher die unaufhörlichen gymnastischen Uebungen, die Prüfung durch Hunger, Durst und körperlichen Schmerz, die Anfeurung der Jugend zum regsten Wetteifer, die Einschärfung des unbedigten Gehorsams gegen jeden ältern Bürger, des stillen Hinhorchens auf die überall, selbst während der kurzen Mahle, ertönenden Lehren der patriotischen Tugend, endlich die Vorschriften eines bescheidenen, klugen, würdevollen Benehmens. Solche Erziehung — den einzelnen Stufenaltern angepaßt — währte das ganze Leben fort. Die öffentlichen Mahlzeiten (Syssitien) waren für Alt und Jung. Der öffentlichen Aufsicht entging der angesehenste Bürger, der strengen Rüge das kleinste Vergehen nicht. Ueber alle Handlungen wachte das Gesez. Die Jagd, die Kriegsübungen, die gymnastischen Spiele wurden blos durch wirkliche Feldzüge unterbrochen, und man hielt diese für minder anstrengend als jene. Unabläßig und auf jedem Wege kamen dem Spartaner Erinnerungen der Pflicht, Aufforderungen der Tapferkeit, Lehren der Tugend, Anläße der Kraftäußerung entgegen. So lernte er sich selbst beherrschen, aber dem Geseze folgsam seyn; so wurde er stark, gelenk, immer schlagfertig, voll unbeugsamen Muthes; und seine Seele, welcher für keine andere Leidenschaft ein Spielraum gelassen war, gab sich ungetheilt und schwärmerisch der Liebe des Vaterlandes und der Freiheit hin (*).

Welches Urtheil ist über diese Verfassung zu fällen? — Die größten Wunder hat sie gewirkt, die stärksten Naturtriebe unterjocht; sie hat die heroischsten Thaten erzeugt, die tapfersten Krieger, die enthusiastischsten Patrioten, selbst die heldenmüthigsten Weiber (**) gebildet; sie hat Sparta zum Haupt Griechenlands erhoben, und nach einer unerschütterten Dauer von mehr als fünf hundert Jahren auch in ihrem Verfall, und zulezt in ihren Trümmern noch Ehrfurcht geboten. Gleichwohl hat sie ihre Schattenseite,

(*) Vergl. über die spartanische Verfassung, zumal J. C. F. Manso's Sparta; ein Versuch zur Aufklärung der Geschichte und Verfassung dieses Staates. Leipz. 1800 — 1805. 3 Thle.

(**) Zur Würdigung dieser spartanischen Weibertugend habe ich einige Data in einer 1808 gedruckten Abhandlung „Ueber die Spartanerinnen" gesammelt.

und der unbefangenen Prüfung wird sie eher monströs, als vortrefflich erscheinen.

Für's erste hat Lykurgus Seele zur Anerkenntniß der Menschenwürde und des Menschenrechts sich nicht erhoben. Würde er sonst die Freiheit von 10,000 und den erträglichen Zustand von 30,000 Bürgern auf das Elend und die empörendste Unterdrückung mehrerer Hunderttausende gebaut haben? Die Schmach und harte Sklaverei der Heloten war unabtrennlich von einer Verfassung, welche die Menschengattung zum Eigenthum des Staates erklärte, auf ihre Arbeit die Erhaltung der herrschenden Raçe gründete, ihre Habe dem Muthwillen, und ihr Leben gleich jenem von Jagdthieren der Grausamkeit einer kampflustigen Jugend preis gab. Auch bei andern Völkern treffen wir leider Sklaven und frevelhaft sogenanntes Sklavenrecht an: — aber nirgends wie hier war solches Attentat in die Konstitution selbst so innig verwebt, nirgends zu einer so schauderhaften Uebertreibung gebracht.

Vielleicht wird man diesen häßlichen Flecken nicht auf Lykurgus Rechnung, sondern auf jene des allgemeinen traurigen Vorurtheils seiner Zeit und seines Volkes legen; und freilich ist es schwer, doch dem wahrhaft großen Manne angemessen, über solches sich zu erheben. Aber wir fragen weiter: Was hat Lykurgus für das auserlesene, freie, spartanische Volk gethan? — Hat er den wahren Zweck des bürgerlichen Vereins gefaßt, hat er ihn erreicht, hat er dafür nicht einen zu theuern Preis gefordert? — Jenes ist die beste Verfassung, welche die Entwickelung der menschlichen Anlagen und Kräfte am meisten befördert, und unter deren Schuz ein wahrhaft humanes Glück am sichersten gedeihen mag. Eine Verfassung, die zu ihrer Erhaltung alle Kräfte und Empfindungen der Bürger ausschließend erfordert, die in der Eigenschaft des Bürgers die Persönlichkeit der Glieder völlig verschlingt, die nicht nur die Unterordnung, sondern die Aufopferung der schönsten natürlichen Gefühle, der edelsten, humansten Triebe gebietet, ist — wie groß auch der Name ihres Stifters sey — eine unglückliche Verkehrtheit. Warum wurden dem Spartaner alle die Opfer, Kämpfe und Anstrengungen auferlegt? — „Damit er die Freiheit und Gleichheit behaupte.“ Große, unschäzbare Güter allerdings: aber für den Spartaner von keinem Werth, weil er zugleich allem Dem entsagen mußte, um dessenwillen die Freiheit gewünscht wird. Er konnte nicht Gatte, nicht Vater, nicht Sohn seyn. Der Staat war sein Vater, die Mutter verläugnete ihn, wenn er den Schild verloren, sein Kind gehörte dem Volke, seine Gattin dem rüstigen Jungen, der Kinder mit ihr zu zeugen begehrte, er selbst nie sich, nur immer dem Gemeinwesen an. Sonst gründet und schüzt der Staat das Eigenthum, erleichtert die Mittel zum vielfältigen Genuß, bahnt die Wege zur Erkenntniß und Wissenschaft, belohnt den Fleiß und erweckt das Talent. Der Spartaner opferte dem Staat Eigenthum, Gemächlichkeit und wahren Lebensgenuß; er entsagte der bürgerlichen Emsigkeit wie der häuslichen Freude, verschmähte den Dienst der Musen wie die Pflege rein menschlichen Gefühles, und nahm zum Ersaze für Alles — soldatischen Stolz und patriotischen Schwindel. Hatte er so nicht den Zweck versäumt um des Mittels willen? Freilich beruht das Glück auf der Idee, und es ist unsinnig, nach eigener Neigung und Weise das Wohlseyn Anderer zu ermessen. Gleichwohl ist einleuchtend, daß Kriegsübungen und patriotische Gespräche des Menschen Bestimmung nicht erschöpfen, und unverkennbar, daß der Spartaner bei der pünktlichen Befolgung von Lykurgus Geseze traurige Lücken in Kopf,

Herz und Beschäftigung fühlen, und daß die gewaltsam unterdrückte Natur früh oder spät sich rächen mußte.

Sie hat sich gerächt, und aus dem Schooße der Lykurgischen Verfassung sind die schrecklichsten Auswüchse hervorgegangen. Der folgende Zeitraum wird hievon das Gemälde liefern.

§. 10. Athenische. (Solon.)

Einen erfreulicheren Anblick gewährt uns Athen und Solon's humane Gesezgebung.

Wir haben schon oben (S. 128 f.) der Hauptphasen der athenischen Staatsform summarisch erwähnt, und Cecrops, Theseus und Solon als die vorzüglichsten Stifter derselben genannt. Die Macht der Könige in Cecrops Stadt hing wie überall in Griechenland von dem Genie des Fürsten und von den Umständen ab, und war durch den allgemeinen Volksgeist mehr als durch das Gesez beschränkt. Aber schon Theseus gab großmüthig der Freiheit eine feste Begründung und Athen den Ruhm, daß es zuerst unter allen Staaten sich einer republikanischen Verfassung erfreute. Denn von ihm an mußten die Könige sich mit der Würde der Feldherren und obersten Richter begnügen. Die gesezgebende Gewalt war dem Volke ertheilt, jedoch mit großer Uebermacht des Adels (*Εὐπατρίδαι*), durch welchen die andern Volksklassen, die Bauern und die Gewerbsleute (*Γεωμόροι* und *Δημιουργοὶ*), häufig gedrückt wurden. Dieser Druck wurde vermehrt, als nach Abschaffung der Königswürde die Archonten regierten, welche theils zu schwach waren, dem Adel zu widerstehen, theils als Mitglieder desselben mit ihm nur ein Interesse hatten. Die Einrichtungen des Theseus konnten jezt, da das Gleichgewicht der Stände verrückt war, keine Kraft mehr haben; und Athen, von den drei Parteien der *Πεδιεις*, *Διακριοι* und *Παραλοι* (so hießen sie von ihren Distrikten; sie kamen aber beinahe mit den vorhin angeführten Volksklassen überein) zerrüttet, lief Gefahr, die Beute der Oligarchie oder der Tyrannei zu werden. Nicht der Wundermann Epimenides, welcher durch religiöse Vorschriften die Gährung vorübergehend stillte, die über den blutig gerächten Hochverrath des Cylon entstanden war; nicht der finstere Drako, welcher nur Schrecken, aber keine Folgsamkeit zu gebieten wußte; Solon war es erst, der durch seine weise Gesezgebung eine glückliche Wiedergeburt des Staates bewirkte.

Zwar besizen wir diese Geseze nicht mehr in unverfälschter Reinheit. Sie waren auf hölzerne Walzen gegraben, die Anfangs in der Burg, darauf im Prytaneum standen. Aber als das Alter sie mürbe gemacht, erhielt ein gewisser Nikomachus den Auftrag, sie getreu zu kopiren und in die Staatsregister einzutragen, und dieser unbekannte Mensch hatte die Frechheit, sie in verschiedenen Punkten nach dem Interesse des Areopags und der Priesterschaft — daher auch wahrscheinlich mit denselben im Einverständniß — zu verfälschen, und neue Worte und Sachen hineinzuschwärzen. Dennoch wissen wir genug von ihrem ursprünglichen Inhalt, um sie für ein glorreiches Monument der Weisheit und Liberalität ihres Urhebers zu erkennen. Wir haben schon oben (S. 130) ihre zweifache Tendenz, als politische und bürgerliche Geseze, bemerkt. Wir wollen hier die erstere in Kürze erörtern.

Solon wollte die Freiheit, d. h. die Herrschaft des Volkswillens, nicht des Pöbelhaufens, auch nicht des ungeleiteten, oft thörichten und leidenschaftlichen — sondern des überlegten und durch Vernunftgründe bestimmten — Volkswillens. Daher hielt er die Formen der reinen Demokratie

für gefährlich und zog vor, sie durch einen Zusaz aristokratischer Bestimmungen zu mäßigen. Also wurde die höchste Gewalt, d. h. das Recht der Gesezgebung der Wahl der Magistrate, das Recht der Entscheidung über Krieg, Frieden und Bündnisse, über Auflagen und über alle großen Staatsinteressen — der Nationalversammlung gegeben. Sie bestand aus allen wirklichen Bürgern (Πολῖται) von Athen, die theils in der Stadt, theils in den attischen Ortschaften (Δῆμοι, deren 174 waren) wohnten, und ungefähr 20,000 Köpfe zählten (*). Sie waren schon vor Solon in Stämme (Φυλαὶ, vier an der Zahl) und diese in Geschlechter (Φράτριαι) getheilt. Solon behielt diese Eintheilung bei, aber er ließ durch dieselbe noch eine andere, nach Klassen, laufen, deren er vier nach der Stufenfolge des Vermögens bestimmte. Nur aus den drei ersten (Πενταχοσιομέδιμνοι, Ἱππεῖς und Ζευγῖται — die in der vierten Klasse hießen Θῆτες —) konnten die Magistratspersonen (Gerichtsbeisizer jedoch aus allen) gewählt werden. Indessen hatte das Gesez für die Wählbarkeit zu wichtigen Aemtern noch besondere Eigenschaften vorgeschrieben. Unter gleich qualifizirten Personen und bei leicht zu versehenden Aemtern entschied das Loos, das jedoch die Prüfung nicht ausschloß.

Selbst die Glieder des großen Rathes (Βουλη) wurden durch's Loos, und zwar alljährlich, ernannt. Es bestand dieser nach Solons Einsezung aus 400 Personen, 100 aus jedem Stamm, welche wenigstens 30 Jahre alt und durchaus unbescholten waren. Während dem Laufe des Jahres tournirten die Klassen des Senats (die Deputirten eines Stammes machten eine Klasse aus) untereinander in der Leitung der Geschäfte. Die Glieder der jedesmal dirigirenden Klasse hießen Prytanen, und wurden im Prytaneum auf Staatskosten unterhalten. Sonst erhielt jedes Rathsglied täglich eine Drachme. Die Prytanen theilten sich wieder in kleinere Kollegien, welche abermals unter sich im Vorsiz tournirten. Ihre Glieder wurden Proedroi genannt, und welcher aus ihnen — worin man täglich wechselte — dem Senat präsidirte und das Staatssigill führte, hieß Epistates (**).

Von diesem Senate wurden die laufenden Geschäfte besorgt, auch konnte er für sich allein Verordnungen erlassen, die jedoch nicht länger als er selbst, d. h. bis zum Ablaufe des Jahres, kräftig blieben. Vor seiner Auflösung mußte er jedesmal dem Volke Rechenschaft über seine Verwaltung ablegen, und der Belobung oder des Tadels gewärtig seyn. Sein wichtigstes Recht aber bestand in der Initiative der Geseze; denn nur über die im Senat durchgegangenen Vorschläge durfte das Volk deliberiren. Auch führten die Senatsglieder den Vorsiz in der Ἐκκλησία, und leiteten deren Berathschlagung. Bei dieser wurden Reden für und gegen die Vorschläge gehalten, und durch förmliche Stimmengebung oder durch Erhebung der Hände votirt.

Was aber der große Rath vorgeschlagen und das Volk beschlossen hatte, bedurfte noch der Genehmigung des Areopags, um als Gesez zu gelten. Der

(*) Diese Zahl war, nach Plato, durch Staatsgrundsäze bestimmt, und scheint darum so ziemlich gleichförmig geblieben zu seyn. Aber mit Inbegriff aller Weiber und Kinder, Fremden und Sklaven stieg die Bevölkerung von Attika (nach einer zu Demetrius von Phalera Zeiten gemachten Zählung) auf 450,000 Seelen.

(**) Als durch Klisthenes statt vier, zehn Stämme eingeführt wurden, erhielt auch der große Rath eine andere Organisirung. Er bestand darauf aus 500 Gliedern (50 aus jedem Stamm) und also aus zehn Klassen, eine Klasse aber aus fünf Dekurien. Jede Klasse blieb 35 (oder 36) Tage am Ruder. Von sieben zu sieben Tagen kam aber eine andere Dekurie zum Vorsiz, und es konnten sonach nur sieben Glieder der Dekurie zur Tagswürde der Epistaten gelangen.

Areopag war eine uralte, schon von Cecrops oder dessen erstem Nachfolger herrührende Einsezung (Marm. oxon. ep. 3.), und ursprünglich blos ein peinliches Tribunal, welchem aber Solon unter Belassung seiner richterlichen Gewalt noch einen politischen Wirkungskreis verlieh, indem er ihn nach Plutarch's Ausdruck (*Τὴν ἐν Ἀρειωπάγῳ βουλὴν εἶναι ἐπίσκοπον πάντων καὶ φύλακα νόμων*) zum allgemeinen Oberaufseher des Staates und zum Wächter der Geseze machte. Aus diesem ziemlich unbestimmten Auftrage leitete der Areopag, der sich nun alljährlich durch die abgehenden Archonten — deren Verwaltung gebilliget worden — verstärkte, und meist über 300 Glieder zählte, die wichtigsten Rechte, als das Sittengericht, die höchste polizeiliche und Finanzgewalt, das Urtheil über die abtretenden Archonten, und endlich auch das Bestätigungsrecht der Volksbeschlüsse ab, ohne daß wir zuverläßig angeben könnten, in wie fern dies Alles in dem Sinne Solon's gelegen. Ueberhaupt waltet über der ganzen Verfassung des Areopags und über dem Geist seiner Amtsführung manche Dunkelheit ob. Pauw hat verschiedene darüber herrschende Vorurtheile gerügt; und es scheint wenigstens, daß, was von seiner Humanität, Unbestechlichkeit, schauerlichen Würde rc. erzählt wird, sich mehr auf die seinetwegen erlassenen Geseze, als auf die wirkliche Ausübung gründe.

Durch die Aufstellung aller dieser Gewalten wurde die aristokratische — oder oligarchische — Macht der Archonten (sie konnten lange nur aus dem Adel gewählt werden) von Grund aus erschüttert; dennoch behielt Solon sie bei, und nach wie vor wurden alljährlich der *Ἐπώνυμος*, *βασιλεὺς*, *πολέμαρχος*, und die sechs Thesmotheten (dies waren die Titel der 9 Archonten) ernannt, und ihnen ein großer Theil der gesezvollstreckenden, auch einige Zweige der richterlichen Macht, dann die Aufsicht über den Gottesdienst und das Kriegswesen (jedoch ohne Kommando im Feld) und die Redaktion der Geseze anvertraut.

Ein charakteristischer Punkt in der athenischen Verfassung war, daß dem Volke neben der gesezgebenden auch die richterliche Gewalt zustand. In Sparta waren die höchsten Magistrate, die Gerusia, die Könige und die Ephoren, auch die höchsten Richter; aber in Athen war es die Ecclesia selbst. Wenn durch diese, gegen das ideale republikanische Prinzip laufende, Vereinigung der Gewalten eine wahre Despotie des Volkes gegen die einzelnen Bürger begründet und die empörendsten Ungerechtigkeiten veranlaßt wurden, so waren es doch meist nur die Großen der Nation, als die Feldherren, Admirale rc., welche sich dadurch gefährdet sahen. Für die gewöhnlichen Rechtsstreitigkeiten in bürgerlichen und peinlichen Sachen waren eigene Richter, und zwar — was abermals charakteristisch ist — in außerordentlicher Menge bestellt. Außer den Archonten und dem Areopag, von denen wir bereits sprachen, gab es in Athen noch vier peinliche und sechs bürgerliche Gerichte. Von jenen war das der Epheten, und von diesen das der Heliasten das vornehmste. Die Summe aller dieser Richter — von denen freilich nicht immer alle in Wirksamkeit, sondern durch's Loos zu ernennen waren — belief sich nach einer Stelle in Aristophanes „Wespen" — auf 6000. Zahlreiche Kommissionen derselben wurden häufig in die attischen Ortschaften geschickt, um daselbst als ambulirendes Tribunal die Streithändel zu schlichten. Das Gericht der Heliasten bestund gewöhnlich aus 500, in wichtigern Fällen aber aus 1000 oder gar aus 1500 Personen; und es läßt sich nicht verkennen, daß, wenn auch die Bezahlung, welche

sie in spätern Zeiten erhielten, der Staatskasse lästig fallen mußte, dennoch auf der andern Seite durch die große Zahl der Richter die Gefahr der Bestechung, oder der Leidenschaft oder des Irrthums für die Partei der Beklagten, äußerst vermindert wurde.

Der Ostracismus (das Scherbengericht), vermöge dessen, wer immer durch Macht und Ansehen, selbst durch Verdienst, seinen Mitbürgern verdächtig oder der republikanischen Gleichheit gefährlich schien, ohne weitern Grund, und ohne daß er sich vertheidigen durfte, auf 10 Jahre konnte verbannt werden, wenn 6000 Stimmen es verlangten, war nicht so fast ein Ausfluß der richterlichen Gewalt, als überhaupt der politischen Machtvollkommenheit des athenischen Volkes. Mehrere Republiken, z. B. Syrakus, wo solches Petalismus hieß, hatten eine ähnliche Einsezung, und wiewohl ein großer Geschichtschreiber (Joh. v. Müller) sie für verderblich erklärt, muß man doch gestehen, daß sie dem Geiste eines Freistaates vollkommen angemessen scheint. Sie ist mißbraucht worden — wie auch das Beste mißbraucht wird — aber es bleibt wahr, daß selbst die Tugend eines Mannes, wenn sie ihn zu sehr über das Niveau der republikanischen Gleichheit erhebt, der Freiheit gefährlich werden kann, und daß Rom ohne Bürgerkriege und ohne beständige Diktatoren hätte bleiben mögen, wenn es den Ostracismus gehabt hätte.

§. 11. Phönicische und karthagische.

Die Verfassung dieses Roms werden wir in der folgenden Periode beleuchten; hier noch einige Worte über jene von Phönicien und Karthago. Es beschränkt sich, was wir hierüber zu sagen vermögen, auf einige abgerissene Notizen, die wir bei auswärtigen Schriftstellern finden, und die kaum zur Entwerfung eines summarischen Abrisses hinreichen. Das politische Verhältniß der phönicischen Städte unter sich, so wie jenes ihrer Kolonien auf der afrikanischen Küste gegen Karthago, endlich auch jenes von Karthago gegen seine eigenen Kolonien und unterworfenen Länder, haben wir schon oben (S. 102 und 138 f.) erklärt. Was Tyrus in der blühendsten Zeit Phöniciens für dessen übrige Städte war, das war Karthago für seine Schwesterstädte in Afrika, übermächtige Verbündete oder Bundeshaupt; — und so scheint auch die innere Verfassung dieser beiden herrschenden Städte selbst in den Hauptzügen einander ähnlich gewesen zu seyn. Zwar in Tyrus — so wie in andern phönicischen Städten treffen wir sogenannte Könige, sogar erbliche Könige an; aber gewiß war ihre Gewalt sehr eingeschränkt, wovon der Geist jenes Volkes, seine Thätigkeit, seine Macht (im Verhältniß des kleinen Gebietes), seine Handelsgröße und seine Fruchtbarkeit an Kolonien zeugen. — Dergleichen gedeiht in Despotien nicht; auch kommen bei mehreren Schriftstellern deutliche Spuren vor von Magistraten der Phönicier, die gemeinschaftlich mit den Königen die wichtigen Staatsgeschäfte leiten, von Versuchen der leztern, ihre Prärogative auszudehnen, und von Bundestagen der phönicischen Städte. In Rücksicht der karthagischen Verfassungen haben wir einige noch nähere Andeutungen, welche insgesammt auf eine republikanische Form sich beziehen, und, da gewöhnlich Kolonien die Verfassung der Mutterstadt den Hauptzügen nach kopirten, auch auf jene von Tyrus wenigstens ein Dämmerlicht zurückwerfen.

Karthago scheint eine aus Aristokratie und Demokratie gemischte,

jedoch ohne förmliche Grundgeseze, so nach und nach aus ererbter Sitte und aus der Wirkung der Umstände hervorgegangene Verfassung gehabt zu haben. An der Spize der Verwaltung standen die Könige, Suffeten mit der phönicischen Benennung geheißen, von den Römern öfters mit den Consuln, von Aristoteles aber mit den spartanischen Königen verglichen; woraus man schließt, daß ihrer zwei zugleich, und ihr Amt lebenslänglich gewesen. Doch war es nicht erblich, sondern wurde durch Volkswahl ertheilt. Auch die Feldherren — denn die militärische Gewalt war von der bürgerlichen weise getrennt — wurden gewählt. Diese Wahl stand dem Volke in seinen Versammlungen zu, woselbst auch jene Angelegenheiten der Gesezgebung und Regierung entschieden wurden, über welche der Senat und die Suffeten sich nicht vereinigen konnten. Im Falle solcher Vereinigung aber hing es von ihrer Willkür ab, die Sache noch an's Volk gelangen zu lassen. Gerichtsbarkeit hatte das Volk nicht; und wenn wir die Tyrannei der römischen und griechischen Volksgerichte erwägen, so müssen wir solches als einen Vorzug der karthagischen Verfassung preisen. Es gab einen Adel in Karthago, welcher jedoch kein eigentlicher Erb-Adel, sondern nur eine stillschweigende Verbrüderung von Optimaten-Familien, d. h. von solchen gewesen zu seyn scheint, welche durch Reichthum, Popularität und Verdienst vorzugsweise in den Besiz der hohen Aemter sich gesezt hatten, und aus welchen bisweilen eine einzelne durch Glück und Talent über alle andern sich hinaufschwang. Es scheint nicht, daß diese hohen Familien mit dem damals zwar eifrig betriebenen, aber nicht sehr geachteten Handel sich abgaben. Man überließ ihn den gemeineren Bürgern. Ackerbau war der Reichthum, Kriegs- und Staats-Würden der Stolz des Adels. Aus ihm wurde wohl auch der, vorzüglich mit den auswärtigen Angelegenheiten beauftragte Senat gebildet, dessen Glieder zahlreich und lebenslänglich und, nach Polybius, in zwei Kammern, γερουσία und σύγκλητος, getheilt waren. Deputirte aus demselben wurden oftmals den Feldherrn zur Seite gesezt, und ein Ausschuß von hundert Männern übte (ähnlich den furchtbaren Zehnern in Venedig) eine bis zur Despotie gehende Staats-Inquisition gegen diejenigen aus, welche durch ehrgeizige Projekte — oder auch durch hervorragendes Verdienst — die Verfassung zu gefährden schienen, oder Neid und Argwohn der sorgsam über ihr Ansehen wachenden Aristokraten erregten. Indessen wurde hiedurch die Ruhe erhalten, und Karthago war viel weniger als die übrigen Republiken von innern Stürmen bewegt. Seine Verfassung blieb durch eine Reihe von Jahrhunderten in den Hauptzügen dieselbe, wie denn solche Unveränderlichkeit ein Charakter von einmal festgewurzelten Aristokratien ist; und es war der Strom der äußern Ereignisse, nicht eine innere Auflösung, wodurch sie endlich zusammenfiel.

§. 12. Kriegswesen.

Eine der wichtigsten gesellschaftlichen Angelegenheiten, besonders für noch rohe Völker, ist der Krieg, weil die Vertheidigung gegen äußere Gewalt oder auch die Stärkung zum Angriff meistens die Hauptbeweggründe der Vereinigung sind. Auch steht das Kriegswesen gewöhnlich im Zusammenhang mit der Staatsverfassung. Gleichwohl, da es dieser Periode noch nirgends in besonderer Ausbildung und fast allenthalben in den Hauptzügen dasselbe erscheint, so können wir von ihm in einem einzelnen §. das Nöthige anführen.

Bei den meisten Völkern war Alles Soldat, was die Waffen tragen

konnte, und also der Krieg eine wahre Nationalsache. Nur bei den Aegyptern (und Indiern) treffen wir eine eigene Kriegerkaste; und die Karthager hatten Miethtruppen. Von jenen haben wir schon oben (§. 5.) geredet, und das karthagische Kriegssystem werden wir im folgenden Zeitraum beleuchten. Die morgenländischen großen Despoten und die kleinen Tyrannen im Abendlande hatten meistens eine Leibwache, welche aber mehr zur Unterwerfung des Volkes, als zu auswärtigen Kämpfen bestimmt war und die Kriegsmanier nicht wesentlich änderte.

Nationalkriege, selbst bei gebildeten Völkern, haben immer einen Charakter von Wildheit und Grausamkeit, weil dabei jeder Kämpfer — beim Angriff sowohl als bei der Vertheidigung — den Ungestüm seiner Privatleidenschaften zu der Verfechtung der allgemeinen Sache bringt, und ein ganzes Volk sehr selten weder im Beschluß, noch in der Vollziehung Mäßigung kennt. Im Zustand der Roheit aber, wo ohnehin die Affekte zügellos und alle von wilder Natur sind, und bei kleinen Völkern, wo auf jedem Einzelnen ein bedeutender Theil des gemeinen Interesses, wirkend und leidend, ruht, da nimmt der Krieg den Charakter der Zerstörung und Vertilgung an. Die meisten Krieger der vorliegenden Periode tragen denselben, und wir sehen nirgends die Wuth der Streitenden, weder durch natürliches Gefühl — als welches verstummt beim Sturm der Leidenschaft — noch durch Achtung des Menschenrechtes — dergleichen man am Feinde nicht erkennt — noch durch Ehre und Großmuth — weil man den Ruhm in das Morden sezt — gemäßiget, nirgends durch religiöse Grundsäze — solche heiligen noch die Wuth (wie bei den Hebräern u. a.) — und nirgends durch positives Gesez — als welches schweigt oder überhört wird — im Zaume gehalten. Darum ist allenthalben Tod oder Sklaverei der Ueberwundenen Loos; die Städte werden zerstört, die Provinzen verödet, wohl auch ganze Völker gefangen in ferne Länder geschleppt. Erst später hat die kältere Politik, wiewohl sie die Kriege vervielfältigte, dennoch die Schrecknisse derselben gemildert. Man zog jezt eine einträgliche Eroberung der unnüzen Zerstörung, ein bleibendes Besizthum dem vorübergehenden Raube vor, und nahm bisweilen — jedoch selten — die Besiegten in die Gemeinschaft der Siegenden auf.

Noch war der Krieg keine eigentliche Wissenschaft. Talentvolle Häupter führten ihn nach den Regeln, welche ihr Genie ihnen eingab, aber man kannte noch keine künstliche Taktik. Die Waffen des Angriffs und der Vertheidigung waren fast dieselben, die wir noch heutzutage bei den meisten rohen und halbkultivirten Völkern treffen, und schon frühe ein Gegenstand der Pracht. Die natürliche Befestigungsart durch Wall und Graben wurde durch Mauerwerk und Thürme verstärkt; die Belagerungen waren mehr hartnäckig als künstlich, und die Städte fielen öfter durch Hunger und List, als durch die — gleichwohl sinnreich erdachten — Maschinen. Auch zur See wurde gefochten. Die meisten seehandelnden Staaten hatten auch Kriegsflotten; aber es kommen noch wenig bedeutende Seetreffen vor, und der Landkrieg war entscheidender.

III. Geseze und Sitten.

§. 13. Ueberhaupt.

Wie und durch Wen die gesezgebende Gewalt ausgeübt werden solle, bestimmt die Verfassung; und es hat der Geist derselben auch auf die

Geseze meist einen mächtigen Einfluß. Aber es hängen dieselben noch mehr von andern Verhältnissen, von den Bedürfnissen und den Interessen der Völker ab, nach Klima, Lage, Kulturstand und Lebensweise. Darum wird füglich von den Gesezen und Sitten unter einer gesonderten Rubrik gehandelt. Auch werden diese von jenen großentheils bestimmt, und jene von diesen geleitet, ergänzt und ersezt.

Es ist also blos von Privatgesezen hier die Rede, nicht von jenen, welche die Vertheilung und Ausübung der Staatsgewalten betreffen, als von welchen wir oben gesprochen. Zwar bei einigen Völkern, als bei den Hebräern, Spartanern u. a. machten die öffentlichen und Privatgeseze ein enge verbundenes Ganzes aus, weil ihre genialischen Urheber beiden dieselbe Hauptidee zu Grunde gelegt; meistens aber sind sie getrennt, und eignen sich daher zu einer gesonderten Darstellung.

Rohe Völker haben wenige oder gar keine Geseze, ja sie wissen kaum, was Gesez ist. So wie ihre bürgerliche Vereinigung durch keinen (ausdrücklich geschlossenen) Grundvertrag entstanden ist; so wie die Gewalt ihrer Obern auf keine förmliche Constitution sich stüzt, sondern auf eine durch Furcht oder Verehrung ursprünglich bewirkte, und durch Gewohnheit, Neigung oder auch Zwang erhaltene Folgsamkeit: so werden auch ihre Handlungen geleitet und ihre Angelegenheiten geschlichtet, nicht nach der Norm eines anerkannten und bestimmten Gesezes, sondern nach dem Bedürfniß des Augenblicks, nach der natürlichen Billigkeit, nach dem Ermessen der Obern oder der Weisern, oder nach dem aus natürlichen Verhältnissen, aus allgemeiner Lebensweise und der Aehnlichkeit früherer Entscheidungen entsprungenen Herkommen. Jahrhunderte mögen also vergehen, ohne daß auch nur das Bedürfniß einer Gesezgebung fühlbar werde.

Wenn aber das Volk weiter schreitet auf der Bahn der Kultur, wenn die Zahl seiner Bürger größer, die Berührungspunkte unter ihnen häufiger, ihre Verhältnisse verflochtener, ihre Interessen getrennter werden, dann erst ist nothwendig, die widerstreitenden Ansprüche des Privatwillens auszugleichen durch eine allgemeine Norm, positives an die Stelle der zweideutigen Billigkeit zu sezen, und bleibendes Gesez an jene der schwankenden Willkür. Bisweilen geschieht dies, wie es der Theorie nach geschehen sollte, durch gemeinsame Berathung und Entschluß. Oefter wird das Gesez diktirt durch den Machthaber, oder das Volk ernennt auch einen Gesezgeber und sanktionirt dessen Vorschläge.

Dieser natürliche Gang wird manchmal unterbrochen, oder ihm vorangeschritten durch große Genies, die sich selbst zu Gesezgebern aufwerfen, und zur Erhaltung der Folgsamkeit entweder blos die Ueberlegenheit ihres Geistes, oder — häufiger — die Macht des Aberglaubens gebrauchen, indem sie sich für begeistert, für Gesandte Gottes, und ihre Geseze für Befehle des Himmels erklären. Die meisten Gesezgebungen des Alterthums beruhen auf einem heiligen Grund; Priester, Propheten, Göttersöhne (*) hatten sie diktirt (Moses, Confucius, Zoroaster, Somona-Kodom u. s. w.), und selbst gemeinmenschliche Gesezgeber (wie Lykurgus, Solon, Numa) suchten ihr Werk durch eines Gottes Beifall oder Autorität zu befestigen.

In den ältesten Zeiten wurden die Geseze blos der Ueberlieferung

(*) Es ist hier gleichgiltig, ob eigenes Vorgeben den Urheber, oder freiwilliger Volkswahn ihnen diese höhere Weihe ertheilte.

vertraut. Damit sie treuer erhalten würden, verfaßte man sie in Versen. Später wurden sie in Hieroglyphen oder in eigentlicher Schrift aufgezeichnet, und zur Erhöhung des Ansehens die Gesetztafeln meistens in Tempeln aufbewahrt.

§. 14. Fortsezung.

Die ersten Geseze — und es kann uns dieses nicht befremden, wenn wir ihrer Urheber gedenken, hatten meistens den Gottesdienst zum Gegenstand. Die Religion war das älteste Band der Nationen; darum mußte ihnen auch der Kultus von vorzüglicher Wichtigkeit seyn. Hierauf folgten die Ehegeseze, wenn sie nicht schon vorangingen. Denn der erste Schritt zur Civilisation, oder vielmehr die Bedingung menschlicher und bürgerlicher Gesellschaft, sind geschlossene Ehen. Verschieden waren die Ansichten der Gesezgeber über die Ordnung derselben; aber allen war die Ehe heilig, weil alle erkannten, daß es ohne Familien auch keine Staaten gibt.

Dann kamen die Geseze über das Eigenthum, über die Rechte der Erwerbung, des Besizes und der Erbschaft, der Vertheidigung und Uebertragung; ein wichtiger und vielumfassender Gegenstand bei ansäßigen und industriösen Völkerschaften, wenig bedeutend bei dürftigen Hirten und Jägern.

Die spätesten waren die Strafgeseze. Denn es ist eine furchtbare Macht, und zu deren Anerkennung schon ein lebhaftes Gefühl der bürgerlichen Unterordnung und eine engere Schließung des gesellschaftlichen Bandes gehört, wodurch Ehre, Gut und Leben freigeborner Menschen dem Ausspruch anderer Menschen unterworfen werden. Nur öffentliche Verbrechen, d. h. die man gegen die ganze Gemeinde verübte, wurden anfangs von dieser gestraft, und zwar mehr auf Art einer Vertheidigung, oder einer rohen Wiedervergeltung, als nach der Form eines rechtlichen Erkenntnisses. Privatverbrechen blieben der Rache des Beleidigten überlassen. Wo die Strafgeseze früher aufkamen, da geschah es bei Verbrechen gegen die Religion, oder in so fern man auch andere Missethaten als Beleidigung des Himmels ansah, und im Namen Gottes an dem Verbrecher Rache nahm. Die ältesten Strafgeseze, als welche theils Fanatismus, theils Rachsucht diktirte, waren sonach grausam; bis allmälig die Begriffe eines zwar strengen, aber leidenschaftlosen Rechtes aufkamen; oftmals auch an eben den Altären, welche einst nach dem Blute des Verbrechers gedürstet hatten, derselbe später eine heilige Zufluchtsstätte (Asyl) gegen das Uebermaaß der öffentlichen und Privatrache fand.

Um den gesezlichen und sittlichen Zustand dieser Periode darzustellen, müssen wir die Hauptvölker eines nach dem andern betrachten. Jedes derselben ging seinen eigenen Weg zur Kultur, und unter ihnen ist weder ein gemeinschaftliches Fortschreiten legislatorischer Ansichten, noch eine andere als zufällige Gleichförmigkeit der Sitten und Gebräuche wahrzunehmen. Dabei werden wir unsern Blick vorzugsweise auf die Nationen des Morgenlandes (Hebräer, Aegypter, Mittelasiaten) richten. Die übrigen sind theils weniger bekannt, theils von geringerer Wichtigkeit. Von Griechen und Römern aber müssen wir, um Wiederholungen zu vermeiden, das ausführliche Gemälde dem folgendem Zeitraum vorbehalten, in welchem erst ihre Kultur eine feste Gestalt und hohes Interesse gewinnt.

Auch haben wir einzelne Gesezgebungen (wie die Lykurgische) schon oben beleuchtet.

§. 15. Hebräische Geseze und Sitten.

Die Haupt-Tendenz der mosaischen Geseze nebst einigen ihrer untergeordneten Zwecke ist früher und auch weiter unten (im folgenden Kapitel) berührt. Als religiöse Geseze mußten sie streng seyn, weil ihre Uebertretung zugleich für Gottlosigkeit galt. Daher die geringste Entheiligung des Sabbaths, Gözendienst, Ehebruch und selbst kleine bürgerliche Vergehungen mit dem Tode bestraft wurden. Doch schüzten die Asyle den unvorsäzlichen Mörder, und eine Art von Gottesgericht (das Eiferwasser) die angeklagte Unschuld.

Die Ordnung der Familien war einfach aber streng. Viel Patriarchalisches hat sich darin durch alle Zeiten erhalten. Es gab verbotene Grade, jedoch des Bruders Wittwe zu heirathen, war gesezlich. Vielweiberei war — wenigstens Anfangs — erlaubt; Ehescheidung nur im Falle des Ehebruchs. Die Nation hatte einen Hang zur Wollust. Die Erziehung war häuslich, nicht öffentlich. Man fürchtete die Kinderlosigkeit und kannte die Adoption. Wohnung, Kleidung und Speise waren einfach und mäßig. Man hatte viele einheimische und fremde Sklaven, behandelte sie aber gut.

Das Grundeigenthum war unter die zwölf israelitischen Stämme und unter die einzelnen Familien derselben nach einem billigen Verhältniß getheilt worden. Den Leviten blieb neben andern Einkünften der zehnte Theil des sämmtlichen Ertrages. Während des Sabbathjahres, das alle sieben Jahre gefeiert wurde, baute man die Felder nicht; was freiwillig wuchs, gehörte den Armen und Fremden; auch wurden die einheimischen Sklaven frei gegeben und die Schulden erlassen. Alle 50 Jahre aber (Jubeljahr) wurde die Vertheilung der Gründe erneuert, und jede Familie in ihr altes Besizthum wieder eingesezt.

Die Hebräer betrauerten ihre Todten, balsamirten sie zum Theil und begruben sie feierlich, oft in ausgehauene Felsen. Es war solches wohl eine Nachahmung der Sitte Aegyptens, woselbst aus religiösen Grundsäzen die Leichname äußerst künstlich der Verwesung entzogen (Mumien), und unzerstörbare Gräber gebaut wurden. Ueberhaupt stand allenthalben die Behandlung der Leichen in Verbindung mit den Ideen, die man vom Zustand nach dem Tode hatte. Eine Zusammenstellung solcher Leichengebräuche würde ein interessantes und lehrreiches Gegenstück zur Sammlung der Unsterblichkeitstheorien seyn. Unstreitig ist die Religiosität, womit allenthalben die Leichen behandelt werden, aus der nämlichen Quelle wie die Ahnung der Unsterblichkeit entsprungen, und nicht ohne Stärkung für diese. Die Babylonier überzogen ihre Todten mit Honig und Wachs. Die Meder ließen sich von Hunden oder Vögeln verzehren, weil sie durch Auflösung des Körpers die Seele zur Ruhe zu bringen vermeinten. In gleicher Absicht verbrannten die Griechen, Indier u. a. ihre Leichen. Den Todten wurden fast überall Opfer, sogar Menschenopfer gebracht, und die Störung ihrer Ruhestätte galt für Verbrechen.

§. 16. Aegyptische.

Die ägyptischen Geseze werden als human und weise gepriesen, welches Lob jedoch nicht ohne Einschränkungen gilt. Sie beförderten die

Bevölkerung, die Industrie, die gesellige Ordnung, die Sanftheit der Sitten, aber auch den krassen Aberglauben, selbstgefällige Unwissenheit, und Haß des Neuen und Fremden. Die Strafen waren hart, aber meist wohl berechnet, die Gerichte feierlich. Jeder mußte alljährlich über einen ehrlichen Erwerb sich ausweisen, das ganze Leben stand unter Aufsicht, und selbst die Todten wurden gerichtet.

Brüder und Schwestern durften sich heirathen. In allen Ständen, jenen der Priester ausgenommen, war Polygamie erlaubt. Gleichwohl hatten die Frauen viele Rechte und eine Art von Herrschaft über die Männer. Die Erziehung der Kinder wurde durch die Priester besorgt. Frühe prägte man ihnen Verehrung für das Alter, Dankbarkeit, Ordnungsliebe, aber auch Abscheu gegen die Fremden ein. Jeder erlernte das Gewerb seines Vaters und betrieb es nach hergebrachter Weise.

Die Lebensart war frugal und einförmig. Die düstere Gemüthsart der Aegypter vertrug sich nicht mit Freude und Scherz. Selbst bei ihren Gastmahlen stellten sie eine Leiche im Sarg zur Betrachtung auf.

Wir haben keine zuverläßigen Nachrichten über ihre Rechte des Grundbesizes (s. oben §. 5.). Aber Priester und Krieger waren, wo nicht die einzigen, doch wenigstens die vorzüglichsten Landeigenthümer, und die Lasten des Staates ruhten auf den untern Klassen.

§. 17. Mittelasiatische.

Bei den Mittelasiaten wurde frühe, durch klimatische und andere Umstände, Weichheit der Sitten und Ueppigkeit herrschend, worin jedoch, so wie in der Kultur, die Babylonier den Assyrern und Medern voranschritten. Geseze hatten sie nicht viele, weil der Wille des Despoten dafür galt; doch lesen wir von verschiedenen und zum Theil seltsamen Ehegesezen und Gebräuchen. Außer der Vielweiberei, die man hier wie fast allenthalben im Orient findet, soll bei einem Theil der Meder auch die Vielmännerei gegolten haben. Die Errichtung eines eigenen Ehetribunals, die Menge von Verordnungen über Schließung und Trennung der Ehe, die Schaar von Verschnittenen endlich — welche wir hier häufiger als sonst irgendwo finden — zeugen von dem Hang der Nation zur Wollust, welchem man theils entgegenstrebte, theils nachgab. Das berüchtigte Opfer, welches die Babylonierinen im Tempel der Mylitta zu bringen hatten, deutet auf die mit der Polygamie verbundene Verachtung der Weiber, und auf die aus Handelsgründen hervorgegangene Begünstigung der Fremden hin. (Siehe Heeren Ideen rc.)

Das babylonische Sklavenrecht war sanft. Alle Jahre wurden während eines fünftägigen Festes die Rollen der Knechte und Herren gewechselt, und hiedurch den leztern humane Betrachtungen zu Gemüthe geführt. Ueberhaupt waren in Babylon die Sitten sanft, aber die Lebensweise in Nahrung, Kleidung rc. üppig und verschwenderisch. Räucherwerk und Salben gehörten zu den allgemeinsten Luxusartikeln.

Unter einem Handelsvolk, wie die Babyloner, mußten die Eigenthumsrechte und Treue und Glauben besonders heilig seyn. Daher das eigene Gericht über die Diebstähle, daher die Feierlichkeiten der Kontrakte (die Meder sogen sich dabei gegenseitig Blut aus dem rechten Daumen) u. a. Einsezungen.

§. 18. Uebrige: insbesondere von den Solonischen Gesezen.

Die Sitten der übrigen asiatischen Völker richteten sich nach ihrem Kulturzustand und ihrem Verhältniß zu den Hauptnationen. Die patriarchalische Einfachheit des Nomadenlebens herrschte unter den arabischen und vielen andern Stämmen. Rohere Hirten- und Jägerstämme waren die Scythen und Celten. Bei einigen durfte, nach Herodot, kein Mädchen sich verehelichen, bevor es nicht mit eigenen Armen einen Feind erlegt hatte. Andere tranken aus den Schädeln der Erschlagenen. Aber bei aller Barbarei waren sie der Großmuth und Redlichkeit nicht fremd. In Klein-Asien und weiter hin in Europa herrschten mannigfaltige Abstufungen der Wildheit und der Verfeinerung. Bei vielen Völkern treffen wir aufstrebenden Luxus und Pracht, gemischt mit den Resten alter Einfalt und Rohheit, an. Es gilt dieses insbesondere von den Griechen, deren wildheroisches Zeitalter und langsamer Uebergang zur Kultur — vielfältig nuancirt nach den einzelnen Stämmen — wir oben geschildert haben. Einen großen Vorsprung erhielt Athen durch die Solonischen Geseze.

Diese Geseze — wohl das Vollkommenste, was in dieser Sphäre die alte Welt hervorgebracht, zum Theil die Quelle der römischen, und sonach aller neuen europäischen Geseze — gehören ihrem Charakter nach eher dem reifern Alter unseres Geschlechtes als seiner Kindheit an, deren Grenzen sie gleichwohl, chronologisch genommen, berühren.

Kein Gesezgeber hat humanere Zwecke und liberalere Ansichten als Solon gehabt. Er wollte keine Helden, keine exaltirten Wesen, sondern Menschen bilden. Die Athener sollten zwar auch freiheitliebend und tapfer, aber zugleich verfeint, emsig, wohlhabend, rechtlich und gesittet seyn. Er ließ sich in alle Details der einzelnen Beschäftigungen und Künste ein, und sorgte für alle Bürgerklassen mit gleicher Liebe und Einsicht. Selbst an den Sklaven ehrte er die Menschenwürde, so sehr es der Ton der Zeiten erlaubte, und schärfte die Naturpflichten zwischen Gatten, Aeltern und Kindern, so wie die allgemeine Menschenliebe, Dankbarkeit und andere Tugenden durch positive Verordnungen ein. Die Strafen waren gelind, so wie sie ein Vater und nicht ein Zuchtmeister verhängt. Dennoch wurden seine Geseze befolgt; denn man liebte sie. Er hatte Nachsicht mit den Schwächen der menschlichen Natur, und duldete, was ohne schädliche Strenge nicht zu unterdrücken war; aber er griff die Hauptquelle der Vergehungen, den Müßiggang, bei der Wurzel an, und erklärte — weil von dem Beispiel der Obern das Meiste abhängt — die Trunkenheit eines Archonten zum Halsverbrechen.

Fast alles Große und Gute, was aus Athen hervorgegangen, kann man als eine Frucht der Solonischen Geseze betrachten, und was sich Böses und Mißgestaltetes daselbst erzeugte, war meist die Abweichung von ihrem Geiste. Wir werden in der folgenden Periode Beides näher beleuchten.

IV. Völkerverkehr und Handel.

§. 19. Seine Wichtigkeit.

„Die Gänge der Menschenverbindung suchte sonst der Weltgeschichtsforscher blos auf Heerstraßen, wo Eroberer und Armeen unter Paukenschall marschirten; und nun sucht er sie auf Nebenwegen, wo unbemerkt Kaufleute, Apostel und Reisende schleichen.“ — Schlözer. — Wenn Gebirge

und Meere die Menschenstämme trennen, wenn Staatsverfassungen und Religionen, Sprachen und Sitten und die bald schüchterne, bald feindselige Politik die Völker vereinzeln, so stiftete der Handel unter ihnen einen wohlthätigen und freundlichen Verein. Unter allen Gottesanstalten zur Erziehung der Menschen ist keine so mächtig wirkende, keine, von der sich so hoffnungsvoll ihre dereinstige Sammlung zu einem Brudergeschlecht erwarten läßt, als die Vertheilung dessen, was zu den Bedürfnissen und Genüssen des Lebens gehört, unter alle Zonen und Länder der Erde; und eine traurige Staatskunst wäre es, auf Verwilderung eines Volkes und Ertödtung seiner humanen Gefühle abzielend, welche, einen vorübergehenden Nothdrang ausgenommen, ein solches der Erzeugnisse aller andern Länder entbehren, oder dieselben, dem Naturplan der wechselseitigen Aushilfe entgegen, durch künstliche Stellvertreter ersezen lehrte. Der Umfang und die Lebhaftigkeit des Völkerverkehrs bestimmten in jeder Periode auch den Umfang und den Grad der Civilisation, und die Erdkunde, welche die Bahnen zum Völkerverkehr öffnet (und dagegen ihre eigene Erweiterung demselben verdankt), erscheint sonach in ihren Schicksalen als ein wichtiger Gegenstand der Weltgeschichte, nicht sowohl in wissenschaftlicher Beziehung, als wegen seiner untrennbaren Verbindung mit dem Gang und den Schicksalen des Handels.

§. 20. Ursprung und Erweiterung des Handels.

Der Handel ist so alt als die Einführung des Eigenthums, und, da dieses schon im unvollkommensten Zustand des bürgerlichen Vereines (d. h. über bewegliche Dinge, denn das Grundeigenthum sezt schon weitere Fortschritte voraus) Plaz greift, so alt als die Gesellschaft. Freilich war er anfangs blos unbedeutender Tausch roher einheimischer Erzeugnisse unter den Bewohnern einer Gegend oder unter benachbarten Stämmen. Als aber allmälig der Gesichtskreis der Völker sich erweiterte, durch Kriege, Wanderungen und Kolonien und durch einzelne Reisen, welche nicht nur Handelsspekulation, sondern auch Neugierde, Hang nach Abenteuern, Verfolgung oder religiöser und humaner Eifer veranlaßte, so dehnte auch der Handel sich aus, indem er schnell in alle Fußstapfen der fortschreitenden Erdkunde trat, und durch seinen Gewinn zu immer neuen Entdeckungen einlud. Viele Hindernisse hatte er auf diesem Wege zu besiegen; die Reisen waren mühsam und gefahrvoll; die Einflüsse eines ungewohnten Klima's, die natürlichen Schrecknisse eines unbezähmten Landes kamen dem Fremdling feindlich entgegen, in undurchdringlichen Wäldern, Sümpfen, Strömen, Klippen und in nahrungsloser Wüstenei. Der Reisende mußte mit wilden Thieren und mit noch wilderen Menschen kämpfen, und gelang es ihm, das Ziel zu erreichen, so war doch bald wieder die Spur seiner schwachen Tritte vertilgt, und die schwer errungene Kunde vergessen (*). Nur größere und besser geordnete Menschenvereine konnten durch beharrliche Anstrengung ihrer Gesammtkraft, und unterstüzt durch die fortschreitende Kunst und Wissenschaft, diesen Schwierigkeiten Troz bieten, einen langsam sich mehrenden Schaz der Erdkunde sammeln, und einen ausgedehnten vielseitigen Handel gründen.

Zwei Haupterfindungen haben denselben vorzüglich befördert und machen Epoche in seiner Geschichte: Geld und Schifffahrt. Der Tauschhandel, so großen Gewinn er manchmal, besonders im Verkehr mit rohen Völkern, abwirft, ist dennoch überhaupt, wegen der Wahl und Anschaffung der Tausch-

(*) S. Sprengel's Gesch. der wichtigsten geogr. Entdeckungen.

gegenstände und wegen der Schwierigkeit der Ausgleichung, so unbequem und unsicher, daß die Erfindung einer allgemeinen Tauschwaare, oder eines Vorstellungszeichens für alle und jede Waaren den Menschen willkommen seyn mußte; und es sind die edlen Metalle so vorzüglich geeignet, als solche Vorstellungszeichen zu gelten, daß sie schon in den ältesten Zeiten durch eine stillschweigende Convention der meisten Völker dafür angenommen wurden (*), anfangs nach dem Gewicht, dann nach dem Gepräge, wodurch das eigentliche Geld entstund. Der auswärtige Handel aber, wiewohl auch ansehnliche Landesstrecken durch Karavanen mögen durchzogen werden, kann doch in einer wahrhaft großen Sphäre nur durch Schifffahrt auf Flüssen, und vorzüglich auf dem Meere aufkommen. Frühe schon hat des Menschen kühner Geist diese gefahrumgebene Bahn gebrochen; auf leichtem Holze schwimmend hat er über unbekannte Meere den Weg zu den fernsten Küsten gefunden. — Der Schifffahrt sind wir die meiste Erweiterung der Erdkunde schuldig.

Und schon in diesem ältesten Zeitraum hat die Schifffahrt eine erstaunenswürdige Höhe erreicht. Zwar mit der heutigen Schiffbaukunst mag die der Alten keine Vergleichung aushalten, und ihren kühnsten Seefahrern blieb wegen Mangel des Kompasses das hohe Meer verschlossen. Aber desto mehr ward die Küsten-Schifffahrt, die beschwerliche und gefahrvollste von allen, vervollkommnet. Wenn wir die Berichte von den fernen Seereisen, der Phönicier, Karthager und zum Theil selbst der Griechen, längs aller Küsten des Mittel- und des schwarzen Meeres und außer den Säulen des Herkules weit hin nach Nord und Süd, vorzüglich wenn wir die ewig denkwürdige uralte Umschiffung Afrika's (von welcher unten) erwägen, und diese großen Unternehmungen mit der Geringfügigkeit der damaligen nautischen Hilfsmittel und der elenden Bauart der Schiffe vergleichen; so möchten wir uns versucht fühlen, den Preis der Kühnheit und des Genie's nicht unsern Vasco de Gama's und Cookk's, sondern den alten Seehelden zuzuerkennen.

§. 21. Handel von Indien.

Welche Völker nun, und in welchem Maaße sie Antheil an dem Verdienste des Handels und der Schifffahrt und der durch beide erweiterten Erdkunde genommen, wollen wir in Kürze berühren.

Es kann hier nicht von allen Nationen; die Handel trieben — keine war ganz ohne Theilnahme daran — nicht von den kleinen Verhältnissen oder sämmtlichen Gegenständen desselben, sondern nur von seinem Gang im Großen und von den wichtigsten Commerzialvölkern die Rede seyn.

Dieselben wurden meistens durch die Lage ihres Landes hiezu berufen. Politische Umstände, Verfassung und Charakter des Volkes gaben die weitere Bestimmung.

Indien, welches die Natur mit den kostbarsten und gesuchtesten Erzeugnissen, als den feinsten Kleidungs- und Färbestoffen, Gewürzen und Spezereien, Edelsteinen und Perlen, zum Theil ausschließungs- zum Theil vorzugsweise versehen, ist schon in den ältesten Zeiten das Ziel des wichtigsten Handels gewesen. Die Völkerschaften, welche nach ihrer Lage am besten geeignet

(*) Andere Vorstellungszeichen, von denen bei unkultivirten Völkern alter und neuerer Zeiten Beispiele vorkommen, als getrocknete Fische, Vieh, Seemuscheln, Kakaobohnen u. s. w. können hier nicht in Betrachtung kommen.

waren, mit Indien unmittelbar oder mittelbar zu verkehren oder seine Produkte entlegenern Nationen zuzuführen, alle diejenigen, die nach diesen Produkten lüstern waren, besonders solche, deren Land Gold und Silber hervorbrachte — fast das Einzige, was (Vorder-) Indien fehlt, und sonach das natürlichste Ausgleichungsmittel seiner Waaren — kamen hiedurch in enge und vielseitige Verhältnisse, um welche sich der interessanteste Theil der alten Handelsgeschichte dreht.

Indien selbst, stolz auf seine natürlichen Reichthümer und bei seiner frühen Industrie auch der fremden Kunstwaaren nicht sonderlich bedürfend, scheint nach außen keinen andern als Passiv-Handel geführt zu haben. Dem Fremden kam es zu, langwierige und gefahrvolle Reisen dahin zu thun, und durch Darbringung von Gold und Silber (der Indier verlangte wenig Anderes) die indischen Kostbarkeiten zu erkaufen; nur daß ihm etwa dieselben bis an die Grenze nach bequem gelegenen Stappelstädten entgegen geführt wurden. In wie fern dieses auch das Verhältniß zwischen dem östlichen Asien und Indien gewesen, sind wir nicht mehr im Stande zu bestimmen. Gegen Westen aber waren, nördlich Baktra, wohin meist die Bewohner von Klein-Tibet oder Belurland die Waaren brachten, und südlich Ceylon (Taprobane) und die gegenüberliegende Küste der vordern Halbinsel — wohin Phönicier, Babylonier und Araber schifften — die vorzüglichsten Stappelpläze. Auch ging aus dem mittlern Asien über Prophtasia, Arachotus und Ortospana eine Handelsstraße nach den Ländern des Indus, auf welcher man gleichfalls nicht tief in's Innere drang.

Durch diese Kanäle bezog Indien für seine einheimischen Schäze den Tribut von drei Welttheilen: hochasiatisches (von der Wüste Kobi) und äthiopisches Gold, spanisches Silber, arabisches Räucherwerk, babylonische und phönicische Kunstwaaren.

§. 22. Von Babylonien.

Nächst Indien war wohl Babylonien der wichtigste und — nach Andeutung der mosaischen Sagen — vielleicht älteste Schauplaz des Völkerverkehrs. Seine Lage an den beiden Strömen Euphrat und Tigris, die es sowohl mit Oberasien, wo ihre Quellen liegen, als mit den Ländern des persischen Meerbusens, worein ihre Wasser fließen, und weiterhin mit Süd-Arabien und Indien — wohin die Monsoons die Schiff-Fahrt erleichterten — in Verbindung sezten; seine ausnehmende Fruchtbarkeit, die frühe Kultur und hochberühmte Industrie seiner Einwohner, endlich der Luxus seiner weitherrschenden, unermeßlichen Hauptstadt gaben dem Handel daselbst ein reges, fernehin wirkendes Leben. Zahlreiche Karavanen verführten die feinen Webereien und kostbaren Gewänder Babylons nebst andern daselbst erzeugten Luxusartikeln nach Ober- und Westasien, nach Persien, Medien und Baktrien und durch die arabische Wüste. Zur See gingen sie nach allen Küsten des persischen Meerbusens, und von Gerrha (Lachsa), einer chaldäischen Kolonie in Hedschar, nach dem übrigen Arabien und Indien. Die Erzeugnisse aller dieser, und mittelbar auch der entferntern Länder, kamen auf eben den Wegen nach Babylon zurück zum einheimischen Verbrauch und zur weitern Verführung. Der größte Theil dieses Handels war Landhandel; denn bei der Armuth Babylons an Bauholz blieb die indische Schifffahrt in den Händen der Araber und Gerrhäer (hier jedoch großentheils auf babylonische Rechnung), und der

Phönicier, welche in den persischen Meerbusen die Inseln Aradus und Tyrus oder Tylus (die Baharein-Inseln) besaßen, und von da aus nach Jemen und Ceylon fuhren.

§. 23. Von Phönicien.

Diese Phönicier sind die größten und vielleicht frühesten Seefahrer der alten Welt. Ihre Lage und ihr Genie trieb sie auf dieses Element, worauf sie, was der eigene beschränkte und undankbare Boden versagte, in überschwenglicher Fülle erwarben. Nicht nur die Produkte ihrer einheimischen Industrie, worunter vorzüglich Glas und Purpur wichtig waren, sondern die kostbarsten Erzeugnisse des ganzen Orients sammelten sich in ihren zur Ausfuhr nach allen Küsten des Abendlandes so glücklich gelegenen Häfen. Baumwolle und Wein aus Aegypten, Korn aus Palästina, Wolle, Weihrauch, und mittelbar auch ägyptische und indische Waaren, Elfenbein, Gold, Gewürze und Zimmt, Edelsteine und Perlen aus Arabien (theils durch Karavanen über Gerrha und Petra, theils zur See über den persischen und arabischen Busen, an welchem leztern sie die edomitischen Häfen Elath und Eziongeber eine Zeitlang besaßen oder wenigstens benüzten); Webereien, indische Produkte und vielleicht selbst chinesische Seide (nach Heeren) aus Babylon (Balbek und Palmyra bezeichnen den Handelsweg dahin), Pferde, Sklaven und Kupfer aus den taurischen und kaukasischen Ländern, und was näher der klein-asiatische und syrische Kunstfleiß erzeugte (*), Alles kam nach Phönicien, und von da weiter zu den Völkern von Europa und Afrika.

Es hatten dieselben die Phönicier anfangs nur als Seeräuber kennen gelernt, bald aber als Freunde und Wohlthäter. Durch sie wurden ihnen die Bequemlichkeiten des Lebens zugeführt und die Schäze der fernsten Zonen. Durch dieselben wurden sie mit den Reichthümern ihres eigenen Bodens bekannt gemacht, von gedankenloser Wildheit zur bürgerlichen Industrie geleitet und zu humaner Sitte. Eine Menge phönicischer Kolonien blühte unter ihnen auf, und von allen ergoß sich ringsumher eine Fülle des Lichts und des Lebens. Schon 1500 Jahre vor unserer Zeitrechnung fingen diese Auswanderungen an; die meisten fallen jedoch in die Zeiten zwischen David und Cyrus.

Außer den Cykladen, Sporaden und andern kleinern Inseln des Archipelagus, haben auch Cyprus, Kreta und Rhodus und verschiedene Punkte der klein-asiatischen Küste Ansiedler aus Phönicien erhalten. Als aber die Macht der griechischen Stämme wuchs, da räumten ihnen die Phönicier dieses Feld und zogen sich mehr nach Süd und West. In Aegypten, von dessen Küsten die scheue Politik der Pharaonen sie verbannte, gründeten sie eine Niederlassung im innern Lande. Ein ganzes Quartier der königlichen Memphis war von ihnen bewohnt, und das östliche Afrika ihren Karavanen zinsbar. Weiterhin wurden, in der Mitte der afrikanischen Nordküste, Utika, Karthago, Adrumetum u. a. Städte gebaut, dann Sicilien, Sardinien (von Italien hielten die Griechen und Etrusker sie ab) und die balearischen Inseln wenigstens zum Theil besezt, und in dem südwestlichen Theile von Spanien eine Hauptniederlassung gegründet. Hier, in dem wunderschönen Lande (An-

(*) Vgl. über dies Alles die merkwürdige, aber freilich etwas dunkle Schilderung des tyrischen Handels bei Ezechiel XXVII. und XXVIII. und Heeren asiatische Völker.

dalusien), durch welches der gepriesene Bätis (Gualdalquivir) zwischen segensreichen Ufern fließt, blühten durch Phönicier Tartessus (vermuthlich ein gemeinschaftlicher Name für mehrere Niederlassungen daselbst), Gades (Cadix), Karteja (wo jezt Algesiras), Malacca und Hispalis (Malagga und Sevilla) und gegen 200 andere kleinere Städte (Ortschaften) auf, worin ein gemischtes Geschlecht von Eingebornen (den Turdetanern) und Ansiedlern, die Bastuli Pöni, durch seine Zahl und Gedeihen die Wohlthaten des Handels verkündete. Das Verhältniß aller dieser Kolonien zum Mutterlande scheint blos in einem freien Handelsverkehr und gegenseitiger Anhänglichkeit — nicht in Unterwerfung — bestanden zu haben. Jede Niederlassung mochte sich zum selbstständigen, durch eigene Kraft gedeihenden Gemeinwesen erheben; ein steigender Gewinn für den Ruhm Phöniciens, wenn auch nicht für seine Macht. Darum ist mit Wahrheit gesagt worden: „Keine zertrümmerten Städte und verwüsteten Länder, wie „bei den Heereszügen der Meder und Assyrer, sondern eine lange Reihe „blühender Kolonien, Ackerbau und die Künste des Friedens unter vormals „barbarischen Völkerschaften bezeichneten die Siegesbahn des tyrischen „Herkules." —

Von Spanien aus, welches damals nebst vielen andern Waaren Metalle aller Art und vorzüglich Silber in Fülle lieferte, fuhren die kühnen Phönicier weiter in den atlantischen Ocean, längs der Westküste Europa's bis zu den kassiteridischen (d. i. den brittannischen und sorlingischen) oder Zinn-Inseln, und wahrscheinlich bis zur preußischen Bernsteinküste. In Süden aber sind — wie einige, freilich nur dunkle Spuren und schwankende Berichte andeuten — Madeira und die kanarischen Inseln von ihnen befahren, und auf der Westküste von Afrika gegen 300 Ortschaften gegründet worden. Indessen zog von allen ihren Fahrten jenseits der Säulen des Herkules die Erdkunde wenig Gewinn, weil ihre Handelspolitik die Entdeckungen sorgfältigst verheimlichte; und selbst ihre erstaunungswürdige Umschiffung Afrika's, die sie nach Herodot's bestimmten Berichten unter den Auspicien des ägyptischen Königs Necho vom rothen Meer aus vollzogen (*), hatte, da sie ohne Nachfolge blieb, und man sie späterhin für ein bloses Wundermährchen der Vorzeit hielt, keine Wirkung weder für die Geographie noch für den Handel.

§. 24. Von Judäa, Kleinasien, Griechenland.

Kaum verdient in Vergleichung mit diesem strahlenden Handelsruhm der Phönicier jener ihrer Nachbarn, der Juden, eine Erwähnung. Lange waren dieselben rohe Ackerleute und Hirten geblieben, bis der einsichtsvolle David und der prachtliebende Salomo sie auch zur bürgerlichen Industrie und zum Handel führten. Nach ihrer Lage, da sie jezt Häfen am Mittelmeere und am arabischen Busen besaßen, hätten sie Großes unternehmen mögen; aber wir finden nicht, daß solches geschehen. Sie fuhren wohl von Elath und Ezion-geber aus nach Ophir (vermuthlich die allgemeine Benennung der entfernten Südländer), nach einigen auch aus den westlichen Häfen bis Tartessus in Spanien, und zogen aus diesem Handel reichen Gewinn. Aber er war nicht selbstständig; Phönicier waren ihre Schiffsbaumeister und Piloten und zum

(*) Rennel geogr. of Herod. hat die Glaubwürdigkeit dieser abenteuerlichen Reise nach den von Herodot angegebenen Umständen kräftigst und überzeugend vertheidigt.

Lohn dafür mit ihnen im Gemeinbesiz der edomitischen Häfen. Aus Religions- und Staatsgrundsäzen feindselig gegen alle andere Völker gestimmt, und von ihnen durch Geseze und Sitten scharf gesondert, konnten die Israeliten keinen ausgebreiteten Verkehr — als welcher Vertrauen, Annäherung und liberale Gebräuche heischt — mit fremden Nationen treiben; und das Wenige, was sie hierin unter der Leitung der Phönicier thaten, hörte auf, als unter Ahas Regierung die edomitische Küste bleibend an die Assyrer verloren ging. Die Juden können nicht zu den Handelsnationen gezählt werden.

Auch die Völker Kleinasiens, wiewohl unter ihnen die Phrygier, Lydier und einige andere Kunstfleiß und Handel hatten, können hier in keine besondere Betrachtung kommen, die Karier ausgenommen, welche frühe zur See — freilich meistens als Räuber — mächtig und Nebenbuhler der Phönicier, jedoch nachmals von diesen verdunkelt, waren. Desto mehr glänzen die griechischen Städte auf kleinasiatischer Küste hervor. Wir haben aber schon oben (in der detaillirten Geschichte) diese blühenden Freistaaten aufgezählt, ihre Industrie und ihren ausgedehnten Verkehr bemerkt, auch ihrer Töchterkolonien am mittelländischen und schwarzen Meere und im Scythenlande, so wie des ausgebreiteten Handels erwähnt, der von diesen leztern aus — zu Pantikapäum und Phanagoria mit Sklaven, zu Olbia mit Getraide, und weiterhin durch Karavanen nach dem tiefen Nord und Ost mit Pelzwaaren, und gegen die hochasiatischen Steppen wahrscheinlich auch mit Gold und mit indischen Waaren, die von Baktra und Marakanda kamen — getrieben wurde.

Im eigentlichen Griechenland erhob sich, wie überhaupt die Kultur, so auch der Handel später. Die Inseln, als Kreta, Rhodus, Aegina u. a., und einige durch ihre Lage, wie Korinth, oder durch andere Umstände, wie Athen, zum Handel geleitete Städte brachen die Bahn, welche wir im folgenden Zeitraum durch den größten Theil der griechischen Völker glorreich werden erfüllt sehen. Jedoch wurden im gegenwärtigen schon die wichtigsten der oben (S. 122 ff.) aufgezählten Kolonien gegründet, welche fast ohne Ausnahme Handelsstädte wurden und zur Ausbreitung der Kultur, des Völkerverkehrs und der Erdkunde ausnehmend viel beitrugen. Es mag hier diese kurze Andeutung genügen; in der künftigen Periode werden wir von der Handelsgröße von Syrakus, Marseille u. a. reden. Für jezt — da Rom kaum gegründet war, und der, wiewohl lebhafte, Handel der Etrusker niemals in ferne Länder ging — haben wir blos noch Aegypten und Karthago zu betrachten.

§. 25. Von Aegypten.

Die Natur selbst schien Aegypten zum ersten Handelslande der Welt bestimmt zu haben. An der Grenze zweier Erdtheile, im Mittelpunkt der wichtigsten Karavanen- sowohl als der Wasserwege und in Berührung mit beiden Handelsmeeren der alten Welt gelegen, in seinem Innern aber der ganzen Länge nach von einem großen schiffbaren Strome durchflossen, und reich an den nothwendigsten so wie an den gesuchtesten Erzeugnissen, Getraide, Wolle, Baumwolle und Gold (in Thebais), mußte Aegypten fast nothwendig der Siz eines lebhaften und ausgebreiteten Handels werden. Auch sehen wir hier im graueſten Alter schon denselben im Gang, und, in Verbindung mit Ackerbau und Religion, eine Hauptursache von des Landes Kultur und Reichthum werden. Die Priesterkolonien und ihre Tempel, welche — ursprünglich

von Meroë kommend — allmälig über Aegypten sich verbreiteten, waren sämmtlich zugleich Handelsanlagen, die religiösen Feste zugleich vielbesuchte Märkte, die Nilschiffer eine zahlreiche und angesehene Kaste. Weiter der ungeheure Verbrauch, den Aegypten von Gewürzen und Spezereien (insbesondere Zimmt), von Weihrauch, Ebenholz, Elfenbein u. s. w. machte, die Menge der schwarzen Sklaven in Aegypten selbst, und, aus demselben kommend, in andern Ländern — zeigt dies nicht augenscheinlich den lebhaften Verkehr mit der Heimath jener Waaren, mit Aethiopien, Arabien und Indien? Wir haben schon oben bei der Geschichte Aegyptens und Meroë's auf die alte Verbindung dieser Südländer gedeutet, und die frühe Kultur, ja selbst die Bevölkerung Ostafrika's darauf bezogen.

Bei allem Dem hat Aegypten, wie wir aus vielen Wahrnehmungen deutlich erkennen mögen, die Vortheile seiner Lage nicht zur Hälfte benüzt; und zwei Hauptursachen waren, die es daran hinderten. Es besaß nämlich kein Holz, das für größere (See-) Schiffe tauglich gewesen wäre, und wurde durch religiöse und politische Einrichtungen, so wie durch den Nationalcharakter vom Verkehr mit Ausländern abgehalten. Die Aegypter waren ein melancholisches, menschenscheues Volk, nach eigenthümlicher verjährter Sitte lebend, reich genug an einheimischen Erzeugnissen, um des Auslandes nicht zu bedürfen, und gegen alles Fremde mit Haß und Mißtrauen erfüllt. Dieser Haß traf vorzüglich die Seefahrer — entweder aus Religionsbegriffen, oder, wahrscheinlicher, weil die ältesten Seefahrer meistens Seeräuber, und den Aegyptern, die ihnen keine Flotte entgegensezen konnten, doppelt gefährlich waren; — und darum blieben ihre von ihnen selbst unbenüzten Häfen auch den Ausländern verschlossen, bis erst spät Psammitich und seine Nachfolger einen Nilarm und die Stadt Naukratis den Griechen öffneten, wodurch — den Nationalvorurtheilen zum Troz — der äußere Verkehr erweitert, und Aegyptens Wohlstand schnell und mächtig emporgebracht wurde.

Aber schon früher, und in der ältesten Zeit hatte der innere und auch der äußere Handel — nur nicht zur See — geblühet. Durch zahlreiche Karavanen stand Aegypten mit Aethiopien, Libyen und weiterhin mit Karthago in Verbindung; gegen Osten aber mit Arabien und Phönicien, wie schon die alte Mythe von dem tyrischen Handelsgott Melicertes (Herkules) andeutet, wornach derselbe nach Aegypten zog, und dort den Tyrannen Busiris erlegte, der mit dem Blut aller Fremden seine Hände befleckte (*). Waren es auch meist Fremde, und zwar insbesondere die benachbarten Nomadenvölker, welche diese Karavanen bildeten; waren es vielleicht nur Araber, die einerseits — von den Monsoons geleitet — nach Indien, und anderseits — über den arabischen Busen — nach Aethiopien, namentlich nach Azab, von da aber weiter nach Axum und Meroë gingen, und war überhaupt der ägyptische — so wie der indische — Handel meist passiv, oder auch Durchgangshandel; so bestund er darum nicht minder, und es war Aegypten gleichwohl einer der wichtigsten Schaupläze des Völkerverkehrs.

§. 26. Von Karthago.

Was aber die Aegypter nur unvollständig thaten, das wurde von Karthago in reicherem Maaße erfüllt. Zwar von den Morgenländern,

(*) S. hierüber und über die ganze Handelsgeschichte Heeren's Ideen rc., denen ich, und zwar billig, dabei vorzugsweise gefolgt bin.

wenigstens von dem unmittelbaren Verkehr mit denselben, schloß es seine entfernte Lage und vielleicht sein Verhältniß zu Phönicien aus; aber was Tyrus in Osten, das wurde Karthago — der Mutter Geist hatte auf die Tochter sich vererbt — in Westen, und auch in Süden und Norden. Wir haben schon oben bei der Geschichte dieser merkwürdigen Stadt von dem Umfang ihrer Kolonien- und Handelsländer gesprochen, ohne uns jedoch — der natürliche Zusammenhang heischte es so — genau auf die Periode vor Cyrus dabei zu beschränken. Die berühmten Entdeckungsreisen des Himilko und Hanno, welche wahrscheinlich den Weg zu den entferntern Handelsfahrten in Nord und Süd gebahnet, sind wohl erst nach Cyrus — aber die bestimmte Zeitangabe fehlt — unternommen worden. Himilko war von Gades aus nach Albion und weiter nach Norden gefahren, bis die natürlichen — durch die aufgeregte Phantasie der südlichen Abenteurer erhöhten — Schrecken jener Gewässer ihn zur Rückkehr zwangen (*). Hanno aber, dessen dürftigen und schwer verständigen Periplus uns das Glück erhalten, hatte nach dem Auftrag des karthagischen Senats und Volkes mit einer vollständig ausgerüsteten, stark bemannten Flotte seine merkwürdige Reise längs der Westküste Afrika's gethan, auf welcher er verschiedene Niederlassungen gründete, und wahrscheinlich — doch sind die Erklärer des Periplus von gar sehr verschiedener Meinung (**) — bis zur Mündung des Gambia drang. Wir haben Spuren des karthagischen Handels längs dieser ganzen Küste. Im nördlichen Theil derselben war die Insel Cerne der Hauptmarkt. Weiter in Süden hatten sie keine Kolonien mehr; gleichwohl, wie der weit sehende Herodot uns berichtet, fuhren sie bis zu den Goldländern (es fangen diese erst jenseits der Wüste an), und trieben mit deren Bewohnern einen regelmäßigen stummen Handel.

Auch zu Land hatten die Karthager Wege in's innere Afrika gefunden, oder vielleicht nur diejenigen benützt, die schon früher dem Verkehr der einheimischen Völker gedient hatten. Unabänderlich hat die Natur selbst diese Wege bestimmt, durch die sparsam in der Sahara zerstreuten Oasen; sie hat auch durch die Vertheilung ihrer Geschenke — Salz in der Wüste, Getraide, Datteln 2c. diesseits, und Gold jenseits derselben — ein gegenseitiges Bedürfniß erzeugt, welches (in Verbindung mit dem Sklavenhandel, der hier leider so alt, als die geschichtliche Erinnerung ist), allen Schrecknissen der Wüste zum Troz, in allen Zeiten einen lebhaften Verkehr zwischen ihren beiderseitigen Anwohnern erhielt. Auf solchen Wegen stand Karthago nicht nur über Ammonium mit Theben und Meroë in wichtiger Handelsverbindung, sondern es hatten auch die Nasamonen, seine wichtigsten Karavanenführer, wie abermals Herodot erspähet, quer durch die Wüste den Weg zu den Nigerländern gefunden. Denn der große von West nach Ost fließende Strom, zu dem sie auf dieser abenteuerlichen Reise gelangten, kann, wiewohl ihn der Geschichtschreiber für einen Nilarm hält, kein anderer als der Joliba oder Niger seyn.

So sehen wir in frühen Zeiten schon die Völker der Erde in ausgebreiteter, vielverschlungener Verbindung. Aber der Schleier des Geheim-

(*) Festus Rufus Avienus, der vielleicht tausend Jahre nach Himilko lebte, hat uns einige Nebenumstände von dessen Fahrt in schlechten Versen erzählt. Siehe hierüber Sprengel's Gesch. d. geogr. Entdeckungen.

(**) Gosselin hält das Cap. Non, 28 Gr. N. Br., Rennel dagegen Sierra leona, 8 Gr. N. Br., für den Endpunkt von Hanno's Reise! —

nisses, den die alte Handelspolitik darüber zog, ist nur zum Theil gefallen, und es bleibt der Muthmaßung noch ein weites Feld. Wenn wir die prächtigen Trümmer so vieler alten Handelsstädte mit den dürftigen Hütten, die jezt über ihnen stehen, wenn wir den einst so blühenden Zustand manches jezt zur einsamen Wüste gewordenen Landes zum Maaßstabe der Vergleichung zwischen jezt und ehemals nähmen: so müßten wir uns den höchsten Begriff von der Ausdehnung und Lebhaftigkeit des alten Handelsverkehrs im Süden und Osten machen.

Zweites Kapitel.

Religion.

§. 1. Religion überhaupt.

Was als der höchste Gegenstand der forschenden Vernunft erscheint, wohin der kühnste Flug des menschlichen Geistes geht, was keine Fassungskraft erreichen, keine Sprache würdig darstellen kann, ist die Idee von Gott und Unsterblichkeit — ist Religion.

Was zuerst Menschliches in des Wilden Gemüth aufkömmt, wovon die Ahnungen so ausgebreitet als die Kinder der Menschen, die Spuren so alt sind, als die Erinnerungen der Geschlechter — ist abermals Religion.

Diese Religion, woher ist sie entstanden? welches ist ihre Quelle? Offenbarung oder Spekulation? — Ersonnen hat der Mensch sie nicht; sie liegt jenseits der Sphäre des auf die Sinnenwelt beschränkten Verstandes. Nur als etwas Gegebenes hat sie die Spekulation sich angeeignet, und also ist es Offenbarung, woher sie rührt; wenn auch nicht Einzelnen, und nicht durch den Kanal menschlicher Sprache ertheilt, sondern allgemein durch Ahnung und Sehnen in des Menschen Herz geschrieben, und durch die Pracht der Natur und die Majestät des Himmelszeltes laut verkündet.

Formeln und Gebräuche, Pflegerinen der heiligen Flamme, Hüllen ihres Glanzes, haben sich vielfältig unter den Menschen vererbt: aber vertilget alle Gedächtnisse, zerschneidet alle Ketten der Ueberlieferung — die Religion ersteht von Neuem!

Jedoch, wie alle anderen Anlagen im Menschen, also bedarf auch die religiöse der Anlässe, auf daß sie sich entwickle und zur Reife gelange; und Umstände sind möglich, unter welchen sie erstickt oder verunstaltet werde.

Welches nun diese Anlässe und Umstände gewesen, wie aus ihnen die verschiedenen Religionen entstanden, und wie durch diese, nach Maaßgabe ihres Charakters, hier veredelnd, dort verwildernd, bildend oder verbildend auf die Völker gewirkt worden — lehrt die Geschichte. Sie selbst maßt sich nicht an, den ersten Ursprung der Religion weder im Himmel noch in des Menschen Brust zu erspähen; wohl aber mag es geschehen, daß aus ihren Forschungen der Philosoph neue Gründe zur Stärkung des Vernunftglaubens, der Theolog neue Behelfe zur Vertheidigung eines positiven Systems entnehme.

§. 2. Aelteste Religion der Menschen.

Die Religion, welche den Menschen gegeben, und so alt unter ihnen als das menschliche Daseyn ist, mag wohl — ob Adam ein wirkliches

oder symbolisches Wesen sey — als von einer ihm, dem Stammvater des Geschlechtes, zu Theil gewordenen Offenbarung herrührend, dargestellt werden. Ob diese Offenbarung bestimmt und vollständig, ob sie einer weitern Entwickelung und Fortbildung bedürftig gewesen, ist eine kühne Frage, deren muthmaßliche Beantwortung verschieden ausfallen muß, je nachdem uns Adam mit den Zügen der vollendeten Menschheit, oder mit jenen der Kindheit und des rohen Naturzustandes erscheint. Auf jeden Fall liegt sie außer den Grenzen der Geschichte, weil die mosaischen Urkunden sowohl als die ältesten Bücher anderer Völker uns mehr über die zur Zeit ihrer Verfertigung herrschenden oder aufgekommenen Begriffe, als über die Urbegriffe der Menschheit deutlich belehren. In der Geschichte treten allenthalben die Völker zuerst mit rohen Ideen auf, die nur allmälig geläutert, oft auch weiter verunstaltet werden; oder gar nur mit dunkeln Ahnungen, welche erst durch äußere Anlässe geweckt und entwickelt, langsam in ein bestimmteres Bewußtseyn oder lebhafteres Gefühl übergehen. Aber bei aller Verunstaltung bleibt immer die Grundanlage kenntlich, welche, gleich einem schlafenden Funken, nur Anfachung und günstige Umstände heischt, um zur weiterleuchtenden Flamme zu werden.

§. 3. Ursprung der heidnischen Religionen.

a) Fetischmus.

Es ist unverkennbar, daß die erste Aufnährung dieses Funkens von den Erscheinungen der Sinnenwelt herrühre. Kaum läßt sich ein so roher Zustand des Menschen gedenken, wo derselbe ohne alle Achtsamkeit auf das große Schauspiel der Natur in ganz passiver Ruhe ihre wohlthätigen und schädlichen Einflüsse aufnähme. Es wäre dies wenigstens kein menschlicher Zustand. Frühe erwacht — jedoch anfangs mehr bei solchen Erscheinungen, die den gewöhnlichen Lauf der Natur unterbrechen, und vorzüglich bei der Erfahrung schreckender oder verderbender Kräfte — seine Aufmerksamkeit und das Gefühl seiner Schwäche. Er späht — weil dieses gewissermaßen der charakteristische Instinkt des Menschen ist — nach der Ursache jener Erscheinungen, und seine, dem später reifenden Verstande voraneilende, Einbildungskraft schreibt sie der willkürlichen Thätigkeit mächtigerer Wesen zu (*). Furcht, so lehrt uns die Form der meisten noch rohen und selbst verschiedener schon ausgebildeten Gottesverehrungen, Furcht hat zuerst des Menschen Gemüth erschüttert und die religiöse Stimmung erzeugt, welche, fortschreitend auf der einmal geöffneten Bahn, sich bald auch gegen die wohlthätigen Naturkräfte, und gegen diese mit Liebe und Dank, so wie gegen die drohenden mit Schrecken und scheuer Bitte wandte, endlich aber, mit diesen hehren Eindrücken dasjenige verbindend, was leise und heilig aus dem Innersten des eigenen Herzens ihnen entgegentönte, in jenen unbekannten Gewalten auch die moralischen Gebieter, so wie die Beherrscher der Natur erkannte, und auf ihre geheimnißvolle Macht die kühne Hoffnung der Unsterblichkeit baute.

In allen alten Religionen ist solche Verehrung von Gegenständen, Kräften oder Erscheinungen der Natur (man heißt sie mit einem allgemeinen, jedoch nicht bestimmt genug sie bezeichnenden Namen Fetischmus) als

(*) Vergl. außer dem, was Heyne, Meiners u. A. über diesen Gegenstand vortrefflich geschrieben, auch was Robertson hist. of Amer. von der Religion der Amerikaner spricht. Auch Link im angef. Werke Th. II. u. A.

Grundlage, und oft noch später in ihrem verfeinterten Zustande als vorherrschende Form erkennbar; aber die Gegenstände selbst mußten verschieden seyn und so auch der Grad ihrer Verehrung, nach Verschiedenheit des Landes und Klima's, der Bedürfnisse und Sitten. Sturm und Donner, Wasser- und Feuersgewalt, überhaupt die Elemente und Meteore, oder der ernährende Boden, der durch Ueberschwemmung bald befruchtende, bald verheerende Fluß, im kleineren Kreise selbst eine labende Quelle, oder ein Baum, der wirthbaren Schatten gab und süße Früchte; wohl gar geringere Pflanzen, freundliche und feindselige Thiere und leblose Massen (wiewohl die Verehrung solcher gemeinern Gegenstände meist einen andern, gleich unten zu erklärenden Ursprung hatte, und oft auch ein Werk der Politik war, welche solche nützliche Thiere oder Pflanzen in einen heiligen Schuz nahm); aber vor allen andern die Sonne, die Quelle des Lichtes, der Fruchtbarkeit und des Lebens, der Mond, dessen sanfte Majestät zu allen Herzen spricht, und alle hohe Gestirne.

§. 4. b) Verehrung der Gestirne.

Diese Verehrung der Gestirne, wiewohl sie dem Wesen nach übereinkömmt mit jener der Naturgegenstände im Allgemeinen, kann dennoch als eine eigene Hauptgattung der Religionsformen betrachtet werden, weil sie an sich schon edler ist, als der gemeine Fetischmus, und das Gemüth viel höher hebt, dann auch, weil sie mittelbar durch die Forschungen der Astronomie, die sie veranlaßte oder an die sie sich anschloß, die Mutter von weit künstlicheren Systemen geworden ist, und ganz vorzüglich die Dogmen und Gebräuche der historisch wichtigsten Völker bestimmt hat.

Denn nachdem man angefangen hatte — welches wahrscheinlich zuerst in Aegypten geschah — den Lauf der Gestirne und die Perioden desselben kunstmäßig zu erforschen, und in den wechselnden Konstellationen ein sicheres Maaß des Jahres und der Jahrszeiten zu suchen; so war man genöthiget, die verschiedenen Sterne und Sternenhaufen, besonders diejenigen, durch welche der scheinbare Lauf der Sonne und der Planeten ging, durch besondere Namen und imaginäre Bilder zu unterscheiden, welche auf die natürlichste Weise von den Verrichtungen des Ackerbaues, von den Phänomenen der Jahreszeiten oder von anderen irdischen Gegenständen hergenommen wurden, die sich durch eine leichte Verknüpfung der Ideen an die Konstellation, je nach ihrer Zeit oder Gegend, anreihen ließen. So wurde das Sternenbild, worin die Sonne zu der Zeit erschien, da man den Pflug bespannen mußte, der Stier; jenes, unter dessen Herrschaft der Nil anschwoll, der Wassermann; jenes, welches den Punkt der Sonnenwende bezeichnet, der Krebs genannt, und die Bahn eines Planeten, oder wohl der gesammte Himmelskreis einer Schlange verglichen. Auch wurden sonst noch figürliche Ausdrücke gewählt — die Armuth der Sprachen erheischte, und die Hieroglyphen-Schrift in Aegypten beförderte solches — um die verschiedenen Erscheinungen am Himmel, wie die wechselnden Fernen und Nähen der Gestirne unter sich und gegen die Sonne, anzudeuten, als Vereinigung und Trennung, Liebe und Haß, Herrschaft und Ueberwältigung ꝛc. Durch den häufigen Gebrauch solcher Ausdrücke wurde fast unvermeidlich Vergessenheit ihrer ursprünglich blos figürlichen Bedeutung veranlaßt, und eine Verwechslung des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Irdischen mit dem Himmlischen hervorgebracht. Man hatte die göttlich verehrten Gestirne mit dem Namen des Stieres,

Hundes u. s. w. belegt, und glaubte nun in dem Stier der Heerde den Gott zu sehen; man hatte nach Volney's treffendem Ausdruck die Thiere in den Himmel versezt, und sie von daher zurückgeholt, um sie auf Erden zu verehren.

Auf der andern Seite veranlaßten jene figürlichen, meistens von der Analogie menschlicher Eigenschaften und Verhältnisse entnommenen, Ausdrücke, daß man, wie freilich schon bei dem gemeinen Fetischmus geschah, die Begriffe menschlichen Wirkens und Leidens auf die Götter anwandte, eine Folge symbolischer Säze als eine Reihe von wirklichen Ereignissen ansah, Göttergeschichten nach Art der Menschengeschichten formte, und hiedurch eine dritte Klasse von Religionssystemen schuf.

§. 5. c) Vergötterung der Menschen.

Es ist dieses die Vergötterung verstorbener Menschen. Denn wie einmal die Götter zu den Menschen herabgezogen, und als unterworfen den menschlichen Neigungen, Schwächen und Schicksalen gedacht wurden, wie man sich angewöhnt hatte, die Götter als einst auf Erden gewesene Menschen sich vorzustellen; so war nichts natürlicher, als daß man auch wirkliche Menschen, welche etwa durch Weisheit und Tugend, durch Kraft und Wohlthun sich ausgezeichnet, und sonach über die gemeine Natur erhoben hatten, für Götter oder Göteerkinder hielt, und sie nach ihrem Tod in den Himmel versezte. In Zeiten allgemeiner Roheit und Finsterniß mußten die Talente einzelner Weisen in desto höherem Glanze schimmern; die erfahrnen Schrecken der Anarchie oder zügellosen Gewalt mußten die Dankbarkeit gegen Gesezgeber und Helden erhöhen, und der Geist großer Erfinder hat wohl in Wahrheit göttergleich unter den Menschen, schaffend oder umschaffend, gewirkt. Was aber anfangs der Tribut einfältiger Bewunderung und schwärmerischer Dankbarkeit war, das wurde später von der Schmeichelei sklavisch dargebracht, oder von dem Uebermuth frech gefordert, und so die Anzahl menschlicher Götter vermehrt. Auch nahm wohl manche blos zur Erhaltung des Andenkens von großen Todten eingesezte Feier später den Charakter religiöser Verehrung an; und so füllte der Himmel sich fortwährend mit neuen Bewohnern.

Gleichwohl ist die Zahl vergötterter Menschen (die griechische und später die römische Religion ausgenommen) niemals sehr groß gewesen. Der gesunde Menschenverstand sträubte sich gegen solche Apotheose, und bei Religionssystemen, die Philosophie und Spekulation zur Grundlage hatten, konnte sie gar nicht aufkommen.

§. 6. d) Gözendienst.

Desto allgemeiner riß der Gözendienst oder die Abgötterei in strengerem Sinne ein; und es verdient diese Erscheinung, die noch demüthigender als alle andern für den menschlichen Verstand ist, eine nähere Entwicklung. Wir finden diesen Gözendienst sowohl mit dem Fetischmus als mit der Verehrung vergötterter Menschen gepaart, hie und da fast allein vorherrschend, ja selbst in jene Religionen eingeschlichen, die auf einer geistigen Grundlage ruhen. Wenn wir jedoch jene Naturkörper oder rohen Kunstprodukte (als Schlangen, Steine, behauene Holzstücke u. s. w.), welche von ganz einfältigen Völkern als Fetische (und zwar nicht sowohl göttlich, als blos religiös — etwa wie Talismane, Amulete ꝛc. —) verehrt wurden, ausnehmen; so finden wir, daß die Gözen eigentlich nirgends, nach den Grundsäzen einer

herrschenden Volksreligion, als Götter, sondern nur als Bilder der Gottheit verehrt wurden. Schon Voltaire hat richtig bemerkt, daß der Name Gözendiener nur eine von den Genossen einer reinern Religion aufgebrachte, aber ungerechte Brandmarkung der heidnischen Nationen sey, und daß niemals eine derselben die Giltigkeit einer solchen Benennung nach der vollen Bedeutung des Wortes würde anerkannt haben. Die eigentlichen Dogmen — die z. B. nur einen Jupiter annahmen, der im Olympus throne — lagen ja offenbar im Widerspruch mit der göttlichen Verehrung der tausend Statuen seines Namens, die in so vielen Tempeln prangten; und wie wäre es möglich gewesen, daß das geistreiche Volk der Griechen vor den Werken seiner eigenen Künstler als vor Göttern gekniet hätte, vor diesen Bildern von Mormor und Erz, die — nach dem Ausdruck eines vortrefflichen Schriftstellers — wären sie mit Empfindung und Seele begabt gewesen, mit größerem Recht von ihren Piedestalen herabgesprungen wären, um das schaffende Genie des Menschen, der aus roher Masse sie also formte, zu verehren.

Hieraus ist klar, daß die Gözen nicht Götter, sondern nur Vorstellungen der Gottheit waren, und seyn sollten. Und gerade in dem Maaße, wie durch fortschreitende Aufklärung eines Volkes oder durch die Spekulationen der Priester die Religionen sich verfeinten und die Begriffe von den Göttern erhabener wurden, mußte auch das Bedürfniß fühlbar seyn, dem gemeinen Manne, der nur schwer zu geistiger Abstraktion sich erheben mag, Bilder, Vorstellungszeichen der Gottheit, sichtbare Embleme ihrer Eigenschaften und Kräfte zu geben, woran seine Sinne sich halten, und sein schwacher Geist wie auf Stufen zum Himmel steigen mochte. Auch kluge und einsichtsvolle Männer verehrten solche Bilder, da eine heilige Bedeutung und ein heiliger Zweck auf ihnen ruhte. Bald fühlte die Andacht der Menge sich geneigt, denselben höhere und wunderthätige Kräfte zuzutrauen; die Priester begünstigten solchen Glauben, weil er ihnen — den Hütern der Bilder — Ansehen und Reichthum brachte; und es schlich sich, durch eine natürliche Steigerung der Andacht und eine listig erhöhte Verblendung, allmälig bei dem Pöbel — und zwar bei dem, welcher durch alle Klassen lief — eine Verwechslung des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Bildes mit der Gottheit ein, worüber der Philisoph, welcher das Gemüth der Menschen kennt, und von Zufälligkeiten der Namen und Formen zu abstrahiren weiß, sich scheuen wird, ein allzustrenges oder einseitiges Verdammungsurtheil auszusprechen.

§. 7. Nationalreligion. Priester. Mythen.

Alle Religionen des alten Heidenthums lassen sich auf eine oder die andere dieser Klassen zurückführen; doch sind nirgends die Charaktere derselben unvermischt anzutreffen, und nur nach Dem, was vorherrschend ist, kann die Unterscheidung geschehen. Bevor aber was immer für ein System mit bestimmten und dauernden Formen sich bilden konnte, mußte die Religion aufgehört haben, Privatsache zu seyn, sie mußte Nationaleigenthum geworden, und zu ihrer Bewahrung eine Priesterschaft vorhanden seyn. Denn so lange den Einzelnen überlassen blieb, sich selbstgefällige Begriffe von Gott und göttlichen Dingen zu machen — wie ursprünglich durchaus der Fall war, und h. z. T. noch bei mehrern ganz rohen Völkern statt findet — konnte, da der gemeine sich selbst überlassene Verstand nur schwer über die Sinnenwelt sich erhebt, und physische Bedürfnisse seinen Blick meist an den

Boden heften, die religiöse Anlage sich nicht entwickeln. Dunkle Ahnungen, unbestimmte Gefühle waren das Höchste, wozu in solcher Isolirung der Mensch sich zu erheben vermochte; und ungenährt durch Mittheilung und Lehre, erstickte wohl oft der heilige Funken in seiner Brust. Dieser Zustand währte nicht lange. Gleichförmige Begriffe, gleichförmige Gottesverehrungen kamen auf unter zahlreichen Menschenhaufen, und es wurde solche Gemeinschaft das kostbarste Besitzthum, das wichtigste Band der Nationen. Aehnliche Erfahrungen der Bewohner einer Gegend über den Einfluß derselben Naturgegenstände, Fortpflanzung alter Tradition durch alle Glieder eines sich ausbreitenden Geschlechts, Ueberredung und Lehre einzelner Männer von überlegenem Geist, besonders fremder Ankömmlinge aus civilisirteren Gegenden, vorzüglich aber die Bemühungen weiser Gesezgeber, und der von ihnen oft eingesezten und meist begünstigten, manchmal auch ohne ihr Zuthun entstandenen Priesterschaft bewirkten diese, in der Menschengeschichte so merkwürdige Revolution.

Die Erscheinung der Priester macht eine Hauptepoche in der Religion und in dem Gesammtzustande der Menschen. Sie treten schon auf im frühen Dämmerlicht der Geschichte. Gleichwohl haben sie die Religion nicht gemacht, sie sind vielmehr selbst durch Religion entstanden. Aber gepflegt und groß gezogen haben sie den schlummernden Keim, und ihm Richtung und Gestalt gegeben. Durch sie ist, was vorhin schwankend und unstät war, bestimmt und dauernd, die Ahnung zur Lehre, der Traum zur positiven Wahrheit geworden; den Glauben haben sie durch Formeln, die Andacht durch Gebräuche erhalten, an die Stelle der Freiheit den Gewissenszwang gesezt, und die geheimsten Gedanken ihrer Herrschaft unterworfen. Da nun, was den Laien blos flüchtiger Eindruck, vorübergehende Rührung war, das Hauptgeschäft ihres Lebens machte, so konnten sie leicht, geleitet oder verführt durch Spekulation und Phantasie, den Faden heiliger Ueberlieferung weiter spinnen, den einfältigen Naturglauben in künstliche Systeme verwandeln, und nach Maaß ihrer Aufklärung oder ihres guten Willens Veredlung oder Verderbniß in die heilige Anlage des Menschen bringen. Jezt erst kamen gelehrte Religionen, es kamen Symbole und Mythen in Menge auf, wodurch die religiösen Ideen der Bekenner wie in einen Zauberkreis gebannt, das Natürliche dem Positiven untergeordnet — oftmals von ihm erstickt — scharfe Absonderungen zwischen den verschiedenen Religionssystemen bewirkt, und die Zahl der leztern ausnehmend vervielfältiget wurden. Man ist geneigt, die meisten solcher Mythen als blose Mißgeburten einer regellosen Phantasie oder als Proben eines krassen Aberglaubens zu betrachten: bei genauerer Prüfung enthalten die meisten einen philosophischen, astronomischen, physikalischen oder historischen Sinn, oft auch eine schöne moralische oder sentimentale Bedeutung. Aber ungeheuer ist ihre Verschiedenheit nach Zweck und Inhalt, Form und Werth. Von vielen läßt sich der Ursprung aus der orientalischen Bildersprache, aus mißverstandener oder sklavisch erklärter Hieroglyphe u. s. w. deutlich nachweisen, oft auch dieselbe Mythe mit Bestimmtheit unter den vielfältigen Umstaltungen erkennen, die sie beim Uebergang in andere Zeiten und andere Länder erfuhr; und wenn gleich in diesen Deutungen noch manches mangelhaft und streitig ist, und unsre Gelehrten, hier wie überall, aus Neuheits- oder Hypothesensucht, und weil dann auch das Verschiedenartigste nach einer aufgestellten Hauptidee sich fügen sollte, noch größere Dunkelheit veranlaßt haben, so ist doch im Ganzen das Studium

der Mythen von reichem Gewinn für die Wissenschaft und mächtig aufhellend für die Geschichte des menschlichen Geistes gewesen.

§. 8. Uebereinstimmungen aller Religionen.

Bei der verschiedenen Richtung, die gleich anfangs die religiöse Anlage in ihrer Entwicklung nach klimatischen und andern Umständen nahm, bei den fortwährend verschiedenen Einflüssen, welche in solcher Entwicklung die Völker durch mancherlei Zufälle von Außen und Innen und durch den allgemeinen Strom der Ereignisse erfuhren, bei den bald mehr bald minder egoistischen, politischen oder liberalen Zwecken der Priester, bei der vielfältigen Mischung und den unzähligen Abstufungen ihres Talentes, ihrer Wissenschaft oder Schwärmerei, bei den wechselnden Verhältnissen ihres Wirkungskreises und ihrer Macht, ihrer Absonderung von den Laien, und ihrer innern Organisation u. s. w. kann uns wohl die große Menge und bunte Verschiedenheit der religiösen Systeme, sowohl in den Dogmen als im Kultus, nicht befremden. Aber es ist eine höchst wichtige Wahrnehmung, und die auf das heiligste Anliegen der Menschheit ein überraschendes, stralendes Licht wirft, daß, bei aller dieser Mannigfaltigkeit und bei allem Wechsel, gleichwohl viele Hauptzüge gleichförmig und die Grundideen beharrlich erfunden werden. Hieraus geht für den philosophischen Beobachter die deutlichste Unterscheidung der Schale von dem Kern, der Hülle von dem Wesen, und zugleich das interessante Erkennen der geheimsten Menschennatur hervor.

Für's Erste sehen wir allenthalben den Menschen, wiewohl auf die Sinnenwelt im Wirken und Leiden beschränkt, dennoch über ihre Grenzen hinaus ahnend und verlangend blicken; höhere, lebendige, moralische Gewalten über den blinden Naturkräften anerkennen, bei dem Triumph übermächtiger Bosheit auf eine Zeit der Vergeltung hoffen, und, umgeben von Bildern der Verwesung, eine Fortdauer jenseits des Grabes glauben. Diese hohen Gefühle — wenigstens der Zunder dazu — in des gemeinsten Menschen Brust, dies unauslöschliche, fast instinktartige Sehnen nach einer Heimath, die Keines Auge sah, wird für den unbefangenen Denker eine erhebende Betrachtung und vielleicht gewichtiger seyn, als die kleinmüthigen Zweifel der grübelnden Vernunft.

Aber dieser Götterfunke in der menschlichen Seele, ein Zeuge der höhern Abkunft, wie schlecht sehen wir ihn meistens gepflegt! Seine Erweckung ist das Werk des Zufalls, ungeläutert ist seine Nahrung, Dummheit und Betrug ersticken seinen Glanz, die hohen Ideen, die lebendigen Gefühle der natürlichen Religion, das kostbarste Angebinde unseres Geschlechtes, werden in todte Formeln verwandelt; das reine Gold ist in Schlacken vergraben, und Menschensazungen übertönen den himmlischen Ruf. Oft vermögen wir kaum, unter den häßlichen Auswüchsen der übel gewarteten Pflanze und bei den darauf geimpften, fremdartigen, manchmal giftigen Früchten noch die edle Wurzel zu erkennen.

Die Harmonie der Natur verkündet einen höchsten waltenden Geist. Aber der gemeine Verstand vermag nicht, sich zur Majestät eines Gottes aufzuschwingen, welcher in allen Naturkräften lebet, und mit seiner Gegenwart Himmel und Erde füllt. Und wie sollte er es wagen, seine kleinen persönlichen oder auch Nationalanliegen vor den erhabenen Thron eines solchen allgemeinen Gottes zu bringen? — Auch scheint ihm schon

die Mischung des Guten und Uebeln auf der Welt eine Andeutung mehrerer, streitender Himmelsgewalten zu seyn. Daher nimmt er gerne so viele Götter an, als er Naturkräfte kennt, also gute und böse und auch besondere Götter für jedes Land, wohl gar für jede Gemeinde und jedes Haus. Selbst wo ihm durch die Lehre einzelner Weisen oder aufgeklärter Priester ein höchster Gott verkündet wird, behält er den Glauben an Untergötter bei, und richtet vertrauensvoller an diese sein Flehen.

Und unter welchem Bilde stellt der Mensch seinen Gott sich vor? — Anfangs unter keinem, oder doch unter keinem bestimmten, so lange er sich nicht viel mit ihm beschäftiget, und nur bei einzelnen Anlässen seine Abhängigkeit von höheren Gewalten empfindet. Wenn er aber beim Fortschreiten der Civilisation mehr Muse und Geneigtheit zum Nachdenken erhält, wenn fortwährender Unterricht und ein feierlicher Kultus sein Gemüth öfter zur Gottheit erheben, oder, wenn er durch seinen Stand selbst — als Priester — zur Spekulation aufgefordert wird, dann fühlt er das Bedürfniß, von den Wesen, die er verehrt, sich deutlichere Begriffe und bestimmtere Bilder zu entwerfen. Er nimmt sie aus der Sinnenwelt, weil jenseits derselben der Flügelschlag seines Geistes ermattet; also — wiewohl er an den Göttern moralische Eigenschaften, Weisheit, Gerechtigkeit u. s. w. erkennt — leiht er ihnen doch meistens eine körperliche Hülle; und da in dem ganzen Gebiete der Erfahrung keine edlere Gestalt als die des Menschen erscheint, und zugleich kein würdigeres Emblem des göttlichen Geistes als der menschliche ersonnen werden mag; so sehen wir den Begriff von Gott in keiner Volksreligion höher gebracht, als auf eine Steigerung menschlicher Vollkommenheit. Aber bald nahm man nicht nur die Vorzüge der menschlichen Natur, sondern auch ihre Beschränkungen und Mängel in den Begriff von Göttern auf, schrieb ihnen sogar Leidenschaften und Laster zu, und hatte nun durchaus menschenähnliche Götter. Dieser Anthropomorphismus ist in allen Religionen bemerklich, und treffend, was ein geistvoller französischer Schriftsteller sagt: „Wenn es wahr ist, daß „Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde geformt, so muß man gestehen, „daß der Mensch ihm Gleiches mit Gleichem vergolten.“ — Selbst die Ideen von dem Verhältniß der Götter unter sich wurden von menschlichen Verhältnissen entnommen, und in den Vorstellungen von ihrer Rangordnung und von den Abstufungen ihrer Macht treffen wir meistens einen Abdruck an von der bürgerlichen Verfassung jener Nation, bei welcher jene Vorstellungen galten.

§. 9. Allgemeine Charakteristik der Priester.

Zum Dienste dieser Götter nun, und zur Ausbreitung und Erhaltung der religiösen Begriffe sehen wir allenthalben einen Priesterstand eingesetzt, oder sich selbst bildend, welcher vermöge dieser Bestimmung eine, den Grundsäzen nach wohlthätige, in dem Mißbrauch aber äußerst gefährliche Macht über die Gemüther übet. Wir sehen ihn meistens diese Macht durch alle Hülfsmittel einer herrschsüchtigen Politik erweitern und befestigen, nach einer bleibenden Vormundschaft über die Völker nicht nur in heiligen, sondern auch in weltlichen Dingen streben, zu diesem Ende die Religion mit fremdartigen Zusäzen überladen, den Verstand des Volkes durch Aberglauben verhüllen, Autorität an die Stelle der freien Forschung, die Schrecken der Strafgewalt an jene der Ueberzeugung sezen, das Monopol

der Wissenschaften und mit denselben die Verwaltung des Staates, wohl auch den Ruf der Zauberei an sich reißen, das erniedrigte Volk nach Gefallen plündern, und auf egoistische Weise alle Vortheile des bürgerlichen Vereines, ohne Theilnahme an seinen Lasten, sich zueignen. Solche Auswüchse der Priestermacht wird der philosophische Geschichtforscher allerdings mit Unwillen, und oft mit empörtem Gefühle betrachten; jedoch dabei nicht übersehen, wie wohlthätig oft dieselbe — auch abgesehen von ihrer Unentbehrlichkeit in religiöser Hinsicht — besonders in den allerersten Zeiten gewirket, da ohne sie die Völker gar nicht oder nur spät der Barbarei entzogen, bürgerliche Gesellschaften viel mühsamer gegründet, der Handel minder ausgebreitet, Kunst und Wissenschaft weniger gepflegt, und die Nationen rettungslos hier der Anarchie, dort der wilden Despotie zum Opfer geworden wären. Selbst ihre stolze Absonderung von den Laien, da sie, die angeblichen Kinder oder Lieblinge des Himmels, bald als wirkliche Herrscher, bald wenigstens als hoch erhabene Kaste, oder als privilegirte Innung auf den Rest der Sterblichen verachtend herabsehen, scheint weniger erniedrigend als der Uebermuth eines weltlichen Usurpators und das Soldatenjoch, weil die ihnen erwiesene Huldigung auf das Gefühl der Unterordnung unter göttliche Gewalten sich gründet, und in dem Priester blos die Gottheit verehrt wird, welcher er dient.

§. 10. Von Mysterien.

Außer der herrschenden Volksreligion und dem allgemeinen Kultus bestand fast allenthalben noch eine geheime Lehre, welche entweder gleichfalls von Priestern einem engern Kreise von Auserwählten ertheilt, oder von einzelnen Forschern als die Frucht der profanen Philosophie geprediget wurde. Von der leztern, als welche erst den Zeiten der reifen Vernunft und vorzüglich dem Genius der griechischen Weisen angehört, hat diese erste Periode noch nichts zu erzählen; aber von der erstern kommen bei vielen Völkerschaften merkwürdige Proben vor. Wir reden hier von den Mysterien, welche wir schon im grauen Alterthum aufkommen, und eben da am meisten wirken sehen. Fast alle alten Schriftsteller rühmen von den Mysterien, daß sie das vorzüglichste Mittel gewesen, die Wildheit der Völker zu zähmen, und nebst den Uebungen und Begriffen einer reinern Gottesverehrung, auch den Samen der Humanität und allgemeinen Aufklärung unter ihnen auszustreuen. Aber von ihrer eigentlichen Beschaffenheit und Einrichtung haben sie uns nur dunkle Andeutungen hinterlassen, und es erregt ein gerechtes Verwundern, wie unter so großen und zahlreichen Verbrüderungen ein so strenges Geheimniß erhalten werden konnte. Die Namen solcher Mysterien, Ort und Zeit ihrer Feier, allgemeine Angaben über den Grad ihrer Verehrung und die Menge der Eingeweihten, endlich einige wenige (Vermuthungen mehr als) Nachrichten über das, was eigentlich dabei vorging — das ist Alles, was wir von ihnen in den Werken der Alten lesen. Dennoch können wir aus der Vergleichung dieser dürftigen Notizen unter sich und mit andern historischen Monumenten mit einiger Wahrscheinlichkeit folgende Säze ziehen:

Es gab mehrere Arten von Mysterien, welche in Zweck und Wirkung weit von einander verschieden waren. Einige bestanden wohl nur in gottesdienstlichen Ceremonien, deren geheimnißvolle Feier dazu geeignet schien, eine höhere Majestät des Gottes zu verkünden, oder das Gemüth mit religiösen

Schauern zu erfüllen. Sie mochten wohl — wie h. z. T. noch bemerkt werden kann — diesen Zweck erreichen; aber während sie die Andacht erhöhten, wirkten sie oft nachtheilig auf die Erkenntniß. Der Pöbel, der die Bedeutung der Ceremonien nicht verstand, hielt sie für das Wesentliche der Religion, und verabsäumte darüber die Besserung des Herzens. Andere Mysterien waren Vereinigungen frommer Leute, welche durch besondere Andachtsübungen oder Befolgung eigener Lebensregeln eine höhere moralische Vollkommenheit als die der übrigen zu erreichen strebten. Man könnte sie, wenigstens nach ihrer spätern Gestalt, da sie in Gesellschaften bloser Frömmlinge ausarteten, vielleicht den sogenannten Bruderschaften der neuern Zeiten vergleichen; obschon sie ursprünglich höhere Zwecke haben mochten, und wohl schon von den ältesten Priestern oder Gesezgebern, zur ersten Einführung der Religion und Humanität unter ganz rohe Völker eingesezt wurden. Die dritte und edelste Gattung der Mysterien waren jene, wo den Eingeweihten ein geheimer Unterricht ertheilt wurde über Gegenstände, zu deren Erforschung uns ein hohes und wichtiges Interesse antreibt, deren unverhüllte Anschauung aber für den gemeinen Menschenverstand gefährlich ist. Damals also wie jezt gab es Wahrheiten, welche laut zu verkünden bedenklich war, und es gab Denker, welche auf dem Wege der einfachen Spekulation zu deren Erkenntniß gelangt waren. Sie wünschten diese Erkenntniß dauernd zu machen, und bildeten sich einen auserwählten Kreis von Zöglingen, welchen in dem Maaße, als sie ihre Verstandeskraft und Klugheit in verschiedenen Prüfungen bewährt hatten, die höhere Lehre ertheilt wurde. Sonach gab es mehrere Grade der Einweihung. Zu den niedern — wo man nur vorbereitet, geprüft, oder durch leeres Blendwerk unterhalten wurde, wie bei den großen eleusinischen Mysterien — mochten Viele — selbst Weiber — gelangen; in's innere Heiligthum wurden nur Wenige eingeführt. Sie reichten hin, um das Erlöschen der wohlthätigen Flamme zu verhindern, und aus ihrer Mitte in die äußern Kreise und in die ganze Nation jedesmal so viel Licht ausgehen zu lassen, als die Verhältnisse und der allgemeine Kulturzustand erlaubten. Man könnte vielleicht ein Analogie auffinden zwischen diesen Mysterien und einigen geheimen Gesellschaften der neuern Zeit. Hier wie dort trat wohl bisweilen für die Eingeweihten der untern Grade der Fall und immer die Gefahr — ein, von den Genossen des innersten Kreises zu Zwecken geleitet zu werden, die ihrer Neigung und Absicht entgegen waren; aber welches Gute ist noch nicht mißbraucht worden? und gibt es nicht manchmal Zeitumstände, worin dasselbe nur auf einem gefährlichen Wege erreicht werden kann? —

§. 11. Von Orakeln.

Allgemeiner noch als die Mysterien treffen wir bei den alten Religionrn die Orakel an, worunter hier nicht blos jene heiligen Orte verstanden werden, wo eine bestimmte Gottheit durch irgend ein Organ auf die an sie gerichteten Fragen Rede und Antwort gab, sondern überhaupt alle Mittel und Wege, die der Aberglaube erdacht hat, um dadurch zur Kenntniß des göttlichen Willens und der Zukunft zu gelangen. Unaufhörlich wird der Mensch von dem unruhigen Verlangen geplagt, den Schleier zu lüften, welcher dicht verhüllend über seiner Zukunft liegt; und in seinem Gemüth sind oft unerklärbare Gefühle, die er Ahnungen nennt, weil er zwischen denselben und einem bevorstehenden Ereigniß ein geheimes Band vermuthet.

Denn seine kleine Person ist der Mittelpunkt, von welchem aus er die Welt betrachtet. Alles ist nur in Beziehung auf ihn vorhanden; er nimmt unbedenklich an, daß um seiner Privatanliegen willen die Götter den Gang der Natur hemmen, und daß selbst die Gestirne ihren Lauf nach seinem Verhängniß richten. Diese Stimmung wurde frühe von verschmizten Leuten mißbraucht, und wir dürfen auf die Frage, wer die Zeichendeuterei ersonnen, unbedenklich mit Voltaire antworten: es war der erste Schalk, der auf den ersten Dummkopf traf. Den Priestern entging es nicht, welchen Vortheil sie aus solchem Aberglauben ziehen könnten. Selbst Gesezgeber, welche darin ein wirksames Mittel zur Leitung der Menge erkannten, begünstigten denselben, und es wurde eine eigene, nach festen Regeln betriebene und allgemein verehrte, heilige Kunst (*), aus den Konstellationen, aus den Eingeweiden der Thiere, dem Vögelflug, aus Träumen, Loosen u. s. w. die Zukunft zu deuten. Auch in diesem Punkt ist das menschliche Gemüth seit Jahrtausenden sich gleich geblieben; und es steht uns nicht zu, über die Verkehrtheit der alten Völker zu lächeln, da h. z. T. noch bei Nationen, die sich der höchsten Aufklärung rühmen, ähnlicher Unsinn getroffen wird, blos mit dem Unterschiede, daß die Zeichendeuterei keiner geschlossenen Zunft mehr angehört, sondern eine freie Kunst geworden ist, und daß — die Regenten haben jezt sonst genug Mittel, sich der Folgsamkeit zu versichern — ihr Einfluß sich nun meist auf Privatangelegenheiten beschränkt.

Aber was ist von jenen eigentlichen Orakeln zu sagen, welche, wie das libysche des Hammon oder das delphische der Griechen, viele Jahrhunderte hindurch das ehrfurchtsvolle Zutrauen der Völker fesselten, welchen die Weisesten unter den Alten mit Wort und That huldigten, und deren Aussprüche so oft durch den Erfolg bestätiget wurden? — Man findet sich geneigt, die Sache durch ein Wunder zu erklären, und berühmte Kirchenväter sind der Meinung, daß der Teufel an solchen Orten gehauset, und durch Zulassung des Allmächtigen die Heiden geäfft habe. Bei näherer Prüfung verschwindet das Wunder. Gewöhnlich wurden Orakel an Orten gegründet, wo entweder Schrecken der Natur oder auf Sagen gestüzte heilige Erinnerungen das Gemüth zu gläubiger Andacht stimmten. Die Priester waren klug genug, bevor sie ihren Gott sprechen ließen, den Fragenden über alle Umstände auszuforschen, die eine vernünftige Muthmaßung über sein künftiges Schicksal begründen konnten; sie waren welterfahren genug, um aus den jedesmaligen Verhältnissen der Staaten und dem Charakter ihrer Machthaber wahrscheinliche Schlüsse auf die kommenden Ereignisse zu ziehen. Jedes Eintreffen wurde zur Ehre des Gottes laut verkündet; von der Fehlschlagung zu reden war gefährlich. Auch blieb immer eine andere Auslegung des Orakels zur Aushilfe übrig, und gewöhnlich wurden die Sprüche so dunkel und vieldeutig abgefaßt, daß man, wie auch der Würfel fiel, darin die wahre Vorhersagung fand. Gesezgeber, Feldherren und Könige ehrten die Orakel, weil sie ihnen ein wirksames Beförderungsmittel ihrer Plane waren; denn wo Vernunftgründe und Gewalt nicht durchdrangen, da schlug der Ausspruch des Gottes den Widerstand nieder.

Es gab Orakel, die nicht nur im eigenen Land und bei den eignen Religionsgenossen, sondern auch auswärts und weithin in Ansehen standen. Dahin gehört das oben genannte des Jupiter Hammon oder Amum in der libyschen Oase. Der Dienst dieser Gottheit war von Meroë nach

(*) Hier und dort, wie in Elis, gehörte sie erblich gewissen Familien an.

dem ägyptischen Theben, und von hier nach Ammonium gebracht worden, und es scheint, daß das uralte Orakel zu Dodona in Epirus denselben Ursprung gehabt. Denn die griechische Sage von den beiden schwarzen Tauben, welche einst von Theben aus, die eine nach Libyen, die andere nach Dodona geflogen, und von denen die leztere sich auf einer Eiche niedergelassen und vernehmlich die Worte gerufen habe: „Gründet hier ein Orakel zu Jupiters Ehren!" — wird bestätiget durch die ägyptische Sage von den zwei Priesterinen, welche die heiligen Gebräuche des thebaischen Tempels nach Libyen und nach Epirus gebracht. Jünger, aber noch wichtiger durch Ansehen, Einfluß und Reichthum war das Orakel zu Delphi, wo Apollo durch den Mund einer Priesterin, der Pythia — welche meist ein von den Priestern hiezu erzogenes verrücktes Mädchen war — den Abgesandten aller griechischen Staaten und hundert auswärtiger Könige, und unzähligen Privatpersonen Antworten gab, die mehr als einmal das Schicksal ganzer Reiche bestimmten, und vorzüglich auf Griechenland mächtig einwirkten, als ein Band der Nation und als Stüze der Regierungen. Als später diese Regierungen aufhörten, populär zu seyn, als die Machthaber in Griechenland den Beifall des Gottes nicht mehr nöthig hatten, und seine Mißbilligung ungnädig würden aufgenommen haben, da beschränkte sich Apollo auf Privatanliegen, und endlich verstummte er.

§. 12. Einzelne Religionssysteme.

a) Aegyptisches.

Nach diesen vorläufigen Betrachtungen über die alten Religionen im Allgemeinen laßt uns die wichtigsten ihrer Systeme auch im Einzelnen beleuchten! Unter ihnen zeichnet sich zuerst das ägyptische sowohl durch sein Alter aus, als weil es die Wurzel mehrerer Anderer gewesen. Aber die Ursachen, welche überhaupt die ägyptische Geschichte dunkel und räthselhaft machen (s. oben S. 84 ff.), sind nach der Natur der Sache hier von doppelter Wirkung; und wir müssen uns, von so hohem Interesse auch eine bestimmte Kenntniß der ägyptischen Gottesverehrung wäre, und so viele Mühe die Gelehrten fast aller Nationen auf die Entwicklung dieses schwierigen Gegenstandes verwendet haben, dabei meistens mit blosen Muthmaßungen begnügen.

Einige Schriftsteller des ersten Ranges haben mit ungemeinem Scharfsinn die Hypothese verfochten, daß die ägyptische Religion ausschließend auf Verehrung der Gestirne oder vielmehr auf physikalische Astronomie gegründet gewesen, und daß ihre vielen Göttergeschichten, und alle unmittelbaren Gegenstände ihrer religiösen Verehrung, alle Gebräuche ihres Kultus auf den Lauf der Gestirne und die wechselnden Constellationen, auf deren Verhältniß zu den Geschäften des Ackerbaues, und auf die, so manche Verwirrung der Begriffe veranlassende, hieroglyphische Bezeichnung solcher Säze könnten zurückgeführt werden. Vieles ist allerdings in dieser Vorstellung richtig, aber darum auch Alles? — Was nöthiget uns, eine einzige Quelle, eine einzige Erklärungsart so vieler Mythen anzunehmen? und sollen wir die schwankende Bedeutung der Hieroglyphen dazu mißbrauchen, um Systeme darauf zu bauen, welche der Analogie der Geschichte und selbst positiven Zeugnissen widersprechen? — Die Gottesverehrung in Aegypten war wohl älter als die Astronomie, und wenn damals schon die Gestirne einen Theil daran hatten, so geschah solches nur, weil sie, so wie andere ausgezeichnete Gegenstände der Natur, Eindruck auf das Gemüth des

Menschen gemacht hatten. Aber auch der segensreiche Nil, die fruchtbringende Erde, dann alle auffallenden Naturkräfte und selbst Thiere und Pflanzen, die besonders wohlthätig und wichtig waren, wurden verehrt; und der Charakter der ägyptischen Religion ist kein anderer als Fetischmus, welcher wohl anfangs so roh als bei den übrigen afrikanischen Völkern gewesen, durch die Eigenheiten des ägyptischen Landes und Klima's aber näher bestimmt, später durch die Spekulationen der aufgeklärteren Priesterkaste gereiniget, erhöht, nach den Bedürfnissen der Agrikultur, der Gesundheit u. s. w. gemodelt, uud mit den allmälig gemachten Entdeckungen in der Physik und Astronomie in Verbindung gesezt worden ist. Eine symbolische Sprache und Schrift bereicherte die also entstandene Religion mit immer neuen Mythen; die Verschiedenheit der Gottesverehrung nach den einzelnen Nomen (Kriege entstanden hieraus und mannigfaltige Gräuel), dann der abwechselnde Fortschritt oder Rückschritt der Wissenschaft in den Priesterkollegien, uud endlich die Einmischung griechischer Vorstellungen in die alte Landesreligion vergrößerten die Verwirrung; und so entstand allmälig das bunte und räthselhafte System, welches wohl zu Herodot's Zeiten die ägyptischen Priester selbst nicht mehr zu deuten vermochten, und die Griechen, die allenthalben nur ihre eigenen Götter suchten, noch schlechter erklärten.

Diese Charakteristik der ägyptischen Religion nach ihrem Hauptinhalt liegt dem Zweck der Weltgeschichte näher, als die Aufzählung der einzelnen Mythen und Götternamen. Doch bemerken wir unter diesen den Mendis (Pan)?, Phtha (Vulkan?), Typhon (eine böse Gottheit), und vorzüglich Osiris (Bacchus?) und Isis (Luna?), die, wiewohl sie nur zur dritten Götterklasse gehörten (in der ersten Klasse waren 8, in der zweiten 12 Götter, in der dritten alle übrigen), dennoch als gemeine Nationalfetische, und auf denen die heiligsten Sagen ruhten, mit besonderer Wärme verehrt wurden. Osiris scheint die Sonne, und Isis der Mond zu seyn. Höher ist die Erklärung, die in jenem die wirkenden, und in dieser die leidenden Kräfte der Natur sieht. Unter den heiligen Thieren zeichnen sich die Stiere, besonders Apis zu Memphis, welcher auch Orakel ertheilte, aus. Es ist oben (§. 4.) angedeutet, wie ein aufgeklärtes Volk zu einer solchen Verehrung kommen könnte. Cambyses und später Ochus hieben dem göttlichen Stier das Haupt ab, und entflammten dadurch des Volkes heilige Wuth. Außer den lebendigen waren auch todte Embleme der Gottheit, Bilder und Statuen vorhanden. Der Kultus war feierlich, die Tempel prachtvoll, die Feste zahlreich und glänzend. Bei jenem, welches in Bubastus alljährlich zur Ehre der Artemis gefeiert wurde, kamen gegen 700,000 Menschen zusammen. Wir finden Spuren von Menschenopfern. Die Aegypter glaubten die Unsterblichkeit der Seele, und Belohnung und Bestrafung nach dem Tode; doch kennen wir ihre Ideen darüber nicht genau, und wissen nur, daß sie eine fortwährende Theilnahme der Seele an der Erhaltung des Körpers behaupteten, und daß eine Folge dieser Vorstellung ihre Einbalsamirungen und festen Gräber waren. Von den ägyptischen Priestern und ihrer Macht haben wir oben geredet.

§. 13. b) Sabäisches, phönicisches, chaldäisches.

Minder interessant und auch minder bearbeitet, als das ägyptische, ist das sabäische Religionssystem, so wie jenes der Phönicier und der Chaldäer. Doch erhellet, daß der Hauptcharakter des sabäischen Systems

Verehrung der Gestirne gewesen, und daß es über Arabien und einen großen Theil Vorder- und Mittel-Asiens geherrschet, als Zoroaster's Lehre sein Gebiet beschränkte. Begreiflich war es verschieden ausgebildet nach den Ländern und Stämmen. Allah Taala, scheint der Name der höchsten Gottheit, des gesammten Sternenhimmels, gewesen zu seyn.

Die Grundlage des phönicischen Systems — welches aber auch in Syrien und weiter hin galt — war Fetischmus. Nach der Darstellung eines Sanchuniaton und Moschus wäre es jedoch bis zur Anerkennung eines geistigen Grundwesens, welches durch seine Einwirkung auf ein materielles die Welt hervorgebracht, verfeint gewesen. Mehrere phönicische Gottheiten sind in die griechische Mythologie übergegangen, als Melicertes, der griechische Herakles, Astarte oder Venus, und die Kabiren, wenn die leztern nicht vielmehr ägyptischen Ursprungs sind (*).

Die bekanntesten chaldäischen Gottheiten sind Baal, der höchste und nach dem Begriff der Gelehrten ein geistiger Gott; Mylitha, deren Dienst so berüchtiget ist, und das böse Wesen, Turrach, Gott des Krieges. Die chaldäische Priesterkaste, die durch Macht und Kenntnisse glänzte, wird von den Meisten für einen eingebornen babylonischen Stamm gehalten, welcher später den Namen der erobernden chaldäischen Horde annahm; nach Remer's wahrscheinlicher Muthmaßung hat diese wilde Horde eine Schaar von Schamanen mitgebracht, die sich nachher in Babylon durch den Unterricht der Besiegten kultivirten, und Gelehrte wurden.

§. 14. c) Griechisches.

Zur Charakterisirung der griechischen Religion mögen folgende Säze dienen:

1) Ihre Grundlage war, wie allenthalben, die Verehrung körperlicher Gegenstände und Kräfte der Natur. Bei der vielgestaltigen Beschaffenheit des griechischen Bodens, die einen unaufhörlichen Wechsel von Erscheinungen darbot, und bei der Menge getrennter Horden, welche auf demselben sich herumtrieben, mußte nothwendig eine bunte Verschiedenheit von Göttern und Göttersagen aufkommen, welche jedoch, als die einzelnen Stämme durch Wanderungen und Eroberungen sich unter einander vermischten, allmälig, so wie die Sprache, worin sie enthalten waren, ein Gemeineigenthum Aller wurden.

2) Zu dieser Menge von einheimischen Göttern kamen dann noch diejenigen, welche durch fremde Emissäre und Kolonisten, überhaupt durch den Verkehr mit dem Ausland, vorzüglich aus Aegypten und Phönicien, nach Griechenland gebracht wurden. Aber die Griechen nahmen solche fremde Mythen nicht sklavisch an; sie formten sie um nach ihrer eigenen lebendigen Denk- und Sinnesart und nach der Natur ihres Landes, sezten sie mit ihren einheimischen Sagen, selbst mit ihren Heldengeschichten in Verbindung; und sammelten dergestalt für die Bearbeitung der Dichter einen, zwar chaotisch verwirrten, aber reichhaltigen Stoff.

3) Denn Dichter waren es, welche die griechische Religion veredelten und bestimmten, nicht Priester, nicht Gesezgeber, und nicht abstrakte Weise. Gleich weit entfernt vom groben Fetischmus wie von abgezogener metaphysischer Lehre, blieben sie der Vorstellungsart ihres jugendlichen, phantasie-

(*) Nach Freret. hist. de l'acad. T. XI. p. 83.

reichen Volkes getreu, und ihre Mythologie wurde ein lebendiges Gemälde der Natur und der Welt.

4) Schon früher hatten die Griechen, durch ihre rege Imagination getrieben, Himmel und Erde und alle Elemente und Naturreiche mit Göttern bevölkert. Wo sie Kraft und Bewegung sahen, da dachten sie sich Leben, und weil sie überall sich selbst erblickten, ein menschenähnliches Leben. „Sie liehen," sagt Barthelemy, „den Göttern ihre Schwächen, und „den Thieren ihre Gefühle, und dachten nicht, jene hiedurch herabzuwür-„digen, noch diese zu erhöhen." — In keiner Religion hat so unbeschränkt, wie in der griechischen, der Anthropomorphismus geherrscht. Alle einheimischen, alle fremden Götter machten sie zu Menschen, alle Götterbilder mußten menschliche Gestalten seyn, alle symbolischen Lehren wurden in menschliche Geschichten gekleidet, alle ausgezeichneten Menschen wurden vergöttert.

5) In Uebereinstimmung mit dieser Eigenheit der griechischen Imagination, und blos auf Veredlung ihrer bis dahin rohen Gebilde bedacht, schufen die Dichter jene zauberische Mythologie, in die sie den ganzen Reichthum der Natur und des Lebens, der Geschichte und der Wissenschaft, der Phantasie und des Herzens verwebten. Es herrscht in diesen Schöpfungen ein so eigener lieblicher Geist, daß sie, so verwerflich sie auch der kalten Vernunft in religiöser und rein moralischer Rücksicht erscheinen, dennoch wegen ihres ästhetischen und sentimalen Werthes das Vergnügen der Gebildeten aller folgenden Geschlechter geblieben sind; ja daß die neuen Völker, wiewohl durch Raum und Zeit so weit von den Urhebern jener Mythen entfernt, und noch weiter von ihnen durch religiöse und politische Verfassung geschieden, dennoch dieselben sich angeeignet und unter sich einheimisch gemacht haben. Wie viele Schönheiten würden wir verlieren, wenn unsere Dichter die Musen auf den Parnassus zurückschicken, oder den griechischen Charitinen entsagen müßten!

Nur einige Proben von diesen anmuthsvollen und allbelebenden Dichtungen (denn das Detail derselben gehört nicht zum Zweck dieses Buches, und mag bei meinen Lesern wohl vorausgesezt werden): Das Chaos ist die Urquelle aller Dinge; die erste Bewegung desselben, die Liebe, gab ihnen die Form; durch sie sind Götter und Menschen entstanden. Unzählige Götter von verschiedenem Range theilen unter sich die Herrschaft der Welt, aber Zeus, der in dem Himmel thront und den Donner schleudert, ist der oberste von Allen. Ihr Thun und Lassen ist jenem der Menschen ähnlich; sie freuen sich der ihnen dargebrachten Gebete und Opfer. Auch lassen sie sich oftmals zur Erde herab, spenden Rath und Hilfe, und verschmähen selbst vertrauten Umgang mit auserlesenen Menschenkindern nicht. Dann gehen aus ihren Umarmungen Helden und Weise, Halbgötter, hervor, die, wenn sie, ausgezeichnet durch Kräfte und Geist, ihre Laufbahn unter dem Erdengeschlecht vollendet, sich verklärt in die ätherischen Regionen schwingen. Rings um uns ist Alles, Wald und Flur, Luft und Wasser mit Göttern erfüllt! Sie bewachen uns unsichtbar, leiten unser Schicksal, und sehen unsere geheimsten Handlungen. Selbst in uns wohnen sie; unsere Gedanken und Leidenschaften, die lohnenden und strafenden Gefühle in unserer Brust sind Gottheiten oder Ausfluß derselben. Nur Wen Apollo begeistert, mag den Schwung zu würdigen Gesängen nehmen; die Leiden und Seligkeiten der Liebe sind eines Gottes Werk; ein Gott ist's, der

des Abends sich auf die müden Augen senkt, und dessen ernsterer Bruder schließt sie zum lezten Schlaf. Dann wird die Seele des Tugendhaften in selige Gefilde getragen, und die des Verbrechers, an welcher schon während des Lebens die Eumeniden nagten, von diesen Rachegöttinen in die Abgründe des Tartarus geschleppt.

6) So viel Götter, und von so verschiedener Natur machten auch eine große Mannigfaltigkeit von Gebräuchen, von Festen, Gebeten und Opfern nöthig, um Jeden nach seiner Art zu gewinnen. Die fromme Stimmung der Griechen trieb sie — ohne positiven Zwang — zu zahlreichen öffentlichen und Privatgebeten; fast jede Handlung ihres Lebens war von religiösen Gebräuchen begleitet, überall ertönten Orakel, allenthalben stieß man auf Zeichen oder Zeichendeuter, und wenig Tage vergingen ohne Reinigung oder Expiation. Die meisten Verrichtungen der Staatsgewalten wurden durch gottesdienstliche Ceremonien geheiligt, und politische Einsezungen, wie die berühmten Kampfspiele, durch eben dieselben mit der Religion in innige Verbindung gebracht. Es gab eine außerordentliche Menge von Tempeln, heiligen Hainen und Hausaltären, und allenthalben stieg der Rauch von Opfern empor. Diese Opfer bestanden meistens in den Erstlingen der Feldfrüchte, und, jedoch erst später, in auserlesenen Thieren. Das Scherflein des Armen, eine Hand voll Mehl, ein geringer Kuchen, wurde so willig empfangen als die Hekatomben des Reichen; aber es gab Fälle, wo der Fanatismus der Priester Menschenopfer verlangte, und das edelste Blut auf den Altären rann. Denn wiewohl die griechischen Priester weder eine erbliche Kaste (einige Priesterwürden jedoch waren Eigenthum gewisser Geschlechter), noch einen geschlossenen Stand ausmachten (denn sie blieben Bürger, traten in Staatsämter über, oder versahen dieselben nebst dem Priesterthum), wiewohl auch die Priester verschiedener Tempel unter sich nicht zusammenhingen, und daher Alle zusammen nicht so wie im Morgenlande ein gemeinschaftliches, den Laien durchaus feindseliges Interesse, und keine so hohe Macht und Würde, daher auch weniger Stolz und Anmaßung hatten; so waren sie dennoch immer Priester, und zwar Priester einer sinnlichen Religion und unter einem abergläubischen Volke; daher es uns nicht befremden kann, bei ihnen wenigstens einen instinktartigen esprit de corps, Intoleranz, Habsucht, und zum Theil einen blutigen Fanatismus anzutreffen. Auch die Geseze, der Eifer der Magistratspersonen — denn man glaubte die Religion mit der Staatsverfassung im Bunde — und vor Allem die Gesinnung des Pöbels, unterstüzten denselben; und wiewohl die einzelnen Götterfabeln der Phantasie der Dichter, und selbst dem Muthwillen der Privaten überlassen blieben; so wurde doch der kleinste Angriff gegen das System derselben, so auch die Störung des Gottesdienstes, Verlezung der Bilder, Profanation der Mysterien u. s. w. auf's Strengste — und meist blutig — gerächt, und keine Anklage war gefährlicher als jene der Gottlosigkeit.

§. 15. d) Sinesisches.

Die Religionen, die wir bis jezt aufführten, gründeten sich insgesammt auf Sagen und Gebräuche von verschiedenem Ursprung und geringem Zusammenhang, und auf die von Dichtern oder Priestern hinzugethanen Meinungen und Lehren, welche wohl durch ihr Alter und ihren Gegenstand ehrwürdig, zum Theil auch durch Hieroglyphen- oder Buchstabenschrift fixirt,

und einem gelehrten Stande zur Erhaltung anvertraut, aber doch in kein eigentlich heiliges Buch eingetragen, nicht authentisch (*) gesammelt, und daher immer dem Wechsel und einer freiern Erklärung unterworfen waren. Wir gehen nun zu den Systemen über, welche wesentlich auf der Schrift beruhten, nach der Meinung des Volkes von übermenschlichen, oder doch begeisterten Lehren herrührten, und mit solcher höheren Autorität versehen, den Glauben mächtiger zu beherrschen, und viele Jahrhunderte hindurch sich gleichförmig zu erhalten vermochten. Solcher Schriftglaube nun, welcher nicht nur die Sache, sondern auch das Wort, nicht nur die Lehre, sondern auch das Organ heilig hält, ist zwar meistens edler als der einfache Natur- oder der blinde Priesterglaube, er ist auch — als auf die Schrift gegründet — Anzeige und Erhaltungsmittel einiger Volkskultur: aber er wird auch gefesselt durch den Buchstaben, hemmt also leicht das Fortschreiten der Aufklärung, oder bleibt wenigstens weit hinter deren allgemeinem Gange zurück.

Das sinesische Religionssystem gehört in diese Klasse. Aber wir kennen es nicht genau. Denn in seinen heiligen Büchern (sie heißen Kings, und es sind ihrer fünf des ersten Ranges — nämlich Yking, Schuking, Shiiking, Tzuschu und Liki — und sechs des zweiten) sind gerade die Stellen, welche von religiösen Dingen handeln — die meisten enthalten aber Geschichte (**), Moral und Gesezgebung — unverständlich oder räthselhaft, und es haben die Jesuiten (den Missionnarien dieses Ordens verdanken wir die meisten Nachrichten über Sina) sie offenbar zu günstig gedeutet. Zur nähern Untersuchung, besonders durch Vergleichung mit der jezigen Religionsbeschaffenheit in Sina, wird sich in der neuern Geschichte der schicklichste Anlaß finden. Wir bemerken vorläufig, daß diese Religion zwar wie die übrigen vom Fetischmus ausgegangen, aber durch die Lehren einzelner Seher schon frühe veredelt worden sey, so, daß man das Ganze (Tien, später Schang-ti, war sein Name) als den ersten Gott, und die einzelnen Naturkräfte und Theile nur als Untergottheiten verehrte. Man hatte nebst den natürlichen auch künstliche Fetische, selbst Götterbilder, viele Tempel, feierliche Gebräuche und Priester. Die heiligen Bücher, über deren Ursprung ein undurchdringliches Dunkel liegt (den Schuking, der jedoch in seinen einzelnen Theilen viel älter, ja, wie Viele glauben, älter als die mosaischen Bücher ist, soll erst Konfuzius gesammelt haben) und die im Laufe der Zeiten manche Verfälschung, besonders durch ihre Wiederherstellung nach einem allgemeinen Bücherbrand, erfahren haben, enthalten verschiedene Bestimmungen für den Gottesdienst, und, neben vielen abenteuerlichen Geschichten und Lehren, doch auch einige Spuren davon, daß ein Theil der sinesichen Weisen — jedoch ohne das ihr Glaube auch Volksglaube wurde — schon sehr frühe einen von der erschaffenen Welt unterschiedenen schaffenden und erhaltenden Gott erkannt habe. Konfuzius, der große Lehrer der Sinesen — dessen wir oben in der politischen Geschichte gedachten (s. S. 147.) — und der als Verbesserer oder Erneuerer der

(*) Hesiod's Theogonie war kein Glaubensbuch, sondern Lehrgedicht. Die Bücher der ägyptischen Priester aber dienten nur ihnen selbst, als Hilfsmittel ihres Studiums, dem Volk blieben sie fremd, und es hatte dieses keine andere Norm des Glaubens, als Sage und Priesterwort.

(*) D. h. sogenannte Geschichte, denn die Puonku, Fohi ꝛc. und ihre Jahrmillionen sind theils blose Geburten einer verkehrten Phantasie, theils religiöse und astronomische Mythen. Wir abstrahiren von ihnen.

Landesreligion (*) noch h. z. T. von seinem Volke verehrt wird, hatte ohne Zweifel dieselbe Höhe erschwungen; und wenn die von ihm nach der Behauptung des J. B. du Halde herrührende Tempelinschrift: „Dem Grundwesen, ohne Anfang und ohne Ende; dem Schöpfer und Regierer der Welt, ihm, der unendlich gut ist, und unendlich gerecht, und der die ganze Natur erleuchtet, erhält und ordnet“ — in der Uebersezung nicht verschönert worden, so mögen wir billig ihren Urheber den erhabensten Denkern beigesellen, die jemals unter den Menschen gewandelt.

§. 16. e) Magisches.

Der Einfluß dieses großen Mannes blieb auf sein Vaterland beschränkt; Zoroaster (oder Zerduscht), der Lehrer der magischen Religion, hat über die Grenzen des seinigen gewirkt. Auch er war nicht Stifter, nur Verbreiter und Reformator seiner — der medischen — Landesreligion, und vielleicht mehr der Redakteur als der Urheber des Zendafesta, oder „lebendigen Wortes.“ Denn also heißt das Glaubensbuch der Parsen (Gauren werden sie von den Mohammedanern genannt), welche die Nachfolger der alten Magier, und treue Bekenner, wie sie behaupten, von Zoroaster's Lehre sind. Wir kennen dieses Buch und seine einzelnen Theile (den Vendidad, welcher die Geseze, auch Geschichte und Moral enthält, den Izeschne, Vispered, Siruze und Jeschts, worin meist liturgische Gebetformeln und Lobpreisungen der himmlischen Geister stehen), so auch das aus der Sassanidischen Periode herrührende Religionsbuch Bundehesch, seitdem der unermüdliche Anquetil du Perron (der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eigens nach Asien gieng, um die alten Sprachen Zend und Pehlvi, auch das Sanskrit, und das alt- und neupersische zum Verständniß des Originals und der Uebersezungen des Zendavesta zu erlernen) uns davon eine französische Uebersezung, die nachmals auch in andere Sprachen übertragen worden, gegeben hat. Verschiedene Gelehrte, und unter den Teutschen vorzüglich Meiners und Kleuker (zugleich Uebersezer des Zendavesta), Tychsen und Heeren haben diese Bücher kritisch bearbeitet und erklärt, wornach wir nun von der magischen Religion eine weit befriedigendere Darstellung, als der berühmte Hyde 1700 gab, zu entwerfen vermögen.

Nicht unter dem Perserkönig Darius Hystaspis, wie man früher aus schwachen Gründen vermeinte, sondern 100 Jahre früher, unter einem medisch-baktrischen König Gustasp (wahrscheinlich Cyaxares I.), trat Zoroaster auf, unter den Magiern, der alten Priesterkaste des Landes, in Nordmedien (Aderbeidschan), wo das ewige Feuer brennt, welches noch jezt den Parsen (Feueranbetern) als Emblem der Gottheit gilt. Hier und jenseits des kaspischen Meeres, in Baktra, wo König Gustasp thronte, predigte er gegen die — in die magische Kirche eingerissenen — Irrthümer, so wie gegen das allgemeine Verderbniß seiner Zeit, und indem er die Lehre erneuerte, welche einst Ormuzd selbst dem großen König Dsjemschid geoffenbaret, gab er ein Gesez, dessen Grundlage religiös, dessen Hauptinhalt aber politisch und moralisch ist.

Hiernach gibt es ein höchstes geistiges Wesen, Zeruane Akerene

(*) Oder vielmehr der Religion der höhern Stände. Unter der Volksmasse sind meistens andere Systeme herrschend, von denen wir in der neuern Geschichte reden werden.

(Zeit ohne Beschränkung), welches durch Honover (das schaffende Wort) zwei andere göttliche Wesen, ein gutes und ein böses, Ormuzd und Ahriman, hervorgebracht hat. Diese zwei sind die Urheber der übrigen Geister und der Körperwelt, und darin, jedes nach seiner Natur, die Quelle alles Guten und alles Bösen. Ormuzd, mit sechs andern Amschaspands sind die Fürsten des Lichtes, sie bilden die erste Ordnung der himmlischen Geister. Unter ihnen stehen die Izeds, Vorsteher der Elemente und Naturtheile, die Genien von Allem, was gut ist. Diesen guten Geistern steht gegenüber Ahriman mit sechs andern Dews, die Fürsten des Bösen, und eine Menge niederer Dews, die von den ersten abhängen. Zu Ormuzd's Reich gehört auch in der Körperwelt Alles, was unter Menschen, Thieren und Pflanzen und in der gesammten Natur gut, rein und nüzlich ist; was aber bös, unrein oder schädlich ist, zu Ahriman's Reich. Der treue Diener des Ormuzd wird also rein und wohlthätig in seinem Sinn und Wandel seyn; er wird Ormuzd's Reich durch Erzeugung und Erziehung guter Kinder, durch Pflege nüzlicher Thiere und Gewächse, durch Verbesserung des Bodens u. s. w. auszubreiten, und durch Vertilgung dessen, was schädlich und unrein ist, seines Feindes Ahriman Reich zu schmälern suchen. Er wird seinen Körper emsig durch Bäder reinigen, und seine Seele durch Gebet, ein uneigennüziges Gebet für alle Diener des Ormuzd. Auf hohen Bergen, vom reinen Aether umgeben, oder vor dem heiligen Feuer, dem würdigsten Symbol der Gottheit, wird man dieses verrichten, oder wenigstens sein Antliz dabei zur Sonne wenden. Wer dieses Alles erfüllt, dessen Seele wird auf ätherischen Schwingen in's Lichtreich zum lächelnden Ormuzd getragen; die Seele des Bösen flieht zitternd in's Reich der Finsterniß — wo der schreckliche Ahriman thront. Doch ist ein Ziel ihrer Qual gesezt, und eine Zeit kommt, wo alles Böse gut wird; selbst Ahriman und die Dews, und wo nur ein Reich mehr besteht, das Reich des Ormuzd.

Aber von beiden Reichen, des Lichtes und der Finsterniß, sah Zoroaster, und schilderte es so, eine treue Abbildung auf Erden, das blühende, kultivirte Iran (Eriene), seines Königs Gustasp Reich kann und soll das von Ormuzd seyn, wenn dessen Beherrscher, so wie einst der glorreiche Dsjemschid that, als würdiger Repräsentant jenes himmlischen Geistes regiert, mit Weisheit und Güte, „der Glänzendste der Sterblichen, der Vater der Völker.“ — Dagegen ist das nördliche Turan, wo wilde Nomaden unstät und räuberisch hausen, und der feindselige Afrasiab herrscht, das Reich Ahrimans, über welches jedoch die Bekenner Ormudz's siegen, und Dsjemschid's goldenes Zeitalter zurückführen werden.

Zu Bewahrern dieser Lehre, zu Vermittlern zwischen Menschen und Gott, zu Gehilfen des Königs in seinem Reich, als Räthe und Richter, wurden die Magier, Mediens alte Priesterkaste (*), als sie nach einigem Widerstand Zoroaster's Wort erkannten, neuerlich, jedoch mit verbesserter Verfassung eingesezt. Ihre Eintheilung in die drei Klassen der Herbeds (Lehrlinge), Mobeds (Meister) und Destur Mobeds (vollendete Meister), mußten die innere Ordnung des Standes befördern. Seine Glieder waren

(*) Schon aus den Zeiten Dsjemschid's (welchen Wahl für Achämenes, von welchem Cyrus Nachfolger ihr Geschlecht ableiteten, hält) schreibt sich die Eintheilung der Medier in vier Stände oder Kasten, der Priester, Krieger, Ackerleute und Gewerbtreibenden her. Zoroaster, ungeachtet er die alte Ordnung dieser Stände beibehielt, spricht doch immer von den Ackerleuten mit besonderer Vorliebe.

sehr zahlreich; wir lesen, daß 80,000 bei einer allgemeinen Versammlung desselben sich einfanden.- Alle standen unter der Leitung des Archimagus, der zu Baktra residirte und für Zoroaster's Nachfolger galt. Für diese auserwählte Kaste hatte der sonst liberal denkende Religionslehrer auf eine eigennüzige Weise gesorgt. Außer Würden und Macht waren den Magiern auch reiche Einkünfte, und der zehnte Theil aller Erträgnisse zugeschieden. „Und wenn eure guten Werke, so lauten Zoroaster's Worte, zahlreicher wären, „als die Blätter der Bäume, als die Tropfen des Regens, die Sterne des „Himmels oder der Sand am Meer, so würden sie euch doch nichts nüzen, „wenn sie nicht dem Destur wohlgefällig sind. Das Wohlgefallen dieses „Führers auf dem Wege des Heiles könnt ihr aber nur erlangen durch ge„treue Entrichtung des Zehntens von Allem, was ihr besizet ꝛc.“ — Sollen wir uns wundern, daß der gelehrte Bischof von Avranges (Huet) auch in Zoroaster seinen Moses fand? —

Vermuthlich schon durch Cyrus ward der Dienst Ormuzd's persische Hofreligion, und wohl auch jene des edlen Stammes der Pasargaden. Die übrigen Stämme scheinen großentheils bei ihrer alten Landesreligion verharret, und überhaupt viele Begriffe und Uebungen aus derseben in das magische System übergegangen zu seyn. Hieraus, und aus der Geneigtheit der Griechen, alles Fremde nach ihrem Einheimischen zu modeln, erklärt sich die Abweichung derselben, unter sich selbst uud von den parsischen Glaubensbüchern, in der Darstellung des Magismus und der Lehre Zoroaster's.

§. 17. f) Indisches.

Die Religion des alten Indiens, dieses so frühe bevölkerten und wohl unter allen zuerst kultivirten Landes (s. oben S. 145. u. 146.), würde wohl, wenn wir sie genauer kennten, ein mächtiges Licht auf den Ursprung der Religionen überhaupt, und auf die Abstammung und Verwandtschaft der religiösen Ideen bei den meisten Völkern werfen. Allein leider verlassen uns hier unsere vorzüglichsten Führer in der alten Geschichte, die Griechen; und wir sind, einige unbedeutende Notizen abgerechnet, auf die einheimischen Sagen Indiens und seine heiligen Bücher beschränkt (*). Wiewohl nun bei der dem Charakter der Hindus tief eingeprägten Anhänglichkeit an's Alte, und bei der im Orient fast durchaus wahrzunehmenden Beharrlichkeit religiöser und politischer Formen die Behauptung, daß die älteste Religion Indiens bis auf heute unverändert geblieben, und nicht geradezu verworfen werden kann; so läßt doch sowohl die Analogie der übrigen Geschichte, als was aus einigen

(*) Dieselben haben nun allerdings in der neuen und neuesten Zeit durch die Studien theils durch Fleiß, theils durch Genie ausgezeichneter Forscher sehr kostbare Beleuchtung und viele geistreiche Deutungen erhalten. Große Schäze hat die brittisch-asiatische Gesellschaft zu Calcutta zu Tage gefördert; und was der vortreffliche Jones (Institutes of Hindov law or the institutes of Menu, translatel by Will. Jones, Calcutta 1794.); Wilkins u. A., auch was französische und teutsche Gelehrte davon dem größern Publikum in Uebersezungen und Bruchstücken (z. B. Hindu, Gesezb. übers. von F. C. Hüttner, Weimar 1797; Fr. Bopp über das Conjugationssystem in der Sanskritsprache. Frkf. 1816) mittheilten, und was Wagner, Schlegel, Görres u. A. darüber mehr oder minder tiefblickend geschrieben, hat das Interesse aller Gebildeten für die alt-indische Literatur (deren weitaus größter Theil religiös ist) in Anspruch genommen. Gleichwohl kann das Resultat der Arbeiten der leztgenannten Forscher noch nicht als rein historischer Stoff gelten. Das Poetische und zum Theil das Mystische herrscht darin vor; die neueste kühnere Philosophie, mehr als die bescheidene Geschichte, wird es sich aneignen.

positiven Andeutungen hervorgeht, nicht bezweifeln, daß die heiligen Bücher der Hindus (sie heißen überhaupt Vedams oder Vedas (*), und die vier vorzüglichsten — die vier Schriften göttlicher Worte des mächtigen Geistes genannt — sollen von Brama selbst aus der göttlichen Sprache in das Sanskrit übertragen seyn), so wie jene der Sinesen im Laufe der Zeiten manche Verstümmlung und Verfälschung erfahren, und daß die in verschiedenen Epochen und Gegenden erschienenen Erklärungen derselben (wodurch ihre Anzahl auf achtzehn stieg) sich vielfältig vom Sinne des Grundtextes entfernt haben. Auch weichen die Braminen am Ganges in ihrer Lehre vielfältig von jenen in Vorder-Indien — in Malabar und Coromandel — ab, und die europäischen Gelehrten, welche abwechselnd aus einer und der andern Quelle schöpften, mußten daher gleichfalls widersprechende Berichte liefern. Obschon nun durch alles dies ein dichtes Dunkel über die Religion der alten Hindus kam; so brechen doch aus demselben mittelst der wenigen Notizen, die mit einiger Zuverlässigkeit vorhanden sind, mehrere Lichtstrahlen gleich Blizen hervor, welche meinen Lesern, auch ohne besondere Andeutung, aus nachstehender Skizze der indischen Religion (sie ist nach der Darstellung der bengalischen Braminen, in Gemäßheit der von Sonnerat, Hollwell, Kleuker, Paulinus u. A. gelieferten Nachrichten entworfen) entgegenblicken werden (**).

Ein höchster geistiger Gott, unerschaffen und unendlich, ist das Urwesen, woraus Himmel und Erde, Götter und Menschen, und alle vorhandenen Dinge entsprungen sind. Nach Einigen wird dieses Wesen Achar, das Unbewegliche (Beharrliche, Ewige), nach Andern Karta, Parabrama, Parawasta genannt. Die Mythe von seiner Verbindung mit einem weiblichen Urwesen, Paraschakti, und die sinnlichen Embleme, worunter beide vorgestellt werden, bringen sie dem gemeinen Menschenverstande, welcher das Geistige nicht erfassen mag, näher. Von diesem höchsten Gott fiel ein Theil der durch ihn geschaffenen Geister unter Moisasur's und Rhabun's Anführung ab, wurde besiegt, und zur Strafe in die Körper von Menschen und Thieren gebannt. Durch solche Büßung mögen die bösen Geister gereiniget und abermals selig werden; aber viele bleiben böse, und Verführer der Menschen. Zu diesen Menschen nun — welche anfangs von ungeheurer Größe und Lebensdauer gewesen, an beiden aber nach und nach, und zwar in bestimmten Epochen (sie werden durch die fortgehende Abnahme der Unschuld und des moralischen Werthes charakterisirt) zum heutigen Maaße herabgesunken — steht die höchste Gottheit — die unerforschliche — in keinem unmittelbaren Verhältnisse. Aber es sind von ihr drei andere Wesen ausgegangen, welche in ihrer Vereinigung (Trimurti) die Summe aller göttlichen Kräfte enthalten. Brama, Wischnu und Schiwen heißen diese

(*) Die ächten Vedas heißen Jadschur Veda, Ridsch Veda, Saman Veda und Athaman Veda. Sie sollen in ihrer jezigen Gestalt 200 Jahre vor Christus gesammelt seyn. An der Aechtheit von Athaman Veda wird jedoch gezweifelt.

(**) Vgl. eines der neuesten Werke über Indien (Mythologie des Indous par Mde. la Chan. de Polier sur des Mscts. authentiques etc. Paris et Rudolstadt 1809. 2. T. 8.), worin viele aus glaubwürdigen Quellen geschöpfte Daten und äußerst scharfsinnige Beurtheilungen derselben — jedoch vermischt, wie es scheint, mit einigen Trugbildern der Phantasie — gefunden werden. Sodann auch Dr. P. v. Bohlen, das alte Indien mit besonderer Rücksicht auf Aegypten. Königsb. 1830 und 1831. 2 Thle.

göttlichen Wesen (*), deren geheimnißvolle Natur den Anlaß zu den heftigsten religiösen Fehden gegeben. Denn Einigen sind dieselben der Inbegriff der hervorbringenden, erhaltenden und auflösenden Naturkräfte (ihre Namen bedeuten wirklich den Schöpfer, den Erhalter und den Zerstörer), Andern gelten sie für die Symbole der Erde, des Wassers und des Feuers. Einige sehen in ihnen dasselbe Wesen in dreifacher Eigenschaft dargestellt, Andere machen drei verschiedene, selbstständige Wesen daraus. Es hat sogar Jedes derselben seine besondern Anhänger, die sich gegenseitig hassen, verfolgen, und in heiligen Kriegen bekämpfen (**). Sonst schreibt auch die Mythe jeder dieser drei Gottheiten verschiedene Kräfte und Thaten, und auch besondere von ihnen abstammende Göttergeschlechter zu. Die erste, Brama, hat — wie wir oben (S. 159.) erwähnten — aus den Theilen ihres Leibes die Stammväter der verschiedenen indischen Kasten gebildet. Die zweite, Wischnu, ist zum Heil der Menschen — theils in menschlicher, theils in anderer Gestalt — zehnmal auf die Erde gekommen; sie hat den mächtigen Gott Indra gezeugt, und ihren Priestern die Macht verliehen, jeden Körper, worunter man sie vorstellen will, durch die Weihung in ihre wahre Person zu verwandeln. Schiwen, die dritte Gottheit, ist die räthselhafteste von allen. Denn wiewohl sie der Zerstörer heißt (vermuthlich nur deßwegen, weil sie durch ihre höhere Macht alle andern überwältiget), so ist sie doch zugleich die Alles erzeugende Kraft, und wird durch den Lingam vorgestellt. Auch die Sonne ist ihr Emblem, und es brennt ihr zur Ehre auf einem indischen Berge ein ewiges Feuer. Sie hat, so wie Brama und Wischnu, viele andere Götter hervorgebracht, und unzählige Untergötter in ihren Diensten (***).

So viel von den Göttern Indiens. Wir müssen gestehen, daß bei allen Verunstaltungen, welche Zeit, Einfalt und Priesterbetrug in ihre Vorstellung brachten, dennoch darin etwas Erhabenes und über die Ideen der meisten andern Völker Gehendes erkennbar bleibt. Auch die Lehre von der Seelenwanderung (†, deren Heimath Indien ist, wornach die Geister durch ihren Aufenthalt in verschiedenen thierischen und menschlichen Körpern

(*) Auch ihnen, als von welchen weitere Gottheiten entsprossen, hat der Volksglaube Gemahlinen zugetheilt.

(**) Nach Sonnerat sind die Verehrer Brama's in solchen Kriegen ganz vertilgt worden, und daher die heutigen Braminen von den alten Brahmanen ganz unterschieden. Auch die Anhänger Wischnu's (Wischnupatis) sollen gezwungen worden seyn, den Schiwen für einen höhern Gott zu erkennen, und sonach sich dem Schiwapatis zu unterwerfen.

(***) Ein Haupt-Religionsbuch der Indier, Oupnekhat (Oupnekhat, i. e. secretum legendum, e persico idiomate ad verbum e versum (sic) Anquetil du Perron. Argentor. 1801. u. 1802. 2 T. 4.), hat Anquetil du Perron aus einer persischen Uebersezung in's Lateinische übertragen. Der geniale Görres hat dasselbe auch vorzugsweise zur Grundlage seiner Darstellung (Mythengeschichte der asiatischen Welt. 1. Band. Hinterasiatische Mythen) gebraucht. Es enthält jedoch jenes Religionsbuch, so wie die meisten übrigen und auch die Vedas neben der Lehre von Gott oder von Göttern, eine phantastische Kosmogonie, worin (wie etwa in der Lehre einiger großer Naturphilosophen der neuesten Zeit) Mehrere geneigt sind, eine tiefe Weisheit zu finden (vgl. Link, Urwelt S. 168 ff.), Unbefangene jedoch blos unverständlichen Wortschwall oder ausschweifende Fieberträume erkennen werden. In unserm Zweck ist nicht gelegen, dabei insbesondere zu verweilen.

(†) Freilich sind wir auch über diese Lehre im Dunklen, und wissen nicht, ob Hollwell's empfehlende Darstellung, oder die minder günstige der übrigen Schriftsteller der Wahrheit näher komme.

gereiniget, und auf diese Weise der Gottheit, von welcher sie ausgegangen, wieder näher gebracht werden, hat, theils weil sie dem gemeinen Verstande durch ihre Faßlichkeit sich empfiehlt, theils weil sie zur Scheu des Blutvergießens und überhaupt zur Sänftigung des Charakters führt, den Beifall mehrerer Philosophen des Alterthums und selbst der neuern Zeiten erhalten, und ist wohl die Grundlage des in verschiedenen Gestalten über einen großen Theil von Asien und auch über Griechenland ausgebreiteten Emanations-Systems gewesen.

Von den übergroßen und erblichen Vorrechten der Braminen — oder indischen Priester — haben wir schon oben (S. 159.) geredet. Wir bemerken hier blos, daß außer den eigentlichen Priestern, deren Amt in Erklärung der heiligen Bücher und Besorgung des Gottesdienstes besteht, in Indien von jeher noch eine große Anzahl von Mönchen hause, deren schon die griechischen Schriftsteller erwähnen, und die zum Theil durch ihre strengen Bußübungen und ganz unfägliche Peinigung des Leibes die ascetische Heiligkeit der berühmtesten unter den christlichen Anachoreten übertreffen.

§. 18. g) Hebräisches.

Wir kommen endlich zur hebräischen Religion, welche, als die reinste in der alten Welt und als die Grundlage der weitherrschenden christlichen Lehre, die Aufmerksamkeit des Welthistorikers vorzüglich auf sich zieht. Wir haben von von ihr, weil sie mit der Geschichte und Staatsverfassung der Hebräer auf's Innigste verflochten ist, unter diesen beiden Rubriken schon früher geredet, und können darum uns hier auf eine kurze Uebersicht beschränken.

Wenn wir den hohen Vorzug der hebräische Religionsbegriffe vor jenen aller alten Völker betrachten (denn nur von den Hebräern wissen wir, daß auch der Volksglaube einen einzigen, höchsten Gott, von geistiger Natur und also unfähig einer bildlichen Darstellung, als Schöpfer und moralischen Weltregierer erkannt habe), wenn wir die ununterbrochene Fortpflanzung dieser Begriffe vom ersten Ursprung des Volkes bis in seine lezten Zeiten bedenken, und die Kette wunderbarer Ereignisse überschauen, wodurch ihm die Selbstständigkeit und der unverfälschte Glaube der Väter erhalten ward: so dringt sich uns die Idee auf, daß, da die dem Menschengeschlecht gleich bei seinem Ursprung (s. oben §. 2.) als sein kostbarstes Angebinde verliehenen religiösen Begriffe nothwendig im Laufe der Zeiten, bei der Zerstörung und Verwilderung der Stämme, und bei den Bedrängnissen der noch ungebändigten Natur, und der schlecht organisirten Gesellschaft, durch Gedankenlosigkeit, Leidenschaft und Trug mußten verunstaltet werden, die Vorsehung, als welche die Erziehung des Menschengeschlechtes nach Naturgesezen geordnet, die Ereignisse dahin gelenkt habe, daß jene heiligen und ältesten Ueberlieferungen bei einem Stamme rein erhalten und fortgepflanzt würden, um aus demselben einst unter günstigern Umständen, und wenn die reifer gewordene Menschheit zu ihrer Wiederaufnahme geeigneter wäre, unter sie in vollendeter Gestalt erleuchtend und veredelt hervorzugehen. Die überzeugende Kraft dieser leitenden Hauptidee wird weder durch die Bemerkung des öftern Abfalls der Juden von ihrem Gott geschwächt, noch durch die Wahrnehmung der in die hebräische Religion, selbst von Moses, eingeführten ausländischen Sazungen und Gebräuche; denn durch jenen wurde bei den natürlich übeln Folgen, die ihn immer begleiteten, der reine

Glaube jedesmal nur immer stärker befestiget, und diese konnten, wenn sie mit Klugheit gewählt waren, dem Wesen der Lehre nicht schädlich, vielmehr ihrer Erhaltung förderlich seyn. Und in der That finden wir, daß Moses, von welchem erst die gesezliche Einrichtung des Gottesdienstes herrührt (der Jehovah-Glaube selbst reicht in Ueberlieferungen noch über die Zeiten Abrahams bis Noah, ja bis Adam hinauf), mit großer Weisheit dessen Formen bestimmt, und für die Erhaltung der Lehre durch vortreffliche Mittel, welche er bei seiner tiefen Kenntniß der Menschen und der Verhältnisse theils ursprünglich ersann, theils als nachahmenswürdig erkannte, gesorgt habe. Daß die Verehrung Jehovah's in ihrer Reinheit erhalten, und mittelst derselben den Juden die Selbstständigkeit bewahrt würde, war der hohe Zweck der mosaischen Geseze. Deßwegen, und weil sie insgesammt im Namen Gottes ertheilt wurden, gehören sie alle — auch die ihrem nähern Zwecke nach politisch und bürgerlich oder diätetisch (*) sind — zur Religionsverfassung der Hebräer. Der Lehrsäze waren wenige. In der Einfachheit des Glaubens besteht seine größte Erhabenheit. Aber das Volk bedarf sinnlicher Erweckungen der Andacht, und diese führen leicht Verwechslung der Begriffe, Entweihung des Heiligsten herbei. Moses vermied diese Klippe, indem er ohne Formeln, als welche leicht zu todten Lauten werden, ohne Bilder, weil es keine der Gottheit würdige gibt, blos durch Gebräuche, welche die geheimnißvolle Majestät eines unsichtbaren Gottes andeuteten, und in das Gemüth die Schauer der Anbetung gossen, durch Feste, welche die Erinnerung an die göttlichen für Israel gewirkten Wunder erhielten (und das Gefühl der Nationalverbindung verstärkten); endlich durch eine Priesterkaste (was offenbar ägyptisch war), deren Vortheil mit der Herrschaft des Jehovah-Dienstes zusammenhing, die Erhaltung der alten Lehre in der Reinheit, Würde und Kraft bewerkstelligte (**).

Es war natürlich, daß die Israeliten, so lange sie Nomaden blieben, ihren Gottesdienst in einem Gezelte (der Stiftshütte), worin das Gesez in einem kostbaren Behältniß (der Bundeslade) bewahrt wurden, verrichteten. Moses hatte mit deutungsvoller Feier sie eingeweiht. Als nachmals die Juden an feste Size gewöhnt und wohlhabend wurden, baute Salomo den berühmten Tempel, welcher in diesem Zeitraum (die schismatischen Bethäuser zu Dan und Bethel ausgenommen) auch der einzige blieb, und den Juden ein neues Band der Vereinigung war.

Ungeachtet mancher Abänderungen und spätern Zusäze zum mosaischen Gesez, ungeachtet der öftern Hinneigung der Juden zum Heidenthum, ungeachtet mannigfaltiger Umstaltungen der politischen Form, blieb gleichwohl die Grundlehre im Ganzen herrschend, und die babylonische Gefangenschaft erhöhte noch den Eifer ihrer Bekenner.

Moses, der die Majestät des höchsten Gottes so laut verkündete, und dessen moralische Gebote so dringend einschärfte, hat, und allerdings ist dieses

(*) Z. B. die Beschneidung — eine uralte und verschiedenen Völkern gemeine Sitte — die Unterscheidung der reinen und unreinen Thiere u. s. w.

(**) Vergleiche damit, was Joh. v. Müller im 9ten Buch seiner allgemeinen Geschichte sagt. Der große Mann hat hier, wie vielfältig sonst, einen höhern Standpunkt als alle seine Vorgänger erschwungen, und bei ihm wiegt jede Zeile an Inhalt Folianten auf.

schwer zu erklären (*), von der Unsterblichkeit der Seele geschwiegen. Selbst in den Büchern der Propheten wird sie nur dunkel angedeutet; und Viele haben behauptet, daß bis zur babylonischen Gefangenschaft die Juden weder hoffend noch fürchtend über das Grab hinaus geblickt hätten. Aber nicht lange nach ihrer Heimkehr in's Land der Väter finden wir sie mit Eifer an der Lehre der Unsterblichkeit hängen, die sie, wenn auch nicht aus der Schrift, doch aus der Ueberlieferung geschöpft hatten. Ohne Zweifel steigt auch diese Ueberlieferung in das höchste Alter hinauf; denn es scheint die Erkenntniß eines allmächtigen Gottes und moralischen Gesezgebers unverträglich mit dem kleinmüthigen Glauben der Vernichtung. Und sollte wohl den oftmals bedrängten Hebräern jene tröstende Aussicht verschlossen gewesen seyn, woran ihre ägyptischen Tyrannen gewiß, und wahrscheinlich selbst die rohen Nachbarn Kanaans sich erhoben? —

Drittes Kapitel.

Kunst und Wissenschaft.

§. 1. Einleitung.

Kunst und Wissenschaft hängen zusammen mit dem allgemeinen Kulturzustand, und sind gewissermaaßen ein Zweig von diesem; die bürgerliche Verfassung nimmt Theil an den Fortschritten der meisten Disciplinen; auch die Religion steht mit der Aufklärung und Philosophie in gegenseitiger Verbindung. Gleichwohl ist es bei der großen Menge der hier zu betrachtenden Gegenstände zur Erleichterung der Uebersicht gut, sie in einige untergeordnete Hauptmassen zu sondern, und es bietet sich zwischen ihnen eine natürliche Grenzscheidung dar. Die Erfindungen, von welchen wir bisher gesprochen, beziehen sich meistens auf die bürgerliche Gesellschaft, oder sezen dieselbe voraus (**), und sind in die wirkliche Ausübung, in das thätige Leben übergegangen. Jezt betrachten wir die blos geistigen oder idealen Schöpfungen des Genie's, Werke des Geschmacks, Bereicherungen des Verstandes, Forschungen der Vernunft, in so fern alle nicht sowohl der bürgerlichen Gesellschaft, als dem Menschen überhaupt interessant und angehörig sind. Eine streng systematische Unterabtheilung oder encyklopädische Anordnung der einzelnen Fächer scheint dabei weder nöthig noch thunlich, weil wir keine abgesonderte und detaillirte Literargeschichte, sondern eine Darstellung des allgemeinen Ganges des menschlichen Geistes zum Zwecke haben. Es wird solche durch das Zusammennehmen aller in natürlicher Verbindung stehenden Theilgemälde hervorgebracht, und wir haben weder in jedem Zeitraum von jedem einzelnen Fache zu reden, noch paßt die allgemeine Periodenbestimmung immer auf die Schicksale der

(*) Ich gestehe, daß selbst die Müller'sche Erklärung, wornach Moses, da er nur Geschichten und Geseze, keine Dogmen schrieb, von der Unsterblichkeit zu reden, keinen Anlaß hatte — mir nicht befriedigend dünkt. Die Hinweisung auf die Vergeltung jenseits des Grabes würde eine mächtigere und edlere, auch Moses Stellung würdigere Sanktion der Geseze, als das Vorhalten blos irdischer Belohnung und Strafe gewesen seyn.

(**) Auch die Religion (die positive, und selbst die Erhaltung der natürlichen) beruht auf gesellschaftlichen — kirchlichen und politischen Einrichtungen, und ist großentheils Nationaleigenthum.

einzelnen Kunst. Auch bietet sich oft schon bei der politischen Geschichte, bei jener der bürgerlichen Verfassung u. s. w. ein natürlicher Anlaß dar, von den wissenschaftlichen Fortschritten eines Volkes oder von der Bearbeitung einiger Disciplinen das Nöthige zu erinnern (*), und es läßt sich ohne Zwang und Pedanterie nicht dasselbe Schema der Eintheilung auf alle Perioden anwenden. Dennoch werden wir gewöhnlich, nach vorausgeschickter allgemeiner Uebersicht, zuerst die wichtigsten schönen Künste und Wissenschaften, hierauf die historischen, dann die mathematischen und physikalischen, und endlich die philosophischen Disciplinen betrachten.

I. Ursprung, Ausbreitung und vorzüglichste Size der Wissenschaften.

§. 2. Ursprung der Künste und Wissenschaften.

Durch äußere Umstände, meistens durch die Noth geweckt, entfaltet sich die Geisteskraft des Menschen. Der Zusammenhang der Umstände — der Natur und der Gesellschaft — wirkt fortwährend auf sie ein, leitend, gestaltend, befördernd oder hemmend. Leicht wird, was Einer ersann, Gemeineigenthum Vieler, und das nachfolgende Geschlecht baut auf den durch die Vorfahren gelegten Grund. So wird unaufhörlich die Ueberlieferung reicher, und breitet sich aus, ein schwellender, vielarmiger Strom, über die Völker der Erde. Zu Vielen ist derselbe noch gar nicht, oder nur in dürftigen Kanälen gelanget; oft wird durch den Gang der Ereignisse ein Arm von dem Boden abgeleitet, welchen er früher befruchtete, oder er versieget in schlecht verwahrtem Grund. So natürlich diese allgemeine Darstellung ist, und so befriedigend die Gelehrten den Ursprung, das Wachsthum, den Charakter der Kultur und Aufklärung bei den einzelnen Nationen aus solchen gesammelten Daten zu erklären vermeinen; so sind doch außer denselben zwei weitere Potenzen wirksam, ohne welche unser Geist vielleicht noch heut zu Tag in seiner Kindheit wäre: Zufall und der Götterfunke des Genie's. Viele Erfindungen (wie jene des Glases), an welche sich ganze Reihen von andern und die Vervollkommnung der wichtigsten Zweige des Wissens (als Optik, Astronomie ꝛc.) anschließen, sind nicht das Produkt der allgemeinen Verhältnisse nach Ort, Zeit und Gesellschaft, sondern eines abgerissenen Zufalls (d. h. für unser Auge) gewesen; und die günstigste Verkettung der Umstände würde nur eine späte und unvollkommene Kultur hervorgebracht haben, wenn nicht einzelne überlegene Geister, welche gleichsam unmittelbar vom Himmel die Weihe zu Lehrern der Menschen erhalten, erschienen wären, und mit über das Maaß der gemeinen Natur gehenden Kräften an der Erleuchtung und Veredlung ihres Geschlechtes gearbeitet hätten. Zwar Manches, was von solchen großen Volkslehrern erzählt wird, ist wohl nur Mythe oder wenigstens schwärmerische Uebertreibung: aber sollte auch nie-

(*) So wird von dem Zustande der Geschichte das Meiste unter der Rubrik der Quellen vorgetragen. Die Geschichte der Geographie ist zum Theil mit jener des Handels, zum Theil mit jener der mathematischen Wissenschaften verbunden. Theologie und positive Rechtswissenschaft lassen sich von der Religions-Geschichte und jener der Staatsverwaltung nicht trennen u. s. w. Ich glaubte, diese Ideen zur Rechtfertigung meines Planes ein für allemal vorausschicken zu müssen, und wiederhole, daß ich die Vollständigkeit nicht in den einzelnen Theilen, sondern im Ganzen mir zum Ziele gesteckt habe. (Vergl. oben S. 148.)

mals ein Oannes unter den Babyloniern, ein Hermes (*) unter den Aegyptern, ein Thoth oder Theyth in Phönicien, ein Sommona-Kodom in Ost-Asien gewesen seyn; so sind doch gewiß, schon in vorhistorischen Zeiten, hier und dort außerordentliche Genies aufgestanden, welche so wie Orpheus bei den Griechen, oder später Mancocapac in Peru, durch eine höhere ihnen einwohnende Kraft, unter den rohen Völkern die Bahn der Erkenntniß brachen; und es sind fortwährend auf dieser Bahn einzelne große Geister dem übrigen Geschlecht wie strahlende Leuchten vorangegangen.

Oder sollen wir, was nicht weniger wunderbar wäre, annehmen, daß die ersten Menschen feinere Sinne, lebhaftere Geisteskräfte als ihre Nachkommen besessen, daß sie von gewissen Dingen eine angeborne Kenntniß gehabt, oder dieselbe durch höhere Mittheilung erworben haben? — Man hat solches behauptet und sehr erklärbar gefunden, daß von solchen Kenntnissen in menschlichen wie in göttlichen Dingen bei der nachfolgenden Bedrängniß und Verwilderung der Geschlechter die Spuren verwischt, oder nur undeutlich in schwankenden Ueberlieferungen erhalten, hier oder dort aber durch einzelne Menschen, auf welche ein Funke jenes göttlichen Geistes vererbte, wieder seyen erneuert und fortgeführt worden. Aber alles das liegt jenseits der Grenzen der historischen Forschung; wir schweigen davon, und maßen uns auch nicht an, die Josephische Legende von den Säulen Seth's zu deuten.

§. 3. Erste Size derselben. Morgenland.

Künste und Wissenschaften sind sonach älter als die Geschichte. Die früheſten Sagen, selbst jene von der antediluvianischen Welt, weisen durch ihren Ton und Inhalt auf verschiedene Erfindungen, Kunstfertigkeiten, und selbst wissenschaftliche Kenntnisse hin (**); und die ältesten Völker — jene Indiens und Aegyptens, Vorder- und Westasiens — treten gleich bei ihrem Erscheinen in der Geschichte als aufgeklärte Nationen auf. Wir müssen auch — was immer die Rudbecke und Bailly's dagegen einwenden — die genannten Länder als die erste Heimath der Kultur und Wissenschaft betrachten, wenn gleich (so wie manche Pflanzen besser auf fremdem Boden gedeihen) diese schönen Früchte ihre Reife und Vollkommenheit dort nicht erhielten. Aber wiewohl in diesem ersten Zeitraum schon ihre Verpflanzung auf jenem fremden — abendländischen — Boden geschah, so haben sie doch erst im folgenden daselbst feste Wurzeln geschlagen, und wir müssen im Kindesalter der Welt unsern Blick fast ausschließend auf das Morgenland bei der vorliegenden Untersuchung richten.

Das Detail der einzelnen Fächer wird zeigen, daß die Orientalen weder in der Kunst den guten Geschmack, noch in der Wissenschaft eine wahrhaft hohe Stufe erreichten; und dieser träge Stillstand auf der frühe mit Glück

(*) Hermes wird auch Trismegistos geheißen, und oft mit Merkur und mit Thoth verwechselt. Nach der Mythe war er Osiris Freund, und von ihm zum Rathgeber der Isis bestellt. Er soll die Buchstaben, die Astronomie, die Musik, Gymnastik, Bildhauerei, Arithmetik rc. erfunden haben, und wie sein Name (Ἑρμῆς) besaget, der Vater der Beredsamkeit gewesen seyn. Nach Manetho hat er 36,525 Bücher geschrieben!

(**) Aus Kain's Geschlecht werden ausdrücklich Jubal als Tonkünstler, Tubalkain als Metallurg genannt, und wie viele Kenntnisse sezt nicht Noah's Schiff (so wie später der Thurm Babels) voraus? —

betretenen Bahn, dieses demüthige Zurückbleiben gegen viel spätere Völker und die eigenen Schüler ist ein sehr wichtiges Phänomen in der Menschengeschichte. Es läßt sich nicht verkennen, daß das heiße Klima, welches zur trägen Ruhe, daß der meist reiche Boden, welcher zum Sinnengenuß einladet, und die Noth, die Mutter der Erfindungen, nicht aufkommen läßt, daß die in Asien einheimische Despotie der bürgerlichen Verfassung, welche alles Gute niederdrückt, daran einen mächtigen Antheil haben. Aber am meisten hat wohl hier eine Einrichtung gewirkt, welche anfangs sehr wohl dahin berechnet schien, die Völker der Verstandesreife näher zu bringen, und dann gerade die Unmündigkeit derselben verewigte — die Erhebung der Priestermacht. Denn nirgends hat so scharf wie hier der Priesterstand von jenem der Laien sich gesondert (*), nirgends so ausschließend wie hier den Besiz der Wissenschaften sich zugeeignet, nirgends sonst eine so unbedingte Herrschaft geübt. Hiedurch wurde nicht nur die Volksaufklärung völlig niedergedrückt, sondern den Priestern selbst, als welche in stolzer Ruhe ihre unbestrittene Ueberlegenheit genossen, der Trieb zur Erweiterung der Wissenschaft benommen. Sie wurden vielmehr durch Standesvorurtheil und Staatsinteresse in einen engen Kreis positiver Weisheit gebannt, und was außer demselben lag, nur in so fern geschäzt und getrieben, als es zur Vermehrung ihres Ansehens diente. Erst dann, als der Verstand nicht mehr diese schmachvollen Fesseln fühlte, und als alle Klassen der Gesellschaft in die Theilnahme an der Erkenntniß und in den Konflikt der Geistesthätigkeit traten, erst dann mochten — wie wir im folgenden Zeitraum bei den Griechen sehen werden — die Künste und Wissenschaften freudig erblühen.

§. 4. Mittel der Verbreitung. a) Sprache.

Doch nur in so fern sie in Wirkung und Besiz von Einzelnen auf Viele übergehen, nur in so fern sie der Tradition einverleibet werden, gehören Empfindungen, Künste und Wissenschaften der Menschheit an. Der Kanäle oder Mittel hiezu gibt es vorzüglich zwei: Sprache und Schrift; die erste, die man ein unmittelbares Werk der göttlichen Einsezung nennen kann, die zweite eine Erfindung des Menschen, aber der Stolz seines Verstandes. Es ist dem Zweck der Welt- und Menschengeschichte gemäß, beide etwas näher zu betrachten.

I. Die Sprache ist so alt als die Gesellschaft, oder eigentlich, da der Mensch von jeher und überall — wenige traurige Ausnahmen abgerechnet — gesellig lebt, so alt als die Menschheit (s. Einleit. §. 99). Sie ist die Bedingung aller Vernunftthätigkeit, die Pflegerin jedes menschlichen Gefühles, das erste Band der Gesellschaft. Denn, mögen flüchtige Vereinigungen der Menschen aus blosem Naturtrieb entstehen: — innig, dauernd, zahlreich können dieselben nur durch die Sprache werden. Ihr also sind wir alle Segnungen der Geselligkeit, alle Blüthen der Humanität und Gesittung schuldig, und es ist so wahr als schön, was Herder sagt: „Nicht die Leier Amphion's hat

(*) Mit gerechtem Unwillen und kraftvoller Rede erhebt sich Condorcet gegen diese „Absonderung des Menschengeschlechts in zwei Theile; den einen, bestimmt „zu lehren, den andern, geschaffen um zu glauben; den einen, stolz verheimlichend, „was er zu wissen sich rühmt, den andern, mit Ehrfurcht aufnehmend, was man ihm „zu offenbaren sich herabläßt; den einen, der sich über die Vernunft hinausschwingen „will, und den andern, welcher demuthsvoll der seinigen entsagt, und sich unter die „Menschheit herabwürdigt, indem er in andern Menschen Vorzüge erkennt, die über „ihre gemeinsame Natur erhaben sind."

„Städte errichtet, keine Zauberruthe hat Wüsten in Gärten verwandelt; „die Sprache hat es gethan, sie, die große Gesellerin der Menschen.“

Diese Sprache nun, diese wundervolle und kostbare Gabe des Himmels, wie ist sie entstanden? War sie dem Menschen angeboren, oder hat er selbst sie gebildet? Viele haben das Erste behauptet, was gegen die Analogie der ganzen Natur streitet. Wohl ist Sprachfähigkeit den Menschen angeboren; aber sie muß, wie seine Anlagen und Fähigkeiten alle, durch äußere Anlässe entwickelt und ausgebildet werden. Mehrere vortrefflicher Schriftsteller (*) haben gezeigt, welch' ein langer Stufengang zu durchlaufen war, bis eine gebildete, regelmäßige Sprache entstanden. Von dem ersten unartikulirten Ausruf des Schmerzens, Schreckens, Erstaunens, des Mitleids, der Zärtlichkeit u. s. w. bis zur reichen, vollendeten Sprache des Dichters, Redners und Philosophen eines aufgeklärten Zeitalters — welche vielfältige Steigerung! — Wir bemerken hier nur so viel, daß die Laute, welche Empfindungen bezeichnen, jenen, so Ideen ausdrücken, vorangegangen; daß unter den Ideen die Anschauungen früher als die Begriffe, die einfachen und sinnlichen früher als die allgemeinen und abstrakten, so wie gedacht, so auch ausgesprochen worden, daß anfangs die Sprache weniger artikulirt und weniger willkürlich, daher auch weniger bestimmt, aber durch Vergesellschaftung mit einem lebhaften Accent der Empfindung und mit sprechenden Mienen und Geberden um so eindringlicher gewesen; endlich daß die Betrachtung der Sprache überhaupt, d. h. die Metaphysik der Sprache und dann die Untersuchung des Genius von einzelnen Sprachen, auf die wichtigsten Resultate für die Psychologie, allgemeine Verstandeslehre, Anthropologie und Völkerkunde u. s. w. führe.

Aber welches war die erste Sprache der Menschen? — Lassen wir einen Rollin die Herodot'sche Fabel von den beiden Knaben wiederholen, die ein ägyptischer König abgesondert von den Menschen erziehen ließ, um aus ihren selbst ersonnenen Lauten die ursprüngliche Sprache unsers Geschlechtes zu erkennen; lassen wir einen Goropius Becanus aus dem Wort Beccos (im phrygischen Dialekte Brot), welches dem Knaben zuerst entfuhr, den Beweis entnehmen, daß die älteste Sprache die teutsche gewesen; lassen wir auch die ernsthafteren Hypothesen anderer Gelehrten, wornach sie bald einer, bald der andern der orientalischen Sprachen diese Ehre zuerkennen, auf ihrem Werthe beruhen: für uns selbst gestehen wir freimüthig, daß wir die Frage für unbeantwortlich halten. Aber genug, die erste Sprache blieb nicht die einzige, sondern es entstanden viele verschiedene Sprachen, und zwar nach den Worten Moses durch die beim babylonischen Thurmbau mittelst eines göttlichen Wunders erfolgte Sprachenverwirrung; nach der vernünftigern Erklärung aber als natürliche und nothwendige Folge der — damals oder wann immer geschehenen — Zerstreuung der Menschen in alle Weltgegenden. Denn nun wurden die Sprachorgane der verschiedenen Völkerschaften durch die mächtigen Einflüsse der verschiedenen Klimate, der Nahrungs- und Lebensart u. s. w. verschieden gemodelt, die Ideen und Empfindungen der Völker durch tausendfältig verschiedene Umstände und Verhältnisse bestimmt, und somit auch die Sprache, oder der Ausdruck jener Begriffe und Empfindungen, mit eben so vielen Eigenheiten oder besonderen Charakteren versehen.

(*) Als Herder, Adelung, Monboddo, Astle, Brosses, Condillac u. A.

Da nun die Sprache das Produkt der durch Klima, Beschäftigung, Verfassung, Religion, Mode und Zufall bewirkten Denk- und Empfindungsweise der Völker ist; so ist sie für den Forscher auch eine ziemlich zuverläßige *Erkenntnißquelle* jener Sinnesart, ein Maaßstab, wornach sich Aufklärung, Kultur und Charakter der Nationen bestimmen und vergleichen lassen. Jeder einzelne Mensch hat schon *seine* eigene Sprache, die wir bei genauer Beobachtung erkennen; um wie viel mehr ist dies bei ganzen *Völkern* wahr, als welche selbstständig und von Verstellung und sklavischer Nachahmung frei sind? — Ohne die Schriftsteller einer Nation zu kennen, läßt sich aus dem Genius ihrer Sprache errathen, in welchem Fache sie sich auszeichnen, und welches im Allgemeinen der Charakter ihres Denkens und Empfindens sey. Die melodiereiche *griechische* Sprache ist die Sprache der Poesie; die bestimmte *lateinische* jene der Gesezgebung; die *französische* ist die Sprache der Conversation; die *italienische* die Sprache der Liebe; die reichhaltige, kraftvolle *englische* aber, so wie ihre Mutter, die *teutsche*, ist die Sprache der reifen Vernunft und der erhabenen Gedankenfülle. Die lateinische Sprache, die auch den Fürsten mit Du anredet, verräth ein freies Volk, voll Hoheit und Selbstgefühl; die teutsche, welche nicht nur nicht in der einfachen Zahl, sondern nicht einmal in der zweiten Person zu Vornehmern redet, erscheint, in diesem Punkt wenigstens, als die Sprache der Unterthänigkeit und der steifen Etikette; die *russische* aber, welche ganz andere Redensarten und Worte von denselben Handlungen der Großen als von jenen der Geringen anwendet, kann die Sprache der Knechtschaft heißen (*).

Nicht nur Erkenntnißquelle, auch *mitwirkender Grund* ist die Sprache von der Kultur und dem Charakter der Nationen. Sie wirkt auf den Geist *zurück*, von welchem sie ausging. Erzeugt und bestimmt durch das Reich der Ideen und Empfindungen des Volkes wird sie Werkzeug und Grundlage weiterer Ausbreitung desselben, und kann sonach befördernd oder hindernd darauf einfließen. Sehr wahr bemerkt *Condillac*, daß die Worte für das *Denken* eben das, was die Zahlen oder algebraischen Zeichen für das Rechnen sind; „sie eröffnen neue Aussichten, und erweitern den Verstand „in eben dem Maaße, als sie sich der Vollkommenheit nähern. *Newton's* „glückliche Erfindungen waren schon durch die lange vor ihm gemachte Aus„wahl der Zeichen und Rechnungsmethode vorbereitet; wäre er früher ge„kommen, so hätte er zwar immer ein großer Mann für sein Jahrhundert, „nie aber hätte er die Bewunderung des unsrigen werden können.“ — Nicht anders mit der Sprache: große Genie's mögen zwar die Sprache ihrer Zeitgenossen verbessern, nicht aber eine neue erschaffen, und manche erliegen den Mängeln derselben. Wir dürfen wohl annehmen, daß unter uns in frühern Zeiten einzelne Talente gewesen, die blos durch die Barbarei ihrer Sprache gehindert wurden, gleich einem Lessing, Herder oder Schiller zu seyn. Dasselbe läßt von der *Empfindung* und der *Moral* sich sagen. Jene

(*) Nicht genug, daß der Russe von dem Vornehmern z. B. sagt: „er hat die Güte zu schlafen, er hat die Gnade zu essen, zu trinken“ rc, er bezeichnet auch unter andern „Essen und Schlafen“ — bei dem Herrn mit Potchivat und Kouchit, beim Knecht aber mit spat und Jest (S. Mémoires secrets sur la Russie II. 394.); so wie die Teutschen zwischen Menschen und Thieren z. B. durch „*Essen*“ und „*Fressen*“ unterscheiden. *Robertson* in seiner Geschichte von Amerika bemerkt, daß auch die *Mexikaner* solche syllabas reverentiales hatten, die meist in den hinzugesezten Zin oder Azin bestunden, um ein gemeines Wort auf einen Vornehmen passend zu machen.

Ausdrücke der Unterthänigkeit, jene syllabae reverentiales, so wie sie aus Sklavensinn und Erniedrigung entsprungen sind, so deuten sie auch darauf hin, und tragen wieder zu deren Fortdauer wesentlich bei. —

Aber die Mannigfaltigkeit der Idiome, was hat sie überhaupt gewirket? — Wäre nicht eine allgemeine Sprache für das Menschengeschlecht besser gewesen? Man sollte meinen. Denn kaum scheint ein wirksameres Mittel möglich, die allgemeine Verbrüderung der Menschen heranzuführen, und dieselben — die wir jezt in eben so viele feindselige Haufen als Zungen zertheilt sehen — zu einer großen Familie zu verbinden. Wie sehr wäre durch eine gemeinsame Sprache der Welthandel erleichtert, wie schnell wären die Ideen, Kenntnisse, Erfindungen und Erfahrungen der einzelnen Völker zum Gemeineigenthum Aller geworden! Und dann in eigentlich wissenschaftlicher Hinsicht, welchen unermeßlichen Vortheil hätte sie geleistet? Jezt muß der Studirende entweder auf die kostbaren Hilfsquellen verzichten, welche ihm die in fremden Zungen geschriebenen Werke darbieten, oder er muß ein Drittheil seines Lebens dazu anwenden, um todte und lebende Sprachen — den Schlüssel zu jenen Hilfsmitteln — sich eigen zu machen. Könnte er diese Zeit dem Studium selber widmen, welch' ungeheuerer Gewinn! — Diese Betrachtungen, so scheinbar, ja so gewichtig sie sind, werden dennoch von den gegenseitigen überwogen. Abgesehen davon, daß eine gemeinsame Sprache die allgemeine Verbreitung und freie Verpflanzung der Menschenstämme auf der Erde gehindert oder verzögert hätte, läßt sich nicht verkennen, daß die mancherlei Sprachen, während sie freilich die allgemeine Verbrüderung der Menschen verhindern halfen, und zwischen den verschiedenen Völkerschaften neue Schranken aufführten, dafür, und zwar eben hiedurch, das Band verstärkt und enger geschlungen haben, welches die Glieder einzelner Nationen an einander knüpft. Das Feuer des Patriotismus mit allen Tugenden, die davon abhängen, hat seine Quelle in der durch die Sprachen kenntlich gemachten Absonderung der Nationen. Ja, ohne verschiedene Sprachen gäbe es nicht einmal eigentliche Nationen, sondern nur größere und kleinere Menschenhaufen, wie sie der Zufall, oder die Gewalt des Herrschers und Eroberers zusammengebracht hätte. Wer aber in dem vielstimmigen Völkergedränge eine Sprache mit uns redet, den sehen wir gerne als Stammesgenossen und mit uns natürlich verbunden an. Da nun wenige Menschen eine solche Fülle der Empfindung besizen, um das ganze Geschlecht mit warmer Theilnahme zu umfassen, da die auf einer so weiten Sphäre zerstreute Wärme der Zuneigung sich endlich in Kälte auflöst; so ist die Theilung der Menschen in kleinere Massen allerdings wohlthätig, weil der engere Kreis viel leichter mit Liebe mag umfaßt, und mit thätigem Wohlwollen erfüllt werden; dann aber die durch nähere Aufforderung geweckte und genährte Liebe zu unserer Nation nach und nach mehr intensive Stärke gewinnt, und sich stufenweise bis zum Kosmopolitismus aufschwingt. Die Absonderung der Menschen nach den Zungen ist auch von jeher ein mächtiges Bollwerk gegen die Plane der Welteroberer gewesen. Denn Völker von verschiedenen Sprachen können zwar besiegt, und auf eine Zeit unterjocht werden; aber um ihre Knechtschaft zu verewigen, müßte man auch ihre Sprache ausrotten, was — wenigstens bei schon kultivirten und bei großen Nationen — ein schweres Unternehmen ist. Endlich in wissenschaftlicher Hinsicht, da von den verschiedenen Sprachen die eine dieser, die andere jener Gattung der Geistesthätigkeit besonders günstig ist, und eine

Sprache alle, oftmals widersprechenden Vorzüge unmöglich vereinbaren kann; so sind die mancherlei Zungen als eben so viele und verschiedene Werkzeuge zu desto vollkommnerem Anbau des Denkgebietes zu betrachten, als vervielfältigte Kanäle zu desto reicherem Erwerb, der dennoch zulezt in ein Gemeineigenthum des Geschlechtes zusammenfließt.

§. 5. b) Schrift.

II. Aber die Sprache ist unmittelbar nur einem kleinen Kriese vernehmbar; bald verhallen ihre Töne, und was davon die mündliche Ueberlieferung in ferne Länder und Zeiten bringt, wird leicht auf diesem Wege bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet. Die Schrift hilft diesem Mangel ab, und gibt dem bis dahin wankenden Gebäude der Menschenbildung eine feste Grundlage. „Der Sterbliche, der dies Mittel, den flüchtigen Geist nicht nur in „Worte, sondern in Buchstaben zu fesseln, erfand; er wirkte als ein Gott „unter den Menschen.“ Herder.

Viele große Erfindungen sind durch Zufall oder einen glücklichen Gedanken entstanden. Die Buchstabenschrift war die späte Vollendung einer langsam und stufenweise fortgebildeten Idee, deren Geschichte wir mit ziemlicher Bestimmtheit nachzuweisen vermögen. Der Mensch, welcher so gerne sich und Andern Denkmale baut, welchem, so manche Erinnerung festzuhalten, Genuß und Bedürfniß ist, konnte wohl kein einfacheres und leichteres Mittel zur treuen Bewahrung solcher Gedächtnisse finden, als das Zeichnen oder Malen der That, der Person, des Gegenstandes u. s. w., wovon die Erinnerung bleiben sollte. Nicht nur bei halbkultivirten Völkerschaften, als bei den Mexikanern, sondern selbst bei einigen der rohesten Horden der neuen Welt hat man solche Bilderschrift oder Schriftmalerei — freilich in verschiedenen Graden der Ausbildung — gefunden. (Vergl. Robertson hist. of Amer. hook VII.) Wir können nicht zweifeln, daß auch im grauesten Alterthum solches der Fall gewesen, und daß z. B. die Aegypter und die Sinesen lange vor Erfindung ihrer Hieroglyphen- und Wörterschrift sich der Schriftmalerei bedient haben. Die Ausdehnung des Gebrauches dieser leztern führte nun — je nach dem Maaß und dem Gang der allgemeinen Nationalkultur — ihre allmälige Vervollkommnung und Umwandlung in die eigentliche Schrift auf einem natürlichen Wege herbei.

Denn die Schriftmalerei hatte zwei wesentliche Gebrechen; sie war mühsam und langwierig, und konnte unmittelbar blos zur Darstellung sichtbarer Gegenstände dienen. Also kürzte man sie ab, indem man etwa statt der ganzen Sache nur einen Theil oder einen Umstand derselben malte, und stellte die Gegenstände, die nicht in's Auge fallen, durch analoge Bilder vor. Das Auffinden und das Verständniß solcher Bilder ist dem Jugendalter der Nation vorzugsweise angemessen, als worin ihre Imagination lebendiger, ihre Sprache aber ärmer, und daher der Gebrauch der Symbole schon im Denken und Reden ihnen natürlich und Bedürfniß ist.

In der Darstellung eines Gegenstandes durch einen andern, welcher durch was immer für eine Beziehung geeignet ist, die Idee des erstern hervorzurufen, besteht das Wesen der Hieroglyphe (*). Sie ist in der Mitte zwischen Malerei und Schrift, und nimmt Theil an den Charakteren

(*) Von Ἱερός und γλύφειν, also — was in der That auf die meisten paßt — eingegrabene Zeichen von heiliger Bedeutung.

beider. Unermeßlich war das Feld, welches durch diesen Schritt der menschliche Verstand sich öffnete. Denn Aehnlichkeiten der Dinge findet er ohne Maaß und Zahl, und die leiseste Beziehung ist hinreichend, die sonst verschiedensten Ideen in der Imagination zu verknüpfen. Daher konnten jezt nicht nur alle sinnlicher Gegenstände, sondern auch die abstrakten Begriffe, die Eigenschaften und Verhältnisse der Dinge, das Intellektuelle und Moralische, durch Bilder des Auges bezeichnet, und die Hieroglyphe von der Geschichte, welcher sie ursprünglich so wie Schriftmalerei angehörte, in die Religion und die Wissenschaften eingeführt, und die Erhalterin einer ausgebreiteten Ueberlieferung werden.

Bei keinem Volke aber ist ihr Gebrauch so verfeint, so vielseitig und so fortdauernd gewesen, als bei den Aegyptern, und darin, daß dieses Volk — oder seine gelehrte Kaste, die Priester — so hartnäckig an der Hieroglyphe hing, und so lange die Buchstabenschrift verschmähte, liegt wohl der Hauptgrund von der Eigenthümlichkeit und der Beschränkung seiner Kultur. Denn ungeachtet der vielfachen Anwendbarkeit der Hieroglyphe, ungeachtet ihres mächtigen Vorzuges vor der Schriftmalerei, ist sie dennoch wegen der nothwendigen Unbestimmtheit ihrer Bedeutung, wegen der verwirrenden Menge ihrer Zeichen, und weil sie — wenn auch den Hauptinhalt der Rede — dennoch die genaue Verbindung der Begriffe, oder die unzähligen und so wichtigen Nuancen der gramatikalischen Fügung nicht andeuten kann, eine sehr unvollkommene und wesentlich mangelhafte Schriftart. Wir haben schon oben (S. 85. 86.) dieser Mängel gedacht, und halten solche allgemeine Charakteristik für wichtiger, als eine umständliche Beschreibung oder künstliche Erklärungstheorie der ägyptischen Hieroglyphen, deren bestimmte Deutung nach dem hier und dort Gesagten weder möglich, noch auch — nach dem uns wenigstens muthmaßlich bekannten Stand der ägyptischen Wissenschaft — besonders lehrreich wäre. Doch wollen wir bemerken, daß sie (nach Warburton — Andere haben wieder andere Eintheilungen) in die eigentlichen und symbolischen, kyriologischen, tropischen und änigmatischen Hieroglyphen unterschieden werden, je nach der Beschaffenheit ihrer Analogie mit dem Bezeichneten, nach ihrer Deutlichkeit, oder nach dem bald natürlichen, bald absichtlichen Geheimniß ihrer Bedeutung.

Es ist begreiflich, daß, je mehr man den Gebrauch der Hieroglyphe vervielfältigte, je entferntere Analogien man zu ihrer Bildung benüzte, desto weniger sprechend und schwerer verständlich ihre Bedeutung wurde, und daß man bald durch Hilfe des Gedächtnisses mehr als der Imagination ihren Sinn erfassen mußte. Noch mehr war dieses der Fall, als man zur Erleichterung der Schreibenden die Hieroglyphe weiter abkürzte, etwa blos den äußern Umriß derselben hinzeichnete — was einige die Kurrentschrift der Hieroglyphe genannt haben — und so die im Anfang natürliche oder wenigstens symbolische Bezeichnung eines Gegenstandes allmälig zur willkürlichen Marke machte. Jezt hatte man nicht mehr die Kenntnisse von den Eigenschaften des Dinges, welches zum Symbol diente, sondern eine blos künstliche Verknüpfung desselben mit dem Bezeichneten, und die Hervorrufung des leztern durch das Gedächtniß nöthig, und es ging diese Schrift — wie Condillac sagt — „unmerklich" in die sinesische Wörterschrift über. Allerdings läßt sich zwischen den Zeichen selbst keine scharfe Begrenzung angeben, und wir mögen einen Stand der Hiero-

glyphe gedenken, wo sie zum Theil schon Wörterschrift ist; in der Idee aber bleibt immer ein großer Schritt von der einen zur andern, indem die Wörterschrift nicht mehr das Andeuten der Gegenstände, wovon man redet, sondern das Bezeichnen der Töne ist, wodurch man sie ausdrückt.

Die Wörterschrift ist bestimmter und reicher als die Hieroglyphe; aber bei der ungeheuren Menge von Zeichen, die sie (für jedes Wort nämlich und für jeden Fall seiner Durchformung ein eigenes) erheischt, wird sie immer, entweder mangelhaft, wenn sie so viele Zeichen nicht hat, oder, wenn sie dieselben hat, allzuschwer zu erlernen seyn. Es gehört sinesischer Stupor dazu, um bei einer solchen Schrift zu beharren, und den in der Erfindung allerdings schweren, aber in der Nachahmung so leichten Schritt zur Sylben- und endlich zur Buchstabenschrift nicht zu thun. Denn der Sylben sind unendlich weniger als der Worte und Buchstaben, d. h. einfachste Bestandtheile oder Elemente der artikulirten Töne sind nur etliche und zwanzig, womit sich Alles im ganzen Reich der Natur und der Ideen nach den Ausdrücken einer jeden menschlichen Sprache bezeichnen läßt. Diese Auflösung der Worte in Buchstaben, und die Bezeichnung der leztern sind eigentlich die große Erfindung, welche die wichtigste Epoche macht in der Menschengeschichte, und woran die Theilnahme einen so wesentlichen Unterschied zwischen Völkern und Volksklassen hervorbringt.

Billig fragen wir, wer denn der Urheber einer so hohen Erfindung gewesen? — Aber Niemand antwortet uns, und sagt bestimmt, wem wir dafür zu danken haben. Zwar schreibt die älteste Sage sie dem phönicischen Wundermann Thauth, Thoth oder Theyth zu; aber wahrscheinlich hat nie ein solcher gelebt, und er ist wohl einerlei mit dem fabelhaften Hermes der Aegypter. Doch wie immer der Erfinder geheißen: ein Phönicier ist er wahrscheinlich gewesen. Das älteste Alphabet, das wir kennen, ist phönicisch. Von diesem stammt nicht nur das jüdische, sondern auch das griechische (die Sage läßt es durch Kadmus nach Theben bringen), wie die Benennung, Gestalt und Folge seiner Hauptbuchstaben beweisen, und mittelbar alle abendländischen Alphabete. Daß diese Buchstaben in ihrer ursprünglichen Figur dem Umriß ägyptischer Hieroglyphen sich nähern (*), zeigt blos, daß sich der Phönicier zur Bezeichnung der von ihm genialisch entdeckten Grundlaute schon vorhandener Modelle bedient habe, nicht aber, daß die Haupterfindung ägyptisch sey. Wahrscheinlich hatte das alte phönicische Alphabet nur 15 Zeichen für eben so viele Grundlaute; später, als man auch die feinern Nuançen oder Abstufungen der Laute unterschied, wurde es mit 7 weitern Zeichen vermehrt. Auch die Griechen sezten zum altphönicischen Alphabet 9 weitere Zeichen, zum Theil von eigener Erfindung.

Auch das Alter der Erfindung ist ungewiß. Noch sind im Morgenland auf Felsen, Säulen und Mauern, Backsteinen und Gemmen verschiedene Inschriften — theils in Buchstaben, theils hieroglyphische — vorhanden, welche in's graueste Alterthum hinaufsteigen. Einige, wie die bei Faran in der arabischen Wüste — hat noch Niemand entziffert; andere, wie die babylonischen und die — spätern — persepolitanischen Keilschriften haben die Gelehrten gedeutet. Aber von den meisten läßt sich das Alter kaum muthmaßlich bestimmen, und die ältesten sind wohl zu

(*) S. hierüber die gehaltreiche Schrift: die Erfindung der Buchstabenschrift xc. von J. L. Hug. Ulm 1801.

Grunde gegangen. Unter den Büchern, die auf uns gekommen, ist keines, selbst der Schuking nicht, welches, den Aussprüchen der Kritik gemäß, nicht jünger als die mosaischen wäre; aber Moses selbst hat aus ältern Büchern geschöpft.

II. Schöne Künste und Wissenschaften.

§. 6. Ueberhaupt.

Mit Ausnahme einiger, mehr nur mechanischen Gewerbe, welche auf Befriedigung der ersten Bedürfnisse zwecken, sehen wir allenthalben züerst die Künste des Geschmacks, und dann erst die ernsten Disciplinen bearbeitet. Denn die Imagination erwacht und erstarket früher als der Verstand; und das jugendliche Alter bei Völkern wie bei Individuen strebt mehr nach frohem Genuß, als nach wohlberechnetem Nuzen und kälterer Weisheit. Der wilde Jäger schon ziert seinen Köcher und Schild, der Nomade Stab und Becher mit Farben und Schnizwerk; der leztere begleitet wohl den Gesang, welchen Natur und Freude lehren, mit den Tönen der Flöte; und aus der Mitte dürftiger Hütten steigt frühe der stolzere Tempel, das reichere Fürstenhaus empor.

Von schwachen Anfängen erhebt sich dann auf den Schwingen des Genie's die Kunst zum Himmel, holt von dort zur Begeisterung der Auserlesenen das Ideal der Schönheit, und überträgt es in ihre Gebilde zum hohen Genuß und zur Veredlung der Sterblichen.

Schon in diesem Zeitraum ist solches, wiewohl unvollständig geschehen. Die Kunst hat sich frühe entfaltet im Orient, und hat auch Früchte getragen, so gut sie der Boden dort geben konnte. Im Abendland fing sie, wie überhaupt die Kultur, erst an zu erblühen; aber ihre kräftigen Blühten versprachen schon eine herrliche Frucht.

Wenig Monumente der Kunst, die Baukunst ausgenommen, sind uns aus diesen alten Zeiten geblieben (*). Sie bestätigen was uns spätere Griechen lehren, daß den Morgenländern (d. i. hier insbesondere den Aegyptern, denn bei den Hebräern konnte die Bildnerei aus religiösen Gründen sich nicht heben, und von den Mittel-Asiaten wissen wir wenig) die wahre Schönheit fremd blieb, und daß das Steife, Geradlinigte, dann auch das Giganteske und Abenteuerliche der Charakter ihrer Produktionen war, wovon der Grund theils in der symbolischen Form ihrer Religion, theils in der sich von jeher gleichgebliebenen Natur der orientalischen Phantasie lag. Es wäre unnüz, hiebei lange zu verweilen; nur die Baukunst fordert eine nähere Betrachtung.

§. 7. Insbesondere von der Baukunst. a) Der Aegypter.

Es kömmt dieselbe nicht nur als schöne Kunst, wiewohl sie als solche die erste, oder vielmehr eine Zusammensezung mehrerer andern ist, sondern

(*) Die ägyptische Bildnerei kömmt nicht sowohl als schöne Kunst, sondern vielmehr als Schreibekunst — durch Eingrabung der Hieroglyphen — und als Dienerin der Architektur in Betrachtung, gleichwohl haben wir auch Götter- und Thierstatuen in ansehnlicher Menge; von ihnen gilt, was im Text wegen des Steifen und Geradlinigten gesagt wird. Sphinxe und Obelisken gehören mehr zur Architektur als zur Skulptur. Was aber die Gemälde betrifft, die man an den Wänden verschiedener Grabmäler fand, so ist an ihnen mehr die Farbe — Jahrtausende haben sie nicht bleichen mögen — als die bezeichnende Kunst zu bemerken.

auch als höchst wichtige bürgerliche Kunst in Erwägung, deren Zustand auf die allgemeine Kultur eines Volkes, seine Kraft, Wohlhabenheit und Lebensweise, selbst auf seine Religion und Staatsverfassung ein bedeutendes Licht wirft. Ihre Schöpfungen, als welche durch Masse und Festigkeit der zerstörenden Zeit leichter trozen, und in ihrer unbeweglichen Gründung die treuesten Gedächtnisse bewahren, gehören zu den lehrreichsten historischen Monumenten schon aus der ältesten Zeit.

Hier sprechen uns zuerst die ägyptischen Gebäude an; jene Prachtdenkmale des alten Pharaonen-Reiches, womit — während die meisten Monumente aus der spätern macedonischen, römischen und arabischen Periode versanken — noch heute das Wunderthal des Nil erfüllt ist. Ihr Charakter ist nicht Schönheit, sondern das Große, Unzerstörbare, Kraftverkündende, Ehrfurcht und Schauer Gebietende. Es kann uns solches nicht befremden, wenn wir außer den allgemeinen Gründen, welche im Orient das Aufkommen des guten Geschmackes hinderten, hier noch insbesondere die Modelle und die Zwecke der altägyptischen Gebäude betrachten. Jene hatte — wie ursprünglich überall — die Natur gegeben; aber nicht die lachende griechische, voll Mannigfaltigkeit und Leben, sondern eine majestätische, grauenerfüllte, todtenstarre Natur. Die nackten Felsgebirge, welche von den Katarakten des Nil bis gegen Niederägypten an beiden Seiten des Flusses sich hinziehen, und in ihrem Schooß die vielen Klüfte und Höhlen und säulengleichen Trümmer, reichten nicht nur den Stoff, sondern auch die Form und den Maaßstab der Gebäude, die seltenen Bäume des Nilthales, die Lotusblume, und die übrigen Pflanzen und Thiere die Modelle der Verzierungen dar. Ungeheurer Kraftaufwand wurde erfordert, nach solchen Modellen zu arbeiten. Auch geschah dieses nicht zu gemeinen Privatzwecken. Wohnungen der Götter waren es, die man baute, und Wohnungen der Todten.

Religion war die Grundlage der ägyptischen Kultur, und vielleicht jeder Haupttempel ursprünglich der Mittelpunkt eines eigenen Gemeinwesens. Daher die Wichtigkeit dieser heiligen Gebäude, von deren großem Umfang jedoch der kleinste Theil dem eigentlichen Gottesdienst, das Uebrige den Versammlungen und Gerichten gewidmet, wohl auch zur Wohnung der Priester und Könige bestimmt war. Zu ihrer Errichtung und Ausschmückung gab daher gerne die ganze Nation ihre Kräfte und ihren Reichthum her; die Könige sezten in deren Vergrößerung ihren eigenen Ruhm, und die meisten solcher Gebäude sind, nach Denon's Bemerkung, und selbst nach geschichtlichen Spuren, das Werk von mehrern Geschlechtern gewesen. Ein hohes Erstaunen befällt den Wanderer, wenn er von Tentyris (Denderah) an über das herrliche Theben (von den vier Dörfern, die nun in seinem Umfang stehen, heißt das wichtigere Luxor) und weiter, an beiden Stromesufern, über Hermionthis, Latapolis (Esné), Chnubis, Großapollonipolis (Etfu), Silsilis und Ombos bis Syene (Assuan) und den unter und ober den Katarakten liegenden Inseln, Elephantine und Philä, wie eine Kette von Tempeln, Pallästen, Kolossen, Obelisken und Gräbern(*) erblickt, an deren großen, mit

(*) Der Isistempel zu Tentiris, der ungeheure Jupiterstempel zu Theben, der Pallast und Koloß Memmon's, das Grabmal des Osimandias (mit seinem übergroßen goldenen Ring), und viele andere sind in alten und neuen Büchern, unter diesen vorzüglich in den neuesten französischen Werken, beschrieben.

Hieroglyphen ringsum bezeichneten Trümmern seit Jahrtausenden vergebens Barbarei und Witterung nagen. Kein Land der Erde zeigt so viele Herrlichkeit zusammengedrängt auf einen so kleinen Raum. Auch Mittel-Aegypten hat solche Ruinen (als zu Hermopolis und Arsinoë [Fayoum]), jedoch in weit geringerem Maaße (vielleicht weil es ursprünglich ärmer war, vielleicht weil es heftigere Verheerungen der Barbarei erfahren). Dafür besizt es die wundervollen Pyramiden (von Piram-moue, Sonnenstrahl, kömmt der Name), welche in bedeutender Zahl — gegen 40 — in verschiedenen Gruppen, die größten jedoch in der Nähe des alten Memphis (wo nun Cairo) auf dem Felsengrund der an Libyen gränzenden Wüste stehen. Im ganzen Nilthal, also schon in Ober-Aegypten, hob sich, wo das vom Strom befruchtete Gebiet — das Reich des Lebens — endete, das schaudervolle Reich des Todes natürlich und symbolisch an. In unzähligen Felsenhöhlen und unterirdischen Gängen von erstaunenswürdiger Länge und vielfacher Durchkreuzung ruhten die ägyptischen Leichen, welche der Verwesung und Zerstörung durch Balsamiren und feste Behältnisse zu entreißen, Religionsgrundsaz des Volkes war. Größere und kleinere Monumente bezeichneten über der Erde den Plaz, wo unten die Todten schliefen. Aus solchen Monumenten entstanden in Mittel-Aegypten durch den Stolz der Pharaonen jene ungeheuren Massen, nach dem Modell einzelner von dem Felsengebirge losgetrennter Kegelberge und zum Theil aus ihnen aufgethürmt, von außen mit einer einzigen engen und schwer zugänglichen Oeffnung, innerhalb aber mit vielen geheimnißvollen Gängen und Grüften versehen, mit welchen vielleicht eben so viele unterirdische Gemächer, Todtenkammern, in Verbindung standen.

In der merkwürdigen Erweiterung des Nilthals bei Arsinoë, nahe bei dem großen See Möris, welchen die Kunst zum Theil gegraben und durch die kostbarsten Wasserbauten mit dem Nil in Verbindung gesezt hatte, zog das Labyrinth die Bewunderung der Menschen auf sich; jenes unermeßliche Gebäude, 1500 Gemächer über, und eben so viel unter der Erde enthaltend (Paul Lukas will die Trümmer davon gesehen haben, und beschreibt sie), welches wohl außer seiner Bestimmung zu großen Versammlungen in seiner ganzen Einrichtung und Verzierung — Herodot beschreibt sie mit einer Art von Entzücken — eine symbolische Darstellung des Thierkreises und Sonnenlaufes und der daran gehefteten astrologischen und religiosen Mythen gewesen ist.

Noch vieler ägyptischen Gebäude erwähnen die alten Geschichtschreiber, wie des überherrlichen Tempels des Phta (Vulkan), woran so viele Pharaonen gearbeitet, und anderer, in der stolzen Königsstadt Memphis sowohl als in den jüngern Städten des Delta. Wir schweigen davon, und begnügen uns auch in Ansehung der großen Wasserbauten, Kanäle, Schleußen und Dämme, an jenes zu erinnern, was davon schon oben (s. Gesch. Aegyptens) summarisch gesagt ist.

§. 8. b) Der übrigen Völker.

Auch andere Länder des Orients prangten und prangen zum Theil noch mit uralten Gebäuden. In Indien sind noch viele Trümmer von Tempeln, und insbesondere auf den Inseln Salsette und Elephanta erstaunenswürdige, in Felsen gehauene Werke zu schauen. Sie stehen meist in den Gegenden, von wo höchst wahrscheinlich in den ältesten Zeiten der

Menschen- und Waarenzug über das südliche Arabien nach Aethiopien, und von da zurück nach Indien, ging; und bilden gewissermaßen mit den Ruinen von Azab, Axum, Meroë, womit sie eine auffallende Aehnlichkeit des Styles zeigen, und weiter mit jenen von Theben, Ammonium u. s. f. eine fortlaufende Kette, aus deren Betrachtung die Imagination, und selbst der kalte, forschende Verstand eine Menge der interessantesten Muthmaßungen ziehen.

Aber die Prachtgebäude der Assyrer und Babylonier, die stolzen Wunder der Welt, als der Belusthurm, Semiramis schwebende Gärten, die königlichen Palläste, die Mauern, Brücken 2c. von Babylon sind von der Erde verschwunden. Mag auch in Herodot's und anderer Schriftsteller Schilderung viel Uebertriebenes seyn; immer läßt uns die Macht und der Reichthum jener auserlesenen Länder, der allgemeine orientalische Geschmack, besonders bei erobernden Horden, welche gerne die Fülle ihrer Macht durch den Umfang der Werke, welche die besiegten Völker aufführen müssen, verkünden, und die Herrlichkeit anderer Städte, die in eben der Gegend später emporstiegen, nicht zweifeln, daß auch das alte Babylon und Ninive riesengroß und prachterfüllt gewesen (s. oben Gesch. Mittel-Asiens). Die Natur des Baumaterials und die vielfältigen Umwälzungen, die über die Euphrat- und Tigrisländer verheerend ergingen, machen auch den völligen Zerfall jener Prachtgebäude begreiflich. Gleichwohl sind noch ungeheure Schutthaufen davon übrig, und von den Wasserbauten, den vielen Kanälen insbesondere, ist noch ein ansehnlicher Theil vorhanden.

Den Tempel Salomo's, den Stolz der hebräischen Baukunst — aber eigentlich durch Phönicier aufgeführt — überlassen wir den hebräischen Archäologen. Uns genügt die allgemeine Kenntniß, daß bei einem noch halb nomadischen und wenig reichen Volke, dessen Religion den Bilderdienst ängstlich untersagte, die Baukunst so wenig als die zeichnenden Künste gedeihen konnten.

Die griechische Baukunst war noch in ihrer Kindheit; wir werden in der folgenden Periode sie im Ganzen würdigen.

§. 9. Tonkunst, Gymnastik. Abendländische Kunst.

Es ist schwer, von den Fortschritten der Tonkunst aus den blosen Beschreibungen zu urtheilen, die uns davon übrig sind. Jedoch erhellet, daß alle Nationen — die melancholischen Aegypter vielleicht allein ausgenommen — sie geliebt, und einige sie bedeutend vervollkommnet haben. Insbesondere ist solches, nach der klaren Andeutung der heiligen Bücher, von den Hebräern, noch mehr aber, vorzüglich in spätern Zeiten, von den Griechen, wahr. Der Gebrauch der Musik bei dem Gottesdienst veredelte diesen und wirkte erhebend auf jene.

Auch die Gymnastik, vorzüglich die Orchestik, diente dem Gottesdienst. Juden, Aegypter, Griechen und fast alle Völker hatten heilige Tänze, die meist symbolisch waren. Selbst die Palästrik, eine bei der alten Kriegsmanier unentbehrliche Kunst, stand unter dem Einfluß der Religion, da die Kampfspiele meistens zur Ehre eines Gottes gefeiert wurden, wie solches vorzüglich bei den Griechen geschah.

Von der phönicischen und karthagischen Kunst können wir, da sich außer einigen Münzen und geschnittenen Steinen, davon Nichts erhal-

ten (*), nur muthmaaßlich und nach der allgemeinen Kunde von der Kultur und dem Reichthum der beiden Völker nach einigen zerstreuten historischen Daten und Angaben der Schriftsteller urtheilen. Hiernach scheinen dieselben in den meisten Zweigen der Kunst bedeutende Fortschritte gemacht, und im Geschmack die Aegypter übertroffen, jedoch die Griechen nicht erreicht zu haben.

Das nämliche ist von den Etruriern zu sagen, und zwar mit größerer Bestimmtheit, weil wir von ihnen noch mehrere ältere und jüngere Werke, Statuen, Figuren, Urnen, geschnittene Steine, erhabene und eingegrabene Arbeiten, auch Gemälde — aus den Gräbern von Tarquene — besitzen. Frühe betraten sie die Bahn der Kultur (s. oben S. 131.), aber politische Umstände, und eine besondere düstere Gemüthsart (fast alle ihre Vorstellungen sind tragisch; das Schreckende, nicht das Liebliche herrscht darin vor) hinderten sie an ihren ferneren Fortschritten. Auch in den besten Zeiten kann ihre Kunst nur mit dem ältern griechischen Styl die Vergleichung aushalten, und bevor sie sich höher heben konnte, wurde sie durch das Römerschwert niedergeschlagen. „Wir müssen sie" nach den Worten eines vortrefflichen Schriftstellers — „wie eine früh' gereifte Frucht betrachten, die „in einer Ecke des Gartens nicht ganz zur Süßigkeit ihrer Mitschwestern, die „sich des mildern Glanzes der Sonnenwärme erfreuen, gelangen konnte. Das „Schicksal hatte den Ufern des Arno eine spätere Zeit vorbehalten, in der „sie reifere und schönere Früchte brächten."

§. 10. Schöne Wissenschaften.

Aus einer Quelle mit der schönen Kunst entsprungen, und fortwährend mit ihr im Bund oder vielmehr, in einem höhern Sinne des Wortes, die Seele derselben, ist die Poesie, eines der köstlichsten Geschenke des Himmels. Bei allen Nationen, die über die Thierheit sich erhoben, ist sie frühe erwacht. Sie hat die Menschen auf einem freundlichen Wege zur Gesittung geführt, die wilden Leidenschaften gebändigt, hohe Ahnungen geweckt, edle Gefühle aufgenährt, und die ernsten Lehren der Weisheit und Tugend mit holder Stimme verkündet.

Leider sind uns von der orientalischen Dichtkunst, die hebräische ausgenommen, nur dürftige Proben geblieben. Von Aegypten und Phönicien Nichts; von Indien, Sina und Mittel-Asien blos die schwerverständlichen und durch verdächtige Uebertragung auf uns gekommenen Bücher der Vedam's, des Schuking, des Zendavesta, deren Inhalt ohnehin mehr religiös und politisch als rein poetisch ist. Dennoch ist auch in ihnen (in der edelsten Gestaltung und am bedeutungsvollsten allerdings wieder bei den Vedam's) der allgemeine Charakter der Orients, eine kühne, manchmal abenteuerliche Phantasie, Reichthum an Bildern — wohl auch Ueberladung — mehr Natur als Kunst, und eine meist ernsthafte Tendenz, erkennbar. Um über den Ausdruck zu urtheilen, müßten wir mehr mit ihren Sprachen vertraut seyn (**).

(*) Siehe hierüber, so wie über das Vorhergehende: Winkelmann, Geschichte der Kunst des Alterthums.

(**) Wenn wirklich, wie behauptet wird, von den vortrefflichen altindischen Gedichten, womit wir erst in den neuern und neuesten Zeiten bekannt geworden, ein Theil, und zumal Calidas hochberühmtes Drama, Sakontala, in diese älteste Periode gehört; so hat auch in der profanen Poesie der indische Genius die ersten und edelsten Lorbeeren errungen.

Weit über ihnen — wiewohl in den Grundcharakteren denselben ähnlich — sind die hebräischen Gedichte. Im Inhalt und Ton ist dieser Vorzug auffallend, weil uns hier die Vergleichung zu Gebote steht, im Ausdruck aber nur muthmaßlich, weil wir nur noch den hebräischen zu würdigen vermögen. Seine Eigenschaften sind Fülle, Pracht, Majestät; seltener, doch bisweilen auch Lieblichkeit. Wir haben von Moses, der zu so vielen Gattungen des Ruhms auch jenen des Dichters gesellte, schon Vieles geredet. Der Verfasser des Buches Hiob, eines Buches voll Weisheit und wahrer Poesie, scheint in seine Zeiten, nach einer neuern Meinung in die Salomonischen Zeiten zu gehören. Ihre Nachfolger bis David, wiewohl zum Theil von hohem Werth, erreichten sie nicht. Aber dieser königliche Sänger und sein gleich begeisterter Sohn, Salomo, haben in ihren Psalmen, Liedern und Sprüchen einen Schwung genommen, wie in diesem Zweige der Dichtkunst Keiner, vor oder nach ihnen, gethan. Zu ihren Zeiten und später ging eine ehrwürdige Reihe von Dichtern aus den Propheten-Schulen hervor. Im ächten Seherton und voll Kraft — vor Allem der große Jesaias (*) — erhoben sie sich lehrend, warnend, strafend gegen das Verderbniß ihrer Zeit; es mögen ihre meisten Gesänge dem Edelsten beigesellet werden, was die Dichtkunst jemals hervorgebracht.

Aber die eigentliche Heimath der Poesie war Griechenland, und nirgends auch wie hier hat sie so viele Wunder gethan. Bestimmte historische Angaben, so wie die Andeutungen der Mythen weisen darauf hin, daß es vornehmlich Dichter gewesen, welche die Verwilderung der Griechen geendigt, Humanität und Civilisation unter sie gebracht haben. Zu diesen wohlthätigen Volkslehrern gehören Linus, Orpheus, Amphion, Musäus u. A., und was man von ihnen erzählt, beweist, daß die Poesie aus nördlichen Gegenden nach Griechenland gekommen. Aber der Aelteste, dessen Werke noch vorhanden sind, ist der bewunderungswürdige Homer (3050). Der Plan dieses Werkes erheischt es, von ihm und seinen Nachfolgern erst in der folgenden Periode zu sprechen. Für jezt genüge es, ihrer vorläufig gedacht zu haben.

Später als die Dichtkunst blühte die Beredsamkeit auf. Es fordert dieselbe schon eine reichere und reifere Sprache, überhaupt eine weiter vorgeschrittene Kultur. Auch kann sie nur unter begünstigenden politischen und bürgerlichen Umständen gedeihen. Wir haben wenig von ihr in diesem ersten Zeitraum zu sagen. Denn von der Beredsamkeit der Orientalen können wir, mit Ausnahme der Hebräer, deren Schriftsteller zum Theil gute Redner sind, nur muthmaßlich urtheilen, und jene der Griechen fing erst an sich zu bilden.

Den Uebergang von den schönen Wissenschaften zu den ernsten Disciplinen macht die Geschichte; denn sie verlangt eine Darstellung, die ihrem Reichthum und ihrer Majestät entspreche, und darum hat, wie sehr wahr gesagt worden, „der sinnvolle Grieche mit hoher Deutung Klio in den Chor der Musen gestellt." — Aus dem, was wir im Allgemeinen von den historischen Quellen (s. Einleitung §. 26. ff. und weiter im ersten Abschnitte der Geschichte

(*) „Alle Ströme des Prophetengeistes vor ihm nahm Jesaias in sich auf, und „sandte sie bereichert wieder in die Zukunft aus . . . . und aus den höchsten Regio„nen der Dichtkunst schießt er wie ein Adler, der lange kaum sichtbar in der Höhe ge„schwebt, schreckend auf seine Beute herab, wenn er der lüsternen Sitten des Volks, „wenn er der begränzten Politik der Herrscher bitter und zermalmend spotten will." Woltmann.

S. 56. ff.) und insbesondere von jenen der einzelnen Volksgeschichten gesagt haben, mögen unsere Leser sich selbst eine Uebersicht von dem allmäligen Entstehen der Geschichte und von den Schicksalen bilden, welche sie, als Wissenschaft betrachtet, in diesem Zeitraume durchlief.

III. und IV. Mathematische und physikalische Wissenschaften — Philosophie.

§. 11. Ernsthafte Disciplinen überhaupt.

Kaum wurden die ernsten Disciplinen noch anders als zum Gebrauch des gemeinen und bürgerlichen Lebens, oder zum Dienste des Aberglaubens und der Priesterherrschaft getrieben. Es läßt sich nicht wohl auch nur ein mäßiger Grad der Kultur und vorzüglich des Handels ohne die Kenntniß der Zahlen gedenken; darum können wir leicht glauben, daß die Arithmetik insbesondere durch Phönicier vervollkommnet worden. Die Aufführung der ägyptischen und babylonischen Land- und Wasserbauten, die Erhaltung der Grenzmarken in einem oft überschwemmten Grunde, sezten Mechanik, Hidraulik und Geometrie voraus; zur Leitung der Ackerbaugeschäfte, zur Ordnung fast aller menschlichen und gesellschaftlichen Verrichtungen war ein bestimmtes Zeitenmaß, folglich Astronomie vonnöthen. Die Vervollkommnung der Gewerbe so wie der Landwirthschaft, die Bereitung der Stoffe und Werkzeuge u. s. w. konnte nicht geschehen ohne mancherlei naturhistorische und physikalische, chemische, metallurgische 2c. Kenntnisse (wenn auch ohne systematische Wissenschaft). Die Schmerzen bei Verwundung und Krankheit sprachen frühzeitig die Hilfe der Heilkunde und ihrer Dienerinen der Botanik, Anatomie u. s. w. an; und wir mögen, auch ohne bestimmtere Nachweisung, annehmen, daß alle jene Zweige der Wissenschaft schon in dieser frühen Periode bei allen gebildeten Völkern getrieben wurden.

Gleichwohl würden dieselben schwerlich bedeutende Fortschritte oder doch äußerst langsame gemacht haben, wenn sie der Erfindung und Pflege der, durch vielfache Lebensmühe belasteten und zerstreuten, einzelnen Menschen wären überlassen worden. Sie hoben sich schneller, als besondere Familien oder Kasten sie eigens zum Geschäft ihres Lebens und zum erblichen Besizthum machten; und es war natürlich, daß solches die Priester thaten, deren Bestimmung sie ohnehin zum Nachdenken rief, und mit der nöthigen Muße versah. Es konnte denselben nicht entgehen, welche großen Vortheile die Wissenschaften ihnen zur Vermehrung ihrer Macht und ihrer Schäze bringen müßten, daß aber solches nur alsdann geschehen würde, wenn sie sich im ausschließenden Besize derselben erhielten. Daher also ihr zweifaches Streben, einerseits nach Erringung der Wissenschaft, anderseits nach derselben Verheimlichung und eigennüzigem Gebrauche. Sie schlossen ihr Wissen in die Geheimnisse von Zahlen, Hieroglyphen, symbolischen Worten ein, theilten den Laien bisweilen die Früchte, niemals den Grund ihrer Kenntnisse mit, und hoben ihr anfangs wohlthätiges Wirken mehr auf als durch nachfolgenden Geistesdruck und Tyrannei. So gaben sie etwa zum Behuf mechanischer und Kunstarbeiten Werkzeuge und praktische Regeln der Mathematik her; das Wesen der Lehre behielten sie für sich. Sie heilten die Kranken durch natürliche oder chemische Stoffe oder diätetische Vorschriften;

aber sie verbanden damit Beschwörungsformeln und abergläubisches Blendwerk. Sie studirten den Lauf der Gestirne, berechneten das Sonnen- und Mondenjahr (*) und führten — in Chaldäa und Aegypten — die Astronomie so weit, als ohne Fernröhre möglich ist; aber die symbolische Bezeichnung verwandelte ihre Lehrsäze in Götterfabeln, und die erhabendste Wissenschaft wurde geschändet durch astrologischen Unsinn.

Und nicht immer war solches willkürlicher Trug. Der Grundsaz der Geistesbeschränkung, den man gegen die Laien anwandte, wirkte nachtheilig auch auf die Priester zurück. Die Gewohnheit symbolischer Rede führte zur Vergessenheit ihres ursprünglichen Sinnes, und engherziges Standesinteresse gebot selbst der auserlesenen Kaste Umfang und Weise der wissenschaftlichen Bildung.

§. 12. Philosophie.

Bei dieser illiberalen Behandlung aller Disciplinen, bei dieser Fesselung des Geistes durch den herrschenden sowohl als durch den knechtischen Aberglauben, wie hätte wohl die Philosophie aufkommen mögen? Sie, welche die Summe der Wissenschaften ist, und das Höchste und Freieste in der Erkenntniß? — Auch wurde sie scientifisch nicht getrieben. Höhere Geister entdeckten wohl einzelne spekulative und praktische Wahrheiten, und theilten sie ihren Zeitgenossen rhapsodisch mit, in Bildern, Allegorien und Denksprüchen (nach dem allgemeinen Geschmack des Orients); aber Systeme bauten sie nicht, und — wie die Religionsgeschichte bewies — zur deutlichen Anerkennung des Höchsten erhoben sie sich nicht. Mehr können wir — da mit Ausnahme einiger heiligen Bücher — von Geisteswerken der Orientalen keine auf uns gekommen, von ihrer Wissenschaft und Philosophie nicht sagen.

Auch bei den Griechen — vorzüglich den klein-asiatischen — dämmerte schon das Licht der Erkenntniß; und schon in der — wiewohl später entfalteten — Blühte versprach hier die Wissenschaft, als welche nicht so wie im Orient in einen geschlossenen Kreis von Eingeweihten gebannt war, eine reichere Erndte. Schon waren viele Kenntnisse des Morgenlandes auf griechischen Boden verpflanzt; schon hatten Thales und Solon und fünf andere Männer, denen die Zeitgenossen verehrungsvoll den Namen der Weisen gaben, durch Wort und Beispiel gelehret: — aber noch schweigen wir davon, denn erst im folgenden Zeitraum hat die griechische Wissenschaft und Philosophie einen bestimmten Charakter gewonnen; und interessanter und lehrreicher als eine ängstliche Zerstückung, nach der im Allgemeinen angenommenen Periodenbestimmung, scheint uns eine zusammenhängende Darstellung jener hellenischen Geisteskultur nach ihren Gründen und Resultaten zu seyn.

(*) S. Einleitung §. 50.

Zweiter Zeitraum.

Von der Gründung des persischen Reiches bis zu dem Umsturz der römischen Republik,

oder: von Cyrus bis Augustus,

d. i. vom J. der W. 3425 bis 3953.

Erster Abschnitt.

Allgemeiner Blick auf diesen Zeitraum.

Erstes Kapitel.

Quellen.

Die dunkeln, abgerissenen Erinnerungen der Kindheit verwandeln sich allmälig in das bestimmte, zusammenhängende Bewußtseyn des reiferen Alters. Ein helles Licht ist jezt über den größern Theil des historischen Schauplazes ausgebreitet. Zwar auf Persien, das sich gleich im Vordergrunde dieses Schauplazes zeigt, liegt noch in vielen Stellen ein schwer zu durchschauendes Dunkel; aber Griechenland, dessen Ruhm den persischen so weit überstralt, tritt seiner Hauptgestalt und seinen Hauptschicksalen nach in völlig befriedigender Klarheit hervor. Eine bedeutende Anzahl von großentheils gleichzeitigen, oder doch durch solche belehrten, vortrefflichen Schriftstellern, die uns das Glück erhalten — wir werden unten dieselben näher betrachten — hat uns in den Stand gesezt, den Charakter und die verschiedenen Phasen der griechischen und der darauf folgenden macedonischen Periode, sowohl in Ansehung der Hauptvölker als der vielen andern mit ihnen in Verhältnissen des Kriegs oder des Friedens stehenden Nationen, nach den wichtigsten Zweigen ihres innern und äußern Zustandes mit Bestimmtheit und Deutlichkeit darzustellen.

Minder befriedigend sind die Quellen der römischen Geschichte. Ihre vorzüglichsten Schriftsteller lebten erst am Ende dieser zweiten, oder gar in der folgenden Periode, und es walten über die frühern Jahrhunderte Roms manche Zweifel und Dunkelheiten ob. Dennoch vermögen wir aus den vorhandenen Nachrichten ein ziemlich vollständiges und zusammenhängendes Bild von dem allgemeinen Gang seiner Schicksale, von den Ursachen und Wegen, worauf es zur Weltherrschaft gelangte, und von den Hauptmomenten seiner innern und äußern Verhältnisse zu entwerfen.

Die Quellen für diesen Zeitraum beschränken sich übrigens nicht auf eigentliche Geschichtschreiber. Schriftsteller aller Art geben uns historischen Unterricht, und es gesellt sich zu ihnen noch eine reiche Menge von Inschriften und Monumenten, Gebäuden und Bautrümmern, von Produkten vieler Zweige der Kunst, Münzen, Gemmen u. s. w. Selbst die Stimme der Ueberlieferung ist noch nicht verhallt, und aus ihr, wie aus noch lebenden Sprachen, Sitten, Meinungen ꝛc. mögen wir manche

Aufklärung zum Verständniß und zur Berichtigung der alten Geschichtschreiber entnehmen.

Unter diesen Historikern müssen wir hier als allgemeiner Quellen — denn die besondern werden wir, jede an ihrer Stelle, weiter unten anführen — vorzüglich Herodot's, Polybius, und Diodor's von Sicilien genauere Erwähnung thun. Zwar haben wir ihre Namen schon unter den Quellen des vorigen Zeitraums genannt (s. oben S. 56.), aber sie gehören vorzugsweise diesem zweiten an, und wiewohl Griechen durch Herkunft und Sprache, erstreckt doch ihre Forschung sich weit über die griechische, und auf die ganze damalige historische Welt.

Den Namen Herodot's (von Halikarnassus) wird kein Freund der Geschichte anders als mit Dank und Verehrung nennen. Ohne ihn — denn auch die Spätern haben meist aus ihm geschöpft, oder blos Fragmente geliefert — würde mit Ausnahme desjenigen, was die Hebräer von sich und ihren Nachbarn erzählen, ein undurchdringliches Dunkel über der Geschichte der wichtigsten Völker der Vorwelt liegen; und die Historiographie selbst wäre ohne das große von ihm aufgestellte Muster noch lange in ihrer Kindheit geblieben. Zwar gab es vor ihm schon Geschichtschreiber von einzelnen Städten und Völkern und Begebenheiten: Er nahm der erste den Schwung zur Ueberschauung und Darstellung der gesammten historischen Welt. Auch sind seine Vorgänger verloren; Herodot's Bücher hat uns das Glück — ein ganz unschäzbarer Gewinn — erhalten. Es sind derselben neun. Jedes führt den Namen einer Muse, und ist des Namens würdig. Als er sie zu Olympia vor der großen Versammlung der Griechen, und zu Athen bei den panathenäischen Festen öffentlich ablas (*), ärndtete er die gerechte Bewunderung der entzückten Hörer. Dennoch zwang ihn bald nachher die undankbare Stadt, zu Thurii in Großgriechenland eine Freistätte zu suchen, allwo er beim Ausbruch des peloponnesischen Krieges starb.

In die Haupthandlung seiner Geschichte — die Erzählung der zwischen Europa und Asia geführten Kriege — hat Herodot mit unnachahmlicher Kunst und auf die ungezwungenste Weise den ganzen Reichthum der historischen und geographischen Kunde seiner und der frühern Zeiten verwebt, als Einleitung oder als Darstellung der nähern und entferntern Anlässe, als Schilderung des Schauplazes, oder als natürlich sich darbietende bald anmuthige, bald rührende, bald erschütternde Episode. Auf den vieljährigen Reisen, welche er — in allen griechischen Meeren und bis Babylon, ja bis an die äthiopische und scythische Grenze — gethan, hatte er sich jene ausgebreitete Kenntniß der Länder und Völker erworben, welche wir erst in den neuesten Zeiten nach Verdienst schäzen und bewundern lernten, seitdem die lange verdunkelte Kunde von den Morgenländern und zum Theil von Afrika unter uns wieder erwachte, und manche einst für Märchen gehaltene Angabe des Vaters der Geschichte als ein wahres Faktum der Natur und als wahre, zum Theil noch dauernde, Menschensitte darstellte.

Man hat mit Recht Herodot den Homer der Geschichte genannt. Einer wie der Andere hat genialisch sich eine eigene Bahn gebrochen und sie erfüllt; jeder ein hohes — und in seiner Art noch unerreichtes Vorbild. In beiden das gleiche tiefe Gemüth, derselbe religiöse Sinn, beide voll

(*) Um 3540 im 38. Jahre seines Alters. Doch walten hierüber, so wie über Herodot's Geburts- und Sterbejahr verschiedene Zweifel ob. (S. Ger. Joh. Voss de Histor. gr.)

edler Einfalt, Kraft und Anmuth, lebendig in Schilderung der Natur und des Menschen, und — dies leztere vorzüglich Herodot — glühend für Vaterland und Freiheit. Sein Styl hat den Schwung des Epos nicht, aber in klarem und sanftem Fluß strömt seine (jonische) Rede dahin, und alle Kenner des Schönen sprechen nach, was Athenäus sagt: „Ὁ θαυμασιώτατος, καὶ μελίγηρυς Ἡρόδοτος.“

Dreihundert Jahre nach Herodot schrieb Polybius von Megalopolis (geb. 3780. gest. 3962) acht und dreißig Bücher der allgemeinen Geschichte vom Anfang des zweiten punischen Krieges bis zum Untergang des macedonischen Reiches, welchen zwei andere Bücher, die summarische Erzählung der frühern Begebenheiten von dem gallischen Brand an enthaltend, als Einleitung vorangehen. Schon in seiner Heimath hatte Polybius, des Prätors Lykortas Sohn, als Staatsmann und Feldherr hervorgeglänzt: er mußte mit den ausgezeichnetsten unter den Achäern, deren Talente und Tugenden die Römer scheuten, als Geißel nach Italien wandern, erwarb sich allda die Achtung und das Vertrauen der wichtigsten Männer, wurde Scipio's des Jüngern Freund und Rathgeber, und vervollkommnete durch vielseitige Verbindungen und Reisen seine ausgebreitete Kenntniß der Länder und der Geschäfte. Nur Wenigen ward ein so vorzüglicher Beruf zum Geschichtschreiber; auch entspricht demselben das Werk, von welchem leider nur die ersten fünf Bücher und einige Fragmente der Uebrigen auf uns gekommen. Ueber seinen Werth ist und war gleich anfangs nur eine Stimme. Der große M. Brutus führte es stets mit sich, und verfaßte selbst einen Auszug daraus. Gründlichkeit, ein weitsehender Blick, tiefes und ruhiges Urtheil zeichnen Polybius vor den Meisten aus; aber jene Kraft und Wärme, welche die Frucht der Begeisterung und des innigen Gefühles ist, hat er nicht. Es war ihm gegeben, die Mißhandlung und den Fall seines geliebten Vaterlandes zu sehen, und dennoch mit Gleichmuth von den Römern zu sprechen.

In dem Zeitalter des Cäsar und Augustus blühte der unermüdete Diodor (von Agyrium) in Sicilien. Eine dreißigjährige Arbeit — mit vielen Reisen und örtlichen Untersuchungen verbunden — wandte er auf die Verfassung seiner historischen Bibliothek, welche in vierzig Büchern die Geschichte aller Völker von dem grauesten Alterthum bis auf Cäsars gallischen Krieg umfaßte, und nach dem Urtheil der berühmtesten Richter die reichsten historischen Schätze enthielt. Aber gerade die interessantesten Theile derselben, und welche wegen des Abgangs anderer Quellen am meisten belehrend seyn würden (das 6te Buch bis zum 10ten, oder die Geschichte vom Falle Troja's bis auf Xerxes, und das 21ste bis zum 40sten, von der Schlacht bei Ipsus bis auf Cäsar), sind verloren gegangen. Die übrig gebliebenen haben theils die Fabeln der Vorwelt, theils einen von andern Geschichtschreibern schon beleuchteten Zeitraum zum Gegenstand. Gleichwohl verdanken wir ihm manche schäzbare Kenntniß; und er mag allerdings — wie schon aus dem Zwecke seines Werkes, aus dessen Anlage und Diction erhellt — zwar nicht den Ruhm der Genialität, wohl aber jenen eines verdienstvollen Sammlers ansprechen.

Sein Zeitgenosse war Trogus Pompejus, welcher in vier und vierzig Büchern die Geschichten der alten Völker, vorzüglich aber jene des macedonischen Reiches, und weiter die Begebenheiten bis auf Augustus beschrieben. Bei mehrern alten Schriftstellern wird seiner mit Ruhm gedacht; aber es ist blos noch der Auszug vorhanden, welchen später Justinus (um

160 n. Chr.) aus seinem Werke gemacht. Von diesem dürftigen Auszuge, so wie von den wenigen Fragmenten der von Nicolaus Damasc. (um 3950) geschriebenen Universalhistorie mag eine flüchtige Anzeige genügen.

Weiter haben wir keinen universalhistorischen Schriftsteller für die vorliegende Periode zu nennen. Zwar gab es noch welche, aber ihre Werke sind verloren, und die spätern Chronographen (von den vorzüglichsten derselben wird an einem andern Orte die Rede seyn) können eher Hilfsmittel als Quellen heißen. Was also die allgemeine Geschichte noch sonst zur Vervollständigung ihrer Gemälde bedarf, das muß sie aus den speciellen Quellen der einzelnen Volksgeschichten schöpfen.

Indessen können wir noch als allgemeine Quellen, weil sie sich nämlich auf kein einzelnes Volk beschränken, Aristoteles Schriften (um 3660), Valerius Maximus merkwürdige Reden und Thaten (n. Chr. 30), C. Plinius des Aeltern Naturhistorie (um 60), die Werke Plutarch's (um 120), Aulus Gellius attische Nächte (um 130), Athenäus Tischreden (um 200), Cl. Aelianus vermischte Geschichten (um 222) u. a. betrachten. Ihrer Aller wird später eine genauere Erwähnung geschehen. Sie sind insgesammt (mit Ausnahme des Aristoteles) auch für die folgende Periode lehrreich.

Zweites Kapitel.

Chronologie.

Auch in dieser Periode, vorzüglich in ihrer ersten Hälfte, herrscht noch unauflösliche Verwirrung. Die Hauptgründe davon — deren wir schon in der Einleitung (S. 24) erwähnt haben — beziehen sich zwar meist auf den ersten Zeitraum; aber sie wirken nothwendig auf den zweiten fort, wenn man nicht durch die Zählung von Christi Geburt rückwärts ihnen ausweicht, oder durch den Leitfaden eines conventionell angenommenen Systems sich aus dem Labyrinthe hilft. Zu den Schwierigkeiten, die aus der ersten Periode herrühren, gesellen sich aber noch viele, die der zweiten eigenthümlich angehören, und abermals theils in dem Widerspruch zwischen den heiligen und Profanscribenten, theils in der Mannigfaltigkeit der Aeren, der Unrichtigkeit der Jahrberechnung und der Unachtsamkeit der griechischen Geschichtschreiber liegen. Jedoch kommen jezt keine Abweichungen von ganzen Jahrhunderten (oder gar Jahrtausenden) wie in der ersten Periode, sondern blos von wenigen Jahren, oder gar nur von Theilen derselben oder Jahrszeiten vor, und für den höhern historischen Zweck ist hinreichende Helle vorhanden. Insbesondere gebührt den römischen Geschichtschreibern das Lob der chronologischen Genauigkeit, und, da sie nach einer Aere — von Erbauung Roms — zählten, und die einzelnen Jahre meist durch die Anführung der regierenden Consuln bestimmten, so war die Uebereinstimmung leichter. Gleichwohl stoßen wir auf vielfältige Zweifel, und ungeachtet die Folgen der Consuln (fasti consulares), als die Basis der römischen Chronologie, von vielen grundgelehrten Männern fleißig bearbeitet, und sowohl aus Schriftstellern als aus Inschriften (besonders den berühmten fastis Capitolinis) mit größter Sorgfalt zusammengetragen worden; so bleibt doch den Freunden der höchsten Genauigkeit noch Vieles zu wünschen übrig.

Um das Zeitverhältniß der Hauptbegebenheiten dieses zweiten Zeitraums dem Gedächtniß geläufig zu machen, dazu mag nebenstehende Tabelle dienen. (S. Tabelle).

Drittes Kapitel.

Schauplaz der Begebenheiten.

Alle Länder, welche im vorigen Zeitraum den Blick des Geschichtforschers auf sich zogen, bleiben auch in diesem zweiten merkwürdig, jedoch nicht insgesammt in demselben Grade. Die Vereinigung vieler Gebiete zu ungeheuren Weltreichen vermindert die Wichtigkeit der einzelnen Provinzen, aber das Schauspiel wird um so imposanter, und die Uebersicht des in wenigere Hauptmassen zerfallenden Ganzen ist leichter. Gleichwohl erstreckt sich die Scene der Weltbegenheiten viel weiter nach allen Richtungen als in der vorigen Periode. Auf manche Länder, worüber noch blose Dämmerung schwebte, fällt nun ein helles historisches Licht, und viele treten aus völliger Dunkelheit hervor. Aber vorzüglich erweitert sich die Scene in Westen, wo Italien, Hispanien, Gallien, und ein großer Theil von Nordafrika Schaupläze der wichtigsten Revolutionen werden, und selbst die brittischen Celten und die Teutschen daran einen bedeutenden Antheil nehmen. Auch von Scythen und Indiern erschallt durch Handelsverkehr und Krieg eine etwas genauere Kunde, und die Länder zwischen dem Tigris und Indus ziehen, als der Siz großer auf einander folgender Reiche, unsere Blicke fortwährend auf sich.

Auf diesem großen Schauplaze des Völkergedränges sind einige wenige Nationen in dem Maaße vorherrschend, daß neben ihnen alle andern fast zur Unbedeutsamkeit zurückweichen. Perser, Griechen, Macedonier und Römer sind diese Hauptnationen, welche den Gang der menschlichen Schicksale im Großen leiten, und in deren Geschichte jene aller andern Völker — selbst Parther und Karthager nicht ausgenommen — sich so natürlich verflechten, oder vergleichungsweise dagegen so sehr im Schatten stehen, daß sie kaum eine abgesonderte Behandlung verdienen, und füglicher als Episoden oder als Anhang zu jenen vier Hauptgeschichten erzählt werden.

Viertes Kapitel.

Allgemeinste Gestalt der Welt.

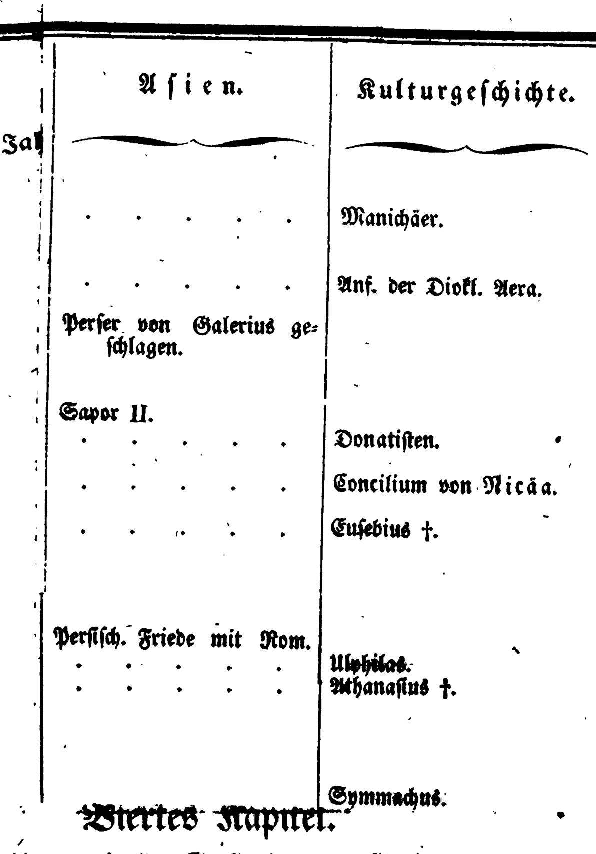
I. Charakter des Zeitraums.

In der vorigen Periode mußten wir uns fast einzig mit Sagen begnügen, und selbst die eigentlichen Geschichten trugen durchaus das Gepräge des Wunderbaren und Mährchenhaften an sich. Auch sonst, und vorzüglich in der kaum begonnenen Entwickelung aller menschlichen Anlagen sowohl als der gesellschaftlichen Einrichtungen, war der Charakter der Kindheit oder des unmündigen Alters unseres Geschlechtes erkennbar. In dieser zweiten Periode ist jener des reifern Jünglings- und Mannesalters vorherrschend. Deutliches Selbstbewußtsein, bestimmtere, zusammenhängende Erinnerungen, und die mit Beharrlichkeit auf größere und höhere Zwecke gerichtete Kraft bezeichnen dasselbe. Jezt erst sehen wir die bürgerlichen Verfassungen eine Art

Vtes Jahrh.

380	. . . .
381	. . . . [...]tium v. Constantinop.
386	. . . . Macedonius.
394	Arcadius und Honor[...] Bisch. zu Hippo.
410	. . . .
420	. . . .
423	Valentinian III.
451	
455	Petronius Maximus.
456	Ricimer.
475	Augustulus.
476	Ende des abendländ[...] Reiches.

des republikanischen Fanatismus. Wir treffen wohl noch mehr Frevel als Großthaten an, und mehr Verbrecher als Helden. Von ihnen allen, und von dem, was sie segnend und strafend wirkten, ist kaum eine Spur mehr vorhanden; sie leben blos noch als warnende oder erhebende Beispiele. Aber was der Geist des Menschen ersann, was er schuf in Kunst und Wissenschaft, das wirkt fort auch in den neuesten Zeiten. Hierin liegt der eigentliche Stolz dieser Hauptperiode der alten Welt. Wiewohl uns das Verhängniß aus ihr nur wenige Denkmale der Kunst erhalten, so reichen sie hin, als hohe Vorbilder, die ewigen Geseze des Schönen der spätesten Zeit zu bewahren; und unermeßlich ist der Reichthum der geretteten Schriften — weit mehrere gingen verloren — in allen Sphären der Erkenntniß und Wissenschaft. Zwar unsere Fortschritte sind größer; aber wenn wir bedenken, wie dürftig, mit den unsrigen verglichen, die Hilfsmittel der Alten, und wie auf so wenige Völker beschränkt bei ihnen der Konflikt der Geistesthätigkeit



Ja[hr]	Asien.	Kulturgeschichte.
	. . . . .	Manichäer.
	. . . . .	Anf. der Diokl. Aera.
	Perser von Galerius geschlagen.	
	Sapor II.	
	. . . . .	Donatisten.
	. . . . .	Concilium von Nicäa.
	. . . . .	Eusebius †.
	Persisch. Friede mit Rom.	
	. . . . .	Ulphilas.
	. . . . .	Athanasius †.
		Symmachus.

Viertes Kapitel.

Allgemeinste Gestalt der Welt.

I. Charakter des Zeitraums.

In der vorigen Periode mußten wir uns fast einzig mit Sagen begnügen, und selbst die eigentlichen Geschichten trugen durchaus das Gepräge des Wunderbaren und Mährchenhaften an sich. Auch sonst, und vorzüglich in der kaum begonnenen Entwickelung aller menschlichen Anlagen sowohl als der gesellschaftlichen Einrichtungen, war der Charakter der Kindheit oder des unmündigen Alters unseres Geschlechtes erkennbar. In dieser zweiten Periode ist jener des reifern Jünglings= und Mannesalters vorherrschend. Deutliches Selbstbewußtsein, bestimmtere, zusammenhängende Erinnerungen, und die mit Beharrlichkeit auf größere und höhere Zwecke gerichtete Kraft bezeichnen dasselbe. Jezt erst sehen wir die bürgerlichen Verfassungen eine Art

von Konsistenz, freilich auf zweierlei Wegen, gewinnen. Denn es wird auf einer Seite der Despotismus, durch Aufrichtung von Weltreichen, konsolidirt; anderseits erhält die Freiheit durch unablässiges Streben und Nachhelfen eine festere Grundlage, wenigstens in so ferne, daß man die Mittel und Wege zu ihr zu gelangen erkennt, und nicht mehr aus Irrthum, wiewohl öfters aus Verkehrtheit und Leidenschaft, ihren Besiz verscherzt. Wenn so im Innern die Einrichtungen der Völker mit mehr Ueberlegung und Konsequenz getroffen werden, so ist auch in äußeren Verhältnissen der Charakter des reifern Verstandes sichtbar. Nicht mehr aus thierischer Raublust und Mordgier und wildem Thatendrang, nicht mehr aus Rache, Eifersucht und andern blos leidenschaftlichen Antrieben jugendlicher Gemüther, werden Kriege geführt. Die Politik und planmäßige Herrsch- oder Ruhmbegierde entscheiden jezt im Rathe der Fürsten und Völker über Krieg, und diktiren den Frieden. So auch in allen andern Sphären des menschlichen Wirkens und Leidens. Der jugendliche Enthusiasmus, womit man früher die religiösen Ideen umfaßt hatte, wandelt sich allmälig in kältere Forschung um, und es wird die Religion politischen Zwecken untergeordnet. Unter den Künsten und Wissenschaften sind nur anfangs jene, die der Imagination angehören, in vorzüglicher Blühte; später werden die ernsten Disciplinen vervollkommnet. Der sittliche Zustand wird feiner und abgeschliffener, aber luxuriöser; die Laster der Roheit werden durch jene der Korruption verdrängt u. s. f. Jedoch versteht sich's von selbst, daß diese allgemeine Charakteristik nur auf die im Vordergrunde des welthistorischen Schauplazes stehenden Nationen paßt. Denn es gab allerdings auch im zweiten Zeitraum und gibt ja heut zu Tage noch viele einzelne Völker, die noch in der Kindesperiode sich befinden; aber von diesen können bei Entwerfung eines allgemeinen Umrisses die Hauptzüge nicht genommen werden.

Das Jünglings- und Mannesalter ist jenes der Kraft; und solchen Stempel trägt auch Alles, was in der vorliegenden Periode auf dem großen Welttheater geübt wird. Mächtige Reiche entstehen, theils plözlich durch gigantische Anstrengung, theils langsam durch Weisheit und beharrlichen Muth. Kleine Staaten behaupten sich glorreich gegen die furchtbarste Uebermacht, oder erliegen ruhmvoll im ungleichen Kampf. Kein anderes Zeitalter ist so reich an Wundern der Freiheits- und Vaterlandsliebe, keines so reich an Weisen und Helden. Aber schrecklich sind auch die Verwirrungen der übel geleiteten Kraft, kläglich die Auswüchse des engherzigen Nationalstolzes und des republikanischen Fanatismus. Wir treffen wohl noch mehr Frevel als Großthaten an, und mehr Verbrecher als Helden. Von ihnen allen, und von dem, was sie segnend und strafend wirkten, ist kaum eine Spur mehr vorhanden; sie leben blos noch als warnende oder erhebende Beispiele. Aber was der Geist des Menschen ersann, was er schuf in Kunst und Wissenschaft, das wirkt fort auch in den neuesten Zeiten. Hierin liegt der eigentliche Stolz dieser Hauptperiode der alten Welt. Wiewohl uns das Verhängniß aus ihr nur wenige Denkmale der Kunst erhalten, so reichen sie hin, als hohe Vorbilder, die ewigen Geseze des Schönen der spätesten Zeit zu bewahren; und unermeßlich ist der Reichthum der geretteten Schriften — weit mehrere gingen verloren — in allen Sphären der Erkenntniß und Wissenschaft. Zwar unsere Fortschritte sind größer; aber wenn wir bedenken, wie dürftig, mit den unsrigen verglichen, die Hilfsmittel der Alten, und wie auf so wenige Völker beschränkt bei ihnen der Konflikt der Geistesthätigkeit

gewesen, so staunen wir billig ob der genialen Kraft, die mit so Wenigem so Vieles geleistet. Und noch weit Mehreres hätte sie vollbracht, wären nicht die Pflegmütter alles Schönen und Guten, die Freiheit und Sittlichkeit, frühe erlegen unter einreißender Tyrannei und Verderbniß. Auf demselben Wege, wie früher die Kultur, d. h. von Ost nach West, verbreitete sich diese Korruption, und am Ende des Zeitraums ist die historische Welt getheilt zwischen Barbarei und Entartung.

II. Summe der politischen Begebenheiten.

Eine große Revolution eröffnet die Periode. Das erste eigentliche Weltreich entsteht, und breitet seine Macht über weite Länder von drei Erdtheilen aus. Vom Indus und Oxus über ganz Mittel- und Vorderasien, und diesseits der Meerengen bis zum hohen Olymp, in Afrika bis zur libyschen Wüste gebot der persische Großkönig. Ein Sieg hatte Cyrus das medische, ein anderer das lydische, ein dritter das babylonische Reich unterworfen. Das Schicksal schien diese großen Massen nur darum gebildet zu haben, damit sie um so leichter in eine noch größere zusammenfielen. Jezt war keine Macht mehr, die sich mit Persien hätte vergleichen dürfen. Jedes überwundene Volk gab neue Mittel und Streitkräfte her, um noch andere zu überwinden. Es fiel das stolze Aegypten; Thracien, Macedonien huldigten; Indien zitterte. Aber die armen Scythen, durch ihre Wildnisse gedeckt, trozten dem furchtbaren Reiche; und das kleine Griechenland demüthigte, erschütterte, untergrub es. Der orientalische Despotismus mit seinem traurigen Gefolge, Serail- und Satrapenregierung, hatte aus ihm einen Koloß auf thönernen Füßen gemacht. Der ungeheure, schlechtverbundene Staat, durch Empörung in den Provinzen und Zwist im Königshause unabläßig zerrüttet, ohne anderes Erhaltungs-Prinzip als den Schrecken, seinen eigenen Völkern meist eben so verhaßt als den fremden — mußte zu Grunde gehen durch langsame innere Auflösung, oder schnell zusammenstürzen durch einen energischen Angriff von Außen. Das Verhängniß hatte das Leztere beschlossen. Der macedonische Held, Alexander, zerstörte plözlich das wankende Reich.

Die Kriege gegen Persien waren das vorzüglichste Mittel zur Erhebung Griechenlands gewesen. Die gemeinschaftliche Gefahr hatte seine vielen Stämme zur engern Vereinigung gebracht, der glückliche Erfolg hatte ihr Selbstgefühl erhöht, und Nacheiferung einen allgemeinen Heldenmuth erzeugt. Frei im Innern, ruhmgekrönt und gesichert von außen, hätten sie ein glückliches und edles Volk werden, und auf friedlichen Wegen durch Handel und Kolonien immerdar weiter sich ausbreiten mögen, wären sie einig unter sich, einfach in Bedürfniß und Sitte, und treu der Tugend, dem Palladium der Freiheit, geblieben. Oder hätten sie, weil solche Reinheit der Sitten und unaufhörliche patriotische Selbstverläugnung sich schwer erhalten lassen, einen mäßigen Primat unter sich gegründet, die Wahrung des allgemeinen Interesses, die Leitung der allgemeinen Kraft einer gesezlich organisirten Centralgewalt übertragen, sie wären zwar etwas weniger frei im Innern, aber nach Außen um so furchtbarer geworden. Keines von beiden geschah. Der Primat, welchen Sparta zuerst und darauf Athen besaßen, war weder gesezlich bestimmt noch durchgängig anerkannt, kraftlos für's Allgemeine, tyrannisch auf Einzelne wirkend, verhaßt, ein Zunder der Eifersucht, und die Quelle verwüstender Kriege. Zum Zweitenmal schwang sich Sparta über den

Trümmern der athenischen Größe zur Herrschaft auf, und mißbrauchte sie mehr als zuvor. Der allgemeine wohlverdiente Haß, und Thebens durch zwei Helden plözlich gebaute Macht, erniedrigten Sparta; aber nach Epaminondas Tod sank auch Theben zurück. Hätte es der persischen Regierung nicht völlig an Weisheit und Kraft gefehlt, Griechenland, dessen Staaten, durch Leidenschaft blind, abwechselnd um ihren Beistand buhlten, wäre die Beute des großen Königs geworden. Was dieser träg versäumte, that eine kleine, benachbarte Macht, Macedonien, welche Griechenland ohne vielen Widerstand unterjochte und, mit demselben vereint, ein neues Weltreich stiftete.

Zu solcher Größe hatte der Geist und die Beharrlichkeit eines Mannes, Philipps II., den Grund gelegt; sein Sohn Alexander baute sie auf, und nach dessen Tod ging sie in Trümmer. Alexanders Eroberungen — noch über das persische Reich, nach allen Weltgegenden reichten sie hinaus — hatten allerdings einen andern Charakter, als jene der asiatischen Hordenführer. Er zog aus, sich die ganze Erde (im strengen Sinn des Wortes) zu unterwerfen; aber nur — so erklärte er feierlich, und verblendete Schriftsteller rühmen's ihm nach — um sie glücklich zu machen. So lang er lebte, verfolgte er, über Trümmer und Leichen wandelnd, dieses glänzende Ziel, und die Frucht seiner Siege war — eine unbändige Soldatendespotie. Als er starb, zerfiel das ungeheure Reich, das keine andere Basis als den Herrschergeist des Stifters hatte; seine Feldherren rissen in wildem Kampf, jeder nach dem Maaße seines soldatischen Verdienstes, die bluttriefenden Stücke des Erbes an sich, und bald waren, außer mehreren kleinern Staaten, die mächtigern Reiche, Neumacedonien, Syrien, Aegypten und die wiedergebornen griechischen Bundesrepubliken, neben einander in feindseliger Stellung da. Die fortwährende Zwietracht dieser macedonischen Staaten, verbunden mit innerer Zerrüttung, machte es ihren Feinden leicht, sie über den Haufen zu werfen. Die kriegerischen Parther eroberten alle Länder jenseits des Euphrat, und was westlich dieses Stromes in drei Welttheilen lag, wurde eine Beute der Römer.

Kein anderes Reich in alten und neuen Zeiten, ist dem Römischen zu vergleichen. Mühsam hatte sich anfangs die Stadt des Romulus ihrer kleinen nnd feindseligen Nachbarn erwehrt, in schwerem und langwierigem Kampfe hatte sie die Herrschaft Italiens errungen; aber dann, als diese Grundlage gebaut, als in zwei blutigen Kriegen die Macht Karthago's, der einzig noch furchtbaren Rivalin, gebrochen war, schwang Rom sich auf Sturmesflügeln zur Weltgebieterin auf. Es ist nicht schwer, theils in der innern, bürgerlichen und religiösen Verfassung dieser herrischen Stadt, wodurch jener eigenthümliche Römergeist genährt, und alle Kräfte der Bürger geweckt und benüzt wurden, theils in ihren Staatsmaximen, wornach Krieg ihre erste Kunst und ihr ewiges Loosungswort war, dann in ihrer kunstvollen, arglistigen, immer wachen Politik, vorzüglich aber in dem schlau geregelten Verhältniß zu den Besiegten, welche man meist unter dem Namen der Bundesgenossen zu Werkzeugen von immer neuen Siegen zu machen verstand, endlich in der innern und äußern Lage aller Mächte, mit denen Rom nach und nach auf den Kampfplaz trat, die unmittelbaren Gründe einer bis auf unsere Tage ganz beispiellosen Vergrößerung zu finden, welche alle Umgebungen des weiten Mittelmeeres, die

schönsten, volkreichsten, kultivirtesten Länder der drei alten Welttheile, und eigentlich fast Alles, was damals bekannt und zum großen welthistorischen Völkersystem gehörig war, verschlang, und sonach die Menschheit der Willkür und den Leidenschaften einer Stadtgemeinde oder ihrer Rottenführer unterwarf. Aber gerade in dem Zusammentreffen aller dieser innern und äußern Umstände, welche dergestalt vorzubereiten nicht in menschlicher Kraft und Weisheit lag, besteht — was wir Verhängniß heißen. Keinem Staat, nachdem Rom einmal so furchtbar angewachsen, war mehr möglich, seine Selbstständigkeit zu behaupten. Mochte Macedonien die Unklugkeit seiner lezten Könige, Syrien den eitlen Dünkel seines Antiochus anklagen, Griechenland seine einheimische Zwietracht, Numidien die Verbrechen seines Jugurtha, Aegypten endlich die völlige Entartung des Hofes und des Volkes als befördernde Ursache ihres Ruins beweinen: — was half dagegen Pergamum der treu bewahrte Bund mit Rom? Was Mithridat von Pontus sein unbeugsamer Muth? Was nüzte den Karthagern ihre heroische Dahingebung? Was den Spaniern die Kraft eines Viriathus, Numantia's edle Verzweiflung, und die hartnäckigste Vertheidigung vieler natürlich fester Lagen? — Konnten die tapfern Gallier dem Glück und dem Genie eines Cäsar widerstehen? — Es war beschlossen von des Geschickes Mächten, daß Rom das Haupt der Welt, und die Gründerin einer neuen Ordnung der Dinge werde. Aber die Wohlthaten — Aufklärung und Civilisation — die von ihm auf viele Völker flossen, wurden theuer durch Ströme von Blut und Vernichtung der Nationalität erkauft; und Rom selbst wurde seiner Herrschaft nicht froh. Je ausgedehnter ein Staat ist, desto energischer, desto concentrirter muß seine Regierung seyn. Die Gebieterin der Welt konnte schon als solche nicht Republik mehr bleiben. Inneres Verderbniß, Mangel des Gleichgewichts der Gewalten, Uebermaaß des Privatreichthums, einzelne herrische Charaktere u. s. w. beschleunigten den Untergang der Freiheit. Von Faktionen stürmisch bewegt, durch langwierige Bürgerkriege zerfleischt, von allen Schrecknissen der Anarchie und der Wuth siegender Parteien heimgesucht, fand Rom zulezt in der schrankenlosen Macht eines Einzigen ein vergleichungsweises Glück. Mit der Schlacht bei Actium erlosch auf lange Zeit in den schönsten und wichtigsten Ländern der Erde, der Name, der Begriff der Freiheit. —

Weit lebhafter, weit mannichfaltiger als im vorigen Zeitraum, war jezt der Völkerverkehr. Aber, den verbreiteten Handel abgerechnet, waren es meist feindselige Verhältnisse, die aus den vermehrten Berührungspunkten entsprangen. Im Orient ist vielfältiger Wechsel der Herrschaft. Aber meist gibt blos das Schwert, ohne Künste der Politik, die Entscheidung. Nur einzelne Regierungen, und später der Einfluß Roms, machen Ausnahmen davon. Im Abendlande dagegen bleibt durch die Menge der Staaten, durch ihr regeres Leben, durch ihre komplizirteren Verhältnisse, der äußern Politik nicht minder als der innern ein weites Feld geöffnet. Die vielen griechischen Republiken, neben einander in den mannigfaltigsten Lagen bestehend, von äußern Feinden immerdar bedroht und hiedurch genöthigt, sich in Bündnisse zu sammeln, aber jede ihr eigenes Interesse behaltend, und gegen die übrigen stets eifersüchtig und wachsam, welch' ein Tummelplaz der ausübenden Staatsklugheit für die Griechen selbst, und für ihre Feinde! Auch waren die Griechen, und spä-

ter die Macedonier, allerdings in der Politik vortreffliche Meister. Aber die kalten Vorschriften derselben, wiewohl man sie gründlich kannte, wurden häufig hintangesezt aus Leidenschaft und Verblendung. Selten war dies bei den Römern der Fall, deren Politik durchaus die feinste, beharrlichste, siegreichste, aber freilich auch die ungerechteste, ränkevollste und verworfenste von allen war. Die Eroberung der Welt war noch mehr das Werk des Senats als der Legionen, und die römischen Unterhändler gefährlicher als die Feldherren. Da nun Rom auf seiner langen Laufbahn alle Stufen der Schwäche und Stärke durchging, und mit den verschiedenartigsten Völkern durch alle Nuancen der Macht, des Reichthums, der Kultur und der politischen Kenntniß, bald einzeln und bald in Haufen zu thun hatte; so ist begreiflich, warum es kaum eine Staatsverhandlung der hochverfeinten neuen und neuesten Zeit gibt, zu der nicht in der römischen Geschichte ein Vorbild oder Seitenstück zu finden wäre. Und so sind auch die — größtentheils mißlungenen — Plane und Kombinationen der Feinde Roms, ihre oft unklugen, oft unglücklichen Bestrebungen, ihre Vereinzelung und beschränkte Selbstsucht, ihr Mangel an Konsequenz, Festigkeit und Zusammenhalten, ein lehrreicher, warnender und erklärender Spiegel. —

Zweiter Abschnitt.

Detaillirte Geschichte des zweiten Zeitraums.

Erstes Kapitel.

Geschichte der Perser (*).

§. 1. Quellen.

Von dem mächtigen Volk der Perser, welche das erste wahrhaft große Weltreich stifteten, und über zwei hundert Jahre lang die Schicksale der halben, damals bekannten Erde bestimmten, sind, außer den räthselhaften Trümmern von Persepolis, keine einheimischen Monumente mehr übrig. Viel haben sie freilich nicht gebaut, ihre Kraft war größer im Zerstören; und Geisteswerke, welche länger dauern mögen als Palläste und Tempel, konnten nicht wohl gedeihen, wo barbarischer Despotismus herrschte. Gleichwohl flößt es ernste Betrachtungen ein, ein so großes und mächtiges Volk wie von der Erde weggewischt, und nur noch in dürftigen Nachrichten seiner unbedeutendsten Sklaven und seiner Feinde leben zu sehen. Die gerühmten Reichsannalen oder Staatsarchive der Perser — eigentlich nur die Aufschreibung der königlichen Reden und Befehle — sind mit dem Reiche zu Grunde gegangen, und selbst die einheimische Sage ist bis auf wenige undeutliche oder verfälschte Laute verhallt. Denn offenbar trägt, was später mittelasiatische Schriftsteller, wie Moses von Chorene, Ferdusi, Mirkond und Kondemir von dem alten Perserreich erzählen, den Stempel der Unge-

(*) Ueber Geographie, Denkmäler und Geschichte der Perser haben geschrieben Höck, Herder, Tychsen, Grotefend, Witte, Hagemann, Lichtenstein, Münter u. A.

reimtheit und Dichtung. Wir wüßten so viel als nichts von ihm, wenn nicht Juden und Griechen, beide vermöge ihrer Nationalverhältnisse allerdings zu glaubwürdigen Führern geeignet, uns einige Nachrichten darüber erhalten hätten. Aber diese Nachrichten sind leider unter einander verschieden und zum Theil widersprechend. Was Nehemias und Esra und der Verfasser des Buches Esther erzählen, weicht sehr von den Berichten der Griechen ab, und unter diesen selbst kömmt keiner mit dem andern überein.

Aeschylos (als Verfasser des historischen Drama's „die Perser"), einer der Marathon'schen Streiter, der vielgereiste Herodot, Ktesias, Leibarzt des persischen Königs Artaxerxes, Xenophon, Anführer beim hochberühmten Rückzug der Zehntausende, Arrian endlich, der aus den Schriften von Alexanders M. Begleitern seine Nachrichten zog, weichen vielfältig von einander ab, und sezen hiedurch, da sie insgesammt ihren persönlichen Eigenschaften und ihrem Standpunkt nach unser Zutrauen rechtfertigen, die Kritik in nicht geringe Verlegenheit. Wenn wir jedoch über kleinere Verschiedenheiten in Namen und Zeitbestimmung hinausgehen, das, was eigentlich historisch ist, von jenem, was seinem Ton und Zweck nach als Dichtung erscheint, sorgfältig absondern, hiebei die Analogie der Geschichte oder sonst bewährte Fakten zu Hilfe nehmen, und mehr nach einer allgemeinen Darstellung des Charakters, des Zustandes und der Verhältnisse des Perserreiches, als nach einer ängstlichen Genauigkeit des Details begierig sind, so mögen wir, aller gerügten Mängel der Quellen ungeachtet, nicht ohne Befriedigung bleiben. Hauptführer muß uns — so weit er reicht — Herodot seyn. Ktesias würde ihm mit vollem Recht zur Seite Seite stehen, wenn nicht seine aus den Reichsannalen geschöpften 23 Bücher persischer Geschichte bis auf wenige von Photius erhaltene Fragmente verloren wären. Xenophon und Arrian, auch Diodor und Justin mögen zur Ergänzung, bisweilen zur Berichtigung Herodots, die jüdischen Schriftsteller aber zur Darstellung des Verhältnisses der Perser gegen die Juden dienen.

§. 2. Das Land.

Oestlich an den schönen Gefilden von Susiana, (mit Elimais) erhebt sich, in Süden vom persischen Meerbusen, in Osten von Carmanien, in Norden von dem weiten Medien umgränzt, das Land Persis (Farsistan). Sein Flächeninhalt mag dem von Italien gleich kommen. Es ist von hohen, theils dürren, theils weidenreichen Gebirgen erfüllt; nur gegen das Meer läuft es aus in eine flache versengte Sandwüste. Ueber diesem Land ist ein fast beständiger heiterer Himmel (auch heißt Pars soviel als Lichtland, nach Tychsen), und eine, der hohen Lage entsprechende, frische, in der Nordgegend sogar kalte Luft. Der Boden, minder wasserarm als die meisten benachbarten Länder, bringt köstliche Früchte, Gras und Getreide hervor, und hat von jeher gesunde, kräftige Menschen beherbergt. Aber sie sind weniger zahlreich heute als ehedem, und minder emsig, seitdem Zoroaster's dem Ackerbau freundliche Lehre dem Schwert der Moslems wich. Daher ist Persis jezt großentheils wüste, und bildet in seinem verödeten Zustand eine traurig harmonische Umgebung der hehren Trümmer von Persepolis (*). Mehr als zweitausend Jahre sind hin-

(*) Tschil Minar (vierzig Säulen) heißen jezt die Ruinen im neu persischen Dialekt; Isthakar war ihr Name in der Sassanidischen Zeit.

gegangen, seitdem Alexander im Wein- und Siegesrausche die ehrwürdige Perserstadt zerstörte; aber ihre Trümmer mögen noch länger dauern als die neuesten Palläste. Da, wo an der Grenze der Sandregion die Gebirgskette anhebt, liegen, von zwei Armen derselben halb umschlossen, diese geheimnißvollen Ruinen. Aus ungeheuern Marmorblöcken wunderbar zusammengefügt, sieht man gigantische Treppen, Säulen, Mauern, Gemächer und Gräber in seltsamer Verbindung, theils noch stehend, theils zusammengestürzt, mit räthselhaften Thiergestalten vermischt, und die Wände fast durchaus bedeckt mit schwer zu deutenden Bildern, und mit Charakteren einer längst verstorbenen Schrift (*).

Aber weit über ihr heimathliches Land, nach allen Weltgegenden hin, herrschten die Perser; Mittel- und Vorder-Asien vom Indus bis zum Mittelmeer gehorchte ihrer Macht. Wir haben schon früher die westlich des Tigris gelegenen Länder Kleinasiens, dann Syrien und Babylon, auch östlich an diesem Strom Assyrien und Medien betrachtet; noch müssen wir der übrigen Provinzen bis zum Indus und Oxus erwähnen. Was von diesen beiden Flüssen bis zum Tigris und zum indischen Ocean liegt, und in mittlern Zeiten Iran (im Gegensaz von Turan, nördlich am Oxus) genannt wurde, hieß den Griechen mit demselben Namen Ariana (in der Zendsprache Eriene). Außer den schon genannten Provinzen umfaßte solches in Süden die wüsten Länder Karmanien und Gedrosien, in Norden am kaspischen Meer Hyrcania und daran gränzend das späterhin fruchtbare Parthia, in Nordosten und Osten endlich die uralten Handelsländer Bactria und Sogdiana (dieses leztere noch jenseits des Oxus), Aria, Arachosia und Paropamisus, das indische Grenzland. Bei aller Verschiedenheit in Klima und Produkten, die bei so weit ausgedehnten Ländern sich vermuthen läßt, ist dennoch, mit Ausnahme der Seeküsten, den meisten die hohe Lage, die trockene Luft, und Armuth an Wasser gemein.

§. 3. Cyrus.

Ungeachtet der Dunkelheit, die auf der Geschichte von Cyrus, dem Stifter des Perserreiches, ruht, mögen wir erkennen, daß derselbe von dem edelsten der persischen Stämme, den Pasargaden, und zwar aus dem erlauchten Hause der Achämeniden (man will diesen Namen von dem gepriesenen Dschemsid oder Giamsid ableiten [s. Wahl's Beschreibung d. pers. Reichs]) entsprossen, und durch Talent und Glück das Haupt der Nation geworden sey. Vor ihm war dieselbe noch wenig berühmt gewesen; doch kannte man sie als ein tapferes, unverdorbenes Volk, von einfältiger, naturgemäßer Sitte. Es hatte die Hoheit Assyriens und nachmals Mediens erkennen müssen; gleichwohl lebte es, durch seine Berge und seinen Muth geschüzt, in geringer Abhängigkeit, nach alter einheimischer Weise. Es war in zehn Stämme, drei der Krieger, drei der Ackerleute, und vier der Hirten getheilt, und mochte 120,000 wehrbare Männer zählen.

(*) Der sogenannten Keilschrift, um deren Erklärung sich vorzüglich Grotefend, Lichtenstein und Tychsen nebst mehreren anderen der obengenannten Schriftsteller verdient gemacht haben. Aus diesen Erklärungen geht hervor daß Persepolis — wahrscheinlich eines mit Pasargada — Lager der Perser — allerdings aus den ersten Zeiten des alten Perserreiches herrühre, ursprünglich das Hoflager der persischen Könige, darauf ihre Todtenresidenz und ein allgemeines Nationalheiligthum gewesen. (s. Heeren's Ideen I. S. 335 ff.)

Cyrus (er hieß zuvor Agradatus, nahm aber, als er zum Haupt aller Stämme sich ernennen ließ, von Khor [die Sonne] den Ehrennamen Khores — Cyrus — an) führte sie plözlich zum Sieg und zur Herrschaft (3425). Bei Pasargada schlug er die Meder, in den Gefilden von Sardes die Lydier; Babylon nahm er durch List. Nichts widerstund ihm. In wenigen Jahren war Mittelasien und Vorderasien sein. Der glückliche Hordenführer verstund besser zu siegen, als einen Staat künstlich einzurichten. Fast alle Maaßregeln, die er nahm, die Unterwürfigkeit der Völker zu erhalten, tragen ein barbarisches Gepräge, wiewohl sie allerdings den Umständen der Eroberungen und dem Charakter seines so wie jenem der besiegten Völker entsprachen. Wir werden solches anderswo näher beleuchten; hier bemerken wir noch, daß Cyrus mit seinen Pasargaden, abermals im Geist einer erobernden Nomadenhorde, die weichern Sitten der Besiegten, vornehmlich der Meder (*), großentheils annahm, durch Einführung des medischen Hofzeremoniels seinen Thron mit erhöhtem Glanz umgab, und durch die Begünstigung der magischen Priesterkaste Zoroasters Lehre eine gesicherte und erweiterte Herrschaft gab. Der Feilassung der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft haben wir schon oben (S. 82) erwähnt. Die lezte Scene seines Leben wird von Xenophon und Herodot so widersprechend als die ersten erzählt. Aber wer kann glauben, daß der Würger der Nationen, und der um blutiger Triumphe willen des Sohnes Erziehung verwahrlosete, daß der Gründer einer schrankenlosen Despotie, unter Aeußerungen sokratischer Weisheit und Tugend gestorben? — Herodot's Nachrichten sind eines Eroberers würdiger. Unersättlich des Ruhms und des Raubes hatte Cyrus zulezt auch die scytischen Völker jenseits des Jaxartes bekriegt. Aber für die Massageten stritten ihre Wildnisse. Nachdem er unvorsichtig ins Innere der Steppe gedrungen, ward Cyrus umzingelt, sammt seinem Heere erschlagen, und sein in Blut getauchtes Haupt der Spott eines Weibes (3455).

§. 4. Cambyses und Pseudosmerdes.

Noch immer schwoll der Strom der persischen Macht. Noch ging vor den Schaaren, welche Cyrus gebildet, der Schrecken einher; sie siegten, weil sie gewohnt waren des Sieges. Cambyses, welcher dem Vater im Hauptreich gefolget — sein Bruder Smerdes sollte über Baktrien herrschen — brach in Aegypten ein. Der Anlaß kann uns wenig kümmern: nie fehlt es daran dem Eroberer. Eine Schlacht — bei Pelusium — eine kurze Belagerung — von Memphis — und in Trümmern lag der Pharaonen Reich. Auch Ammonium in der libyschen Wüste, auch Aethiopien jenseits der todten Steppe gelegen, selbst Karthago im fernen Abendland, sollten dem Perser gehorchen. Aber von den Heeren, die dahin zogen, begrub eines der Sand; das zweite rieb der Hunger auf, und gegen Karthago versagte Tyrus seine Flotte. Cambyses erkannte betroffen, daß er nicht allmächtig sey, und wüthete jezt in Aegypten gegen Menschen und Götter. Freilich ist in dem Gemälde, welches von ihm Herodot nach den Erzählungen ägyptischer Priester entwirft, die Uebertreibung des Hasses sichtbar. Aber mit Recht haßten die Aegypter den fremden Tyrannen, der da kam, um ihnen die Selbstständigkeit zu rauben, und mit ihrem Heiligsten — wenn

(*) Die Meder behaupteten unter den besiegten Völkern fortwährend den ersten Rang. Auch wurde das Reich gewöhnlich das Medopersische genannt.

auch ein Stier es war — grausamen Spott zu treiben. Niemals erlosch dieser Haß, und Aegypten war, so lange das Perserreich währte, fast ununterbrochen der Schauplaz der Empörung.

Nachdem Cambyses seinen Bruder, seine Schwester und Gattin, viele treue Freunde und Diener (mitunter auch Schurken, doch selbst diese auf tyrannische Weise) getödtet hatte — seine Wuth gränzte an Wahnsinn — so entspann sich gegen ihn eine gefährliche Verschwörung. Die Magier standen an deren Spize, entweder um ein medisches Haus (nach Heeren's Vermuthung) oder einen aus ihrer eigenen Mitte auf den Thron zu bringen. Sphendadates, eines vornehmen Magiers Bruder, gab sich, wie Herodot erzählt, für Smerdes aus — als sey er der Hinrichtung glücklich entronnen — und erhielt, weil man den König haßte, zahlreichen Anhang. Cambyses, auf dem Zug gegen ihn, stürzte unversehens in sein eigenes Schwert. Die Perser huldigten dem Betrüger (3462).

Aber bald ermannten sie sich zur Rache. Wie hätten die stolzen Pasargaden, die Sieger der Meder, der Herrschaft entsagen sollen? Sieben persische Große konspirirten gegen den König und ermordeten ihn (3463). Nach einer merkwürdigen Berathschlagung über die künftige Form des Reiches, wo die Regierung der Stammeshäupter und selbst die eines ganzen auserlesenen Stammes zur Sprache kam, wurde gleichwohl die Alleinherrschaft beliebt, und die Person des Monarchen durch's Loos bestimmt. Es traf den Darius (bei den Persern Darab) aus dem Geschlecht der Achämeniden, des Hystaspes (Gustasp) Sohn und Statthalter in Persien. Die Uebrigen unterwarfen sich; und wer wollte nicht (so lange die Völker als Heerden behandelt werden, dem Eigenthumsrecht eines Herrn verfallen) den Wunsch eines menschenfreundlichen Schriftstellers (Robertson, hist. of ancient Greece) unterschreiben: O daß doch alle Thronstreitigkeiten auf solch unblutige Weise geschlichtet würden! —

§. 5. Darius Hystaspis

Darius I. rechtfertigte die Entscheidung seines guten Glücks, oder seiner List, durch eine weise und kraftvolle Verwaltung. Unter ihm erst bekam das Reich eine eigentliche Organisation, indem er es in zwanzig Satrapien eintheilte, die Tribute genauer bestimmte, bürgerliche und militärische Gewalten ernannte, und, wozu zwar schon Cyrus den Grund gelegt, eine regelmäßige Kommunikation der Provinzen mit dem Hoflager durch — sogenannte — Posten erhielt. Freilich wurde auch unter ihm die Serailregierung, mit allem Verderbniß, was sie für Hof und Volk mit sich führt, vollkommener ausgebildet, und die Nation durch Sklaverei und Weichlichkeit entnervt. Aber nach den Umständen und Verhältnissen, worin die Perser sich damals befanden, nach ihrem Charakter und jenem der besiegten Völker, nach dem allgemeinen Verhängniß asiatischer Reiche konnte solches nicht ausbleiben. Auch waren, so lange Darius herrschte, die Folgen des Grundübels noch wenig sichtbar. Er bezwang mit starkem Arm das rebellirende Babylon und Barca, eroberte die indischen Grenzländer, die er zuvor durch Skylax von Caryanda hatte auskundschaften lassen, und legte ihnen einen Tribut von 360 Talenten auf. Minder glücklich bekriegte er zwar die europäischen Scythen zwischen dem Don und der Donau — ihr Land stritt für sie — aber auf demselben Zug unterwarf er sich Thracien und Macedonien. Jezt herrschte er gewaltig in drei

Welttheilen; das Perserreich stund auf seiner höchsten Höhe. Ein wenig mächtiges Volk, klein an Zahl, aber stark durch Geist und Muth, stürzte es, und Darius selbst begann den Krieg, der die Grundfesten seines Thrones erschüttern sollte.

Schon Cyrus hatte die griechischen Kolonien in Kleinasien, theils als Zubehörde des lydischen Reichs, theils als eigene Eroberung, an sich gebracht. Aber diese blühenden Städte verloren das Andenken ihres Ursprungs und den Freiheitsdrang der Griechen nicht. Von Miletus, dem Haupte Joniens, brach, als des Darius Unternehmen gegen die Scythen gescheitert war, auf Hystiäus Anstiften, eine weit um sich greifende Empörung aus, welche nach anfangs glücklichem Erfolge — die Empörer hatten sogar Sardes, den Siz des Satrapen, verbrannt — mit der Besiegung aller Städte und der Zerstörung von Miletus sich endete. Die Unterstüzung, welche Athen — erbittert über den Schuz, welchen der vertriebene Hippias bei dem Satrapen Artaphernes gefunden — und das kleine Eretria auf Euböa den Joniern geleistet, gab Darius einen willkommenen Anlaß zum Angriff auf Griechenland. Aber auch ohne denselben würde der „König der Könige, der Nachkomme des Weltregierers Dschemschid" (so nannte sich Darius nach den persepolitanischen Inschriften), und der schon Herr von Thracien und Macedonien war, wohl auch nach dem schönen und wohlgelegenen Griechenlande gestrebt haben. Jedoch, nach dem allein zu urtheilen, was in der That geschah, und nicht nach jenem, was etwa hätte kommen können, müssen wir gestehen, daß Darius zum Kriege schwer gereizt, und daß die Mißhandlung der persischen Herolde, die zur Genugthuung Erde und Wasser, d. h. Unterwerfung begehrten, und dann mit grausamem Hohn in Gruben und Brunnen geworfen wurden, abermal ein vermessener Frevel war. Wir werden in der griechischen Geschichte sehen, welches unglückliche Loos die Heere traf, die der König, zuerst unter Mardonius, und darauf unter Datis und Artaphernes — das lezte unter Begleitung des Hippias, welcher eigentlich die Seele der Unternehmung war — gegen Griechenland sandte. Besiegt durch die Waffen überwand Darius seine Feinde durch Großmuth. Die edle Behandlung der gefangenen Eretrier, welche er wohl als Sühnopfer für seine Herolde und für Sardes hätte schlachten mögen, verräth eine Herzensgüte, die an einem Despoten und Krieger Bewunderung verdient, und deren kein Grieche damals wäre fähig gewesen. Darius hoffte durch erneuten Krieg eine rühmlichere Rache zu nehmen, und starb während der langwierigen Vorbereitung.

§. 6. Xerxes. Artaxerxes Longim. Darius Nothus.

Sein Sohn Xerxes sezte die Rüstungen fort. Nicht nur die Perser und die königlichen Miethtruppen — alle unterworfenen Völker sollten in diesem zur Nationalangelegenheit erklärten Kriege streiten. Wenn wir nun die Ausdehnung des Reiches, die Schwierigkeit der Versammlung, des Marsches und der Verpflegung so ungeheurer Heerschaaren, oder eigentlich so vieler Völker (weil die meisten nach Nomadensitte mit ihren Familien in Krieg zogen) und die Vielfältigkeit der Anstalten bedenken, welche dies Alles erheischte; so werden wir leicht begreifen, daß hiezu mehrere Jahre erforderlich waren. Wenn wir ferner die hunnischen, mongolischen, tartarischen Züge, oder die endlosen Schaaren der Kreuzbrüder er-

wägen; so werden wir zwar die 5,283,220 Köpfe, die Herodot aufzählt — mag er jene Musterung aus einer persischen Urkunde genommen haben, ihr Verfasser hat orientalisch geprahlt — für Uebertreibung erklären; aber wir werden gerne annehmen, daß Xerxes Heer zahlreich genug war, um Griechenland zu überschwemmen, und ganz Europa Unterwerfung zu drohen.

Aber was ist die Masse ohne den beseelenden Geist? — Xerxes, wiewohl aus den Berichten über ihn der griechische Nationalhaß deutlich hervorgeht, und einige den Geschichtschreibern, so zu sagen, entwischte Züge einen ganz andern Charakter durchschimmern lassen (ich rechne hieher die Antwort, die er den spartanischen Enthusiasten Sperthias und Bulis gab, die menschlichen Thränen, die er beim Ueberblick seiner zahllosen Schaaren vergoß u. s. w.), Xerxes war dennoch der Führung eines solchen Heeres nicht gewachsen. Leichter war es, die griechischen Streiter, die von einem Interesse durchdrungen, von einer Begeisterung entflammt waren, zu einem gedrängten, wie von einer Seele bewegten Schlachthaufen zu ordnen, als die persischen Myriaden, die, von drei Welttheilen zusammengetrieben, in hundert Zungen sprachen, keinen Theil nahmen am Gegenstand des Streits, sogar dessen Ursache nicht kannten. Daher, je größer die Masse, desto schrecklicher die Verwirrung, desto unheilbarer das Mißgeschick, desto vollständiger der Ruin. Die persische Heeresmacht, selbst wo die Ueberzahl siegte, durch die Großthaten ihrer Feinde gedemüthigt, und wo sie besiegt ward — es geschah solches in den Haupttreffen zu Wasser und zu Land — auf's fürchterlichste hingewürgt, wich auf immer aus Griechenland und Europa. Auch ihre Verbündeten, die Karthager, hatten ein ähnliches Schicksal auf Sicilien erfahren: und so war die ganze Unternehmung, die mit einem bis dahin unerhörten Aufwand von Kräften veranstaltet worden, auf die schmählichste Weise verunglückt. Die moralische Wirkung dieser Niederlagen war noch schlimmer als der wirkliche Verlust. Leicht hätte Asien die Menschen, die Schäze und die Schiffe ersezen können, die bei Salamis, Plataa und Mykale verloren gingen; aber die Griechen hatten ihre Kräfte kennen gelernt, und der Welt war das Geheimniß der persischen Schwäche verrathen. Jene fochten hinfort mit der Ueberlegenheit eines stolzen Selbstbewußtseyns; die Perser wurden durch demüthige Erinnerung niedergedrückt. Der König selbst entsagte den Kriegs- und Staatsgeschäften, und suchte den Unmuth über seine gescheiterten Plane durch Sinnengenuß zu ersticken. Von Xerxes an erscheint die eigentliche Serailregierung in ihrer ganzen Erbärmlichkeit. Der König, ein Sklave der Eunuchen und Weiber, gegen seine Großen, seine Verwandten, seine eigenen Söhne mißtrauisch und grausam, entfremdet dem Volk durch trauriges Gepränge, und bei allem Schimmer der unbeschränkten Macht an Lebensfreude verarmt. Der Hof von elenden Leidenschaften und dunkler Kabale zerrüttet, die Provinzen durch dessen Verschwendung erschöpft, von geizigen Satrapen geplündert, von aufrührerischen Statthaltern verheeret, und das ganze Reich in hilfloser Schwäche.

Als Xerxes nach zwanzigjähriger Herrschaft durch Artabanus, den Hauptmann seiner Leibwache, erschlagen worden (3510), sezte des Königs zweiter Sohn, Artaxerxes I. Longimanus (Ahasverus?), durch Hinrichtung des Verräthers, aber auch durch jene seiner eigenen Brüder, auf dem Throne sich fest. Der cimonische Friede (3535), wodurch nach

einundfünfzigjährigem Kampfe die Griechen nebst andern glorreichen Bedingnissen die Befreiung ihrer Brüder in Kleinasien und auf den Inseln erhielten, war ein demüthiges Eingeständniß von Persiens Schwäche. Nur eine Hoffnung blieb dem Reiche, welches den Waffenruhm und das Selbstvertrauen verloren — die Uneinigkeit seiner Feinde. Schon fingen die innern Fehden der Griechen an, aufgeregt zum Theil und unterhalten durch die Perser, welche hier allerdings eine richtige Politik, nur nicht standhaft und konsequent genug, befolgten; und es sah Artaxerxes selbst noch den Ausbruch, und fachte an die Flamme des peloponnesischen Krieges.

Sie wüthete fort unter der ganzen Regierung Darius II. (Nothus) (3560). Auch er war über die Leichen zweier Brüder (von denen der Zweite den Ersten, und Darius den Zweiten getödtet) zum Throne gelangt. Er schloß mit Sparta ein Bündniß gegen Athen, und sah den Fall dieser Stadt, welche die Besieger der Perser, Miltiades, Themistokles und Cimon gezeuget. Innere Zerrüttung und fast unaufhörliche Satrapenkriege hinderten den König, das Elend der Griechen vollständiger zu nüzen; und so tief sank der soldatische Geist in dem Reiche des Cyrus, daß nunmehr griechische Miethtruppen den Kern der persischen Armee bildeten. Daher geschah, daß selbst die feigen Aegypter das Joch abwarfen, und der Macht des großen Königs trozten. Sie hatten schon früher, nach der Schlacht bei Marathon, und dann wieder unter Artaxerxes I., sich empört, waren jedoch beidemal bezwungen worden; jezt erhielten sie sich bis auf den wilden Ochus unter eigenen Königen, die nur dem Schein nach die persische Hoheit erkannten.

§. 7. Artaxerxes Mnemon und Ochus.

Unter Artaxerxes II. und III. (Mnemon und Ochus) gibt das Reich wieder einige Blicke der Macht von sich. Die Regierung Mnemon's (3579), dessen Gaben gerühmt werden, trübten die Ränke der grausamen Parysatis, der Königin Mutter, die für den jüngern Sohn, Cyrus, eine leidenschaftliche Vorliebe hegte. Cyrus, von dem unvorsichtigen Artaxerxes in der schon durch den Vater erhaltenen Würde eines Satrapen und Befehlshabers der Truppen in Kleinasien bestätigt, erhob die Fahne gefährlichen Aufruhrs, und drang mit einem starken Heer — dessen Kern in 13,000 Griechen unter dem Spartaner Klearchus bestund — bis nach Kunaxa in Mesopotamien. Hier fand Cyrus im Schlachtgetümmel den Tod von des Bruders Hand. Sein Heer zerstäubte, oder ging zu Artaxerxes über; nur die Griechen (zehntausend zählte noch ihr Schlachthaufe) blieben unbesiegt, und kehrten, wiewohl ihre Feldherren durch Verrath gefallen, unter neugewählten Führern, worunter der vortreffliche Xenophon, im Angesicht der persischen Myriaden, durch einen erstaunenswürdigen Zug aus dem Herzen des Perserreiches, mehrere hundert Meilen weit, durch feindseliges meist unbekanntes Land, ohne Unterlaß mit allen Bedrängnissen der Natur und des Krieges kämpfend, nach dem Hellespont zurück.

Diese Vorgänge erregten die Erbitterung beider Nationen aufs Neue. Mit Recht mochte sich Artaxerxes über die Hilfe beschweren, welche die Griechen seinem rebellischen Bruder geleistet; dagegen hatten diese ihre ermordeten Feldherren zu rächen, und wurden durch die Großthaten der Zehntausende mit erhöhtem Selbstvertrauen erfüllt. Auch führten die Spartaner — damals die anführende Macht in Griechenland — den erneuten

Krieg mit überlegener Stärke. Sie griffen das Perserreich an, und Dercyllidas, und nach ihm der große Agesilaus, machten in Kleinasien so schnelle Eroberungen, daß der Schrecken ihrer Waffen bis nach Susa drang. Die Wege nach Großasien waren durch Xenophon's Rückzug den Griechen bekannter worden; kein persisches Heer mochte ihrem Angriff stehen, und vielleicht würde Agesilaus schon jezt gethan haben, was zwei Menschenalter später Alexander vollbrachte, hätte nicht für Artaxerxes die einheimische Zwietracht seiner Feinde gestritten. Der Spartaner Herrschaft war verhaßt in Griechenland und hassenswerth; noch bluteten alle Wunden, die sie den Athenern geschlagen; man sehnte sich nach der Gelegenheit, das Joch abzuschütteln, und die 50 Talente, die Artaxerxes zur Beforderung der Sache an die mißvergnügten Staaten sandte, mochten zwar als Subsidie willkommen seyn, aber sie waren nicht die Ursache des Kriegs, der sich jezt gegen Sparta erhob. In diesem Kriege ärndteten der Athenienser Konon, als persischer Admiral, zur See, und Agesilaus, der sein Heer zurück aus Kleinasien nach Griechenland geführt hatte, zu Lande (bei Koronea) die vorzüglichsten Lorbeern; aber so sehr zog Sparta die einheimische Herrschaft dem auswärtigen Sieg, die Tyrannei dem Ruhme vor, daß es durch Antalcidas einen übereilten Frieden mit den Persern schloß (3597), wodurch diesen die griechischen Kolonien in Kleinasien, die 62 Jahre zuvor der cimonische Friede befreit hatte, nebst mehreren Inseln, und selbst das große Cypern, neuerdings unterworfen, die europäischen Griechen aber — wenn gleich dem Namen nach frei — der Herrschaft Sparta's überlassen wurden. Diesem schändlichen Frieden traten die meisten griechischen Staaten bei, und Artaxerxes war so vollkommen vergnügt mit seinen errungenen Vortheilen, daß er in den Kriegen, die bald nachher gegen Sparta — auch ohne persische Dariker — von Neuem ausbrachen, die Rolle des Friedensstifters übernahm. Seine lezten Regierungsjahre wurden durch verschiedene Unfälle, varzüglich aber durch häuslichen Kummer getrübt. Hundert und fünfzehn Söhne hatte er von seinen zahlreichen Weibern und Kebsweibern. Fünfzig derselben verschworen sich gegen des Vaters Leben. Einige brachten einander vor seinen Augen um. Artaxerxes starb aus Gram.

Artaxerxes III., Ochus, folgte ihm, ein Wüthrich ohne Gleichen (3618). Seine vielen Brüder, seine Verwandten, die Greise nicht ausgenommen, wurden an einem Tage gewürgt, und das Reich mit eisernem Scepter beherrscht. Ein großer Aufstand war in Phönicien ausgebrochen; die Aegypter unterstüzten denselben. Mit einem fürchterlichen Heer rückte Ochus gegen die Empörer. Sidon, von seinem eigenen Fürsten und von dem Griechen Mentor, dem Anführer der ägyptischen Hilfstruppen, verrathen, brannte sich auf in wilder Verzweiflung; die übrigen Städte baten um Gnade, und auch Aegypten unterwarf sich der überlegenen Macht. 64 Jahre lang hatte dieses — unter neun Königen — einen Schimmer der Freiheit genossen; jezt kehrten die Tage des Cambyses wieder; es flossen Ströme von Blut, die Schäze des Landes wurden geraubt, die Heiligthümer geschändet, und selbst die Götter gewürgt. Ungestraft hätte Ochus die Menschen mit Füßen treten mögen; den Frevel, den er an dem heiligen Ochsen geübet, mußte er büßen. Bagoas, der ägyptische Eunuch, welcher Günstling des Königs geworden, wurde Apis Rächer, vergiftete Ochus und mißhandelte noch die Leiche in heiliger Wuth. Auch seine Söhne wurden geschlachtet bis

auf den Jüngsten, Arses (3646), welchen etwas später das nämliche Schicksal traf.

§. 8. Darius Codomannus.

Der Bösewicht Bagoas berief jezt zur Krone den einzigen noch übrigen Sprößling von Hystaspis Hause, den unglücklichen Darius Codomannus (3648). Auch diesen hatte er dem Untergang gewidmet, aber der König kam ihm zuvor. Die meisten Schriftsteller schildern diesen lezten Darius als einen gutmüthigen Fürsten; und da er nicht in Purpur geboren, nicht durch Serailerziehung verderbt war, so mag solches Glauben verdienen. Aber alle Gutmüthigkeit konnte ihn nicht dem Verhängniß entreissen, welches unausweichlich jezt über Persien hereinbrach. Schon unter Ochus hatte sich das Gewitter zusammengezogen. Die getrennten, ausgearteten, und daher jezt minder furchtbaren Griechen waren plözlich unter der macedonischen Herrschaft vereint, ihr sonst unstäter Sinn, und ihre durch innern Zwist sonst hingehaltenen Kräfte nach einer gemeinschaftlichen äußern Unternehmung, Bekriegung der Perser, gerichtet worden. Die verbundene Macht Macedoniens und Griechenlands unter einem so erfahrnen, der Herrschaft und des Krieges kundigen Führer als Philipp II., war an sich selbst schon dem großen aber innerlich kranken Reiche des Cyrus überlegen. Ein jugendlich aufstrebender Staat voll Leben und Kraftgefühl, und reich an talentvollen Bürgern mochte leicht eine alternde, durch einheimische Gebrechen sich auflösende Macht, ohne Geist und Lebenswärme, überwältigen. Dies natürliche Mißverhältniß wurde vergrößert, als nach Philipps Ermordung dessen Sohn Alexander M. das ganze Gewicht seines Genie's und den Impuls seines Feuerkopfs in Macedoniens Wagschale legte. Das Zusammentreffen solcher Umstände, das gelegene Erscheinen solcher Charaktere ist Verhängniß, und vergebens widerstrebt man demselben. Darius konnte nicht Alexander seyn, und seine Perser waren nicht Macedonier. Am Granikus, bei Issus und in den Gefilden von Arbela wurde, was auch die Anstrengungen der Perser waren, der Beschluß des Schicksals erfüllt. Der Thron des Cyrus fiel. Dem traurigen Loos des guten Darius, welcher den Untergang seines Reiches sah, und nach dem Verlust aller Herrlichkeit der Erde endlich auch sein Leben durch eines Verräthers (des Satrapen Bessus) Hand verlor, mögen wir eine mitleidige Thräne schenken: der Sturz des Perserreiches selbst kann uns nicht betrüben. Wenig hatte es der Menschheit genüzt. In ihm war der Despotismus fest begründet, und zur ungeheuren Ausdehnung gebracht worden. Die Völker hatten alle männliche Tugend gegen leidenden Gehorsam, das rege Gefühl des Lebens gegen todte Apathie vertauscht, und in der abgöttischen Verehrung des Sultans war mit ihrer Selbstachtung auch ihr Werth erstorben (*).

Zweites Kapitel.

Geschichte der Griechen.

§. 1. Quellen.

In welchem Maaß eine Nation ausgebreitet und reich an Talenten, Kraft und Leben ist, in eben dem Maaße wird auch meistens ihre Geschichte

(*) Wir dürfen nich ganz unbemerkt lassen, daß die einheimischen persischen

reich an Quellen seyn. Denn Alles, was sie wirkt und schafft, ist ein Denkmal ihres Daseyns; vielseitige Verbindungen lassen vielseitige Spuren zurück, und Großthaten leben freudig fort in der Erinnerung der Menschen. Mag auch die Nation zu Grunde gehen, mag das feindselige Geschick ihre Denkmale bestürmen! Alle kann es nicht vertilgen, und selbst ihre Trümmer reden mit lauter Stimme zur Nachwelt. Längstens gibt es kein (selbstständiges) Volk der Griechen mehr (*); schrecklich hat der Römer Schwert und Raubsucht — schrecklicher noch haben Barbarei und einzelne Zufälle gegen seine Monumente gewüthet; und erdrückend ist seit vielen Jahrhunderten der schonungsloseste Despotismus über dem Lande gelagert. Dennoch ist die Erde vom griechischen Ruhm erfüllt; Kunstwerke aller Art, im Original und in Nachbildungen, sind über sie ausgestreut; im Lande selbst sind wenigstens Trümmer in Menge vorhanden, und Sprache und Schrift, selbst Geseze und Sitten verkünden noch tausendstimmig, was einstens Hellas gewesen. Auch viele Inschriften sind uns übrig geblieben, im Land, und auswärts in Sammlungen, worunter die berühmten Arundelischen, und unter diesen vorzüglich die parische Marmorchronik durch belehrenden Inhalt sich auszeichnen. Aber aller Reichthum der Ueberlieferung und des Denkmals mag keine bestimmte, zusammenhängende Geschichte hervorbringen. Auch trockene Inschriften genügen hier nicht. Wir haben Bücher vonnöthen, und freilich sind diese — vor Erfindung der Druckerei — in ihrer Erhaltung immer vom launigen Zufall abhängig gewesen. Doch wird natürlich das Bessere sorgfältiger gewahrt, und von Vielem wird leichter etwas als von Wenigem geborgen.

Nicht nur historische Bücher, die gesammte Literatur eines Volkes ist Quelle seiner Geschichte. In allen Ueberbleibseln derselben sind nähere oder entferntere Andeutungen seiner Schicksale und Thaten, Proben seiner Denk- und Empfindungsweise, seines Geschmackes, seiner wissenschaftlichen Fortschritte, seiner Sitten, seiner Verfassung ꝛc. enthalten. Der Geschichtschreiber Griechenlands spricht demnach Alles als ihm zugehöriges Material an, was von hellenischer Schrift auf uns gekommen, wenn er gleich vorzugsweise bei den eigentlichen Historikern und Geographen weilt.

Welche Männer in den verschiedenen Fächern der Literatur in Griechenland hervorgeglänzt, und welche ihrer Schöpfungen der Jahrhunderte zerstörender Macht entgangen — davon wird an geeigneter Stelle die Rede seyn; laßt uns für jezt allein der Geschichtschreiber gedenken.

§. 2. Fortsezung.

Die ältesten griechischen Historiker sind, bis auf wenige Citaten bei spätern Schriftstellern, verloren gegangen. Die Namen eines Kadmus Milesius, Eumelus, Aristeas Prokonnesius, Hekatäus Milesius, Charon, Pherecydes (Lerius) und vorzüglich eines Hellanikus (nur zwölf Jahre älter als Herodot) werden nebst mehreren Andern — meist

Geschichtschreiber behaupten: Iscander, Ebn Filoukous el Dulcarnain, Sohn Darabs I. von Philipps in Macedonien Tochter, sey von den Persern selbst gegen den grausamen Darab II. herbeigerufen worden, und dieser habe, tödtlich verwundet, Iscandern zum Nachfolger ernannt. (s. d'Herbelot Bibl. orient art. Darab.)

(*) Erst ein Jahrzehnt später, als dieses geschrieben ward, ist der Lebensfunke eines neu erstehenden, freien Griechenstaates, hoffnungsreich in die Erscheinung getreten.

mit Lob genannt (*). Aber sie alle hat Herodot weit verdunkelt, und uns den Ersaz für sie in reichem Maaße geleistet (s. oben S. 2. ff.).

Der Rührung, welche die Vorlesung seiner Geschichten in dem Gemüthe des jungen Thucydides hervorbrachte, sind wir die Meisterwerke des Leztern schuldig (**). In acht Büchern hat derselbe die Geschichte der zwanzig ersten Jahre des peloponnesischen Krieges, und der acht zunächst vorangehenden beschrieben (um 3550), das lehrreichste Handbuch für einen Staatsmann und Feldherrn, das auf jeder Seite die eindringendste Kenntniß der Menschen und der Geschäfte, und eine bewunderungswürdige Tiefe des Urtheils verräth. Herodot's Anmuth hat Thucydides nicht, aber eine hohe Kunst der Darstellung und eine besondere Kraft ist ihm eigen, die nur im achten Buch zu ermatten scheint. Die vielsagende Kürze seines Ausdrucks macht ihn bisweilen dunkel; doch bringt das Nachdenken über ihn Gewinn. Seine Ansichten des Weltlaufes sind meist finster — er hatte bittere Erfahrungen gemacht. Das athenische Volk verbannte ihn, weil, ohne sein Verschulden, der spartanische Feldherr Brasidas über ihn einen Vortheil errungen. Er selbst erzählt die Verbannung, aber ohne ein Wort der Beschwerde, und mit Lobsprüchen auf Brasidas. Dieses und der unermüdete Eifer, womit er während der zwanzig Jahre seines Exils durch Erkundigungen, Reisen u. s. w. auf die kostspieligste Weise sich getreue Nachrichten über den Gang und die Triebfedern der Ereignisse verschaffte, mögen von seiner Selbstverläugnung und seiner Wahrheitsliebe zeugen. Ihm war, wiewohl aus seiner ganzen Darstellung und aus seinen Reden ein hohes oratorisches Talent hervorleuchtet, dennoch seinem Zwecke nach die Geschichte mehr ernste Disciplin als schöne Wissenschaft. Wahrheit war sein höchstes Gesez, und darum sagt auch Hüme, daß die erste Seite seines Werkes der Anfang der eigentlichen Geschichte sey.

Von da, wo Thucydides aufhört, führte Xenophon — der Erhalter von seines Vorgängers Schriften — die griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Mantinea — sonach durch einen Zeitraum von 48 Jahren — fort. Dieser große Mann, dem fast keine Gattung des Ruhmes fremd blieb, wurde gleichfalls von dem athenischen Pöbel verbannt, und erhielt durch spartanische Vermittlung eine Freistätte in Elis, wo er zu Scillus ein stilles, den Musen und dem Wohlthun gewidmetes Leben bis ins höchste Alter führte. Seine Dankbarkeit gegen Sparta drückt sich in dem Buch über die lacedämonische Verfassung aus. (Sicher sprach er aufrichtig, denn ihm mußte sie besser als die athenische erscheinen). Die ἀνάβασις erzählt den unsterblichen Rückzug der Zehntausende. Aber die Cyropädie, und die Schrift über die Denkwürdigkeiten des Sokrates, gehören mehr der Philosophie als der Geschichte an. In allen seinen Werken spiegelt sich, neben dem Geist des Weisen, die Sanftheit eines wohlwollenden Charakters und alle Liebenswürdigkeit einer schönen Seele. Man hat ihn die attische Muse geheißen, und gesagt, daß durch seinen Mund die Grazien sprächen. Man hat zu wenig gesagt: die Weisheit und die Tugend selber sind es, die aus ihm zu reden scheinen.

Diese vortrefflichen Geschichtschreiber hatten Nachfolger, die ihrer nicht

(*) Ger. J. Voss. de histor. gr.

(**) Vergl. Ueber Thucydides und Tacitus, von Fridr. Roth; Herodot und Thucydides, Versuch einer nähern Würdigung einiger ihrer historischen Grundsäze u. s. w. von Kreuzer; histor. polit. Einleitung in das Studium des Thukidides von Kortum.

unwürdig waren. Sie sind verloren, und aus den Zeiten des freien Griechenlands haben wir keinen, aus jener der ptolemäischen und römischen Herrschaft aber nur wenige Historiker von Bedeutung mehr anzuführen. Die Werke der Redner, Philosophen und anderer Schriftsteller müssen diesen Mangel ersezen. Noch haben wir Herakl ides aus Pontus, des Schülers von Plato und Aristoteles (um 3700) politische Schriften, deren Laertius mit so großem Lobe erwähnt. Diodor und Justin sind oben genannt. Interessante Notizen verdanken wir Cornelius Nepos zierlichen Lebensbeschreibungen vorzüglicher Feldherren (um 3980), weit mehr noch den reichhaltigen Biographien Plutarch's von Chäronäa (um 120 n. Chr.). Dieser vortreffliche Schriftsteller, das noch unerreichte Muster aller Biographen, voll anmuthiger Einfalt und reiner Tugendliebe, der wärmste Freund der Freiheit und der Wissenschaft, hat noch außer jenen vergleichenden Lebensbeschreibungen, welche über die ganze Geschichte Griechenlands und Roms ein helles Licht verbreiteten, viele andere Schriften, philosophischen und moralischen Inhalts hinterlassen, die größtentheils auch für die Geschichte von mannigfaltiger Belehrung sind. Sie würden es in noch größerem Maaße seyn, wenn Plutarch sie mit strengerer Kritik verfaßt hätte.

Unter den Quellen der übrigen Volksgeschichten, und zum Theil auch des folgenden Zeitraums, werden wir noch andere griechische Historiker aufführen, und bei der Geschichte der Wissenschaften auch die vorzüglichsten unter den verlornen aufzählen. Für jezt bemerken wir noch, daß unter den geographischen Schriftstellern vorzüglich Dicearchus (Aristoteles Schüler), dann Strabo (um 10 n. Chr.) und Pausanias (um 100) für die griechische Geschichte lehrreich sind.

§. 3. Perioden der griechischen Geschichte.

Diese Geschichte zerfällt auf die natürlichste Weise in drei, durch ganz verschiedene Charaktere sich auszeichnende Perioden. Die erste — von den ältesten Zeiten bis zu dem Perserkriege — stellt uns in einer langen Reihe von Jahrhunderten das rohe, schwache, vielgetheilte, und meist monarchisch beherrschte Griechenland dar. Doch ist auch die Entstehung der Freistaaten, und die Gründung der spartanischen Präpotenz noch in ihren Grenzen enthalten. Wir haben sie (als zum ersten welthistorischen Zeitraum gehörend), bereits oben schon abgehandelt. Die zweite Periode, vom Anfang des Perserkriegs (3484) bis zur Schlacht bei Mantinea (3621) zeigt uns das durch die gemeinschaftliche Gefahr und durch die abwechselnde Uebermacht einzelner Staaten vereinte (wiewohl fortwährend uneinige), männlich starke, der bürgerlichen Verfassung nach freie, glorreiche Griechenland. Die dritte endlich, von der Schlacht bei Mantinea bis zur Zerstörung von Korinth (3838), enthält die abermalige Trennung, die Unterjochung, und — nach kurzem Wiederaufleben — die vollendete Erdrückung des griechischen Volkes (*). Die beiden leztern Perioden sind der Gegenstand der folgenden Erzählung.

(*) Eine mehr in die Augen springende Eintheilung würde es vielleicht seyn, wenn wir die Errichtung der Freistaaten, und dann die Schlacht bei Chäronäa als Grenzmarken der Perioden annähmen. Allein jene fällt in eine dunkle und bei vielen Staaten unbestimmte Zeit, und die Machtverhältnisse Griechenlands nach Außen wurden dadurch unmittelbar nur wenig verändert. Die Schlacht bei Chäronäa aber, welche die Selbstständigkeit der Griechen endigte, war die Folge jener von Mantinea, als welche durch Aufhebung jedes Primats in Griechenland das

§. 4. Wichtigkeit der Perserkriege.

Wir haben oben (S. 243. ff.) die Hauptursachen sowohl, als die näheren Anlässe des großen griechisch-persischen Krieges erklärt. Dieser Krieg ist an sich selbst und in seinen Folgen vom höchsten welthistorischen Interesse. Es gibt keinen erhebendern Anblick, als den eines Volkes, das für seine Freiheit gegen ungerechte Uebermacht mit dem Muthe der Verzweiflung kämpft. Ein solches streitet nicht allein für sich, sondern für alle Andern, welche in spätern Zeiten, von gleicher Gefahr bedräut, aus seinem Beispiel Stärkung oder feige Ergebung schöpfen.

Niemals, im ganzen Lauf der Geschichte, wurde mit höherer Begeisterung und glorreicher gekämpft, und niemals war an die Entscheidung eine so unermeßliche Folgenreihe geknüpft. Hätten die Perser gesiegt, so wäre die Blühte der griechischen Kultur in ihrem ersten Entfalten zerknickt, und aus dem unermeßlichen Perserreich entweder ein Schauplaz fortwährenden barbarischen Getümmels, oder — wenn es hoch kam — ein westliches Sina geworden. Alsdann hätte kein Phidias und kein Praxiteles den Marmor beseelt, kein Pindar hätte durch hohe Gesänge entzückt, kein Euripides süße Thränen entlockt; kein Herodot, kein Xenophon hätte mit ferntönender Stimme große Thaten verkündet; kein Plato, kein Aristoteles hätte Schäze der Weisheit gegraben; kein Sokrates, kein Epaminondes durch hohe Tugend geglänzt. Die schönsten Vorbilder freier Verfassungen wären, bevor sie Früchte trugen, von der Erde verschwunden, und der wilde Römer — wäre er aufgekommen gegen die Persermacht — hätte keine Sänftigung durch der Muse Lied erhalten. Wohl hätte er dann die Erde erobern, aber nicht civilisiren mögen, und — es wäre denn, daß ein freundliches Geschick, auf einem ganz andern Wege, doch immer viel später, dieß Wunder gewirket — selbst die neue Kultur, die mit der alten, ungeachtet der zwischen beiden gelegenen Nacht, durch so viele Bande zusammenhängt, wäre nicht entstanden. So vieles lag daran, daß bei Marathon und bei Salamis und bei Platäa die Freiheit siege.

Aber auch, wäre gar kein Krieg der Perser gewesen, hätte die gemeinmeinsame Gefahr die Griechen nicht zur Vereinigung gezwungen, Begeisterung und hohes Selbstgefühl bei ihnen geweckt und jede Kraft entfaltet; dann hätten sie das Größte nicht geleistet, und wohl nur langsam, vielleicht niemals, die Bahn des Ruhmes erfüllt, deren Schranken sich jezt plözlich für sie aufthaten.

§. 5. Der Krieg des Darius.

Von Eroberungssucht und Rachbegierde getrieben sandte Darius Hystaspis — Cyrus einziger würdiger Nachfolger — seine Myriaden, zuerst unter Mardonius, und als dieselben durch Sturm mißhandelt und von den Thraciern aufgerieben worden, vermehrte Schaaren unter Datis und Artaphernes zur Unterjochung Griechenlands aus. Die meisten Gemeinden desselben hatten schon den vorausgegangenen persischen Herolden gehuldigt. Sparta und Athen und wenige andere wiesen die Aufforderung höhnend zurück. Da erschienen die Perser in Euböa, welches sie leicht

lezte oder doch wirksamste Nationalband entzwei gerissen, und die Unterjochung der Griechen unvermeidlich gemacht hatte. Die Blühte des achäischen und ätolischen Bundes aber war weder andauernd noch fruchtbringend genug, um daraus eine eigene Periode zu machen.

eroberten, und bald nachher in den attischen Gefilden. Hippias war mit ihnen. Den Athenern drohte Sklaverei im fernen Perserland, oder einheimische Tyrannei. Rettung schien unmöglich. Sparta hielt die Entfernung und religiöses Vorurtheil von schneller Hilfe ab. Alle übrigen waren von Schrecken gelähmt, nur Platäa sandte tausend Streiter. Aber Athen hatte sich eilig zum Kampfe gerüstet. Neuntausend tapfere Männer (*) zogen aus unter zehn Hauptleuten, nach den Stämmen, und lagerten sich den Persern entgegen in der, einerseits vom Gebirg, anderseits vom Meer begrenzten, marathonischen Fläche. Miltiades, einer der zehn Feldherren (die republikanische Eifersucht ließ ihnen nur abwechselnd jedem einen Tag den Oberbefehl), und durch freiwilliges Anerkenntniß derselben der Erste, gab das Zeichen zur Schlacht (3494). Sie war der glänzende Anfang jener Reihe von Großthaten, die ohne sie nimmer erfolgt wären. Die Athener bedachten, „daß zu sterben Aller Loos, groß zu handeln nur weniger Auserwählten sey" (**), und stürzten auf den zehnmal stärkern Feind. Zum Erstenmal erfuhren die erstaunten Perser, welches die Gewalt einer hohen Begeisterung, und um wie viel mächtiger die moralische Kraft, als die einer unbeseelten Masse sey. Sie überließen den Griechen den schönsten Sieg, den jemals ein Volk errungen, flohen auf ihre Schiffe, und eilten, als ein auf Athen selbst versuchter Angriff durch Miltiades schnellen Rückmarsch vereitelt war, beschämt in ihre Heimath zurück. Den Tag nach der Schlacht erschien die spartanische Hilfsschaar, und sah mit Bewunderung — vielleicht mit heimlichem Neid — das eroberte Perserlager und rings umher das leichenbedeckte Feld.

Bei diesem Krieg des Darius, dessen Trophäen Athen (und Platäa) allein gehörten, sind neben den Zügen von ächter Größe auch noch manche der Rohheit sichtbar. Die abscheuliche Ermordung der persischen Herolde (oben S. 244.), die Hinrichtung des Dolmetschen, „der durch Uebertragung ihrer Rede die griechische Sprache entweihet", und die wilde That des irokenmäßigen Cynegiris gehören hieher. In Griechenland war damals die Masse des Volkes noch ungeschlacht, und bei solcher wird leicht die patriotische Begeisterung zur ungezähmten Wuth.

Der große Miltiades erfuhr bald nachher die Wirkung des republikanischen Neides. Sein Verdienst erhob ihn zu sehr über die Menge; er mußte gestürzt werden. Nach mehreren glänzenden Thaten, die er für Athen in Thracien geübt, wurde eine gescheiterte Unternehmung auf Paros der Vorwand einer entehrenden Anklage und Verurtheilung. Der Sieger bei Marathon, der Retter Athens und Griechenlands, starb im Kerker.

Themistokles und Aristides wurden die Führer des Volkes. Der Erste, welchem die Thaten des Miltiades die Nachtruhe raubten, der Zweite, welcher die Tugend so eifrig liebte als sein Nebenbuhler den Ruhm; Beide voll Geist und Kraft, und Beide die demokratische Gleichheit gefährdend, der Erste durch seinen Ehrgeiz, der Zweite durch die Ueberlegenheit seines Verdienstes.

Die Intriguen von Themistokles Partei brachten während der persischen Waffenruhe die Verbannung des Aristides durch den Ostracismus zuwege. Eine glorreiche Verbannung, da man anerkannte, daß der Verwiesene blos durch hervorleuchtende Gerechtigkeit die Republik beleidiget. Aber bald, als die Schaaren des Xerxes nahten, wurde Aristides zurück-

(*) Man hatte auch Sklaven bewaffnet, um die Zahl zu erfüllen, nach Pausanias. (**) Lysias, Epitaphium.

berufen. Themistokles selbst bewirkte solches, und sezte hiedurch seinem eigenen Patriotismus so wie dem Verdienst seines Rivalen ein glänzendes Denkmal.

Indessen hob sich Athen unter Themistokles Leitung sowohl durch glückliche Kriege (gegen Corcyra, das wegen Handelseifersucht verhaßte Aegina, und die Inseln des Archipelagus), als durch einheimische Kultur. Sparta litt an innerer Verwirrung; doch galt es für die Erste unter den griechischen Städten. Schon regte sich zwischen beiden eine gefährliche Rivalität, aber die Ausbrüche derselben verschob der neue Perserkrieg.

§. 6. Krieg des Xerxes.

Wir haben gesehen, wie Darius und nach ihm Xerxes, sein Sohn (durch Mardonius aufgereizt), langjährige und ungeheure Zurüstungen machten, die bei Marathon erlittene Schmach zu rächen. Die Griechen sahen das Ungewitter, wie es sich langsam über ihnen zusammenzog. Viele verzagten; aber Sparta und Athen, deren Häuptern es vorzüglich drohte, suchten und hofften Rettung durch ein allgemeines National-Bündniß der Griechen zur gemeinsamen Vertheidigung, und durch äußere Hilfe. Ihre Bemühungen hatten geringen Erfolg. Einige Staaten hielt eigene Furcht, andere hielten warnende Orakelsprüche von der Hilfeleistung ab. Privatleidenschaften hinderten den griechischen Verein. So eben hatte Argos die Blühte seiner Mannschaft in einem Kriege mit Sparta verloren; noch vielfältig sonst brannte innere Zwietracht; verschiedene Gemeinden hatten bereits den Persern gehuldigt, andere pflogen mit ihnen geheimes Verständniß. Die übrigen erhielt meist nur das Uebergewicht der anführenden Staaten in zweifelhafter Treue. Dennoch blieben diese zur Vertheidigung entschlossen. Die Spartaner waren ein Volk von Helden, und die Athener wurden durch die marathonischen Trophäen, und durch den Feuereifer des Themistokles zu gleicher Höhe erhoben.

Dieser große Mann war die Seele des Ganzen. Glühend für den Ruhm und für's Vaterland, und ausschließend über den Planen zu dessen Rettung brütend, ordnete er rastlos die Hilfsmittel des Krieges. Zu Athen, wo er des Volkes Abgott war, zu Korinth, wohin die Abgeordneten aller griechischen Staaten zur Berathschlagung gezogen waren, und überall, wo er seine Gegenwart für nüzlich hielt, ermunterte, strafte, begeisterte er durch seine kraftvolle Rede; bewog seine Mitbürger zur angestrengtesten Vermehrung der Seemacht, worauf er seine vorzüglichste Hoffnung baute, und legte, da er den Geist des Volkes kannte, seine Rathschläge schlau der Pythia in den Mund.

Jezt wälzten sich die ungezählten Schaaren des Xerxes heran. Sieben Tage und sieben Nächte zogen die Bewaffneten über die Brücke, welche der König über den Hellespont geschlagen; einen Monat brauchte der Troß. Eine ungeheure Flotte folgte den Bewegungen des Landheeres. Noch immer schwoll der Strom. Thracier, Macedonier, Päonier schlossen sich an das Heer ihres Gebieters. Langsam, aber unwiderstehlich, ergoß sich dasselbe über die Fluren Thessaliens, bis wo zwischen dem Oeta-Gebirg und dem Meer ein schwieriger Engpaß — Thermopylä von seinen warmen Quellen genannt — nach Lokris führt. Hier hatte sich — auf Befehl des korinthischen Bundestages — Leonidas, der Spartaner König, mit 7000 Streitern gelagert, um den Barbaren den Eintritt in Hellas zu wehren. Glorreiche Gefechte wurden geliefert, der Lobpreisung aller Zeiten werth.

Die Perser mit ihrer unermeßlichen Kriegszahl verzweifelten am Sieg. Da zeigte ein Verräther, Epialtes, ihnen einen Fußsteig über's Gebirg, der sie in den Rücken der Griechen führte. Jezt sandte Leonidas seinen Schlachthaufen zurück, auf daß derselbe nicht unnüz verblute. Aber er selbst, und mit ihm dreihundert Spartaner nebst einigen hundert Männern von Thespiä und Theben, beschlossen zu sterben, um den Griechen ein großes Beispiel zur Nacheiferung, um den Barbaren einen schreckenden Beweis hellenischen Heldenmuthes zu geben. Nachdem sie sich feierlich dem Tode geweiht, stürzte die der Unsterblichkeit würdige Schaar bei tiefer Nacht in's Lager der Feinde, bahnte sich einen blutigen Weg zu Xerxes Gezelt — der Aufgeschreckte war schnell entflohen — und streute ringsum Verderben, bis die aufgehende Sonne den Persern die kleine Zahl der Feinde und die eigene Schande entdeckte. Eine Wolke von Pfeilen flog jezt gegen die Tapfern, und durch die ungeheure Ueberzahl erdrückt, starben sie Alle — „um dem vaterländischen Geseze zu gehorchen“ — und um in spätern Zeiten noch durch das Beispiel ihrer Dahingebung zu großer That zu begeistern (Juni 3504).

§. 7. Fortsezung.

Diese glorreiche Selbstaufopferung, da sie bei allen Griechen einen hohen Enthusiasmus hervorrief, und den Persern die Stärke griechischer Seelen zeigte, wirkte mehr als ein Sieg. Vergebens überschwemmten die Perser Hellas. Sie mochten wohl die Mauern der Städte, aber nicht den Sinn der Griechen brechen. Die Bürger Athens, auf Themistokles Rath, verließen ihre Häuser und Tempel und die Gräber der Vorfahren, schickten die Wehrlosen nach befreundeten Sicherheitsplätzen, und suchten auf Schiffen ihr Heil. Nur wenige schwache Greise blieben zurück. Bald erschienen die Perser, würgten sie, und legten Theseus Stadt in Asche.

Indessen war die griechische Flotte, die ein glänzendes Treffen bei Artemisium bestanden, nach dem Ereigniß bei Thermopylä in die Bucht von Salamis gekommen. Euribiades, der Spartaner, befehligte sie; die meisten Schiffe waren Athens, und Themistokles durch die Ueberlegenheit seines Geistes im Kriegsrath der Erste. Sein Werk war der große Sieg, den die Griechen in dieser merkwürdigen Meerenge gegen die furchtbarste Uebermacht und zum schmählichsten Ruin der Feinde erfochten (23. Sept. 3504). Denn nur er vermochte die Häupter der Flotte, daß sie nicht eilig — zur Deckung des Peloponnesus — die vortheilhafte Stellung verließen, nur er war es, der durch wohlerdachte List den König zum voreiligen Angriff bewog. In der Schlacht selbst glänzte sein Talent und seine Tapferkeit vor Allen hervor, und man erkannte — was auch einzelne Neider dagegen sprachen — in ganz Griechenland, und selbst in Sparta, ja es wurde laut, bei den olympischen Spielen, in Themistokles eigener Gegenwart verkündet, daß er der Sieger bei Salamis und der Retter von Griechenland gewesen.

Der Stolz, der Muth des großen Königs waren durch dieses Unglück gebeugt. Er floh mit ängstlicher Hast dem Hellespont zu, und mit Recht haben die Schriftsteller den Kontrast seiner erbärmlichen Rückkehr nach Asien mit der Herrlichkeit seines frühern Ueberganges bemerklich gemacht.

Aber noch war die Gefahr für Griechenland nicht vorüber, wiewohl an demselben Tag, als man bei Salamis gestritten, auch die Karthager, Xerxes Alliirte, durch Gelon, Fürsten von Syrakus, bei Himera eine

völlige Niederlage erfuhren. Denn in dem nördlichen Hellas war Mardonius mit einer auserlesenen Kriegsschaar zurückgeblieben, dreimal überlegen an Zahl der gesammten griechischen Macht und im Grunde furchtbarer, als die ungelenke, übergroße Masse, womit Xerxes angegriffen.

Mit der Gewalt der Waffen verband Mardonius die List der Unterhandlung. Vorzüglich wurde Athen zum Abfall vom Bund der Griechen gelockt; aber es blieb standhaft, sogar fanatisch, wie die Ermordung des Lycidas zeigt *); und endlich wurde bei Platäa die entscheidende Schlacht geliefert (25. Sept. 3505). Die Griechen hatten ein ansehnliches Heer zusammengebracht. Pausanias, Vormund des jungen Spartanerkönigs, war Oberfeldherr, Aristides führte die Athener. Gemeinsinn und Wetteifer der Griechen wirkten gleiche Wunder. Auch die Perser fochten nicht unrühmlich. Aber sie erlagen dem Schwert ihrer Feinde, welche von Patriotismus und Rache glühten. Mardonius fiel; die Macht der Barbaren wurde aufgerieben — gleichviel ob einige Tausend mehr oder weniger entkamen — und niemals hat mehr ein Perserheer den griechischen Boden betreten!

Die Beute war unermeßlich; dennoch ist lächerlich zu sagen, daß dieselbe die Griechen reich und üppig gemacht. Nicht eine schnell verschwendete Beute, wohl aber die — als fernere Wirkung des Sieges — erweiterte Macht und der Handel der Griechen hat solches bewirkt, und es ist hiedurch die Freiheit, die der rohe Muth errungen, in ihrer Grundfeste wankend geworden. So wahr ist es, daß oft, was den Menschen Glück scheint, für sie den Keim des Verderbens birgt.

An dem glorreichen Schlachttag von Platäa wurde auch zu Wasser bei dem jonischen Vorgebirge Mykale gestritten. Leotychides, der Spartaner, und der athenische Xantippus, schlugen die Perserflotte mit solcher Entscheidung, daß die Jonier hiedurch Muth bekamen, das längst verhaßte Joch der Barbaren abzuwerfen, und in den allgemeinen Bund der Griechen gegen den König zu treten.

§. 8. Verlängerung des Kriegs. Cimonischer Friede.

Jezt änderte sich der Charakter und die Gestalt des Krieges. Es war nicht länger ein Vertheidigungskrieg für die Griechen, sondern ein Angriffs- und Rachekrieg. Die Befreiung aller griechischen Kolonien von der persischen — wiewohl verjährten, und meist auf förmlichen Unterwerfungsvertrag sich gründenden — Herrschaft wurde nächster Zweck, zu dessen Ausführung auch Angriffe auf andere persische Provinzen, Unterstüzung von Empörern u. s. w. dienen mußten. Die Häupter der Griechen wünschten die Verlängerung eines Krieges, welcher der Anlaß ihrer engern Nationalverbindung gewesen war, und dieselbe fortdauernd stärken konnte; eines Krieges, worin sie für sich selbst so wie für ihr Vaterland Ruhm, Reichthum und Macht erringen mochten, und den sie zugleich als Ableitungskanal manches einheimischen Gährungsstoffes, als eine Gelegenheit zur nüzlichen Verwendung mancher rührigen und gefährlichen Kräfte erkannten. Natürlich nahm bei der längern Dauer seine Heftigkeit ab. Gewaltige Katastrophen — meistens die Wirkungen einer vorbereitenden Krise — und Großthaten, wie sie nur der aufgeregte Enthusiasmus erzeugt, kommen jezt seltener vor.

(*) Herodot IX. 5.

Die Verdrängung der Perser von Cypern und dann von Byzanz durch Pausanias und Aristides; mehrere glückliche Unternehmungen Cimon's gegen verschiedene persische Besizungen; ein glorreicher doppelter Sieg desselben zu Wasser und zu Land an der Mündung des Eurymedon in Pamphilien (3515); weiter eine mehrjährige Unterstüzung der unter dem libyschen Inarus gegen Persien rebellirenden Aegypter, die, nach einem anfangs günstigen Erfolg, für die athenische Hülfsflotte ein verderbliches Ende nahm; und darauf, nach einigem Stillstand, zwei glänzende Siege, die abermals Cimon bei Cypern (3535) erfocht, sind die wichtigsten Ereignisse dieses Krieges, welchen unmittelbar nach den cyprischen Siegen der, mit Recht nach dem Helden, so ihn errungen, benannte Friede schloß. Wenn wir den Anfang des Krieges von der Empörung der Jonier gegen Darius Hystaspis rechnen, so hatte derselbe über fünfzig Jahre gedauert.

Vermöge dieses ewig merkwürdigen Cimonischen Friedens erkannte Artaxerxes Longimanus, der Sohn jenes Xerxes, welcher ganz Griechenland Fesseln zugedacht, die Freiheit aller im Umfang seines Reichs, also vornemlich auf kleinasiatischer Küste gelegenen griechischen Kolonien. Kein persisches Kriegsschiff sollte mehr in den griechischen Gewässern erscheinen, kein persischer Heerhaufe sich auf drei Tagreisen den jonischen Küsten nähern.

§. 9. Innere Angelegenheiten Griechenlands. — Themistokles.

Wir haben die Hauptbegebenheiten des langwierigen persischen Krieges und seinen Schluß der Uebersicht willen zusammengestellt. Laßt uns nun den Blick auf die einheimischen Angelegenheiten Griechenlands in dieser wichtigen Periode werfen.

Nach der Vertreibung der Perser war Athen wieder schnell, und schöner als zuvor, aus der Asche emporgestiegen. Seine Bürger, voll Kraft und Selbstgefühl, strebten jezt nach höhern Dingen. Themistokles hatte den Hafen von Phalera entdeckt, hergestellt und befestigt; drei Häfen nahmen jezt die athenischen Schiffe auf, deren Zahl durch seine Veranstaltung alljährlich vermehrt wurde. Auf die Seemacht seiner Vaterstadt hatte er den Plan der Vertheidigung gegen die Perser und der Herrschaft über Griechenland gegründet. Nach seinem Rath wurde jezt eine hohe und starke Mauer aufgeführt um die Stadt und die Häfen, damit alles zusammen eine Festung bilde gegen auswärtige und einheimische Feinde. Die Spartaner, unruhig über das Gedeihen und Emporstreben ihrer Nebenbuhlerin, wollten den Bau der Mauern — unter scheinbaren Vorwänden des griechischen Nationalinteresses — hindern; Themistokles hielt sie durch schlaue Verstellung hin, bis die Mauern hoch genug zur Vertheidigung waren, und wies dann ihre Zumuthung mit Hohn zurück.

Bis dahin waren die Spartaner das anführende Volk in Griechenland gewesen. Selbst Athen hatte ihren Vorrang erkannt. Jezt gieng die „Hegemonie“ allmälig auf das leztere über. Die Zöglinge Lykurg's hatten von jeher durch ihren soldatischen Troz beleidigt; man vergab ihnen, so lang ihre Sitten Achtung geboten. Als aber Pausanias, der Sieger von Platää und Eroberer von Byzanz, anfing, sich das Ansehen eines Herrschers zu geben, und durch seine, eines Satrapen würdige, Pracht den republikanischen Anstand höhnte; als dagegen die Bescheidenheit des Atheners

Aristides, und die Leutseligkeit Cimon's (des edlen Sohnes Miltiades), im schneidendsten Kontrast erschien; als endlich gar Pausanias — wiewohl zu seinem eigenen Verderben — verrätherische Plane gegen Griechenlands Freiheit entwarf: so begehrten die verbündeten Staaten, hinfort unter Athens und nicht mehr unter Sparta's Leitung zu stehen. Es wich auch dieses der Nebenbuhlerin, da die Zeitumstände ein gewaltsames Widerstreben verboten, aber es behielt gegen das ruhmgekrönte Athen Neid und Rache im Herzen.

Der erste Urheber solchen Ruhmes, Themistokles, genoß dessen Früchte nicht. Der Spartaner Haß und die Eifersucht der eigenen Mitbürger verfolgten ihn. Es wurde böser Verdacht und darauf schwere Klage gegen ihn erhoben. Verbannt aus Athen, das durch ihn groß geworden, geächtet in ganz Griechenlaud, das er gerettet, suchte und fand er Zuflucht in Persien, welches noch von seinen Streichen blutete. Der erstaunte Artaxerxes übte Großmuth an dem Flüchtling, und wies ihm zum Unterhalt die Einkünfte dreier Städte an. Themistokles hätte glücklich seyn mögen, wenn er seines Ursprungs vergessen, und in Wohlstand und Ruhe Ersaz für befleckten Ruhm und gekränktes Selbstgefühl hätte finden können. Wenn es aber wahr ist, daß, als später Artaxerxes in ihn gedrungen, die Anführung eines Heeres gegen Griechenland zu übernehmen, er sich selbst den Tod gegeben, weil seine patriotische Seele sich gegen den Gedanken solchen Krieges empörte, so mögen wir gestehen, daß er seine Rolle auf eine des Siegers von Salamis würdige Weise geendet.

§. 10. Aristides und Cimon, Primat Athens.

In Athen waren jezt Aristides und Cimon Führer des Volkes, und niemals hat es vortrefflichere gegeben. Es ist eine schöne und seltene Erscheinung, die reinste Tugend vereinbart mit glänzendem politischen Talent anzutreffen. Noch seltener und erhebender ist das Schauspiel eines ganzen Volkes, welches ein ihm dargebotenes Mittel zur Herrschaft aus Gründen des Rechtes verschmäht. Aristides und seine Mitbürger haben der Geschichte dieses denkwürdige Beispiel geliefert. Und wenn gleich Themistokles Vorhaben, durch Verbrennung der allürten Flotte die Präponderanz Athens zu sichern, selbst der höhern Staatsklugheit — wie jedes zu grelle Attentat — durchaus nicht entsprach — so wurde es doch von den Athenern nicht deswegen, sondern allein darum verworfen, weil ihr tugendhaftester Mitbürger es für ungerecht erklärte.

Man hatte beschlossen, daß zur Fortführung des Perserkrieges eine Bundeskasse durch die Beiträge der Allürten gebildet, und unter der Oberaufsicht Athens in dem durch die Religion geheiligten Delos sollte verwahrt werden. Durch ein allgemeines Kompromiß wurde Aristides ernannt, die Beiträge zu bestimmen, und Alle fanden seine Bestimmung gerecht. Viele Jahre verwaltete er den öffentlichen Schaz, und starb so arm, daß seine Leiche auf Gemeindekosten mußte bestattet werden. Seine Nachfolger erfüllten, wie Plutarch sagt, ihre Stadt mit Schäzen und Kunstwerken: Er suchte sie reich an Tugend zu machen.

Der liebenswürdige Held Cimon nahm ihn in vielen Dingen zum Muster. Er glich Aristides an Talent und Bildung, an Patriotismus und umfassenden Kenntniß der Geschäfte; an Kriegsruhm übertraf er ihn noch. Aber Aristides Mäßigung und hohe Sitteneinfalt hatte er nicht. Die Siege,

die er für Athen erfocht, ließ er auch zur eigenen Bereicherung dienen. Das geschmackvolle, den Künsten freundliche Leben, das er in Pallästen und reichgeschmückten Gärten führte, war — ungeachtet er auf die lieberalste Weise alle Bürger zum Mitgenusse rief — dennoch der republikanischen Sitte gefährlich; und die Bundesgenossen, denen er das Uebergewicht Athens auf eine strenge Weise zu empfinden gab, mochten in das vielstimmige Lob seiner Tugend den Mißlaut gerechter Klage mischen.

Im Grunde hatten sie ihre eigene Unklugheit anzuklagen. Denn, als sie bei der langen Dauer des Perserkrieges ihre Abneigung, fernerhin Truppen und Seeleute zu stellen, erklärten, und ihnen dann vorgeschlagen wurde, dafür einen größern Geldbeitrag und nur unbemannte Schiffe zu schicken, wogegen Athen die Führung des Krieges mit eigenen Truppen allein auf sich nehmen würde; so stimmten sie allzubereitwillig dieser scheinbaren Erleichierung bei, welche alle Kriegsgewalt in die Hände Athens gab, und den Bundesgenossen keine Vertheidigungsmittel gegen den Druck des präponderirenden Staates ließ. Von diesem Augenblick an war es um die Selbstständigkeit der Verbündeten geschehen. Es war weder Gleichheit noch Gemeinschaft der Interessen mehr vorhanden. Athen, von seinem Ruhm berauscht und seine Kräfte fühlend, wandelte den Ton des anführenden Staates in jenen des Herrschers um, strafte den Widerstand als Empörung, und legte den europäischen- und Insel-Griechen zum Theil ein härteres Joch auf, als jenes war, von welchem die kleinasiatischen befreit werden sollten.

Gleichwohl ist einleuchtend, daß, da kleine Staaten in Berührung mit großen fast unausbleiblich verloren sind, das vielgetheilte Griechenland sich unmoglich gegen Persien ohne eine energische Centralgewalt, die es zu einer Masse verband, erhalten konnte; und da es leider der menschlichen Natur eigen zu seyn scheint, daß die Gewalt die Neigung zu ihrem Mißbrauch mit sich bringt, so konnten die Griechen, was immer für eine ihrer Gemeinden die Erste wurde, nicht leicht der einheimischen Tyrannei entgehen. Aber es darf nicht unbemerkt bleiben, daß so lange Athen vorherrschte, Griechenland, ungeachtet mancher einzelnen Bedrückung, dennoch im Ganzen glücklich und glorreich gewesen, daß Athen das Herbe seiner Herrschaft durch Emporbringung des Handels, der Künste und Wissenschaften versüßt, und in seinem Schooße solche Talente, solche Tugenden, und so glänzende Charaktere erzeugt hat, daß ihre Betrachtung uns meist mit dem Mißbrauch seiner Macht versöhnt (*).

§. 11. Perikles.

Unter diesen Charakteren zieht vorzüglich Perikles unsere Blicke auf sich, einer der größten Männer, die jemals ein Gemeinwesen gelenkt. Schon damals, als Cimon im Zenit seines Ruhmes war (um 3515), fing der Einfluß des Perikles an; nach Aristides Tod (3523) erhielt er die oberste Leitung der Geschäfte, und behielt sie sein Lebenlang, so daß er durch vierzig Jahre, meist ohne Theilnehmer, über das unruhigste und unbeständigste Volk der Welt die höchste Gewalt behauptete. Er besaß dieselbe nicht als Inhaber obrigkeitlicher Würden — wie er denn niemals weder Archon noch Mitglied des Areopags war — sondern als Feldherr oder vielmehr als

(*) Vergl. H. J. Frhr. v. Wessenberg, das Volksleben zu Athen im Zeitalter des Perikles. Zürich, Orell 1821.

simpler Demagog, durch die bloße Ueberlegenheit seines Geistes und die freiwillige Folgsamkeit seiner Mitbürger.

Wenn wir bedenken, wie schwer es in dem geist- und geschmackvollen, und an großen Talenten so reichen Athen seyn mußte, sich auch nur vorübergehend auszuzeichnen, so werden wir den Mann bewundern, der ein volles Menschenalter hindurch alle Andern gänzlich verdunkelte. Aber es waren auch bei Perikles die Vortheile der Geburt, der Anlage und der Erziehung vereint anzutreffen. Den Reichthum seines Geistes verdankte er den Lehren des Anaxagoras, sich selbst aber die imponirende Würde des Charakters, und die Kraft der Rede, das erste Talent eines Volksführers. Die erstaunten Athener verglichen die Gewalt seines Ausdrucks mit jener des Donners, nannten ihn den Olympier, und sagten von ihm, daß die göttliche Suade mit allen ihren Grazien auf seinen Lippen throne.

Perikles, ungeachtet er aus einem der edelsten Geschlechter stammte, begünstigte gleichwohl die demokratische Partei, wie es gewöhnlich die nach Herrschaft strebenden Männer in Republiken thun, weil das Volk (so lange wenigstens der erste Eindruck dauert) seinen Wohlthäter reicher lohnt, und denen, in welche es Vertrauen setzt, unbedingter gehorcht, als eine Schaar weiterblickender, argwöhnischer und meistens rivalisirender Patrizier. Schon früher war unter Aristides Verwaltung (entweder weil derselbe nach zarten Rechtsbegriffen die Gleichheit liebte, oder, um größeres Uebel zu verhüten, der Forderung der Menge nachgab) gegen die Solonischen Geseze verfügt worden, daß auch die unterste Bürgerklasse von den höchsten Staatswürden nicht ausgeschlossen seyn solle. Jezt war die Demokratie fast allein noch durch die Macht des Areopags beschränkt (S. oben S. 170 ff.). Perikles nahm demselben allen politischen Einfluß, und machte jene hiedurch vollkommen. Selbst das natürliche Uebergewicht der Reichern wurde durch Vertheilung der eroberten Ländereien unter das Volk vermindert; und die Bezahlung, die man bei der Versammlung erscheinenden Bürgern reichte, lockte die Dürftigen in großen Schaaren herbei, und sicherte ihnen eine entschiedene Majorität.

Freilich wurde so die Volksmacht in Herrschaft des Pöbels verwandelt, und Perikles für alles Uebel, welches aus dieser natürlich floß, für die endlose Verwirrung und die schrecklichen Attentate verantwortlich, welche die spätere Geschichte Athens entstellen. Aber so lange er das Ruder hielt, waren dergleichen Folgen nicht sichtbar. Die Athener, deren Sinn und Gemüth er nach Gefallen lenkte, thaten seinen Willen, und glaubten den ihrigen zu thun. So wurde ihr Selbstgefühl rege erhalten, und in die Verfolgung von Perikles Planen allgemein derjenige Eifer gelegt, womit man gerne die eigenen Entschlüsse vollzieht. Auch hat Perikles seine Macht niemals weder zu Privatzwecken mißbraucht, noch durch unwürdige Mittel behauptet. Mit strengem Ton rügte er des Volkes Leichtsinn und Uebermuth, wenn es ihm Anlaß dazu gab, forderte Opfer und Anstrengungen, wenn das gemeine Beste solche erheischte, und, scheinbar unbesorgt um Beifall oder Tadel, Gunst oder Haß, verläugnete er seine Ueberzeugung nie. Seine Zwecke und Maaßregeln waren groß, weise für das Wohl und den Ruhm Athens berechnet, und ungeachtet der parteiischen Vorliebe für dieses, dennoch auch — abgerechnet einzelne Ungerechtigkeiten und Härten — für ganz Griechenland durch Erhöhung der Macht und Kultur, und die unter ihm so schön als nie zuvor und nachher selten, erblühte Kunst und Wissenschaft

wohlthätig. Bei dem Gemälde dieses großen Mannes dürfen wir nicht vergessen, daß er den Frieden liebte. Gleichwohl besaß er ein ausgezeichnetes Feldherrntalent, wie seine glücklichen Züge gegen Euböa, den thracischen Chersones und Samos, seine Siege über die Böotier und Spartaner, und mehrere Erfindungen im Kriegswesen zeigen; aber sein Herz war gefühlvoll, und daher, wenn er kriegen mußte, auch seine Taktik schonend für Menschenblut (*).

§. 12. Fortsetzung.

Es war ein Unglück — aber ein unvermeidliches bei der Rivalität des ehrgeizigen Strebens und der Verschiedenheit der politischen Ansichten — daß Cimon und Perikles Feinde waren. Jener war Aristokrat und Freund der Spartaner, dieser in beiden Stücken ihm durchaus entgegen. Perikles Ansichten stimmten völlig in einem wie in dem andern mit den Gesinnungen und Leidenschaften des Volkes überein, und daher mußte er wohl obsiegen; und Cimon, des eigenen und väterlichen Ruhmes ungeachtet, und bei allem Gewicht, das ihm seine vielen Freunde und Anhänger, seine liebenswürdige Tugend und reine Vaterlandsliebe, und seine frischen, mackellosen, im Kampf gegen den äußern Feind errungenen Lorbeern gaben, wurde durch den Ostracismus verbannt. Aber schon im fünften Jahr der Verbannung wurde er zurückgerufen. Er kam, stiftete Versöhnung unter den Griechen, führte ihre vereinte Macht gegen den persischen Großkönig, und starb, als er den Sieg erfochten, der Artaxerxes zum Frieden nöthigte.

Nach Cimon's Tod stellte sich sein Schwager, der ältere Thucydides, als Vorfechter der Aristokraten, Perikles entgegen. Auch er erlag in dem ungleichen Kampf und wurde verbannt.

Aber in einer so rührigen Stadt als Athen, und unter den von so widerstreitenden Interessen bewegten Griechen konnte selbst ein Perikles niemals ohne Feinde seyn. Die Bundesgenossen klagten, daß er das zur Führung des Perserkrieges gesammelte Geld zur Verschönerung von Athen verwende. Er erwiederte mit Grund, daß wofern die Macht Athens ihnen hinreichenden Schuz gegen die Perser gebe, der Zweck des Bundes erreicht, und die Verwendung des Geldes in der Willkür der Schuzherren sey.

Die Bundesgenossen fanden in Athen selbst ihre Wortführer; doch war die Mehrheit noch für Perikles. Gleichwohl konnte er aus den verschiedenen Anklagen, die nacheinander gegen Phidias, seinen Günstling, gegen Anaxagoras, seinen verehrten Lehrer, und gegen Aspasia, die er liebte, ergingen, die steigende Kühnheit seiner Feinde und die Verminderung der Volksgunst entnehmen. In dieser Lage mochte ihm der Ausbruch eines Krieges willkommen seyn, dessen hohe Wichtigkeit alle kleineren Interessen verschlang und den Athenern das Bedürfniß fühlbar machte, einen Anführer wie Perikles zu haben.

§. 13. Einheimische Kriege.

Es war dieses der große peloponnesiche Krieg, der in der Geschichte von Griechenland eine merkwürdige Epoche macht, und dessen Erzählung füg-

(*) Diesen, den vielstimmigen Zeugnissen zu Folge, so edlen und liebenswürdigen Perikles finden wir zu unserm Erstaunen in Schlözer's Weltgeschichte (alte Welt. Griechen) mit dem Prädikat „der Verruchte“ belegt. Aber es ist dieses nicht das einzigemal, daß dieser geistvolle, jedoch zu rasch urtheilende Schriftsteller das Gewicht seiner Stimme auf eine unbegreifliche Weise mißbrauchte. (s. z. B. oben 1. S. 147.)

lich jene der frühern kleinern Kriege der Griechen gegen Griechen als Einleitung vorangeht.

Kaum hatten die Schaaren des Xerxes Griechenland verlassen, als unter den Bewohnern desselben die einheimische Zwietracht, welche die allgemeine Gefahr auf eine Zeit unterdrückt hatte, von Neuem erwachte. Und heftiger als ehedem mußte sie erglühen, da die Griechen mit dem erhöhten Gefühl der Kraft auch unbändigere Leidenschaften erhalten hatten; da bei dem erweiterten Kreis ihrer Wünsche und Bestrebungen auch häufiger Kollisionen der Interessen entstunden, und die alten republikanischen Tugenden der Mäßigung, Selbstverläugnung und reinen Vaterlandsliebe allmälig dem Luxus weichen mußten, und der Selbstsucht und niedriger Politik.

So erhob sich eine fast unabgebrochene Reihe innerer Kriege in dem Vaterland der Solone, Miltiades, Leonidas und Aristides. Das Herzblut der Griechen, das Mark ihrer Kräfte wurde in einheimischen Fehden vergeudet; und nach Cimon sind fast alle griechischen Helden nicht im auswärtigen Kampfe, sondern im Kampfe gegen Griechenland groß geworden.

Von allen solchen Kriegen zu reden, würde eine unnüze Arbeit seyn. Die allgemeine Schilderung dieses feindseligen Verhältnisses, und die kurze Erwähnung einiger durch ihren Charakter oder ihre Wirkungen sich besonders auszeichnenden Fehden mag unserm Zwecke genügen.

Bei Gelegenheit eines heftigen Erdbebens, welches in Lakonien wüthete, empörten sich die Heloten, unter ihnen die unglücklichen Messenier, gegen ihre gefühllosen Herren. Verzweiflung führte ihre Streiche, und Sparta war gezwungen, Hilfe bei der Rivalin Athen zu suchen. Der ächt patriotische Cimon bewog seine Mitbürger, blos der Noth von Sparta und ihres griechischen Ursprungs zu gedenken, und die Hilfe zu leisten. Aber als dieselbe ankam, hatte das Glück sich bereits gewendet, und die Athener wurden auf eine übermüthige Weise nach Hause geschickt. Darüber zürnten sie billig, und hier war es eben, wo Perikles Cimon's Verbannung bewirkte. Die geschlagenen Heloten vertheidigten sich indessen noch zehn Jahre in dem durch ein früheres, ähnliches Schicksal berühmten Ithome. Endlich wurden sie übermannt, aus dem Peloponnes vertrieben, und von den Athenern in Naupaktus aufgenommen. Dieser Krieg wird der dritte messenische genannt.

Mittlerweile hatte Athen gegen Korinth und gegen Aegina, seine Nebenbuhlerinen im Handel, zu kämpfen. Bald auch gegen die Böotier und gegen die Spartaner selbst. Denn meistens gab Sparta den Feinden Athens Beistand, und dieses — es gab nur Einen Cimon — vergalt jenem mit Gleichem. Zwei blutige Treffen bei Tanagra wurden geliefert, das eine durch den Heldentod von Cimon's Freunden, das andere durch den ausgezeichneten Sieg Athens merkwürdig. Fast in ganz Griechenland brannte jezt die Flamme des Krieges. Verwüstungen auf allen Seiten, bis endlich zwischen den Hauptstaaten ein Waffenstillstand auf 30 Jahre geschlossen wurde (3545).

Wir haben oben (S. 260) der Eroberungen Athens in Euböa, im thracischen Chersones u. s. w. erwähnt. Ein wichtiger Krieg wurde auch gegen Samos geführt. Wahrscheinlich war es die Liebe zur Mileserin Aspasia, welche Perikles bewog, Milet gegen Samos beizustehen. Er siegte, und legte eine Besazung in die Burg von Samos, dessen Verfassung

er demokratisch gemacht. Aber die Samier empörten sich, und ermordeten die Besazung. Perikles rächte dies Verbrechen durch neuen Sieg, und demüthigte Samos völlig. Die Geschichtschreiber haben die herrliche Leichenrede gerühmt, die er bei dieser Gelegenheit seinen erschlagenen Mitbürgern hielt, und die Gelassenheit, womit er, der Herrscher in Athen, die Vorwürfe Elpinicen's (Cimon's Schwester) über das unnöthig vergossene Blut ertrug.

Aber alles dies war nur Vorspiel des großen Kriges, der jezt unvermeidlich über Griechenland hereinbrach, und der um so zerstörender seyn mußte, je länger sich sein Zunder gehäuft hatte.

§. 14. Peloponnesischer Krieg. Perikles Tod.

Sparta konnte Athen es nicht verzeihen, daß dasselbe ihm die Hegemonie entwunden; und Athen kannte keine Grenze seiner Herrschsucht mehr. Hierüber entstund der Krieg. Denn daß die Athener die Korcyräer gegen Korinth unterstüzten, und die korinthische Kolonie Potidäa drängten, ungeachtet der Hilfe, welche dieselbe von ihrer Mutterstadt und vom Könige Macedoniens, Perdikkas, erhielt, war nur unmittelbarer Anlaß, nicht aber Ursache desselben. Die Spartaner liehen allen Beschwerden der kleinern Staaten ein geneigtes Ohr, wollten die Befreier von Griechenland seyn, da sie dessen Herren nicht seyn sollten; sie vergaßen, was sie selbst gegen Helos und gegen die unglücklichen Bewohner Messeniens verübt, forderten Rechenschaft von Athen über weit geringeres Unrecht, und erklärten den Krieg, als ihr Urtheil verworfen ward (3553).

Fast alle griechischen Staaten ergriffen Partei, die meisten für Sparta. Der ganze Peloponnes war auf dessen Seite — Argos und ein Theil Achaja's ausgenommen; — im festen Griechenland aber hielten's die Megarenser, Locrer, Phocier, die meisten Böotier, und ein Theil der Acarnanier mit ihm. Sechszig tausend Peloponnesier überschwemmten schon im ersten Feldzug das attische Gebiet. Dagegen waren Platäa, dann Chios, Lesbos Corcyra, Zacynthus mit Athen verbündet. Viele andere Inseln, wie Euböa, Samos, fast alle Cykladen und Sporaden gehorchten demselben, und das große Gebiet von Attika selbst, den vielen eigenen Kolonien und triputären Provinzen weithin in Jonien, am Hellespont, in Thracien und Macedonien boten ihm reiche Hilfsquellen dar. Mit Recht konnte also Perikles den Muth seiner Bürger durch die Aufzählung ihrer Streitkräfte erhöhen. Eine Armee von 30,000 geübten Kriegern und eine Flotte von 300 Galeeren war zum Kampfe bereit. 9600 Talente lagen im Schaz, und es erhielt derselbe aus einheimischen Quellen und durch reiche Beiträge der Bundesgenossen einen immerwährenden Zufluß.

Die ersten Kriegsjahre wurden auf eine ziemlich gleichförmige Weise mit Verwüstungen Attika's durch die Peloponnesier, und mit gegenseitiger Verheerung der lakonischen und anderer feindseliger Küsten durch athenische Flotten hingebracht. Perikles, nach einem weisen Plane, vermied eine entscheidende Schlacht, und baute seine Hoffnung auf die Flotte und auf die auswärtigen Hilfsquellen. So würde er wahrscheinlich den Feind ermüdet, und die volle Steitkraft Athens erhalten haben, wenn nicht eine fürchterliche Pest in dieser unglücklichen Stadt gewüthet hätte. Eine zahllose Schaar von Flüchtlingen aus ganz Attika war dahin zusammengeströmt, die Contagion wurde schrecklich vervielfältigt, und die Blühte der Bevölkerung durch

einen qualvollen Tod dahin gerafft. Niemand wird ohne Schauder die Schilderung lesen, die uns von dieser Pest Thucydides, der sie selber erfuhr, hinterlassen hat.

Die Athener, im schmerzlichen Gefühl dieser Noth, klagten Perikles als deren Urheber an. Er vertheidigte sich mit aller Kraft eindringlicher Beredsamkeit, und vermochte doch nicht, die aufgeregten Gemüther zu besänftigen. Der lange verehrte Volksführer wurde seiner Würden entsezt, und zu einer Geldstrafe verurtheilt. Zu diesem unverdienten Mißgeschick gesellte sich häuslicher Kummer. Außer mehreren Verwandten entriß ihm die Pest zwei Söhne, worunter einer sein Liebling. Als er die theure Leiche mit Blumen bekränzte, verließ ihn, zum erstenmal, die Standhaftigkeit seiner männlichen Seele. Aber der Anblick seiner Thränen flößte dem Volke Mitleid und Reue über die Mißhandlung des Helden ein. Man gab ihm seine Würden zurück, die er nicht lange mehr genoß. Er starb im dritten Jahr des Krieges. Nach einer vieljährigen Verwaltung des öffentlichen Schazes ließ er weniger Vermögen zurück, als er von seinem Vater geerbt; und der Erwerber einer fast unumschränkten Macht über das rührigste Volk mochte mit Wahrheit von sich rühmen, „daß seinetwegen nicht ein Bürger in den Fall gesezt worden, Trauerkleider anzuziehen“ — (*).

§. 15. Der Frieden des Nicias.

Der Kampf dauerte fort mit aller Wuth, welche die gewöhnliche Begleiterin einheimischer Kriege ist, und hier noch geschärft durch die Leidenschaften des in den meisten Staaten vorherrschenden Pöbels.

Die Insel Lesbos war von Athen abgefallen, und nach scheinbarer Unterwerfung abermal abtrünnig geworden. Die Athener belagerten Mitylene mit Macht, erzwangen die Uebergabe, führten über tausend der vornehmsten Empörer in ihre Stadt und tödteten sie. Der Befehl erging, auch den Ueberrest der Einwohner in Mitylene selbst zu erwürgen; ein Rest von Menschlichkeit bewirkte — beinahe zu spät — den Widerruf des Mordbefehls.

Mehrere Jahre lang hatte Platäa der spartanischen Macht und allen Schrecken des Krieges widerstanden. Ein Theil der Bürger schlug endlich mit dem Muth der Verzweiflung durch das Heer der Belagerer sich durch; die Uebrigen ergaben sich. Spartanische Kommissarien kamen herbei, über ihr Schicksal zu entscheiden. Sie sprachen das Todesurtheil über die Männer, jenes der Sklaverei über Weiber und Kinder: Platäa, welches — nach Athen — die schönsten Lorbeern im Perserkrieg errungen, wurde zerstört. Um eben diese Zeit suchte Sparta am persischen Hofe — wiewohl für jezt noch ohne Erfolg — um Hilfe gegen Athen an.

Die Spartaner, mißtrauisch gegen die Ueberzahl der Heloten, luden einige Tausende derselben in ihre Stadt, als wollten sie ihnen das Bürgerrecht ertheilen. Die Ceremonie der Befreiung ging vor sich, und während derselben ermordete man die Heloten.

Eine Anzahl der edelsten Spartaner war auf Sphakteria gefangen worden, und der athenische Pöbel dürstete nach ihrem Blut. Dagegen hatten die Athener Amphipolis gegen Brasidas verloren. Diese Stadt wieder zu gewinnen, zog Kleon, ein Gerber seines Gewerbes, aber

(*) Plutarch, im Leben des Perikles.

beliebter Staatsredner, mit einem Heere dahin. Ein Treffen wurde geliefert, worin Kleon und Brasidas blieben(*), aber die Athener großen Verlust litten. Dies machte sie geneigt, den Friedensvorschlägen Gehör zu geben, welche die um das Loos ihrer gefangenen Mitbürger besorgten Spartaner thaten. Nicias, ein einsichtsvoller, kriegserfahrener, aber sanfter, ächt griechisch denkender Bürger, bestärkte sie in diesen Gesinnungen, und es wurde ein nach seinem Namen benannter Stillstand auf fünfzig Jahre geschlossen (3561), welcher jedoch weder allgemein noch dauernd war.

§. 16. Erneuter Krieg. Alcibiades.

Denn die unausgeglichenen Interessen verschiedener Bundesgenossen, die Allianz Athens mit Argos, Mantinea und Elis, vorzüglich aber die schändlichen Intriguen des Alcibiades, brachten bald dessen Bruch zuwege (3565). Dieser außerordentliche Mann, der schon in dem Vorspiel des peloponnesischen Krieges, in jenen gegen Potidäa (oben §. 14.) hervorglänzt, und seitdem die Blicke Athens auf sich gezogen hatte, fing jezt seine merkwürdige Rolle an. Von vornehmer Abkunft, und Perikles Neffe, reich, talentvoll, gebildet durch eine vortreffliche Erziehung und die Lehren des Sokrates, schön und liebenswürdig, aber eitel, frivol, wollüstig, nach Ruhm und nach Herrschaft dürstend, schien er in sich alle Tugenden und alle Laster in vollem Maaße zu vereinen, und gleich geschickt zu seyn, einen Staat glücklich zu machen und ihn zu verderben. Eine wahre Chamäleonsgestalt, und die Farben jeder Umgebung nicht nur annehmend, sondern mit verstärkten Tinten zurückwerfend, war er in Athen geschmackvoll, geistreich, ein Muster der Urbanität und des Leichtsinns; in Sparta rauh, streng, voll Selbstverläugnung, der getreueste Schüler Lykurg's; in Thracien abwechselnd ein wilder Jäger und unmäßiger Schlemmer; in Asien üppiger und raffinirter wollüstig als ein Satrape; allenthalben und in jeder Sphäre der Erste, der Alles um sich verdunkelte, und in stolzem Bewußtseyn der Superiorität sich als Modell darstellte, und als solches erkannt ward. Das Verhängniß Griechenlands schien an die Person dieses einzigen Mannes geknüpft, und mehr als einmal wurde blos durch das Gewicht seines Talentes die Schale Athens oder Sparta's zum Sinken gebracht. Aber sein Einfluß beschränkte sich nicht auf die Leitung der großen Geschäfte; er drang in alle Verhältnisse des bürgerlichen und häuslichen Lebens ein, und brachte durch die Macht und den Mißbrauch eines gefährlichen Beispiels, in Sitten und Grundsäzen, und in der gesammten Denk- und Handlungsweise der Athener eine merkwürdige, meist verderbliche, Umwälzung hervor.

Die wichtigste Unternehmung des ganzen peloponnesischen Krieges, und welche zugleich die Grundlage der endlichen Katastrophe wurde, — der Angriff der Athener auf Sicilien war Alcibiades Werk. Schon vor dem Nicischen Frieden hatte Athen sich in die innern Fehden unter den sicilischen Städten mischen wollen. Ein neuer Anlaß bot sich jezt dar, da die Egestaner Hilfe gegen Selinus und Syrakus begehrten. Alcibiades

(*) Argileonis, Brasidas Mutter, gab, als man vor ihr die Verdienste des gefallenen Sohnes über die aller Griechen erhob, die mit Recht verewigte Antwort: „Mein Sohn war ein tapferer Mann, aber Sparta besizt viele Männer, die ihm gleich sind“

unterstüzte die Bitte mit schwärmerischem Eifer. Denn schon hatte seine feurige Phantasie die kühnsten Hoffnungen auf solchen Kriegszug gebaut. Er sah bereits im Geist Syrakus und mit demselben ganz Sicilien der Macht Athens unterworfen. Karthago und Großgriechenland würden dann bei so gewaltig vermehrten Streitkräften eine leichte Eroberung seyn, und der Peloponnes keinen fernern Widerstand wagen. Athen würde die Gebieterin eines weiten Reiches werden, und er — so mochte heimlich seine Herrschsucht flüstern — der Machthaber dieses Reiches seyn. Die entzündbare Jugend Athens ergözte sich an so glänzenden Aussichten, und, was auch der bedächtliche Nicias und mit ihm viele ältere Bürger dagegen sprachen: die Unternehmung wurde durch entschiedene Stimmenmehrheit beschlossen, und mit enthusiastischem Eifer in's Werk gesezt. Noch nie zuvor hatte eine europäische Stadt eine solche Flotte ausgerüstet, als jezt unter Nicias, Alcibiades und Lamachus Anführung, von den sanguinischen Wünschen der Bürger geleitet, aus dem Hafen des Piräus zog.

§. 17. Sicilien.

Sicilien, wohin sie steuerte, die größte und merkwürdigste Insel des Mittelmeeres, liegt zwischen dem untersten Italien, wovon eine durch gefährliche Strömungen berufene Meerenge sie scheidet, und Afrika, woselbst ihr gegenüber das stolze Karthago stund. Auf der ganzen Erde vielleicht ist kein lieblicheres, fruchtbareres, herrlicheres Land. Von dem erhabenen Gipfel des rauchenden Aetna (Monte Gibello, im Osten der Insel) gewahrt das entzückte Aug' weithin auf Bergen, Flächen und Küsten den reichsten Segen der Natur und zusammengedrängte Wohnungen der Menschen. Viele Städte, die ehemals glänzten, sind zwar verfallen, aber viele blühen noch; andere sind in ihren Trümmern ehrwürdig, und unerschöpft ist noch die Fülle des Bodens, welchen man mit Recht (auch Strabo thut's) die Kornkammer Roms genannt. Trinacria hieß die Insel von ihrer dreieckigen Gestalt, Sikania von den Sikanern, die unter ihren ältesten Einwohnern gewesen, und Sicilia von den Sikulern, die später aus Mittelitalien herüberzogen. Doch ist ihre Urgeschichte äußerst fabelhaft und nur so viel bekannt, daß sie sehr frühe bevölkert worden. Die Einwanderungen der kleinasiatischen, phönicischen und vorzüglich der griechischen Kolonien ist in spätern, historischen Zeiten geschehen. Wir haben schon im ersten Zeitraum (s. oben S. 124) dieser griechischen Kolonien erwähnt. Sie lagen meist in der Osthälfte der Insel. Auf der westlichen Hälfte siedelten sich die Karthager an, und drängten jene. Heftige Erschütterungen entstunden aus ihrem Bemühen, sich die ganze Insel zu unterwerfen. Wohl wären sie über die vereinzelten Städte Sieger geworden, hätte nicht das mächtige Syrakus ihren Fortgang gehemmt.

Diese berühmte korinthische Kolonie — eigentlich aus drei Städten, Nasos, Achradina und Tyche (wozu später noch die neue Stadt und Epipolis kamen) bestehend — war frühe durch Handel groß und durch Künste verherrlicht worden. Die Grundlage ihrer Verfassung war aristokratisch; aber es erhoben sich oftmals Tyrannen, große Fürsten zum Theil, denen sie vorzüglich die Erhöhung ihrer Macht verdankte. Gelon, Fürst von Gela, und nachmals Herrscher von Syrakus, eröffnet

ihre Reihe (3503). Gegen ihn schloß Xerxes einen Bund mit Karthago, auf daß Jener gehindert würde, den Griechen Beistand zu leisten (*). Wir haben schon oben (S. 255) des großen Sieges erwähnt, den Gelon bei Himera erfochten. Von 300,000 Karthagern soll nicht Einer entkommen seyn, wie die Griechen prahlen. Glänzender als dieser Sieg, aber fast noch unglaublicher ist die gepriesene Großmuth des Ueberwinders, der seinen zerschmetterten Feinden keine weitere Bedingung des Friedens aufgelegt habe, als das Versprechen, hinfort mit keinen Menschenopfern mehr die Altäre zu beflecken. Doch wäre von einem Fürsten, der nicht als edel erkannt gewesen, ein solches auch nicht erdichtet worden.

Seine Brüder, Hiero (3511), ein Freund der Wissenschaften — Simonides, Pindar u. a. große Geister zierten seinen Hof — und hierauf Thrasybulus (3527) folgten ihm. Der lezte wurde verjagt, — wegen Grausamkeit, wie seine siegenden Feinde sagten. Syrakus nahm jezt eine demokratische Form an, und strebte, neugestärkt durch die Freiheit, noch freudiger auf. Viele Kolonien gingen von ihm aus mehrere Städte, selbst das reiche Agrigent, wurden bezwungen, und Sicilien schien so viel von Syrakus als von Karthago um seine Unabhängigkeit fürchten zu müssen.

§. 18. Unglück der Athener.

In dieser Lage war die Insel, als Athen den Angriff entwarf (2570). Es konnte auf zahlreichen Anhang unter den Neidern von Syrakusens Macht zählen, wenn es klug genug war, den Verdacht noch größerer Anmaßung von sich zu entfernen. Alcibiades, im Unterhandlen so geschickt als tapfer im Krieg, hätte wohl die Unternehmung, deren Folgen unermeßlich seyn mußten, zum glücklichen Ende gebracht, und dann wäre vielleicht Athen statt Rom Weltherrscherin geworden.

Aber kaum war der erste Schritt zur Ausführung, durch Eroberung von Katana, geschehen, als gegen Alcibiades schwere Anklage wegen Gottlosigkeit und die Ladung vor's Volksgericht erging. Es waren, kurz bevor die Flotte von Athen abfuhr, die Statuen Merkurs, welche häufig in den Straßen der Stadt standen, alle in einer Nacht verstümmelt worden. Der Verdacht dieser Frevelthat fiel auf Alcibiades und die zügellose Schaar seiner Schwelggenossen. Jener verlangte Verhör und Urtheil; aber die Flotte war segelfertig; er mußte mit ihr abgehen und seinen Feinden ein freies Feld zu Ränken lassen. Auch wurde diesen unter einer unbesonnenen fanatischen Menge der Sieg nicht schwer. Ein Schiff wurde abgefertigt, den Beklagten heimzubringen; aber er entkam, floh nach Argos und von da, als er die Nachricht seiner Verurtheilung vernahm, nach Sparta, Rache gegen seine Mitbürger im Herzen.

Indessen war Nicias vor Syrakus gerückt. Schon dachten die Belagerten an Uebergabe, als Gylippus, der Spartaner, ihnen neuen Muth und Hilfe brachte. Viel und von beiden Seiten rühmlich wurde gestritten. Ein großer Theil der Insel war wider Athen, dessen Plane nunmehr am Tage lagen, bewaffnet; seine besten Streiter waren gefallen. Da erschien — zu spät — eine neue Flotte, zur Hilfe von Athen gesandt, mit starker Bemannung, geführt von Demosthenes. Syrakus schien aber-

(*) Dieselben hatten auch wirklich um Hilfe gebeten, aber die Unterhandlung scheiterte, da man über das Commando nicht einig wurde.

mal zu zagen, und hätte bei klügerer Leitung der athenischen Streitkräfte mögen gebändiget werden. Aber die Uneinigkeit der Feldherren, Gylippus Thätigkeit und ein besonderes feindseliges Geschick vereitelten alle Anstrengungen. Wie ungerecht auch der Angriff der Athener gewesen — man fühlt sich von Wehmuth durchdrungen, wenn man Thucidides musterhafte Erzählung ihrer Unfälle liest. Wiederholt zu Wasser und zu Land geschlagen, traten sie endlich, nach dem Verlust der Flotte, den Rückzug zu Land an. Noch war ihr Heerhaufe gewaltig durch die Zahl, aber muthlos und durch Leiden entkräftet. Gylippus hatte die Pässe besezt. Der Zug war eine andauernde Schlacht. Da trug sich's zu, daß bei nächtlicher Dunkelheit Demosthenes mit der Hinterhut von der Straße abkam, überfallen wurde, und nach verzweiflungsvoller Gegenwehr sich ergeben mußte. Das übrige Heer zog weiter, bis es den Fluß Asinarus erreichte, in dessen Fluten sich die von Durst erschöpften Krieger stürzten. Jenseits und ringsum stand der Feind. Jezt allgemeiner Angriff. Vergebens suchte Nicias seine Reihen zu ordnen; die Athener in dumpfer Dahingebung ließen sich schlachten, bis ihr Feldherr von Schmerz übermannt, Gylippus zu Füßen sank, und nicht um sein eigenes Leben, aber um das Leben seiner unglücklichen Mitbürger bat. Gylippus, erschüttert, hieß die Seinen ablassen vom Morden, und schleppte den Ueberrest des athenischen Heeres — siebentausend an der Zahl — gefangen nach Syrakus. Die Volkswuth drohte ihnen Allen den Tod, nur mit Mühe brachten es die gemäßigtern Bürger dahin, daß sie als Sklaven verkauft wurden; aber der tapfere Demosthenes und der redliche Nicias mußten sterben. — Dieß war das Ende einer Unternehmung, die mit so glänzenden Hoffnungen begonnen, und worauf Athen drei Jahre lang seine äußersten Kräfte verwandt hatte.

Syrakus selbst genoß die Früchte seines Sieges nicht. Es wurde jezt heftiger als je von innern Unruhen zerrüttet. Hermokrates, der Feldherr, und Diokles, der Gesezgeber, waren die Anführer der beiden Hauptparteien. Aber soldatische Macht behielt endlich die Oberhand über gesezliche Weisheit; und der General Dionysius gelangte zur Herrschaft (3579).

§. 19. Sie erheben sich wieder.

Bei den Athenern brachte die Nachricht ihres Unglücks anfangs Betäubung hervor, hierauf Wuth gegen die Urheber der Unternehmung; endlich aber, und als von allen Seiten weitere Schreckensberichte folgten, erhoben sie sich zum Widerstand mit der Entschlossenheit der Verzweiflung.

Sie waren ohne Flotte und ohne Landheer, ihre Kasse war erschöpft, ihre Bundesgenossen — vorzüglich Euböa, Chios, Lesbos, Milet — bei der Betrachtung dieser Hilflosigkeit — sagten ihre Pflicht auf, die Peloponneser drohten in Attika einzubrechen, und nahe bei der Stadt selbst hatten die Spartaner Decelia besezt. Alle Bewegungen ihrer Feinde wurden von Alcibiades geleitet. Selbst die persischen Waffen suchte er gegen Athen aufzuregen, während in dieser unglücklichen Stadt eine brausende Gährung war, und mehreremal nach einander die Form der Regierung, und mit ihr Person und Zahl der Machthaber geändert wurden.

Alle Anstrengungen der Gutgesinnten würden Athen nicht gerettet haben, wäre nicht Alcibiades, bisher die Seele des spartanischen Rathes, mit dem König Agis zerfallen, und durch die Verfolgung, die ihm solches

zuzog, zu dem Gedanken der Rückkehr in's Vaterland gebracht worden. Jezt mäßigte er den Eifer der Satrapen von Kleinasien, und suchte sie vielmehr zu Gunsten Athens umzustimmen.

Schon längstens hatte man hier das ihm angethane Unrecht bereut; man rief ihn zurück. Aber er, der sich indessen an die Spize der neuausgerüsteten Flotte gestellt hatte, schlug zuerst die Feinde in verschiedenen glänzenden Treffen, eroberte die wichtigsten Pläze am Hellespont, machte eine unermeßliche Beute, und zog dann im herrlichsten Triumph durch die Reihen jubelnder Bürger in die gerettete Vaterstadt. Auch Thrasylus und Thrasybulus hatten für dieselbe glücklich gestritten. Sparta begehrte abermal den Frieden, welchen Athen im Siegesrausch trozig zurückwies.

Alcibiades führte die Flotte von Neuem gegen die Feinde, an deren Spize jezt Lysander stund; ein kriegserfahrner, doch zugleich ränkevoller, gewissenloser Mann, der sowohl in öffentlichen als in Privatgeschäften alle Rücksichten der Ehre und des Rechtes der Politik aufopferte. Durch kriechende Bewerbung erschlich er die Freundschaft des jüngern Cyrus, Statthalters in Kleinasien, und eine reiche Geldhilfe. Alcibiades ging nach Jonien, um Subsidien zu erheben. Da wurde während seiner Entfernung Antiochus, sein Stellvertreter, von Lysander geschlagen, und er, vor Kurzem der Abgott des Volkes und geehrt wie ein König, als trüge er Schuld an dem Unfall, abermal verurtheilt, und zur Selbstverbannung nach Thracien genöthigt. Zehn Feldherren, unter denselben Konon, ersezten ihn. Auch Lysander hatte einen Nachfolger an Kallikratidas erhalten, einem ächten Spartaner im edlen Sinn des Wortes. Die niederträchtige Eifersucht seines Vorgängers hatte ihn vieler Hilfsmittel beraubt; er selbst verschmähte, um persisches Gold — wiewohl Sparta's Seemacht darauf beruhte — zu betteln; dennoch nahm er die Schlacht bei den Arginusen an, und verlor sie sammt dem Leben; worauf Lysander wieder zur Anführung kam.

§. 20. Lysander. Fall Athens.

Endlich, im 27sten Jahre des Krieges, gab die Schlacht bei Aegospotamos (3579) die Entscheidung. Lysander überfiel und zerstörte daselbst die Flotte und das Landheer der Athener (*). Dreitausend Gefangene wurden nach der Schlacht kaltblütig getödtet. Hierauf unterwarf Lysander ringsum die Seepläze, die noch Athen gehorchten, schickte alle Bürger desselben dahin zurück; und diese unglückliche Stadt, mit Menschen überfüllt, von Nahrungs- so wie von Vertheidigungsmitteln entblößt, sah sich bald zu Wasser und zu Land belagert von einem erbarmungslosen Feind. Sie bat um Friede; aber Lysander, damit der steigende Hunger sie völlig in seine Hände gebe, hielt ihre Abgeordneten drei Monate hin. Zulezt wurden dieselben nach Sparta geschickt, um dort vor den Ephoren und dem versammelten Bundestag das Loos Athens zu vernehmen.

Bei der grenzenlosen Erbitterung der Feinde, worunter Mehrere, besonders die Thebaner, verlangten, daß Athen völlig sollte zerstört werden, mußte diese Stadt, die erste in Griechenland, und einst dessen Retterin gegen die Perser, welch' harter Friede ihr auch diktirt wurde, solchen noch als ein Geschenk der spartanischen Großmuth preisen. Die einst Weltgebietende

(*) Nepos gibt nicht undeutlich zu verstehen, daß Lysander diesen Sieg durch Bestechung gewonnen.

mußte jeder auswärtigen Besizung entsagen: die Herrscherin des Meeres durfte nicht mehr als zwölf Galeeren halten; die übermächtige Nebenbuhlerin Sparta's sollte nun für dasselbe in allen Kriegen als unterworfene Bundesgenossin streiten, und ihre stolze Schuzwehr, die langen Mauern, und die Festen des Piräus sollten zertrümmert werden. Lysander mit frechem Uebermuth ließ unter dem Klang musikalischer Instrumente dieselben niederreißen, und dann, um die Bande Athens zu befestigen, schaffte er die alte Verfassung ab, und gab alle Gewalt an dreißig Männer — mit Recht die „Dreißig Tyrannen“ genannt — welche, so konnte er hoffen, als durch ihn erhoben, auch nach seinem und Sparta's Interesse regieren würden.

Solches war den Grundsäzen gemäß, welche seit langer Zeit beide Parteien befolget. Wo immer Athen durch seinen Einfluß oder seine Waffen mächtig war, da wurde die Volksherrschaft begünstigt, und wo Sparta siegte, da sezte es eine Optimatenregierung oder Oligarchen ein. Diese — wiewohl schlau und nur zu gut berechnete — Politik vermehrte die Erbitterung, indem sie zum Kampf der Waffen noch jenen der Meinungen gesellte, und erhöhte das Elend der Völker, da sie die Schrecken des innern Krieges mit jenen des äußern paarte.

Wie beleidigend der Stolz der Athener im Glück, wie mannigfaltig ihr Unrecht gegen die Bundesgenossen, wie zahlreich ihre Thorheiten und Vergehungen gewesen: zu hart wurden sie jezt für Alles bestraft. Den Verlust ihres Ansehens, ihrer Macht und ihres Wohlstandes hätten sie verschmerzen, und eine neue Laufbahn beginnen mögen; aber die Schwere einheimischer Tyrannei drückte sie nieder. Die dreißig Machthaber, nachdem sie durch eine spartanische Besazung, und durch Bewaffnung einer Anzahl ergebener Bürger — schändlich genug, daß sich dergleichen fanden — ihre Herrschaft gesichert hatten, ließen die Athener alle Schmach und alles Elend der härtesten Sklaverei empfinden. Jeden wohlhabenden, jeden rechtlichen Bürger traf ihre Verfolgung; verloren war, wen ihr oder ihrer Anhänger Haß oder Verdacht getroffen; man hörte von nichts als von Verbannung, Güterraub, Hinrichtung und schamloser Gewaltthat. Die Bessergesinnten, die Edlern des Volkes verließen in Schaaren das preisgegebene Vaterland; aber Sparta hatte verboten, die Flüchtlinge aufzunehmen. Sie irrten unstät herum, kaum fanden einige in Theben und in Megara eine kümmerliche Freistätte. Nur Einer (Theramenes) war unter den dreißig Tyrannen, der Recht und Menschlichkeit ehrte; er wurde auf Kritias Geheiß zum Tod geschleppt.

In dieser Bedrängniß warfen einige ihre Blicke auf den längst verbannten Alcibiades. Auch er in der Ferne beschäftigte sich mit Planen der Rettung. Vergebens hatte er die Feldherren am Aegos Potamos gewarnt; jezt gedachte er den Perserkönig für Athen zu bewaffnen; aber Lysander's Wachsamkeit, und Pharnabazus Verrath erstickten den Anschlag in seinem Blut.

Glücklicher war Thrasybulus, der ohne fremde Hilfe, durch die Entschlossenheit weniger Bürger, die Befreiung des Vaterlandes vollbrachte. An der Spize einer kleinen bewaffneten Schaar, welche Lysias, der Redner, gesammelt, brach Thrasybulus mit andern Verbannten in Attika, schlug die Söldlinge der Tyrannen, zog in Athen ein, und bewirkte die Absezung der Dreißig. Als aber die Zehnmänner, die an ihre Stelle kamen, nicht besser verfuhren, und Sparta sich mit bewaffneter Macht der Oligarchen annahm,

so brachte doch Thrasybulus durch Muth und Klugheit, und begünstigt durch des spartanischen Königs Pausanias Mäßigung, die Abschaffung aller Tyrannei zuwege, und, zum Trost über den Verlust der Macht, die Herstellung der alten Verfassung.

§. 21. Primat Sparta's.

Dieses Ende nahm die Herrschaft Athens, fünf und siebzig Jahre nach der Schlacht bei Salamis, welche ihr den Anfang gegeben. Viel Großes hatte diese Stadt in solcher Zeit vollbracht: das Reich des Geschmacks und der Weisheit, und damit den Ruhm der Hellenen hat sie auf ewig begründet, die Macht des Perserkönigs gebrochen, und Griechenland — wenn sie gleich selbst es drückte — wenigstens von fremder Herrschaft befreit. Darum mochte Lysias mit Wahrheit sprechen (*), „daß beim Fall Athens Hellas ihre Haare scheeren, und an seiner Helden Grab als über ihre eigene zu Grab getragene Freiheit hätte trauern sollen.“ Denn Sparta, welches mit persischem Gold Athen besiegt hatte, gab bald nachher einen großen Theil der Hellenen den Barbaren Preis, um ungestört über die andern zu herrschen.

Die Geschichte der spartanischen Uebermacht von der Schlacht bei Aegospotamos bis zu jener bei Leuktra stellt uns, in 34 Jahren, eine fast unabgebrochene Reihe von Freveln, und, bei fortwährendem Glanz der Waffen, das Sinken des edleren Ruhms der Griechen, und die Grundlegung ihres Verderbens dar.

Denn nicht mehr war es jenes alte Sparta, welches manches Böse durch eben so viel Gutes ausglich, und uns mit seiner Rohheit und seinem soldatischen Troz durch die ehrwürdigen Tugenden der Selbstbeherrschung, der Mäßigkeit, der reinen Freiheits- und Vaterlandsliebe versöhnte. Es hatte nun zu den Lastern der Rohheit auch jene der Corruption angenommen, ja dieselben gesteigert; die, lange Zeit durch Lykurg's Geseze gewaltsam unterdrückten Leidenschaften hatten sich endlich Luft gemacht, und übten jezt wie ein wilder Strom, welcher den einzwängenden Damm durchbrochen, eine schrankenlose Wuth.

Alle Tugend der Spartaner, mit ihrer politischen Gleichheit und ihrer ganzen Verfassung, war auf ihre Armuth gebaut. (s. oben S. 164 ff.). Die erste Abweichung von der alten Strenge wurde durch den Perserkrieg und den Einfluß des Pausanias bewirkt. Aber noch behielten die Anhänger Lykurg's die Oberhand, wiewohl man mit scheelen Augen den steigenden Flor und Reichthum des industrievollen Athens betrachtete. Der peloponnesische Krieg, der meistens auswärts geführt wurde, gab den Armeen Gelegenheit zu Räubereien und Erpressungen, welche trefflich benüzt ward. Auch mußte man sich Geldquellen öffnen, sobald man eine Seemacht brauchte. Daher die Bedrückung der Bundesgenossen, die Aussaugung der Besiegten, und die Bettelei bei den persischen Satrapen. Auf solchen Wegen erhielt Lysander Geld genug, um den Sold seiner Matrosen verdoppeln, die Marine der Athener durch Anlockung zur Desertion schwächen, und ihre Finanzen durch gesteigerte Bezahlung erschöpfen zu können. Diese Vorauslagen wurden durch den glücklichen Erfolg reichlich eingebracht. Lysander, nach Besiegung der Athener, mochte ungescheut Freund und Feind brand-

(*) In der epitaphischen Rede.

schazen. Es wetteiferten alle Städte in Jonien, am Hellespont, und wo er immer hinkam, welche ihm die reichsten Gaben als Sühnopfer, Dankbezeugung oder geheime Bestechung darbrachten. Die neuen Regenten, die er allenthalben anstellte, theilten mit ihm den Ertrag ihrer Erpressungen, und wenn sie säumig darin waren, so wurden sie durch die ihnen zur Seite gesezten spartanischen Harmosten (Aufseher) nachdrücklich an ihre Verpflichtung erinnert (*). So flossen fortwährend die größten Summen nach Sparta, und brachten daselbst eine unglaubliche Revolution in den Gemüthern und ein gänzliches Verlassen aller alten Maximen hervor. Die weisern Bürger hatten solches geahnet; und deswegen — so lesen wir — als die von Lysander zusammengebrachten Schäze nach Sparta kamen, wurde darüber gestritten, ob man ihnen nicht den Lykurgischen Grundsäzen gemäß, den Eingang versagen sollte. Nur die Betrachtung, daß die Bedürfnisse des Staates jezt Gold erheischten, brachte dessen Annahme zuwege (**). Aber nicht nur die Bedürfnisse des Staates, auch jene der Bürger waren geändert. Viele derselben waren auf den Zügen nach Jonien mit asiatischer Schwelgerei bekannt geworden, und verschmähten jezt die lykurgischen Mahle; Andere riß das Beispiel hin und der Reiz bisher ungewohnter Genüsse; Alle überließen sich der Habsucht, die um so ungestümer erwachte, je länger man sie zurückgehalten.

Hiezu kam, daß auch der Geist der Verfassung — ungeachtet das Gerüste blieb — sich geändert hatte. Die Ephoren waren übermächtig und wahre Oligarchen geworden. Die Könige, so wie das Volk und die Bundesgenossen, zitterten vor ihnen. Die beschränkte Dauer ihres (einjährigen) Amtes trieb sie zu desto emsigerem Raube an. Sie waren unersättlich: Alles, selbst das Leben der Bürger, verkauften sie (indem sie Geld statt Truppen von den Bundesgenossen nahmen, und dafür die eigenen Bürger, doch um geringern Sold, anwarben); und ihr Beispiel autorisirte eine allgemeine schamlose Bestechlichkeit, und selbst gewaltsame Erpressung.

Vom spartanischen Charakter schien nichts zurückgeblieben zu seyn, als die gefühllose Härte. Die angeblichen Befreier Griechenlands wurden dessen Tyrannen. Widersezlichkeit gegen ihren Befehl, oder auch nur geäußerte Abneigung, galt für todeswürdiges Verbrechen. Acht hundert Milesier ließ Lysander schlachten, weil sie sein Mißfallen auf sich gezogen, und die von Sparta errichteten Decemvirate in den meisten Städten waren Schreckensregierungen, wie jene der Dreißig in Athen.

Man weiß nicht, ob die Griechen in diesem Zeitpunkt mehr Mitleid oder mehr Verachtung verdienen. Denn allenthalben fanden die Spartaner eben so bereite Gehilfen als geduldige Schlachtopfer ihrer Tyrannei; Leute, „die, wie Isokrates (***) sagt, künftigen Bösewichtern keine Möglichkeit, es ihnen

(*) Diese Oligarchien wurden nachmals wieder in demokratische Regierungen verwandelt; aber nicht das Interesse der Völker, sondern die Eifersucht des Königs Pausanias gegen Lysander bewirkte diesen Wechsel

(**) Dieser unbestimmte Ausdruck mag als ein Vergleichsvorschlag gelten zwischen Denjenigen, welche nach dem buchstäblichen Sinn der alten Schriftsteller annehmen, Lysander's Gold sey nicht nur aus Rücksicht der Staatsbedürfnisse, sondern auch ausschließlich für dieselben in Sparta eingelassen worden, und den Andern, welche mit Pauw behaupten, daß diese ganze Erzählung eine Fabel sey und Gold und Silber niemals in Sparta verboten gewesen. Der Geist der lykurgischen Geseze, wenn auch vielleicht nicht ihr Buchstabe, stritt gewiß gegen Gold und Silber.

(***) Im Panegyrikos.

zuvorzuthun, übrig ließen, denen kein Frevel zu groß, keine Schandthat zu ungeheuer war, und die, um ihr Vaterland ungestraft mißhandeln zu können, sich nicht schämten, sogar vor Heloten wie Sklaven zu kriechen." Dem bluttriefenden Lysander, welchem Menschenrecht, Wort und Eid nur Spielzeug waren, errichtete man Altäre, und Sokrates wurde getödtet.

§. 22. Neuer Perserkrieg. Angesilaus. Friede des Antalcidas.

Selbst der Waffenruhm der Griechen wird jezt befleckt, da sie ihn meist in ungerechten, schändlichen Kriegen erwerben. Die Sieger von Salamis und Platäa wurden persische Soldknechte, bald um einen Empörer zu unterstüzen, bald um gegen ihre eigenen Brüder zu fechten.

Cyrus, Statthalter in Kleinasien, hatte beschlossen, seinem rechtmäßigen König und Bruder Artaxerxes, Thron und Leben zu rauben (s. oben S. 246). Die Hoffnung des Gelingens hatte er vorzüglich auf 13,000 griechische Söldner gebaut, deren Bedenklichkeiten, gegen den König, mit welchem Friede bestand, zu streiten, durch Erhöhung des Soldes beschwichtiget wurden. Die Ehre des Tages von Kunaxa erwarben diese Griechen, und niemals hatte sich ihre Ueberlegenheit im Kampf glänzender gezeigt. Taktik und soldatische Ehre wirkten hier was bei Marathon die patriotische Begeisterung. Aber Cyrus war gefallen; und nun erfolgte jener unsterbliche Rückzug, der ein anhaltendes Wunder der Kriegskunst und Tapferkeit war, aber auch geschändet durch Plünderungen und verworfene Gewaltthat.

Auch in dem jezt folgenden Kriege, welchen die beiden Völker unter sich zur gegenseitigen Rache, die Griechen jedoch mehr aus Raub- und Eroberungssucht führten, kommen herrliche Waffenthaten vor. Dem Krieger mögen sie zur Belehrung dienen: aber neben den reinen Trophäen eines Miltiades, Themistokles und Cimon können die ungerechten Triumphe eines Dercillidas, selbst jene des Agesilaus kein hohes Interesse ansprechen.

Dieser spartanische König hatte seine Erhebung Lysandern zu danken; aber er machte sich bald von dessen Einfluß los und veranlaßte hiedurch den herrschsüchtigen Mann, einen verrätherischen Plan zu schmieden, wornach alle herakliddischen Familien, also auch er selbst, zur Thronfolge in Sparta sollten berufen werden. Der Plan wurde entdeckt, bevor er reif war, und Lysander entging der Strafe nur durch den Tod, welchen er in einem Treffen gegen die Thebaner fand.

Denn während Agesilaus glorreich in Asien kämpfte, war in Griechenland der innere Krieg wieder aufgelodert. Zu spät sahen die kleinern Staaten ein, daß durch den Sturz Athens ihr Schicksal verschlimmert, und die Hegemonie an ganz schamlose Despoten gekommen sey. So lebhaft war dieses Gefühl, daß über demselben alle besondern Verhältnisse und Feindschaften vergessen wurden, und selbst Theben und Korinth mit Athen gemeinsame Sache machten! Wenn wir sonst auch keine nähern Proben von Sparta's Tyrannei hätten, so würden wir schon in der Entstehung einer solchen Coalition den überzeugendsten Beweis davon finden. Nur wenn die Noth am Höchsten ist, hören alle Privatrücksichten auf: auch mögen in diesem Fall die untergeordneten Pflichten schweigen. Wenigstens durfte Sparta, welches kurz zuvor zur Unterjochung seiner Brüder persische Subsidien genommen, es Athen und Theben nicht verargen, daß sie dasselbe zur Rettung ihrer Selbstständigkeit thaten.

In verschiedenen Treffen, besonders bei Haliartus, wo Lysander fiel,

hatte Sparta mit Nachtheil gestritten. Da rief es zum Schuz der einheimischen Gewalt den Agesilaus von seiner Siegesbahn in Asien ab. Er gehorchte dem Ruf, flog auf die Gefilde von Koronea, schlug die Feinde in einer äußerst hartnäckigen Schlacht (3590), und befestigte dadurch die spartanische Herrschaft.

Aber zur See hatte dieselbe bereits der Athener Konon vernichtet. Dieser geschickte Admiral, der einzige, welcher der Schlacht am Aegos Potamos entronnen, hatte bei dem heldenmüthigen Evagoras, König in Cypern, Schuz gefunden, und später den Perserkönig zur Ausrüstung einer Flotte gegen die gefürchteten Spartaner vermocht. Konon führte sie an, und errang bei Knidos über die Feinde seines Vaterlandes einen entscheidenden Sieg. Triumphirend lief er in den Piräus ein, und stellte, mit persischem Gelde, die durch Lysander zerstörten Werke wieder her. Die Spartaner vergaben ihm dieses nicht, und bald brachten ihm ihre Ränke den Tod.

Noch sieben Jahre wurde, mit abwechselndem Glück, gestritten. Die Perser neigten sich wieder auf spartanische Seite. Athen blühte durch Iphikrates und Chabrias von Neuem auf. Da schlossen die Spartaner mit Persien den berüchtigten, nach dem Unterhändler Antalcidas benannten Frieden (3597), welcher das demüthigendste Gegenstück zum glorreichen cimonischen ist. Denn die asiatischen Griechen, welche der frühere Friede befreit hatte, wurden jezt auf's Neue den Persern unterworfen (s. oben S. 254). Von den Inseln sollte Lemnos den Athenern gehören, die übrigen Griechen aber frei seyn.

§. 23. Bundesgenossenkrieg.

Durch diesen Frieden, dessen Vollstreckung den Spartanern anheimfiel, behaupteten dieselben, wiewohl auf Unkosten ihres edleren Ruhmes, die Präponderanz in Griechenland. Kein einzelner griechischer Staat war ihnen gewachsen, und bei der Beschränkung ihrer Herrschaft auf Hellas wurde ihnen die Seemacht entbehrlich.

Aber — was ein warnendes Beispiel für alle Zeiten seyn könnte — ein gar zu freches Attentat entriß ihnen die Gewalt für immer. Auf einem Zug gegen das emporstrebende Olynth überfiel Phebidas, mitten im Frieden und ohne alle Reizung, das durch innere Zwietracht zerrüttete Theben, und besezte die Burg Kadmeis (3606). Sparta erkannte die Vermessenheit der That durch Bestrafung des Thebidas. Dennoch behielt es den Raub, und ordnete in Theben eine oligarchische Regierung, welche, neben andern Gewaltthaten, auch 400 der besten Bürger verbannte. Unter diesen war Pelopidas, der, wie früher Thrasybulus zu Athen gethan, doch mit geringern Hilfsmitteln, die Vaterstadt von den Tyrannen befreite, und die Spartaner aus Kadmeis vertrieb.

Dieses war der Anfang des Krieges, der Sparta von seiner Höhe herabstürzte. Die Athener, erbittert durch ein treuloses aber fehlgeschlagenes Unternehmen des Spartaners Sphodrias gegen den Piräus, verbanden sich mit Theben. Viel, zu Wasser und zu Land, wurde gestritten. Timotheus, Konon's Sohn, erwarb sich Ruhm; mehr aber Pelopidas, der zum Erstenmal in dem Treffen bei Tegyra die Furchtbarkeit der thebanischen Waffen zeigte.

Durch die Vermittlung des Perserkönigs kam jezt ein Friede zwischen den Griechen zu Stande. Nur Theben, welches sich weigerte, seiner Herrschaft

über die Städte Böotiens zu entsagen, wurde davon ausgeschlossen.*) Das ganze Gewicht der spartanischen Macht fiel nur auf dasselbe; ein starkes Heer unter dem König Kleombrotus brach in Böotien ein; aber die Schlacht bei Leuktra (3613), wo mit viermal kleinerer Macht Epaminondas und Pelopidas einen glänzenden Sieg errangen, endete Sparta's verhaßte Herrschaft.

§. 24. Epaminondas und Pelopidas. Schlacht bei Leuktra.

Manche Schlachten wurden durch Zufall gewonnen: der Sieg bei Leuktra war das lange vorbereitete Werk des Genie's, die Frucht der vollendetsten Kriegskunst und der edlen Begeisterung. Nirgend mehr als in der Geschichte Thebens zeigt sich die Macht großer Charaktere, und um wie viel wirksamer die moralische Kraft als die physische sey.

Theben hatte bis dahin eine sehr untergeordnete Rolle gespielt. Außerhalb fast ohne Einfluß, mußte es selbst die Leitung der böotischen Angelegenheiten, wornach sein höchstes Streben ging, mit drei andern Städten und den Böotarchen theilen. Innere Zwietracht fraß seine Kräfte auf, und ohne Scheu trat ihm Sparta auf den Nacken. Da erschienen zwei Männer, Pelopidas und Epaminondas, befreiten, erhoben ihr tief gefallenes Vaterland, schlichteten den Bürgerzwist, errangen den anerkannten Primat über das böotische Volk, bildeten dessen Jugend zum wohlgeordneten Schlachthaufen, schufen näher um sich eine unüberwindliche Heldenschaar (*); und dann — mit gewaltigen Schlägen — stürzten sie die gefürchtete Herrschaft Sparta's nieder, gaben Thessalien, gaben Macedonien Geseze, und machten den thebanischen Namen über ganz Griechenland groß. Als sie aber dieses vollbracht, und ihre — durch ein strenges Geschick zu sehr verkürzte — Heldenbahn glorreich erfüllt hatten: da erwachte Theben von dem stolzen Traum der Herrschaft, und seine Größe sank, wie ein Gebäude, dessen Grundpfeiler gewichen, in sich selbst zusammen.

Stoff genug zur Bewunderung! Aber der Ruhm der beiden vortrefflichen Männer beschränkt sich auf diese Großthaten nicht. In ihrem Charakter vereinte sich Alles, was edel und liebenswürdig ist, und es wurden selbst die Vorzüge, welche Natur oder Glück jedem insbesondere ertheilt hatten, durch ihre innige Freundschaft wie Beiden gemein. Pelopidas war reich, aber er schien es nur für Andere zu seyn; und Epaminondas, arm, aber durch Genügsamkeit selbstständig, mochte ohne Scheu zu guten Zwecken über des Freundes Vermögen gebieten. Pelopidas, voll Körperkraft, Geist und Leben und mit der natürlichen Ueberlegenheit eines großen Charakters im Krieg und in Unterhandlungen ausgerüstet, besaß weder gelehrte Kenntnisse noch Neigung zu stiller Spekulation. Epaminondas hatte seine natürlichen Gaben durch die sorgfältigste Bildung erhöht, dem Studium der Philosophie seine schönsten Jahre gewidmet, und niemals, selbst während des Waffengetöses und im Gewühl der Staatsgeschäfte, den Dienst der Musen versäumt. Die heroischen Eigenschaften wurden bei ihm gemildert

2) Die „heilige Schaar" der 300 thebanischen Jünglinge, welche die klug genährte patriotische Begeisterung, durch Ruhmbegierde und schwärmerisches Freundschaftsgefühl erhöht, insgesammt zu Helden machte. Pelopidas führte sie meistens an, und einige der wichtigsten Siege wurden durch sie entschieden. In der Schlacht bei Chäronea fielen Alle, nach heldenmüthigem Widerstand. Selbst der Sieger vergoß Thränen, als er ihre starken Körper in gedrängter Ordnung liegend, mit rühmlichen Wunden bedeckt, und im Tode noch trozend, erblickte.

oder erhoben durch alle Reize der Urbanität, der Bescheidenheit und der reinsten Herzensgüte. Man sah hier die Talente eines großen Heerführers und Staatsmannes verbunden mit den sanften Tugenden des Bürgers, des Freundes, und Sohnes. Wer kann ohne Rührung der kindlichen Worte in dem Munde des Siegers bei Leuktra gedenken: „daß der süßeste Lohn für ihn in der Vorstellung der Freude liege, die seine Aeltern bei der Siegesbotschaft empfinden würden?“ und wer wird nicht mit Plutarch in der unverbrüchlichen Freundschaft, welche die beiden Helden im ganzen Leben und bei so vielen gemeinschaftlich geführten Staats- und Kriegsämtern fortwährend vereinte, den überzeugendsten Beweis von ihrer Tugend finden, da nur diese sie vor der unter Machtkollegen so natürlichen Eifersucht, woran selbst die Freundschaft eines Aristides und Themistokles, Cimon und Perikles scheiterten, bewahren konnte? —

§. 25. Thebens Größe. Schlacht bei Mantinea.

Nach der Schlacht bei Leuktra fiel Epaminondas mit großer Macht in den Peloponnes ein. Sparta, welches kurz vorher noch weithin geboten, konnte jezt kaum seine eigenen Mauern vertheidigen. Die Blühte seiner Jugend war getödtet, die unterjochten Völkerschaften, die Bundesgenossen fielen ab (*), die Stadt war voll innerer Gährung, bei dem Bürger kein Selbstvertrauen. In diesem Sturm bewies sich Agesilaus als Held, würdig gegen Epaminondas zu streiten. Mit aller Kriegskunst und Anstrengung konnte dieser sich Sparta's nicht bemeistern. Die Athener, nicht aus Großmuth, wie Viele rühmen, sondern weil sie ihren Haß gegen Sparta der Politik oder der noch stärkern Eifersucht gegen Theben aufopferten, schlossen einen Bund mit der alten Feindin, und die stolze Siegerin am Aegos bewilligte Athen die gemeinschaftliche Anführung. Epaminondas wich im Rückzug dem Heer des Iphikrates aus, und verließ den Peloponnes. Genug hatte er Sparta gedemüthigt. Den zurückberufenen Messeniern hatte er das Land ihrer Väter wieder gegeben, und von zwei Seiten, durch das neu erbaute Messene und durch den starken Waffenplaz Megalopolis (in Arkadien) die lakonische Macht für die Zukunft bedrängt.

Zum Lohn für solche Großthaten wurden Epaminondas und Pelopidas bei ihrer Rückkehr vor ein Blutgericht gestellt, weil sie die Gewalt über die vom Gesez bestimmte Zeit geführt. Mit Mühe entgingen sie der Verurtheilung. Jezt war sechs Jahre hindurch eine Art Waffenruhe in Griechenland, nur von unbedeutenden Feindseligkeiten unterbrochen. Für Theben verfloß diese Zeit nicht ungenüzt. Pelopidas, von den Völkern Thessaliens gerufen, that mehrere glänzende Züge gegen Alexander, den Tyrannen von Pherä. Aber auf dem lezten fand er den Tod. Früher hatte er als Gesandter am persischen Hof den Bewerbungen von Thebens Feinden um persische Allianz wirksam entgegengearbeitet, und in Macedonien eine Thronstreitigkeit durch sein Machtwort geschlichtet. Bei dieser Gelegenheit war der junge Philipp als Geißel nach Theben gebracht worden. Durch den Umgang mit Epaminondas bildete sich dort das Genie dieses Prinzen aus, welches später für ganz Griechenland, und insbesondere für Theben, so verderblich wirken sollte.

Eine Fehde zwischen Tegea und Mantinea veranlaßte jezt einen neuen

(*) Ein erhebendes Beispiel der Treue erzählt jedoch Xenophon (Hellen. L. 7.) von der Stadt Phlius.

Zug des Epaminondas in den Peloponnes. Er suchte zu befestigen, was er gebaut. Schon hatte er den Plan zur Errichtung einer thebanischen Seemacht entworfen; aber die Landmacht sollte vorerst prädominirend werden. In der Nähe von Mantinea wurde die denkwürdige Schlacht geschlagen, welche über Thebens oder Sparta's Größe entscheiden sollte (3621 Ol. 104. 2. v. Chr. 363). Beide Heere fühlten die Wichtigkeit des Tages und fochten mit unerhörter Erbitterung. Endlich errang Epaminondas vortreffliche Schlachtordnung den Sieg. In dem Augenblick als er ihn festhalten wollte, traf ihn ein feindlicher Speer. Man trug den Sterbenden in sein Gezelt, und als er vernommen, daß sein Schild geborgen und der Feind geflohen sey, da zog er das Eisen freudig aus der Wunde, und die Heldenseele entfloh. So starb der „Erste der Griechen", nach Cicero's Urtheil. Niemals erholte sich Theben von dem Verlust dieses Mannes, der seinen Feinden so furchtbar gewesen, daß drei Städte um den Ruhm sich zankten, Denjenigen hervorgebracht zu haben, der ihn erlegte (*).

§. 26. Griechenland durch Macedonien unterjocht.

Von Epaminondas Tod bis zur Schlacht bei Chäronea, welche die Griechen unter macedonische Herrschaft brachte, verliefen noch 25 Jahre, ruhmlos für Griechenland, und fast nur durch die Verhältnisse mit Macedonien von Interesse. Die meisten Begebenheiten reihen sich sonach auf die natürlichste Weise an die Geschichte dieses lezten Reiches, und es bleibt uns hier außer der summarischen Darstellung vom Falle Griechenlands nur Weniges mehr zu erzählen übrig.

Nach der Schlacht bei Mantinea schlossen die meisten Staaten Friede. Nur Sparta und Theben söhnten sich nicht aus, aber Schwäche hinderte sie an der Fortsezung des Krieges.

Agesilaus, welcher die Erniedrigung seines Vaterlandes gesehen, ja veranlaßt hatte, entfloh dem Anblick derselben durch einen abenteuerlichen Kriegszug nach Aegypten, auf welchem er starb.

Athen führte einen dreijährigen Krieg gegen die abtrünnigen Bundesgenossen, als Chios, Kos, Rhodus und Byzanz. Die guten Feldherren Iphikrates und Timotheus mußten, weil es ein charakterloser Pöbel wollte, dem nichtswürdigen Chares weichen. Viel Blut wurde umsonst vergossen. Die Bundesgenossen blieben frei.

Das Verhältniß der griechischen Staaten war jezt demjenigen ähnlich, welches vor den Perserkriegen gewesen. Die Hegemonie hatte aufgehört. Vereinzelung, unter dem Namen der Freiheit, war das System. Denn Theben, wie verwaist, fühlte die Unmöglichkeit, die glänzende Rolle fortzuspielen, die blos auf der persönlichen Größe seiner beiden Helden beruht hatte. Sparta war äußerst entkräftet, und entzog sich fortan den allgemeinen Angelegenheiten. Athen aber, wiewohl es wieder zu erstarken anfing, hatte das Zutrauen verloren; und wie kräftig der patriotische Isokrates die Ansprüche seiner Vaterstadt auf den Primat in Griechenland verfocht — nur die Athener gaben ihm Beifall. Von den übrigen Staaten endlich konnte noch weniger sich Einer vermessen, nach der Anführung zu streben. Gleichwohl, da Griechenland noch denselben Länderumfang, und

(*) Allen diesen Thatsachen zum Troz, hat ein berühmter Gelehrter unserer Zeit (Meiners G. d. Wissensch. Thl. II.) den Beweis geführt, daß Pelopidas und Epaminondas weder als Feldherren noch als Staatsmänner groß gewesen!

die gleiche Volkszahl, und bei seinem erhöhten Wohlstand sicher noch mehr Streitkräfte als zur Zeit des Xerxes besaß, auch unter seinen Staaten noch dieselben politischen Bänder, mit Ausnahme der Hegemonie, wie früher bestunden: (s. oben S. 144. ff.) so hätte es nach außen auch eben so stark als damals seyn mögen, wenn nicht zwischen jezt und damals der wesentliche Unterschied obgewaltet hätte, der zwischen Jugend und Altersschwäche, oder zwischen dem Zustand einer sich erst bildenden Vereinigung, und jenem der anfangenden Auflösung ist. Das Triebwerk der griechischen Nationalität war abgenuzt, die Kräfte ihrer Erhaltung waren verbraucht, keine Energie des Lebens, keine Charaktergröße mehr weder bei Völkern noch bei Einzelnen. Die Ideen des Vaterlandes, der Freiheit, des edlen Ruhms hatten ihre begeisternde Gewalt verloren; an ihre Stelle waren niedrige Selbstsucht, erbärmlicher Sinnengenuß, Uebermuth, Neid und eingewurzelter Haß getreten; die Erinnerung der Vorfahren wirkte leeren Stolz, keine Nacheiferung; über den noch frischen Gräbern der Helden wandelte ein entartetes Geschlecht.

In diesem Zustand der Schwäche hätte jedoch Griechenland noch lange fortbestehen, ja selbst durch einzelne große Männer, wie Phocion, vorübergehend wieder aufleben können, wenn nicht das Verhängniß ihm in dem jugendlich kräftigen benachbarten Macedonien und dessen großen Fürsten Philipp den furchtbarsten Feind gegeben hätte. Die Unterwerfung Griechenlands war vom Augenblick der Thronbesteigung Philipps das hohe Ziel seines Strebens, welches er mit unerschütterlicher Beharrlichkeit und vieljähriger, nie ermattender Arbeit verfolgte, und — erreichte. Abwechselnd Schmeichelei und Drohung, List und Gewalt, Gold und Eisen anwendend, wußte er die Griechen selbst als Werkzeug zum Verderben der Griechen zu gebrauchen. Mit den Schäzen einer Stadt erkaufte er sich Anhänger in der zweiten, mit dem Blute des einen Volkes die Unterjochung des andern; und als in dem herabgewürdigten, entzweiten, verrathenen Griechenland noch einmal die Flamme des Gemeingeistes — durch dringende Noth geweckt — emporloderte, noch einmal das Losungswort „Vaterland und Freiheit" in der Griechen Reihen tönte, da zertrat sie die sieggewohnte Phalanx in Chäronea's leichenvollem Feld (3646).

Mit dieser Katastrophe beginnt die Herrschaft Macedoniens; laßt uns dorthin unsere Blicke wenden.

Drittes Kapitel.

Macedonische Geschichte (*).

§. 1. Quellen.

Das Interesse der macedonischen Geschichte hebt erst bei ihrer Vereinigung mit der griechischen an, und von da sind beide mit einander innig verflochten. Auch hatte Macedonien nach seiner Civilisirung keine andere als griechische Sprache und Literatur. Darum gibt es für seine Geschichte — außer einigen Münzen und Denkmalen, keine besondern Quellen; wir

(*) K. Ottfried Müller, über die Wohnsize, den Abstamm, und die älteste Geschichte des macedonischen Volkes, eine ethnographische Untersuchung. Berlin, Mylius 1826.

müssen sie aus den griechischen und aus den allgemeinen Geschichtschreibern schöpfen. Jedoch wurden durch die Verhältnisse und die Großthaten Philipps und Alexanders viele eigene Staatsschriften, Reden und historische Werke veranlaßt, die sich allein oder vergleichungsweise auf sie beziehen, aber größtentheils verloren gegangen sind. Die Reden des Demosthenes und Aeschines, und Plutarch's Biographien Philipp's und Phocion's beleuchten die Regierung des ersten. Von Alexander haben gar Viele geschrieben — Freunde, Kriegsgefährten, Schmeichler — wie Marsyas Pelläus, Hekatäus Abderita, beide mit Alexander erzogen, Aristobulus, Klitarchus, Eumenes, Onesikritus u. s. w., dann der Admiral Nearchus, und vor allen der königliche Ptolemäus Lagi. — Ihre Stimme lebt noch in dem, was, aus ihnen schöpfend, Curtius (ungewissen Zeitalters), Plutarch (120), Arrian (um 150 n. Chr.) u. A. erzählen; der erste ein blumenreicher, unkritischer Schriftsteller; der zweite, geblendet durch Alexanders schimmernde Züge, besonders durch dessen Liebe zur Wissenschaft — der dritte, ein würdiger Nacheiferer Xenophons, und in Gründlichkeit vielleicht über denselben. Für die Zeiten nach Alexanders Tod bis zum Erlöschen der macedonischen Herrschaft sind anfangs die griechischen, später vorzüglich die römischen, zum Theil auch die jüdischen, und überhaupt die allgemeinen Geschichtschreiber die Quellen.

§. 2. Hämusländer. Aelteste Geschichte.

In dem nördlichen Theil der vom Hämusgebirg ausgehenden Halbinsel (s. S. 109.) lagen von West nach Ost die Länder Illyrien (d. h. Illyria Gräca bis zum Drinius: denn Illyria Barbara zog sich am adriatischen Meer bis an den italischen Grenzfluß Arsia hin), Macedonien (das in ältesten Zeiten Aemathia hieß) und Thracien. Illyrien hat niemals für sich eine wichtige Rolle gespielt. Aber Macedonien, eine Zeitlang weltherrschend, und Thracien, als der Hauptsiz des spätern morgenländisch-römischen Reiches, ziehen desto mehr unsern Blick auf sich. Die Ceraunischen, Citischen und Cambunischen Berge sammt dem Olympus machen in Süden, der Hämus und Scardus in Norden, in West aber und in Ost und zum Theil in Süd das Meer die natürliche Begrenzung dieses Länderstrichs, dessen einzelne Theile gleichfalls natürlich (durch den See Lychnites zwischen Illyrien und Macedonien, und den Fluß Nestus oder früher den Strymon zwischen diesem und Thracien) gesondert sind. Die Beschaffenheit des Bodens ist großentheils jener des griechischen ähnlich, nur daß derselbe, als näher dem Hauptgebirge, nach einem größeren Maaßstabe gezeichnet erscheint. Viele Bergreihen, fast alle vom Hämus ausgehend, wie der Rhodope, und der goldreiche Pangäus, durchziehen das Land, und enden sich in Vorgebirge, welche meist mit den kleinasiatischen Vorgebirgen, theils unmittelbar über die Meerenge, theils mittelst dazwischen liegender Inselgruppen in Verbindung stehen. Dieses, und überhaupt die Betrachtung der hier gegen das ägäische Meer so vielfältig ausgezackten Küsten gibt zu den interessantesten geognostischen Vermuthungen Anlaß (siehe S. 110). Vier große Busen macht das Meer in Macedonien; eben so viele, sammt zwei berühmten Meerengen sind an der thracischen Küste; große Halbinseln, wie die des berüchtigten Berges Athos, und der thracische Cher-

sones vermehren die Mannigfaltigkeit der Lagen, und die Bequemlichkeit der Ansiedelung. Auch war Thracien schon sehr frühe bevölkert, und in Macedonien schwärmten, als Karanus, ein Heraklide, von Argos herkommend, dahin zog, und in Edessa sich festsezte (3170), gegen 150 Horden herum. Ohne Zweifel stammten die ältesten Bewohner — man unterscheidet bei ihnen den illyrischen und den thracischen Stamm — aus Kleinasien; aber nachmals haben auch die (jüngern) Griechen eine Menge Kolonien daselbst angelegt, deren vorzüglichste schon oben (S. 124) genannt worden. Auch im innern Land wurden später von Karanus Nachfolgern viele Städte gebaut, und ihre Anzahl unter der römischen Herrschaft noch bedeutend vermehrt.

Die älteste Geschichte dieser Länder ist dunkel und wenig interessant. Die Kultur, welche sehr frühe hier gedämmert — Orpheus war aus Thracien — verlor sich wieder, und Jahrhunderte lang herrschte völlige Barbarei. In Macedonien hatten die Eroberungen des Karanus die Grundlage eines Reiches gebildet, welches schon durch Perdiccas, seinen Urenkel (3271), ansehnlich vergrößert wurde, und — bis zur römischen Herrschaft — 650 Jahre dauerte. Darius Hystaspis unterwarf sich Macedonien und Thracien auf seinem scythischen Zuge. Beide Länder mußten durch ihre streitbare Mannschaft Xerxes Heer verstärken; beide wurden wieder frei durch die Siege der Griechen. Perdiccas II. (3548) erwehrte sich mit Noth der Odrisier in Thracien, und nahm auf kluge Weise Antheil am peloponnesischen Kriege gegen Athen. An Archelaus Hof (3571) wurden Euripides Tragödien gespielt. Das Land erwachte aus der Barbarei; Heerstraßen wurden angelegt, der Ackerbau blühte. Aber später wütheten langwierige innerliche Kriege, besonders unter den Söhnen des Amyntas II. (3614). Illyrier, Thracier, Athener, Thebaner mischten sich in dieselben; Pelopidas führte den jüngsten Prinzen, Philipp, als Geißel nach Theben. Dieser, als die beiden ältern Brüder gestorben und neue Kronprätendenten aufgestanden waren, entwischte von Theben, und wurde von den Macedoniern anfangs zum Vormund seines jungen Neffen Amyntas III., bald darauf aber — weil das Bedrängniß der Zeiten einen kraftvollen Herrscher erheischte — zum König erklärt (3625).

§. 3. Philipp II.

Als Philippus den Thron bestieg, war Macedonien in der äußersten Zerrüttung, von innerer Zwietracht zerfleischt, und bald der Spott und die Beute der Nachbarn. Zwanzig Jahre später — so viel vermag Eines Mannes höherer Geist — stand es da in lebendig aufstrebender Stärke, voll jugendlichen Muthes und Gedeihens. Alle Wunden waren vernarbt, alle Kräfte des Volkes entfesselt und vereint, alle Talente geweckt, alle Quellen des Wohlstandes geöffnet, und alle Bahnen des Ruhmes betreten. Weithin war seine Herrschaft ausgebreitet über die barbarischen Nationen, die vom adriatischen bis zum schwarzen Meer und über des Hämus waldige Höhen bis zu den Fluten des Ister hausten. Es begann der persische Großkönig, welcher ehedessen Macedonien zu den geringsten seiner tributbaren Länder gezählt, nunmehr dessen schwellende Größe mit ahnender Besorgniß zu betrachten.

Die Namen der thracischen, illyrischen, dardanischen Stämme, die Philipp besiegte, sind dem Welthistoriker nicht interessant. Ihre kriegerische Jugend indessen diente dem König zu weiterer Eroberung. Eine kostbare Er-

werbung war das Land zwischen dem Strymo und Nestus, dessen Bergwerke — im Pangäus — ihm jährlich tausend Talente ertrugen. Aber Alles das, und auch die Eroberung der Küstenstädte Amphipolis, Pydna, Potidäa und des mächtigen Olynth, war nur Verbreitung zur Erfüllung des Hauptplanes — der Unterwerfung von Griechenland.

Das Griechenvolk, einstens der Stolz von Europa und Asiens Schrecken, war tief gesunken. Noch besaßen zwar seine Söhne Talent und Muth, aber keinen Gemeinsinn, keine Vaterlandsliebe mehr. Es hatte sich die republikanische Strenge in Weichheit und Ueppigkeit aufgelöst, engherziger Egoismus den Eifer für's allgemeine Wohl verdrängt, einheimische Zwietracht die edelsten Kräfte verzehrt. Noch bestanden die alten Formen der freien Verfassungen; aber der der Geist, der sie beleben sollte, war entflohen: die Griechen vermochten nicht mehr frei und selbstständig zu seyn, weil sie aufgehört hatten, es zu verdienen. Gleichwohl war dieses Volkes Besiegung ein gigantisches Unternehmen für den Fürsten Macedoniens, dessen Vorfahren es sich zur Ehre gerechnet hatten, in die Liste der athenischen Bürger eingetragen zu werden, und dessen Thron eine geraume Zeit von der Gnade Thebens abhing. Es konnte in dem Gemüth der Griechen, was Vaterlandsliebe nicht mehr that, durch kleinere, näher liegende Interessen bewirkt werden, wohl auch durch Nationalstolz, und durch Erinnerung an die Großthaten der Ahnen; ja, es mochten die Feuerworte eines Demosthenes auch den Trägsten zu männlichen Entschlüssen begeistern! und ein Augenblick der Eintracht unter dem Griechenvolk mußte Macedoniens Macht in ihrem Entstehen zertrümmern. Diesen gefürchteten Augenblick hintanzuhalten, war Philipps angelegenste Sorge, und daß es ihm gelang, der Triumph der politischen Gewandheit. Wir haben der von ihm hiezu gebrauchten Mittel schon oben (S. 278.) im Allgemeinen gedacht. Es war nicht genug, daß er durch vieljährige Uebung und Unterricht sich ein vortreffliches Heer gebildet, und mit weitsehender Sorgfalt die Mittel des Streites an Menschen, Waffen und Geld sich vorbereitet hatte: in Griechenland selbst mußte er die Hauptvorkehrungen zum Siege treffen. Er that es, indem er durch alle gedenkbaren Wege die Gemüther der Griechen für sich zu stimmen, und mit undurchdringlicher Verstellungskunst seine Plane vor ihnen zu verbergen wußte. Da der Name und der Einfluß eines Barbaren gehässig war, so suchte er sich für einen Hellenen geltend zu machen, und durch Sprache und Sitte als solchen zu bewähren. In allen Städten gewann er Anhänger, besonders unter den öffentlichen Rednern, indem er sie durch Schmeichelei oder Geschenke bestach oder auch durch Darleihen, die er nahm, ihr Interesse mit dem seinigen verknüpfte. Er streute Mißtrauen und Zwietracht unter die griechischen Völker hielt die einen durch Versprechungen und Einräumung kleiner Vortheile hin, beschäftigte die andern durch Erregung einheimischer Fehden, und wiegte sie alle durch scheinbare Mäßigung in gefährliche Sicherheit ein. Zwanzig Jahre lang — welche Probe für einen jugendlichen Feuerkopf! — behielt er unverrückt sein Ziel im Auge, und gerade da am festesten, wenn er nach einer Fehlschlagung es völlig aufzugeben, oder im Glück mit freiwilliger Selbstverläugnung sich davon zu entfernen schien. Wo er sich in die griechischen Angelegenheiten mischte, da that er's gerufen, als Vermittler, Schüzer, oder Vollstrecker der öffentlichen Beschlüsse.

So wurde er von den Stammhäuptern der Thessalier, den Aleua-

den gegen die Lykophron, den Tyrannen von Pherä zu Hilfe gerufen. Er besiegte diesen (3632), und gebot nun selbst in Thessalien. Bald nachher baten ihn die Thebaner um Beistand gegen die Phocier, und öffneten ihm hiedurch die Thore von Hellas.

§. 4. Fortsezung. Schlacht bei Chäronea.

Dieser heilige Krieg — er heißet also, weil er wegen der Interessen eines Gottes geführt ward — gab den nähern Anlaß zu Griechenlands Verderben. Die Thebaner trugen zweifache Schuld daran. Denn sie waren es, die aus alter Feindschaft ein Straferkenntniß der Amphiktyonen gegen die Phocier, welche einige Aecker Apollo's bebaut hatten, und gegen die Spartaner, wegen des längst gebüßten Attentates von Phebidas, erwirkten, und hiedurch die erstern zu dem verzweifelten Entschlusse brachten, die delphischen Tempelschäze zu rauben. Ein schärferer Spruch erging jezt gegen sie; Theben sollte denselben vollstrecken. Aber die Reichthümer, welche seit Jahrhunderten der Aberglaube in dem Tempel des weissagenden Gottes gehäuft, sezten die Räuber in Stand, große Armeen zu werben, und die Beharrlichkeit der Feinde zu ermüden. Zehn Jahre währte dieser mit fanatischer Wuth geführte Krieg. Athen und Sparta stritten für die Phocier; sie selbst wurden durch die drei Brüder Philomelus, Onomarchus und Phayllus, welche nach einander als Heerführer den Heldentod starben, zur Tapferkeit entflammt. Das ermattete Theben rief den lauernden Philipp herbei. Er kam, erdrückte die Phocier, und erhielt zum Lohn, nebst dem Ruhm eines religiösen Fürsten, die zwei Stimmen im Rath der Amphiktyonen, welche die Gottesräuber bis dahin geführt, und damit einen legalen Einfluß in die griechischen Geschäfte (3640).

Aber zwei Männer hielten ihn in seiner Laufbahn auf, Demosthenes und Phocion; der erste durch die Begeisterung, die er von der Rednerbühne herab dem Volk ertheilte, durch den Späherblick, womit er die Absichten Philipps erkannte, und die Unermüdlichkeit, mit welcher er denselben entgegenarbeitete; der zweite — der Retter von Perinthus und Byzanz — durch hohes Feldherrntalent und altgriechische Tugend. Man sagt, Demosthenes sey durch persisches Gold zu seinen donnernden Reden gegen Philipp bewogen worden; aber konnte ihm der reinste Patriotismus andere Worte eingeben? und war nicht der einzige Grund der gelassenern, friedlichern Rathschläge Phocions das Mißtrauen in den Charakter und in die moralische Kraft seiner Mitbürger? Nicht Demosthenes — der Griechen Schande war es, daß Phocion Recht hatte.

Ein zweiter heiliger Krieg führte die endliche Katastrophe herbei, welche früher eingetroffen wäre, hätte Philipp eine stärkere Seemacht gehabt. Die Lokrer von Amphissa, die sich des vom delphischen Apoll angesprochenen Hafens von Cirrha und einiger Ländereien umher bemächtiget hatten, wurden von den Amphiktyonen auf Aeschines Vorschlag geächtet. Philipp, durch den Einfluß bestochener Redner, erhielt den Auftrag der Achtsvollstreckung. Er zog durch den Thermopylen-Paß, und — nicht länger schien ihm Verstellung nothwendig — bemächtigte sich des festen Elatea. Die Griechen erwachten aus ihrem Schlummer und — zagten. Da brachte Demosthenes siegende Beredsamkeit eine Allianz zwischen Theben und Athen zu Stande, ungeachtet des Hasses der beiden Städte und des den Thebanern, bei der Nähe Philipps, drohenden Verderbens. Auch die Achäer, die Ko-

rinther und andere Völker eilten herbei zur Vertheidigung der Freiheit. Es war ein leztes Aufwallen des Patriotismus. Bei Chäronea in Böotien trafen die Heere auf einander (3646. 3. Aug. Ol. 108. 3). Die Schlacht war blutig. Philipps Besonnenheit erhielt den Sieg über die ungestüme Hize der Griechen. Auch Alexander, Philipps Sohn, hatte glorreich gefochten. An diesem Tage ging die Freiheit Griechenlands unter. Die Mäßigung des Königs vollendete die Unterwerfung. Nur gegen Theben wurde einige Strenge geübt; Athen erhielt einen guten Frieden. Die Abgeordneten aller griechischen Staaten sollten nach Korinth kommen, um dort die Anträge des Siegers zu vernehmen.

Es war geschehen. Weiterer Widerstand schien unmöglich. Jezt triumphirten überall die Freunde Macedoniens; die Patrioten verstummten, ihre Hoffnungen der fernern Zukunft übergebend; und die Menge, betäubt und muthlos, erwartete von des Siegers Gnade ihr Heil. Charakterlose Menschen suchten jezt gut zu machen, was sie gegen ihn mit Wort oder That gesündiget. Man wetteiferte in Lobpreisungen und Unterwürfigkeit, schalt die Vaterlandsfreunde Verräther, und wo Einer in griechischen Städten mächtig war, oder mächtig zu werden wünschte, da that er's den Uebrigen zuvor in Niederträchtigkeit und knechtischem Sinn. Dennoch wagte es Philipp nicht, sich König der Griechen zu nennen, wohl wissend, daß das Volk mehr an Namen und Formen als an der Sache hängt: aber zum Heerführer der Griechen ließ er auf dem korinthischen Reichstag sich ernennen, gegen die Perser, welche der Nation erblicher Haß verfolgte. Nur Sparta hatte den Tag nicht beschickt.

So war Philipp nicht mehr Feind, sondern Vertheidiger, Beschüzer, Rächer der Griechen. Noch träumten diese von Freiheit, während sie sklavisch gehorchten. Sie vergaßen der gegenwärtigen Schmach, um der alten von den Persern erlittenen Unbilden zu gedenken. Sie sandten die Blühte ihrer Jugend, die Kraft und die Hoffnung der Nation, unter Philipps Fahnen, auf daß sie — des Macedoniers Herrschaft zu befestigen — im fernen Asien siege oder blute.

Schon waren die Schlachtschaaren gerüstet; schon zagte der Hof zu Susa — da trat das Schicksal in die Mitte, und entriß Philipp, nach so vielen schwer errungenen und karg belohnten Siegen, jene glänzendern Triumphe, die ihm mit minder Gefahr und Mühe der persische Krieg verhieß. Mitten unter seinen Freunden und Dienern, umgeben von Verwandten und Lieblingen, traf ihn an einem der Freude und Versöhnung geweihten Tag das tödtliche Schwert, welches seine eigene Gattin dem Mörder gereicht und sein Sohn nicht entwunden hatte (3646).

§. 5. Alexander M.

Dieser Sohn, Alexander, auf welchem wenigstens der Verdacht des Vatermordes lastet, hatte schon in früher Jugend die bewundernden und sorgenden Blicke der Nationen auf sich gezogen. Wir übergehen die deutungsvollen Zeichen, womit — vermuthlich erst in spätern Zeiten — Schmeichler, vielleicht auch Satyriker — und zwar nicht ohne poetische Wahrheit — seine Geburt umgaben, wie Olympias und Philipps weissagende Träume, den Drachen, der mit jener das Lager theilte, oder die Siegesbotschaft, die Philipp zugleich mit der Nachricht von des Sohnes Geburt erhielt, oder endlich daß am Tage dieser Geburt der Mordbrenner Herostrat sein un-

sterbliches Bubenstück übte. Dergleichen Zusammentreffungen — man könnte sie mit Jean Paul den Wiz des Schicksals heißen — konnten erst durch den Erfolg bedeutend werden. Aber wahrhaft bedeutend war des Knaben früh reifender Herrschersinn und seine flammende, durch That und Rede sich aussprechende Ruhmsucht. Selbst sein Vater hieß ihn, mit prophetischem Geiste, sich ein anderes Reich suchen, Macedonien sey für ihn zu klein: und es mochten die Völker in den Thränen, die der junge Alexander bei den Nachrichten von Philipps Siegen vergoß, weil der Vater ihm selbst nichts mehr zu erobern übrig lassen würde, ahnend jene Ströme von Blut und Thränen erblicken, welche seine Größe sie kosten würde.

Schon hatten rings umher die barbarischen Nationen, schon hatten auch die Griechen bei Chäronea seine schwere Hand gefühlt, als Philipp starb. Dennoch verkannte man die Kraft des königlichen Jünglings, und es ergriffen, als hätte die allgemeine Losung der Freiheit ertönt, die besiegten Völker neubelebt die Waffen, um in diesem günstigen Augenblick Macedoniens verhaßte Herrschaft zu stürzen.

In so drohender Lage, deren Gefahren durch einheimische Zwietracht und Parteiung am eigenen Hofe vermehrt wurden, waren Viele, die Alexandern riethen, Griechenland für jezt aufzugeben, und in Macedonien selbst und bei den barbarischen Nationen umher das Ungewitter durch Gelindigkeit und Nachgeben zu beschwören. Aber er, wohl wissend, daß die Macht der Könige auf des Volkes Meinung und diese gar oft auf dem ersten Eindruck beruhe, und die ganze Wichtigkeit bes Augenblickes fühlend, der — vielleicht auf immer — darüber entscheiden mußte, ob Macedonien groß und herrschend oder schwach und verachtet seyn sollte, verwarf die furchtsamen Rathschläge, und beschloß — sein feuriger Muth traf hier mit den Regeln einer richtigen Politik zusammen — die einheimischen und auswärtigen Empörer vereinzelt durch plözliche Gewalt und Schrecken zu lähmen, ehe sie Zeit gewännen, zu seinem Verderben sich zu vereinigen. Also zog er mit seinen Getreuen schnell und furchtbar umher, zerschmetternd was sich widersezte, aber Gnade anbietend den Reuigen. Die Nachkommen der Sieger von Marathon und Platäa suchten jezt ihr Heil in eiliger Unterwerfung. Ohne Selbstvertrauen, ohne Gemeingeist und Eintracht, wie hätten sie der Phalanx zu trozen vermocht? — Sie priesen sich glücklich, daß Alexander sich begnügte, so wie früher sein Vater, Feldherr der Griechen gegen die Perser zu heißen, und daß er wohlwollend ihre Schmeicheleien und ihre Huldigungen annahm. Als aber der König weit weg von dem beruhigten Griechenland zur Unterwerfung der kühnen Barbaren zog, und ein durch blutige und zweifelhafte Schlachten veranläßtes Gerücht in Griechenland seinen Tod verkündete, so brach eine abermalige Empörung, vornehmlich in Theben aus, welche jedoch Alexander durch überraschend schnelle Rückkehr und Eroberung Thebens dämpfte. Unter Trompetenschall wurde diese unglückliche Stadt — andern zum schreckenden Beispiel — zerstört; und, mit Ausnahme von Pindar's Geschlecht, alle Einwohner getödtet oder als Sklaven verkauft. Die Gerechtigkeit erheischt die Bemerkung, daß bei dieser barbarischen Scene die Griechen selbst noch thätiger als die Macedonier gewesen, und daß Alexander nachher seine Unthat lebhaft bereuet.

Jezt kannte die wegwerfende Schmeichelei der Griechen keine Grenze mehr. Alexanders Ernennung zum Oberfeldherrn wurde mit Jubel erneuert, und nun rasch die Hand an's blutige Werk gelegt.

§. 6. Krieg gegen Persien.

Die Feldzüge Alexanders in Asien sind zwar für Kriegsverständige lehrreich, und auch durch ihre Folgen wichtig, sonst aber in ihrem Detail von wenig Interesse. Die Tapferkeit ist die gemeinste aller Tugenden — wenn sie anders so heißen kann — da wir sie auch bei niedrigen und selbst bei schlechten Menschen treffen, und geschickte Feldherren hat es immer mehr als wahrhaft große Seelen gegeben. Der Zweck der kriegerischen Anstrengung bestimmt ihren Werth, und die edlen Perser (Curtius III. 12.), die um den Wagen ihres unglücklichen Königs bei Issus heldenmüthig starben, sind eines schönern Nachruhmes würdig, als, mit allen Siegen, die schlachtfertigen Soldknechte und ehrsüchtigen Generale Alexanders.

Die Anstalten der Perser waren ohne Energie und Zusammenhang. Statt den Hellespont zu vertheidigen, stellten sie sich am Granikus auf (3650), und wurden leicht überwältigt durch den ersten Ungestüm des macedonischen Helden. Kleinasien war der Preis des Sieges, und die von den Städten Joniens ausgerüstete Flotte eine wichtige Verstärkung.

Darius, seinem Verhängniß folgend, hatte die persische Macht in die cilicischen Engpässe geführt, vergessend was einst bei Marathon und was bei Salamis Verderben über die zusammengedrängten Schlachtschaaren gebracht. Er sah die Zertrümmerung des Heeres, gab sein reiches Lager, gab seine Familie dem Sieger preis, und floh, voll Schmerz und Betäubung, in's Innere seines Reiches.

Unaufhaltsam zog Alexander durch die blühenden Küstenländer Syrien, Phönicien, Palästina, hinab bis an die ägyptische Grenze. Die wohlhabenden Einwohner suchten durch Unterwerfung das Vorüberrauschen des Stromes zu beschleunigen, dessen Hemmung verderblich schien. Nur Tyrus, die Königin des Meeres, welche sich unter dem persischen Scepter einer gelinden Beherrschung erfreute, durch ihre Flotte und durch die insularische Lage stark, und mit heldenmüthigen Bürgern erfüllt, beschloß zu widerstehen. Ihre Eroberung nach siebenmonatlichem, fürchterlichem Kampf war der Triumph der Kriegskunst und unbeugsamen Beharrlichkeit; aber das schaudervolle Loos, das nun über die Stadt und die edlen Tyrer erging, vielleicht der abscheulichste Flecken in Alexanders bluttriefender Geschichte.

Schon kannte der übermüthige Sieger keine Grenze seiner Herrschsucht mehr. Die unermeßlichen Opfer, die ihm Darius, um Frieden zu erhalten, anbot, wurden mit Hohn verworfen, und, nach Eroberung von Gaza, Aegypten, das von jeher die Perser haßte, leicht bezwungen (3652). Mit Mühe und Gefahr pilgerte jezt Alexander durch den libyschen Sand zur berühmten Oase, wo der uralte Tempel Jupiter Hammon's stand, dessen Priester ihn für des Gottes Sohn erklärte (3653). Allerdings lag eine wohlberechnete Politik dieser Erklärung zum Grund, welche mit den Vorbedeutungen, die dem Kriege vorangingen, dann mit der kühnen Zerhauung des gordischen Knotens, und Jaddua's Gesicht ein fortlaufendes Blendwerk machte. Aber es ist Vermessenheit, solcher Mittel sich zu bedienen, und dem Sohne Gottes blieb jezt nur eine Stufe des Uebermuths zu ersteigen übrig — Gott selbst zu werden.

Von Aegypten, wo er seinem Ruhm das herrlichste Monument durch Erbauung Alexandriens gesezt, brach der Unersättliche endlich nach Mittelasien auf. Er schien seinem Feind so lange Zeit zur Rüstung ge-

lassen zu haben, auf daß dieser alle noch übrigen Kräfte des Reiches sammeln, und er sie hernach mit einem Schlage zerstören möge. Auf den Ebenen von Arbela geschah dieser Schlag (3654). Er ließ sich voraussehen. Gleichwohl ist in der Art, wie den Darius das Unglück traf, und in der Vollendung desselben abermal das Verhängniß sichtbar.

§. 7. Weitere Züge.

Die Schlacht bei Arbela war entscheidend. Das Herz der persischen Staaten, das königliche Babylon, und Susa, mit den Schäzen Asiens erfüllt, und — nach kühn durchbrochenen Gebirgspässen — auch die ehrwürdige Persepolis fielen in des Siegers Gewalt. Hier war es, wo der berauschte Alexander, auf der athenischen Buhlerin Thais Mahnen, das heiligste Nationaldenkmal der Perser mit Feuer zerstörte. Er selbst legte die erste Fackel an, wie um der Welt mit frechem Hohn zu verkünden, das Reich des Cyrus sey nicht mehr. Was hat er hiedurch bewirkt? Die Trümmer von Persepolis sprechen noch heute des Frevlers Schande aus, und zwanzig aus Politik erbaute Städte tilgen sie nicht.

Die schnelle Eroberung der nördlichen Provinzen (Medien, Parthien, Hyrkanien, Margiana und Aria), wohin Darius nach seiner Niederlage sich geflüchtet, zeigte, daß Alexander nicht nur zu siegen, sondern den Sieg auch zu nüzen verstand. Wir haben schon oben (S. 248) des traurigen Todes erwähnt, welchen Darius durch des Verräthers Bessus Hand erlitt. Das unaufhaltsame Vordringen Alexanders hatte die Ausführung des Bubenstücks beschleunigt. Er kam noch zeitig genug, um über Darius Leiche heuchlerische Thränen zu weinen. Die Verfolgung und nachmalige Hinrichtung des Bessus (3656) (oder Artaxerxes IV., wie sich der Usurpator nannte) war das Werk der Politik und der Feindschaft, nicht der Gerechtigkeitsliebe. Mit welcher Stirne mochte Alexander einen Thronräuber strafen? Auch zum Mörder war er damals selbst herabgesunken; er hatte der Folter des Philotas beigewohnt, und dessen Vater Parmenio, seinen treusten Freund und Diener, banditenmäßig tödten lassen. Bald darauf ermordete er Klitus, seinen Milchbruder und Retter, mit eigener Hand. Die Hize des Rausches und Klitus Frechheit mögen dieses Verbrechens Zurechnung mildern; aber Kalisthenes Hinrichtung (3657) — die Rache wegen verweigerter Anbetung — ist ein ewig empörendes Attentat. Soll dem Tyrannen dies Alles vergeben werden, weil nebenher auch sein Krieger-Schwert rastlos die Völker würgte? — weil schnell nach einander seinem starken Arm die Evergeten, Arachosier, und die Bewohner von Baktrien, Sogdien und Paropamisus erlagen? weil die Scythen am Jaxartes, und bald auch die Indier dessen Schwere fühlten? —

Das Verlangen, den Ruhm der alten Heroen, von deren Zügen nach Indien die Sage ging, zu übertreffen, war wohl der Hauptgrund zum Angriff auf dies entfernte Land. Handelsspekulation, welche nach der Theilnahme an Indiens Reichthümern strebte, und geographische Unkunde, welche Alexandern die Schwierigkeiten der Unternehmung verbarg, und ihn hoffen ließ, die Grenze der Erde hier zu erreichen, verstärkten den Reiz. Also zog er mit seinen schon längstens kriegessatten Macedoniern in das volkreiche Nordindien (Panjab) ein. Dessen Einwohner, die Vorfahren der heutigen Seiks und Maratten, gehörten zur indischen Krieger-Kaste.

Daher ist ihre tapfere Gegenwehr begreiflich. Die Allianz mit dem König Taxiles — einem Verräther seines Landes — erleichterte jedoch Alexanders Vordringen. Er ging über den Indus (bei Attok), dann über den Hydaspes (Behat oder Chelum), schlug den heldenmüthigen Porus, welchen er dann sich zum Freund machte, und weiter über den großen Acesines (Schenaub) und Hydraotes (Rauvi) bis zum Hyphasis (Bejah), nah' an der Scheidungslinie der großen Flußgebiete des Indus und Ganges. Schon verschlang er im Geist die Schäze des jenseitigen Indiens, als die entschlossene Weigerung seiner Soldaten, weiter zu gehen, ihn zur Rückkehr zwang (3658). Vergebens wandte er jedes Ueberredungsmittel in Güte und Strenge an; die Krieger blieben standhaft; und wer wird ihnen darum nicht größeres Lob als wegen aller ihrer Siege ertheilen (*)? Nachdem er mit lächerlichem Stolz riesenmäßige Monumente errichtet, und die Götter gebeten hatte, keinen Sterblichen weiter als ihn dringen zu lassen, trat er mißvergnügt den Rückweg durch das Land der Malier (Multan) zum Hydaspes an, fuhr dann auf diesem Fluß in den Acesines, von diesem in den Indus und auf dem lezten bis zum Weltmeer, alle Nationen an beiden Ufern bezwingend. Noch war der mühsamste und gefahrvollste Theil der Reise übrig. Denn während die Flotte unter Nearchus die interessante Fahrt von der Mündung des Indus bis zum persischen Meerbusen that, ging Alexander mit dem Landheer durch die Sandwüsten von Gedrosien und Carmanien nach Persis, und von da nach Babylon zurück. Drei Viertheile der Truppen wurden (nach Plutarch) durch Hunger und Krankheit aufgerieben; nach überstandener Noth aber der Zug der Weltstürmer durch unabgebrochene Bachanalien geschändet.

§. 8. Alexanders Tod.

In Babylon gab Alexander den Abgeordneten und Statthaltern der Provinzen, und den Gesandten ferner Völker Gehör, schaffte — wie er solches auch auf der Reise gethan — viele Mißbräuche der Verwaltung ab, ertheilte Belohnungen und Strafen, und entwarf große Plane für die Zukunft, sowohl in Beziehung auf die Organisirung seines Reiches als auf die Erweiterung desselben.

Man weiß nicht genau, welches die Plane gewesen. Aber soviel läßt sich erkennen, daß er alle Theile seines unermeßlichen Reiches zu einem fest zusammenhängenden Ganzen bleibend verbinden wollte. Vermischung der Völker durch gegenseitige Heirathen und Ansiedelungen sollten den Grund dazu legen, und dann die einzuführende Gleichförmigkeit der Geseze und Sitten und die Gemeinschaft der Kultur, des Geschmacks und der Aufklärung das große Werk vollenden. Griechische Feinheit, Kunst und Wissenschaft sollten am Indus und Oxus und in den hyrka-

(*) Die Gewalt der macedonischen Könige war immer durch das Ansehen ihrer Großen eingeschränkt gewesen: und von den Griechen wurde Alexander nur zum Feldherrn gegen die Perser ernannt. Es war sonach — auch abgesehen von der moralischen Würdigung der Eroberungssucht überhaupt — ungerechter Mißbrauch seiner Gewalt, wenn er gegen Beider Willen, und mit ihrem Blut die ganze Welt erobern wollte. Daher, und wegen des Sultans-Tones, den er annahm, die vielen Empörungen und Meutereien in seinem Heere. Bisweilen mochte auch Privatleidenschaft unter dem Deckmantel der allgemeinen Kränkung verborgen seyn. Bei Dämpfung solcher Empörungen zeigte Alexander durchaus viele Menschenkenntniß, Kraft und Gegenwart des Geistes.

nischen Wäldern gedeihen, und — wie ließ sich sonst das große Ganze zusammenhalten? — Griechen und Macedonier sollten wie Perser gehorchen lernen. Die Hauptstadt des Reiches sollte Babylon seyn, die uralte Königsstadt, in der Mitte der damals bekannten Welt gelegen, und durch diese Lage geeignet, auf Wasser- und Landwegen mit den fernsten Völkern in leichter Verbindung zu steh'n.

Aber sollten diese Segnungen der Civilisation, des Wohlstandes, der Aufklärung auf den Umfang eines — wenn auch großen — Reiches beschränkt bleiben? oder sollten nicht vielmehr alle Völker der Erde zur Theilnahme an demselben berufen werden? — Der Handel konnte hiezu mächtig beitragen, und durch den wechselseitigen Austausch von Produkten und Ideen in gleichem Maaß den Flor der eigenen Staaten wie das Glück der übrigen Welt befördern. Alexander fühlte dies wohl, und Keiner hat vor ihm, und nur Wenige nach ihm, Handelsspekulationen von gleicher Ausdehnung und nach so großen Ideen entworfen. Jedoch diesen Handel zu sichern, und selbst jene Völker, die dessen Vortheile verschmähten, dem schönen humanen Vereine beizugesellen, dazu mochte gleichwohl die Gewalt nöthig scheinen; und was konnte demjenigen unerreichbar seyn, der in wenigen Jahren vom Hellespont bis zum Gebiet des Ganges gedrungen?

Mögen wir Alexandern nach dem Maaßstab gemeiner Eroberer beurtheilen, denen immer mit dem Erfolg auch die Begierde wächst, oder mögen wir in ihm den Zögling des „generalisirenden Aristoteles" betrachten, der als solcher seinen Werken die höchste Vollendung zu geben, und was er für gut erkannte, allgemein herrschend zu machen wünschte, immer dürfen wir es für wahrscheinlich erklären, daß seine weiteren Eroberungsplane keine andere Grenze als die seiner Erdkunde gehabt, und daß die Idee der Weltbeherrschung — im vollen Sinn des Wortes — in seinem Gemüthe gelegen.

Auch lesen wir von solchen schon mit Bestimmtheit entworfenen Planen, wornach Alexander sich vornahm, nach vorläufiger Eroberung Arabiens, welches allernächst zur Rundung seiner Staaten gehörte, mit einer mächtigen Flotte von dem rothen Meer aus ganz Afrika zu umschiffen, auf jenen Wegen, welche einstens phönicische Piloten unter Necho's Auspizien befahren, alle Nationen dieses Welttheils zu bezwingen, dann aber durch die gadetanische Straße in's Mittelmeer zu steuern, auch dessen Anwohner, vorzüglich Karthager und Römer, huldigen zu lassen, und endlich nach vollbrachter Welteroberung vom Niedergang her ins väterliche Reich zurückzukehren, von welchem er ostwärts ausgezogen.

Viele bezweifeln diese Ausdehnung seiner Entwürfe. Aber wie dem sey: ihm war vom Schicksal nichts weiter zu wirken vergönnt. Im zwei und dreißigsten Jahre seines Alters starb der macedonische Held, am Trunk, an Gift oder an Erschöpfung, und sein unvollendetes Werk ging unter den heftigsten Erschütterungen in Trümmer (*).

§. 9. Alexanders Charakter.

Und was ist nun von dem Charakter dieses Mannes zu sagen, der im Tod wie im Leben allmächtig auf so viele Millionen wirkte? — Lange Zeit

1) Heyne, comment. de Alexandro M. id agente ut omnem terrarum orbem commerciis mutuis jungeret. Gött. 1805.

hat der Schimmer seiner Thaten die Schriftsteller geblendet: sein Lob ist unzähligemal verkündet worden. Philosophie und Menschlichkeit behaupteten endlich ihre Rechte, und es wurden ungerechte Eroberer und Räuber auf gleicher Wage gewogen. Da traten wieder andere auf, und hießen es Empfindsamkeit, wenn man über ein wenig vergoss'nem Menschenblut die Kraft des Genie's und den Adel der Gesinnungen vergäße. Alexander hat unter den neuesten Schriftstellern wieder berühmte Vertheidiger gefunden, und selbst ein Remer und Heeren sind seine Lobredner geworden.

Wie läßt sich dieses Hin- und Herschwanken der Beurtheilung erklären? — Haben wir denn nicht Daten genug, um sie zu fixiren, oder gibt es überhaupt kein sicheres Prinzip der moralischen Würdigung? — Keines von beiden. Nur in der Verschiedenheit des Gesichtspunktes, von welchem aus man Alexandern betrachtet, liegt der Grund des verschiedenen Urtheils. Es wäre unsinnig, in ihm den großen Mann — den Anlagen, Fähigkeiten und Kräften der Seele nach — zu verkennen. Welche frühe Reife des Geistes, welche Ueberlegenheit an Genie und Kraft über die meisten Fürsten vor und nach ihm! welche Reihe glänzender Thaten nacheinander! Welche Größe der Ansichten, welche Schärfe des Urtheils, welcher Umfang des Wirkens! — Endlich auch wie viele einzelne Züge der Großmuth, des Edelsinns, der Humanität? — Wohl! — aber auch wie viele der Anmaßung, der Herrschsucht, der Ungerechtigkeit, Grausamkeit, des höchsten Egoismus, selbst der niedern Leidenschaft und des Unsinns? — Sonach wird Alexander als Held Erstaunen, als Feldherr Lob, als Staatsmann Bewunderung, auch als Regent vielfältigen Beifall, aber als Mensch abwechselnd Liebe und Haß, Hochachtung und Abscheu, jedoch öfter und also im Allgemeinen das Leztere verdienen. Denn nicht nach isolirten Aeußerungen der Großmuth, nicht nach vorübergehenden Anwandlungen von Güte, noch weniger nach dem Glanz der Thaten wird der Menschen moralischer Werth ermessen. Ruhmsucht ist eine unlautere Quelle der Tugend. Auch Böse können einzelne gute oder gut scheinende Handlungen üben; aber eine einzige wahrhaft schändliche That, mit ruhiger Ueberlegung, mit kalter Besonnenheit vollbracht, ist hinreichend, das Verdammungsurtheil gegen den Thäter zu begründen. Alle guten Handlungen Alexanders mögen nicht die Schatten Parmenio's und Kalisthenes verjöhnen. Auch ist keine Tugend ohne Selbstverläugnung, ohne reine Motive gedenkbar. Was war aber der Beweggrund von Alexanders Großthaten? — Einzig und allein sein „ich," und die Befriedigung seiner Lieblingsleidenschaft, seines grenzenlosen Stolzes. Ihm galt es gleich, die Welt zu verwüsten oder glücklich zu machen, wenn nur sein Ruhm dadurch befördert wurde; ja er hätte sie lieber unglücklich gesehen, als daß ein Anderer als Er sie beglückt hätte. Dieser unbändige Egoismus ist in allen Handlungen seines Lebens, selbst in den scheinbar großmüthigsten zu erkennen, und für keine derselben war man also ihm Dank schuldig. Der gutmüthige Plutarch hat sich, in seiner emphatischen Lobrede auf diesen Fürsten, vorzüglich durch Alexanders Liebe zur Wissenschaft blenden lassen! Allein die Vorwürfe, die dieser dem Aristoteles über die Publizirung seiner Schriften machte, „weil nun die Wissenschaft keine Auszeichnung mehr, sondern ein gemeines Gut seyn würde", zeigen zur Genüge, welchen Geistes jene Liebe war. Endlich welche Anmaßung, die Völker zwingen zu wollen, auf eine ihnen vorgeschriebene Weise oder nach einer

allgemeinen — wenn auch glänzenden — Idee (*) glücklich zu seyn! — Welcher Unsinn, auf die Kraft des Genie's und die Schärfe des Schwerts den Anspruch der Weltherrschaft zu gründen! — Fürwahr, wenn Talent und Muth zu solchem Beginnen ein Recht gäben, so wäre die Geburt eines damit Ausgerüsteten ein öffentliches Unglück, und die Völker hätten dann nichts sehnlicheres von der Vorsehung zu erbitten, als daß sie alle Gewaltigen arm an Talent und Muth mache. Ein Alexander reichte hin, die Welt zu erschüttern; Zwei zugleich würden sie zertrümmert haben.

Dabei verkennt man jedoch den Unterschied zwischen Alexanders frühern und spätern Regierungsjahren, und überhaupt zwischen ihm und den meisten andern Eroberern nicht. Es gab einige, die nicht einmal wußten, was Großmuth ist, die es für der Mühe unwerth hielten, sich um die Achtung der Menschen zu bewerben, deren Streben einzig dahin ging, gefürchtet, nicht aber geliebt zu seyn. Auch wird nicht geläugnet, daß Glück und Schmeichelei gefährliche Klippen selbst für natürlich edle Gemüther sind. Aber man würde es als Wegwerfung seiner selbst, und als einen Verrath an der Würde des Geschlechtes betrachten, es in irgend einem Fall auch nur verzeihlich zu finden, daß ein Mensch von Staub und Erde zerschmetterte Völker zum Piedestal seines Ruhmes mache.

§. 10. Zustand des Reiches.

Nach Alexanders M. Tod herrschte durch drei und zwanzig Jahre in allen Ländern seines weiten Reiches Verwirrung und Blutvergießen. Von den Völkern und ihren Interessen kömmt — einige Bewegungen in Griechenland und etwa die Anhänglichkeit der Babylonier an Seleukus ausgenommen — in dieser langen Zeit nicht das Mindeste vor. Wir sehen nichts als Generale und Soldaten, welche über die Theilung einer herrenlosen Heerde sich zanken, und in diesem Streite sich selbst unter einander, so wie die Heerde mit unsinniger Wuth zerfleischen. Es gibt wenig so klägliche Zeiten in der Geschichte. Wir wollen flüchtig darüber wegeilen.

Alexander hatte eine zahlreiche Familie (meist Seitenverwandte, dann seine Mutter Olympias, auch einige Wittwen, worunter Roxane, welche erst nach des Königs Tod den eigentlichen Erben, Alexander Aegäus, gebar) hinterlassen. Niemand darunter war geeignet, die Zügel des Reichs in diesen drangvollen Zeiten zu führen. Denn noch war die bürgerliche Verwaltung des Alexandrischen Reiches nicht geordnet; das einzige Band, welches dessen ausgedehnte Staaten zusammenhielt, war die Armee. Diese aber hing zunächst an ihren Generalen, welche — im Bewußtseyn ihrer Macht — es verschmähten, unmündigen oder blödsinnigen Personen oder Weibern zu gehorchen. Es blieb nichts übrig, als die Theilung des Reiches unter diese Machthaber. Aber wie hätte sie friedlich geschehen können zwischen leidenschaftlichen, herrschsüchtigen Menschen, die an die Entscheidung des Schwertes gewohnt waren? — Daher, obgleich anfangs aus gegenseitiger Scheu oder aus einem Rest der Ehrfurcht für das königliche Haus, den Angehörigen Alexanders der Name der Herrschaft, und den Generalen blos die Statthalterschaft der Provinzen ertheilt wurde, bald nachher die blutigsten Kriege losbrachen, und unter den heftigsten Er-

(*) Bei der schönsten Theorie des Völkerglücks ist Irrthum möglich; aber das Recht der Selbstständigkeit und Freiheit strahlt hell wie die Sonne.

schütterungen das ganze Alexandrische Haus, als um des Hauptes Schuld zu sühnen, durch Mörder und Henker vertilgt wurde (*).

§. 11. Zersplitterung (**).

Es ist nothwendig, von den Generalen, deren Herrschsucht diese Katastrophe bewirkte, und die nun großentheils Stifter von neuen Reichen werden, die wichtigsten zu kennen. Sie heißen Perdikkas, Antipater und dessen Sohn Kassander, Ptolemäus, Seleukus, Lysimachus, Antigonus mit seinem Sohn Demetrius, und Eumenes.

Durch gemeinschaftliche Verabredung wurde anfangs Perdikkas — welchem Alexander sterbend seinen Siegelring übergeben — zum Reichsverweser ernannt. Philipp Arrhidäus, Alexanders Halbbruder, welcher später Euridice'n, seines Vaters Nichte, heirathete, sollte gemeinschaftlich mit Roxanens neugebornem Sohne König seyn. Den Generalen wurden Provinzen ertheilt. Aber bald erregte die Eifersucht derselben bürgerlichen Krieg, und Perdikkas, der seine kurze Verwaltung durch blutige Thaten, insbesondere durch Hinrichtung einiger Angehörigen Alexanders bezeichnet hatte, wurde von seinen eigenen Soldaten erschlagen (3662).

Hierauf wurde Antipater, welchem schon Alexander die Verwaltung der europäischen Provinzen vertrauet, an Perdikkas Stelle gesezt (3663). Dieser einsichtsvolle Regent starb in demselben Jahr, und übertrug durch eine leztwillige Verfügung die vormundschaftliche Gewalt nicht seinem Sohne Kassander, dessen leidenschaftliche Gemüthsart er scheute, sondern seinem Waffenbruder Polysperchon; veranlaßte aber hiedurch die heftigsten Bewegungen in allen Theilen des Reiches und den schnellen Untergang des königlichen Hauses. Denn Kassander erklärte sich bald als Feind Polysperchons und der zu dessen Beistand herbeieilenden Olympias. Philipp Arrhidäus, oder vielmehr seine klügere Gemahlin Euridice, hielten's mit ihm. Allein Olympias besiegte sie, und ließ beide hinrichten; wurde aber selbst von Kassander erwürgt (3668), welcher nachher (3674) auch den unmündigen Alexander und dessen Mutter Roxane umbrachte.

In Asien spielte Antigonus, der Temenide, die wichtigste Rolle. Ihm war Kleinasien als Provinz zugefallen. Unermüdet, durch Ränke und Waffen, strebte er nach Erweiterung der Herrschaft. Polysperchon stellte ihm den redlichen Eumenes als Oberfeldherrn der königlichen Truppen entgegen. Mehrere Jahre focht dieser treue — einzige — Freund des Alexandrischen Hauses glücklich und ruhmvoll gegen Antigonus überlegene Macht; bis dieser die habsüchtigen Argyraspiden (eine macedonische Kerntruppe, nach ihren von Silber glänzenden Schilden also genannt) zur Auslieferung ihres Anführers vermochte, und denselben tödtete (3669). Jezt zog der Mörder gegen Seleukus, welcher Babylon verwaltete.

(*) So schnell und heftig — der Umstand ist nicht ohne Interesse — entglühte nach Alexanders Tod der Streit über seine Erbschaft, daß man seine Leiche zu beerdigen vergaß. Eine geraume Zeite später gedachte man ihrer, und sie wurde auf Veranlassung des Ptolemäus in einem überaus prächtigen Leichenwagen nach Aegypten geführt. Ein berühmtes Mitglied der académie des Inscript. et b. l. (der Compte de Caylus) hat diesen Wagen zum Gegenstand einer gelehrten Abhandlung gewählt.

(**) Mannert's Geschichte der unmittelbaren Nachfolger Alexanders, aus den Quellen geschöpft, Leipzig 1787.

Dieser floh nach Aegypten, allwo Ptolemäus befahl, und bewog diesen zu einem Bündniß, welchem auch Kassander in Macedonien und Lysimachus in Thracien beitraten. Ein mehrjähriger blutiger Krieg verwüstete die Länder. Ptolomäus erhielt einen großen Sieg, und Seleukus, durch die Liebe des Volkes unterstützt, eroberte Babylon wieder (3672). Mit dieser Begebenheit fängt die von den meisten asiatischen Schriftstellern gebrauchte seleucidische Aere (Therik Dhilkarnain) an. Dennoch behielt Antigonus durch seine und seines Sohnes, Demetrius des Städtebezwingers (Poliorcetes), Tapferkeit und Kriegskenntniß die Oberhand, und diktirte (3673) einen Frieden, der ihm seine meisten Eroberungen ließ. Aber dieser Friede, welchen die Generäle noch als „Statthalter des Königs Alexander Agäus“ schlossen, war nicht von Dauer. Gegenseitiges Mißtrauen; die Ermordung der noch übrigen Glieder der Alexandrischen Familie — meist Kassanders Werk — und die Bemühungen der Generale, vorzüglich des Demetrius, sich in den — zum Schein für frei erklärten griechischen Städten die Herrschaft zu erwerben, brachten bald einen neuen Krieg hervor, worin Antigonus und Demetrius anfangs glänzende Siege erfochten, aber zulezt von ihren verbündeten Feinden bei Ipsus, einem phrygischen Städtchen, eine völlige Niederlage erlitten (3683). Der vier und achtzigjährige, tapfere aber rohe und nimmersatte Antigonus verlor hier die Herrschaft Asiens und das Leben. Demetrius floh, um die Trümmer seiner Macht in Griechenland zu retten. Die siegreichen Generale theilten unter sich den Raub, und da sie zugleich (mit Ausnahme Kassanders) den selbstständigen Titel der Könige annahmen (Antigonus und Demetrius hatten es schon früher gethan), so hörte nun auch der Schein der Verbindung der Alexandrischen Staaten auf; die getrennten Massen consolidirten sich zu eigenen Reichen, welche jedoch, ungeachtet der nationellen Verschiedenheit ihrer Unterthanen, durch die Herkunft ihrer Regentenhäuser, durch die Beibehaltung einiger Hauptzüge der macedonischen Verfassung und Sitte, und durch ihre vielen gegenseitigen Berührungen in Krieg und Frieden sich als ein zusammenhängendes Staatensystem darstellen.

§. 12. Neue Reiche.

Zu demselben gehören nun vorzüglich: 1) Macedonien und Griechenland, welche beide unter sich noch in einem besondern Zusammenhang stehen, also, daß ihre Geschichte auch in Verbindung erzählt werden muß. 2) Das große syrische Reich, gestiftet von Seleukus (welcher Nikator von seinen vielen Siegen heißt), und die Hauptmasse des alten Perserreichs enthaltend. Der parthische und der wieder auflebende jüdische Staat sind losgerissene Stücke davon. 3) Das ägyptische Reich, durch Ptolemäus Lagi gegründet, das längstdauernde von allen. 4) Mehrere kleinere, vorzüglich Kleinasiatische Reiche, deren Geschichte füglich die einiger benachbarter Staaten, welche durch das gemeinschaftliche Schicksal der Unterwerfung unter Rom in einer gewissen Verbindung stehen, angehängt wird.

Aber nur die früheren Begebenheiten dieser Reiche werden hier mit einiger Ausführlichkeit erzählt. Ihre spätern Schicksale, welche meist in die Geschichte Roms, ihrer Siegerin, verflochten sind, müssen dorthin zur zusammenhängenden Darstellung verschoben bleiben, und können hier, um Wiederholung zu vermeiden, nur eine flüchtige Berührung finden.

I. Macedonien und Griechenland (*).

§. 13. Antipater, der Griechen Sieger.

Macedonien, wiewohl unter den Hauptreichen das kleinste, war dennoch, als ursprünglicher Siz der Macht, und dessen Thron auf die Oberhoheit in den übrigen Ländern, besonders in dem so natürlich mit ihm verbundenen Griechenland Anspruch zu geben schien, der vorzüglichste Gegenstand der Bewerbung für die herrschsüchtigen Generale, und sowohl deswegen, als weil die Schwingungen der in Griechenland neu erwachten Freiheitsliebe nothwendig auch auf Macedonien wirkten, so wie Griechenland selbst ein Schauplaz vieler und schnell wechselnder Revolutionen.

So sehr Philipp und Alexander die Griechen vor allen besiegten Völkern ausgezeichnet, und mit weiser Schonung ihnen Namen und Form der alten Verfassung gelassen hatten; so wurde doch der Verlust der Unabhängigkeit, und die Befleckung des Nationalruhms schmerzlich gefühlt; und ungeachtet aller Schmeicheleien und der kriechenden Unterthänigkeit, die man wie in die Wette den gefürchteten Gebietern erwies, war dennoch der heftigste Haß gegen die fremde Herrschaft in den Herzen der meisten Griechen lebendig. Als Alexander siegreich in's Herz von Asien drang, fing er die griechischen Abgeordneten auf, welche mit Darius ein Bündniß unterhandeln sollten, und bald ward ihm die Nachricht eines im Peloponnes ausgebrochenen Aufstandes. Sparta, durch seine entfernte Lage, und durch die Verachtung sicher, in welcher es bei Macedonien stand, hatte schon früher sich vermessen, Philipp und Alexander mit Worten zu trozen; auch hatte keiner seiner Krieger den persischen Zug mitgemacht. Agis II., von alter Größe träumend, wagte jezt, gegen Antipater, welchen Alexander als Statthalter der europäischen Provinzen zurückgelassen, in die Schranken zu treten. Aber seine zusammengeraffte peloponnesische Kriegsschaar wurde bei Megalopolis (3654) zerstäubt, und Agis getödtet.

Es war eine geheime Gährung in den griechischen Städten. Die erlittene Schmach schien einige Funken des alten Geistes geweckt zu haben. Die Freiheitsfreunde traten zusammen; der öffentliche Haß lag auf den erklärten Anhängern Macedoniens. Da wurde auf Alexanders Befehl, kurz vor seinem Tod, zu Olympia die Heimberufung aller durch Faktionen vertriebenen Bürger proklamirt. Die meisten Verbannten waren Freunde Macedoniens, ihre Anzahl über zwanzig Tausend. Dieses Dekret brachte eine große Bewegung in ganz Griechenland hervor. Die Menge war fast allenthalben für die Freiheit, die Reichern und Vornehmern für Macedonien, oder doch für kluge Mäßigung und Fügung in die Zeitumstände. Da erscholl die Nachricht von Alexanders Tod, und die Griechen, mit fast einmüthigem Enthusiasmus, ergriffen die Waffen. Nur Böotien und Sparta, die noch von frischen Schlägen bluteten, dann Achaja und Argos, durch die macedonische Besazung in Korinth bedroht, blieben ruhig. Demosthenes Reden ertönten überall und vergrößerten den Brand. Athen war an der Spize,

(*) Da wir die allgemeine Geschichte der Alexandrischen Monarchie bis zur Schlacht bei Ipsus — als wodurch ihre Zertrümmerung bleibend bestimmt wurde — der leichtern Uebersicht willen nur summarisch erzählt haben; so bleibt uns bei den folgenden Specialgeschichten, insbesondere bei der Macedonisch-Griechischen, noch Verschiedenes nachzuholen, was weniger auf's Allgemeine, als auf die einzelnen Reiche sich bezieht.

Leosthenes Feldherr. — Es schienen die Zeiten des Themistokles zurückzukehren. Antipater, mit aller Macht, die er sammeln kann, eilt herbei, wird geschlagen, und in Lamia belagert. Leonnatus führt ein Hilfsheer aus Asien herüber, und verliert Schlacht und Leben (3662). Athen ist voll Jubel; nur Phocion, tiefer in die Lage der Sache blickend, weissaget Unglück.

Auch war bereits Leosthenes vor Lamia geblieben, und Kraterus mit vielem Kriegsvolk zum Entsaz der Festung herangerückt. Die Griechen erlitten eine blutige Niederlage, und Antipater, so schlau als tapfer, trennte den Bund, und schrieb den einzelnen Staaten die Friedens- oder Unterwerfungspunkte vor. In die wichtigern Städte legte er macedonische Besazung; Athen aber drang er — wie einst Lysander — eine aristokratische Regierung auf, verpflanzte einen Theil des Pöbelhaufens nach Thracien, und forderte die Auslieferung der Volksführer. Unter denselben war Demosthenes, der, als er auf der Flucht eingeholt ward, einen freiwilligen, des Redners der Freiheit würdigen Tod nahm. Phocion, der Vermittler dieses Friedens, kam an die Spize der Regierung.

§. 14. Weitere Bewegung in Griechenland.

Während der vormundschaftlichen Regierung Antipater's blieben Macedonien und Griechenland ruhig. Sein Tod gab das Signal zu neuen Stürmen. Denn Polysperchon, sein Nachfolger (s. oben S. 293), bemerkend, daß die von Antipater eingesezten aristokratischen Gewalten meist an dessen Sohn Kassander hingen; erklärte sich für die demokratische Partei, welche nun in vielen Städten, wiewohl unter heftigen Stürmen, die Oberhand erhielt. Dies geschah auch in Athen, wo jezt der edle Phocion ein Opfer der Volkswuth wurde (3666). Dieser vortreffliche — wenn gleich unpopuläre — Bürger war unstreitig seiner innersten Ueberzeugung gefolgt, da er macedonische und aristokratische Partei gehalten. Er kannte die Zügellosigkeit des athenischen Pöbels, und mochte das Unglück, welches ein unausweichliches Verhängniß über Griechenland gebracht, durch fruchtloses Widerstreben nicht vermehren. Aber auch seine Gegner können wir nicht verdammen. Durchdrungen von der Gerechtigkeit ihrer Wünsche, vergaßen sie die Unmöglichkeit der Ausführung, und mußten als Feind betrachten, wer ihnen verhaßte Pflichten einschärfte. Zudem mochten sie nicht ohne Grund behaupten, daß nur jene Sache verloren ist, an der man verzweifelt.

Der Triumph der Demokraten war nicht von Dauer. Kassander war Polysperchon überlegen. Er schloß, so weit sein Ansehen reichte, den Pöbel von der Herrschaft aus, und übertrug die Regierung Athens dem edlen und weisen Demetrius von Phalera, dessen zehnjährige Verwaltung vielleicht die glücklichste Periode in der athenischen Geschichte ist. Kassander, welcher durch die Vermählung mit Thessalonice, Alexanders M. Schwester, und durch Hinrichtung von dessen Mutter, Wittwe und Sohn (s. oben S. 293) seine Herrschaft in Macedonien befestigt hatte, bewog auch durch trügerische Zusagen seinen Feind, Polysperchon, den natürlichen Sohn Alexander's, den blödsinnigen Herkules zu ermorden, und nahm einen nicht unglücklichen Antheil an dem Krieg gegen Antigonus.

Aber der 3673 geschlossene Friede, wornach den griechischen Städten die Freiheit zugesichert ward, brachte Kassandern neue Gefahr. Jeder wollte

Griechenland befreien, um selbst darin zu herrschen. Demetrius (Poliorcetes) kam den Uebrigen zuvor, erschien vor Athen, wurde „Gott der Erretter“ genannt, und Demetrius Phalereus, der gütigste Regent, welchem die Schmeichelei 300 Statuen errichtet hatte, entging nur durch schnelle Flucht einem schmählichen Tod.

Die Schlacht bei Ipsus änderte dies Alles. Eben dem Demetrius (Poliorcetes), welchem man das Pantheon zur Wohnung eingeräumt, welchen man zum „Oberfeldherrn des durch ihn befreiten Griechenlands“ ernannt hatte, verschloß jezt Athen die Thore. Demetrius, der indessen durch Vermählung seiner Tochter an Seleukus seine Umstände gebessert hatte, eroberte die Stadt durch Hunger, und behandelte sie mit seltener Großmuth. Gleichwohl erfuhr er bei einem abermaligen Umschwung des Glückes dieselbe Undankbarkeit wieder.

Der Unwille, den wir hier gegen das atheniſche Volk empfinden, wird durch die Betrachtung gemildert, daß in dieser Stadt zwei Parteien waren, von denen abwechselnd, je nach dem Lauf der äußern Begebenheiten, die eine oder die andere obsiegte; weiter, daß allenthalben die charakterlose Menge dem von Wenigen erhaltenen Impuls gehorcht, und endlich, daß ein mißvergnügtes Volk eine natürliche Geneigtheit hat, jede Neuerung, die ihm Abhilfe verspricht, begierig zu ergreifen, und wenn sie seiner Erwartung nicht entspricht, auch schnell wieder zu verwünschen.

§. 15. Die Unfälle Macedoniens.

Indessen hatten sich über Macedonien die Schrecken des innern und und äußern Krieges gehäuft. Kassander war drei Jahre nach der Schlacht bei Ipsus gestorben (3686), und gleich nach ihm sein ältester Sohn, Philipp I. Die beiden andern, Antipater und Alexander, zankten sich um die Krone. Ihre Mutter Thessalonice, die allein noch übrig war von Alexander's M. Geschlecht, fiel, weil sie den Jüngsten unterstüzte, durch Antipaters Schwert! Der Gottlose fand bald seinen Tod an Lysimachus Hof (in Thracien), wohin er geflohen. Alexander bat die zwei ländersüchtigen Fürsten, Pyrrhus von Epirus und Demetrius, den Städtebezwinger, um Hilfe, erhielt sie, und wurde von dem leztern ermordet (3690). Antipaters Haus war nun erloschen, und Demetrius, demselben verschwägert und ein Temenide, erhielt die macedonische Krone.

Nicht weiser gemacht durch sein früheres Unglück, rüstete sich Demetrius zu neuen Eroberungen, und verlor darüber Macedonien. Verzweiflungsvoll that er jezt einen Einfall in Kleinasien, wurde von Seleukus zur Uebergabe genöthiget, und starb nach dreijähriger jedoch leichter Gefangenschaft (3699). Wenig Fürsten sind durch Charakter und Schicksale so interessant als er.

Lysimachus und Pyrrhus zankten sich um Macedonien. Der erste siegte. Aber die Wittwe seines Sohnes Agathokles, den er aus falschem Verdacht hatte hinrichten lassen, und ihr Bruder, der ägyptische Prinz Ptolomäus Ceraunus, forderten Seleukus Nikator zur Rache auf. Er kam; in dem Gefilde von Korupedion lieferten sich die beiden einzig noch lebenden Generale Alexanders — einer 77 der andere 80 Jahre alt — eine blutige Schlacht (3702). Lysimachus verlor sie mit dem Leben. Seleukus, im Begriff, die Herrschaft Asiens mit dem Thron Macedoniens zu vereinbaren, wurde durch Ceraunus ermordet.

Dieser verworfene Bösewicht bestieg denselben, und sezte sich fest darauf durch abermaligen empörenden Verrath an Lysimachus Wittwe. Aber nach zwei Jahren blieb er in der Schlacht gegen eine ungeheure Schaar von Galliern, die unter Belgius in's Land gefallen war. Ein anderer Haufe dieser Unholde stand unter Brennus. Es war ein unerhörter Schrecken, und eine grenzenlose Verwüstung. Man weiß nicht, was die Veranlassung dieser merkwürdigen Auswanderung gewesen. Sosthenes, ein macedonischer General, der während der Thronentledigung die Zügel führte, schlug die Barbaren, wurde darauf von ihnen geschlagen und getödtet. Schwer vom Raube richteten diese jezt ihren Zug gegen Griechenland, und drangen unter blutigen Gefechten bis Delphi, wo ihnen die religiöse und patriotische Begeisterung der Griechen, mit Hunger, Kälte und den natürlichen Schrecken der Gegend im Bunde, eine fürchterliche Niederlage beibrachte (3708). Brennus, in Verzweiflung, gab sich mit vielen seines Heeres den Tod. Der Ueberrest der Gallier ging nach Thracien, von da nach Klein-Asien, wo wir sie wieder finden werden.

§. 16. Antigonus Gonnatas und sein Haus.

Auf den erledigten Thron Macedoniens hatte Niemand stärkere Ansprüche als Antigonus von Gonni, Demetrius des Städtebezwingers edler Sohn. Seine vortreffliche Mutter, Phila, war Antipaters Tochter, er selbst eines macedonischen Königs Sohn. Weise hatte er sich nach dem Unglück seines Vaters, welchen er vergebens zu retten gesucht, auf desselben kleine Besizungen in Griechenland beschränkt, und beobachtete von da die vorüberziehenden Gewitter. Als sie ausgetobt hatten, trat er hervor. Macedonien, von anhaltenden Drangsalen erschöpft, und von frischen Wunden blutend, empfing ihn als Retter (3706). Noch mußte er mit den Galliern um seine Habe, um den Thron selbst mit Pyrrhus und dessen Sohn Alexander kämpfen. Zweimal wurde er vertrieben, kam wieder, und behauptete sich bis an seinen Tod. Er war ein durchaus lobenswürdiger Fürst, Wiederhersteller des Reichs und Ahnherr aller folgenden Könige.

Demetrius II. (3742), hierauf dessen Vetter Antigonus II. Doson (3752), dann Demetrius, Sohn Philipp II. (3763), endlich Perseus (3806), sind diese Könige, deren Regierung die dritte Periode der macedonischen Geschichte bildet, wenn wir die erste von Karanus bis Alexander M. und die zweite von diesem bis Antigonus Gonnatas rechnen. Der Traum der Weltherrschaft war nun verschwunden, das Kaiserthum Macedonien war abermal zum mäßigen Königreich worden, welches nach einer langen Reihe der schrecklichsten Bedrängnisse mühsam eine neue Konsistenz erwarb. So wie ehemals war es jezt wieder in unrühmliche Fehden mit den benachbarten barbarischen Stämmen verwickelt, und der Preis von des großen Philipps Thaten, Griechenland, zum zweitenmal sein höchstes Ziel. Als es aber, auf ähnlichen Wegen, durch Politik und Waffen, demselben nahe gekommen, so entriß ihm der Römer Schwert die Frucht seiner Anstrengungen, und zertrümmerte den macedonischen Thron.

§. 17. Die Eidgenossenschaft der Achäer und der Aetolier (*).

Demselben Verhängniß erlag das um die nämliche Zeit wie Macedonien

(*) G. a. v. Breitenbauch's Geschichte der Achäer und ihres Bundes. Frkf.

wieder aufgeblühte Griechenland. Nachdem dieses lange Zeit die vielgetheilte Beute der alexandrischen Generale und einzelner einheimischer Tyrannen gewesen, so fand es endlich durch die Gunst der Umstände und die Leitung einiger großen Männer den Weg zu einem abermaligen — wiewohl kurzen — Glück. Die beiden Eidgenossenschaften der Aetolier und Achäer gehören zu den interessantesten Partieen der griechischen Geschichte.

Schon in den alten Zeiten der Freiheit hatten unter den Aetoliern sowohl als unter den Achäern Bündnisse bestanden. Aber neben den blühenden Hauptstaaten Griechenlands konnten jene wegen ihrer Roheit, und diese wegen ihrer Schwäche sich wenig bemerklich machen. Unter der macedonischen Herrschaft waren alle Staaten zu gleicher Erniedrigung verurtheilt. Sparta hatte blos noch seinen Troz, Athen seine Politur und seine Marine behalten; Theben, von Kassander wieder aufgebaut, war unbedeutend, und in Korinth lag macedonische Besazung. In vielen Städten waren kleine Tyrannen. Jezt erneuerten vier von den zwölf alten achäischen Gemeinden ihren durch den Drang der Zeiten unterbrochenen Bund (3698). Wir kennen die Namen der Melchthale und Stauffacher Achaja's nicht: aber wie diese haben sie den Dank der folgenden Geschlechter verdient. Ihr Werk, das auf Eintracht, Gleichheit und Freiheitsliebe gegründet war, gedieh und erstarkte. Nachdem die übrigen Städte Achaja's zum Bunde getreten, brachte Aratus (*) seine Vaterstadt Sicyon, die er von ihrem Tyrannen befreit hatte, das wichtige Korinth, dessen macedonische Besazung er heldenmüthig vertrieben, das nahe Megara, und selbst Athen, die Zierde Griechenlands, zu demselben, und verstärkte ihn fortwährend durch — meist peloponnesische — Städte, deren Tyrannen er bald durch List, bald durch Waffen besiegte. Wäre aus dem achäischen Bund ein griechischer worden, schönere Zeiten als selbst die Cimonischen hätten kommen können. Aber er fand — außer Macedonien, seinem natürlichen Feind von Anfang her — in Norden an den Aetoliern, in Süden an Sparta die gefährlichsten Gegner.

In dem gallischen Kriege hatten die ätolischen Stämme sich Ruhm erworben. Es gab solches Anlaß zur festen Schließung ihres alten Bundes und zur Erweiterung desselben. Dieses ungeschlachte Volk, nur im Krieg und Rauben geschickt, und, troz der griechischen Abkunft, von ächt barbarischer Sitte, erhielt hiedurch Macht und Einfluß. Niedrige Eifersucht machte den ätolischen Bund zum Feind des achäischen, und seine Roheit gab ihn den Intriguen der auswärtigen feinern Politik preis.

§. 18. Kleomenes von Sparta.

Eine Revolution, die sich damals in Sparta zutrug, hatte entscheidenden Einfluß auf die griechischen Geschäfte. In dieser Stadt gab jezt die eingerissene, äußerste Ungleichheit des Vermögens (bewirkt durch die Anhäufung des Goldes und Silbers [s. oben S. 271.], theils durch die Einführung der Veräußerlichkeit der Gründe) und ihre Folge, die allgemeine

Strauß 1782. Dom. Sestini, dissertazione sopra le medaglie antiche relative alla confederazione degli Achaei. Milano 1817.

(*) 3733. Schön und treffend hat ihn Johann von Müller dem gewandten Rudolf Brun verglichen, der durch das mächtige Zürich den schwachen Bund der Waldstätte verstärkte.

Korruption, bei dem Fortbestand der alten lykurgischen Formen den widerlichsten Anblick. Zugleich war die Macht der Ephoren in tyrannische Oligarchie ausgeartet. Der junge König Agis III., der lezte der Euristheniden, beschloß das Wagstück einer Reform, damit bei wieder hergestelltem Grunde auch die spartanische Größe sich wieder erhebe. Er theilte seinen Enthusiasmus durch Rede und Beispiel den jüngern Bürgern mit; aber die ältern erschauderten, nach Plutarch's Ausdruck, vor dem blosen Namen Lykurg's, wie entlaufene Sklaven, die man zu ihren Herren zurückführen will, und schworen Agis den Untergang. Leonidas, sein Thronkollege, war auf ihrer Seite. Agis, als er von einem rühmlichen Kriegszug gegen die Aetolier zurückkam, wurde auf Befehl der Ephoren ergriffen, in's Gefängniß geworfen, und mit Verlezung aller Formen des Rechts auf barbarische Weise erdrosselt. Seine Mutter und Großmutter, welche ihn noch einmal zu sehen kamen, wurden über der Schwelle des Kerkers aufgehängt (3748).

Aber seines Feindes Leonidas Sohn, Kleomenes III., trat jezt in des Gefallenen Fußstapfen, und führte das schwierige Unternehmen aus. Mit dem nämlichen Heldenmuth wie Agis ausgerüstet, besaß er mehr Schlauheit und Menschenkenntniß, aber weniger Rechtlichkeit und Gefühl. Ein glücklich geführter Krieg gegen die Achäer, in deren Bund zu treten Sparta sich geweigert, vermehrte Kleomenes Ansehen, und lenkte die Blicke des Volkes auf die äußern Geschäfte. Beim Heimkehren von einem glänzenden Zuge — der allzubehutsame Aratus war mit der achäischen Hauptmacht vor einer kleinen spartanischen Schaar gewichen — ließ Kleomenes durch vorausgeschickte Soldaten die sorglosen Ephoren ermorden, und forderte das bestürzte Volk zur Wiederherstellung der lykurgischen Einsezungen — besonders was die Gleichheit des Vermögens und die Erziehung betreffe — mit Nachdruck und günstigem Erfolge auf. Der Schrecken der spartanischen Waffen schien mit dieser politischen Wiedergeburt zurückzukehren. Kleomenes drängte die Achäer so sehr, daß sie an dem waren, sich jede Friedensbedingung, und selbst die Erklärung des spartanischen Königs zum achäischen Oberfeldherrn gefallen zu lassen.

Eine solche Erklärung würde den achäischen Bund, als dessen Basis und Seele die Gleichheit und Selbstständigkeit der Verbündeten war, soviel als getödtet, sie würde in Griechenland die schmachvolle Bedrückung der Lysander'schen Zeiten erneuert haben. Die Betrachtung solchen Unheils, vielleicht auch persönliche Eifersucht gegen Kleomenes, vermochten Aratus, das vieljährige Bundeshaupt der Achäer, zu einem verzweiflungsvollen Schritt. Er rief Antigonus (Doson) von Macedonien um Hilfe an (3757), und um der einheimischen Despotie zu entgehen, gab er das so schön befreite Vaterland der auswärtigen Herrschaft preis.

Nicht auf Aratus, dessen patriotische Seele wohl nur nach hartem Kampf zu solchem kläglichen Nothmittel sich entschloß — auf dem stolzen Kleomenes liegt die Verantwortung für die also dahingegebene griechische Freiheit. Wie konnte wohl eine griechische Stadt, nach allem Unheil, was aus solcher Anmaßung in frühern Zeiten geflossen, nach der Oberherrschaft über Griechenland streben? und mit welcher Stirne konnte Sparta die Herrschaft über Achaja ansprechen, dessen Bunde selbst Athen unter dem Verhältniß der Gleichheit sich beigesellet? —

§. 19. Schlacht bei Sellasia. Der jüngere Philipp.

Mit unverhaltener Freude versprach Antigonus die begehrte Hilfe; aber er ließ sich vorerst als Pfand der Treue die Feste Korinths, den Schlüssel des Peloponnesus, überliefern. Ein macedonisches Heer zog über den Isthmus. Die achäische Macht stieß zu demselben. Kleomenes, unverzagt bei aller Gefahr, rafft seine Streitkräfte zusammen, bewaffnet die Heloten, verwüstet Argos, stürmt Megalopolis und waget bei Sellasia den entscheidenden Kampf. Lange schwankte der Sieg; endlich durchbrach die Phalanx die spartanischen Reihen, und eine fürchterliche Niederlage begann. An diesem Tag fiel die Blühte der dorischen Bevölkerung (3762), und zum erstenmal — seit der Heraklidischen Zeit — zog ein fremder Sieger in die Straßen von Sparta. Kleomenes vermochte nicht diesen Anblick zu ertragen, floh nach Aegypten, und fand bald in einer Empörung einen kläglichen Tod. Sparta erholte sich nie mehr (*).

Aratus freute sich des Sieges nur wenig; denn er sah jezt den Macedonier herrschen, und Achaja's freie Verfassung bald durch des Königs Machtgebot, bald durch schmeichlerisches Zuvorkommen gegen dessen Willen in vielen Stücken gekränkt. Zwar Antigonus starb bald, aber sein Nachfolger, Philipp II., war noch gebieterischer.

Hiezu kam ein neuer Krieg mit den Aetoliern. Schon in den ersten Zeiten des Bundes hatten die Achäer eine feindselige Behandlung von diesem trozigen Volke erfahren, welches selbst macedonische Hilfe (unter Antigonus Gonnatas) gegen seine griechischen Brüder gebrauchte. Später hatten Achäer und Aetolier vereint gegen Demetrius II. gestritten. Jezt, nach Doson's Tod, veranlaßten die Räubereien der Aetolier im Peloponnes einen heftigen Krieg zwischen den beiden Eidgenossenschaften (3765), welchen Aratus nicht glücklich führte, und daher bei Philipp um Unterstüzung warb. Dieser Fürst, dem großen Philipp an Talent und Charakter zu vergleichen, ein tapferer und einsichtsvoller Feldherr, und, wenn nicht die Leidenschaft ihn fortriß, auch ein trefflicher Politiker, hatte seine Regierung auf eine vielversprechende Weise begonnen. Er schien der Liebe und des Zutrauens so würdig als der Achtung; sein Reich hatte sich völlig von den alten Wunden erholt, und die Verhältnisse Griechenlands begünstigten mehr als je die Wiederherstellung der macedonischen Herrschaft. Nur durch die Hast, womit er dem Ziele zulief, verrückte er dasselbe; auch wurde er frühe durch Schmeichler verderbt, herrisch und grausam.

Der Krieg gegen die Aetolier hatte guten Erfolg; Philipp führte ihn meist nach den Rathschlägen des Aratus, welcher zur zweiten Rolle tauglicher als zur ersten schien. Aber die freimüthige Vertheidigung der Rechte seines Vaterlandes machte ihn dem König verhaßt, und dieser vergiftete ihn.

Nach Aratus wurde Philopömen achäischer Strategos. Ein Mann, der für sein Vaterland war, was Epaminondas für Theben gewesen.

(*) Mit Agesipolis, Kleomenes Sohn, erlosch der Stamm der Herakliden. Sparta war hierauf ein Schauplaz der Anarchie und des Parteienkampfes. Zulezt kamen in diesem auserlesenen Siz der Freiheit einzelne Tyrannen auf. Machanidas, mehr aber Nabis, sind darunter berühmt. Der lezte war ein Auswurf der Menschen. Der große Philopömen bewog Sparta, in den achäischen Bund zu treten, und züchtigte es hart, als es abfiel. Endlich, nach der Besiegung der Achäer durch die Römer, folgte Sparta ohne Widerstand dem allgemeinen Schicksal Griechenlands.

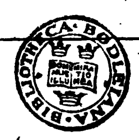
Auch hatte er sich diesen Helden zum Vorbild gewählt, und war der lezte große Grieche. Der Krieg gegen die Aetolier, welchen ein kurzer Friede unterbrochen hatte, wurde erneuert (3765), und ungeachtet Sparta und verschiedene auswärtige Mächte, vorzüglich Rom, mit den Aetoliern im Bunde standen, so zwang sie doch Philipp, in dessen Interesse damals die Achäer noch waren, zum nachtheiligen Frieden (3778).

§. 20. Macedonien und Griechenland von Rom unterworfen.

Die Einmischung Roms änderte plözlich alle Verhältnisse. Die Angelegenheiten Griechenlands wurden jezt nur untergeordnete Gegenstände der macedonischen Politik, und die Griechen, zwischen beiden streitenden Hauptmächten gelegen, und von zwei Seiten zugleich bearbeitet, hatten mehr als je Behutsamkeit und Eintracht nöthig. Gleichwohl behielten, bei wachsender Gefahr der Erhaltung, die nähern Interessen und die leidige Selbstsucht stets die Oberhand über die höhern Rücksichten, und es erschienen Macedonien und Griechenland wie in die Wette ihren gemeinschaftlichen Ruin befördernd. Zum Verständniß dieser Geschichte ist aber die Darstellung der allgemeinen damaligen Weltlage, und vorzüglich jene der Römischen Politik vonnothen. Ihre umständliche Erzählung, als zur Uebersicht einer der interessantesten Epochen der allgemeinen Geschichte gehörig, kann von der römischen Geschichte nicht getrennt werden, und bleibt daher, um Wiederholung zu vermeiden, bis dorthin aufgeschoben.

Nur summarisch bemerken wir hier, daß Philipp, welchen die Römer während des zweiten punischen Krieges durch trügerische Aeußerungen der Friedensliebe hingehalten, bald nach dessen Endigung die Schwere ihres Armes empfand, und nach der bei Cynoscephalä erlittenen Niederlage sich zum härtesten Frieden bequemen mußte (3788); daß später sein Sohn Perseus bei Pydna (3816) ein noch schwereres Loos erfuhr, und endlich in einem dritten Kriege, welchen Andriskos erhob, Macedonien zur römischen Provinz gemacht ward (3835). Weiter, daß von den Griechen zuerst die Aetolier — als zum Lohn für die geleisteten Dienste — gleich nach dem Syrischen Kriege zur Unterwerfung gezwungen (3795), die Achäer aber, welche lange Zeit unter des vortrefflichen Philopömen, und, nach dessen tragischem Ende, unter Lykortas Anführung mächtig und geehrt gewesen, durch eine Kette politischer und militärischer Operationen von Rom in's Verderben gestürzt, und endlich durch die Eroberung Korinths (3838) ihres politischen Daseyns völlig beraubt wurden.

Mit dieser Katastrophe hörte die Freiheit Griechenlands für immer auf; aber wie der Abt Mably sehr schön bemerkt, es behielt auch in seiner Erniedrigung eine ruhmvolle Herrschaft über seine Sieger, indem es die Ueberlegenheit des Geschmacks und der Wissenschaften behauptete. Die stolzen Sieger wurden Schüler ber Besiegten, und hörten ihre Lehren mit Dankbarkeit und Bewunderung. „Rom suchte dem unterworfenen Griechenland das Joch zu erleichtern, es scheute sich des Siegers Rechte hier geltend zu machen, und vor allen andern eroberten Ländern wurde Griechenland geehrt und begünstigt. Welcher Ruhm für die Wissenschaft, daß sie das Land, das sie pflegte, jenen Bedrängnissen entzogen, vor welchen seine Gesezgeber, seine Magistratspersonen und seine Feldherren es umsonst zu bewahren gesucht!“



II. Syrien.

§. 21. Seleukus Nikator.

Den Streit des Antigonus und Seleukus um Babylon, und wie der lezte durch Eroberung dieser Stadt (3672) seine Herrschaft über das innere Asien gegründet, nachher aber, als durch die Schlacht bei Ipsus (3683) des Antigonus Macht zertrümmert war, dieselbe bis an's Mittelmeer ausgebreitet habe, ist oben erzählt worden (s. 297 ff.). Vor dieser Schlacht hatte Seleukus schon vom Euphrat bis an den Indus und Oxus geherrscht, und in einem glänzenden Zug gegen den indischen König Sandrokotus seine Waffen bis an den Ganges getragen. Die Erwerbung der Länder des Antigonus, als Syriens (wovon jedoch Cölesyrien und Phönicien nebst Judäa dem Ptolemäus zufielen), Armeniens und Kappadociens erweiterte die Grenzen des Seleucidischen Reiches, und beschleunigte vielleicht dessen Untergang. Denn da jezt Syrien für das Hauptland galt, und dahin mit der Residenz (Antiochia, früherhin war es Seleucia am Tigris) die Centralgewalt und das Herz des politischen Lebens kam, so mußte um so schneller in den entlegenen Ländern gegen den Oxus die Kraft ersterben, und die Losreißung vom Reiche leichter seyn.

Seleukus wurde durch Besiegung des Lysimachus bei Korupedion (3702) auch in Kleinasien, Thracien und Macedonien herrschend, aber gleich nachher fiel er durch Meuchelmord (s. oben S. 297). Er war nebst Ptolemäus der würdigste von Alexanders Generalen, und ungeachtet seines ausgezeichneten Feldherrntalents den Künsten des Friedens, insbesondere dem Handel, hold. Er hat mehrere Städte des ersten Ranges erbaut, viele andere wieder hergestellt, und durchaus im öffentlichen wie im häuslichen Leben ein wohlwollendes und — wenigstens vergleichungsweise — rechtliches Gemüth gezeigt. Sein Haus hat über das Syromacedonische Reich bis zum Untergang desselben geherrscht.

§. 22. Dessen Haus. Fall Syriens.

Aber bald wurde an den Seleuciden das Verhängniß der asiatischen Dynastien erfüllt. Sie sanken in Unwerth und Thatlosigkeit, das Reich in Entkräftung. Innere und äußere Stürme richteten es zu Grunde.

Schon Antiochus Soter (3703), Seleukus Sohn, zeigte sich als Sklave seiner Leidenschaften. Seines Vaters Name, mehr als sein eigener Werth, hielt unter ihm noch das Reich zusammen. Gleich unter Antiochus II. (3722), seinem Sohn — verworfene Schmeichelei nannte ihn Θεός, den Gott — fielen Parthien und Baktrien ab; andere Provinzen wurden durch eine Fehde mit Aegypten, und alle durch eine schlechte Verwaltung zerrüttet. Unter Seleukus Kallinikus (3737) konsolidirte sich durch glücklichen Krieg das parthische Reich. Seleukus Ceraunus (3757) ist kaum des Nennens werth.

Nach ihm schien durch Antiochus III. (3760), den man — vergleichungsweise — den Großen heißt, die syrische Macht wieder aufzublühen. Denn ungeachtet er gegen Aegypten unglücklich bei Raphia focht, erwarb er doch durch Besiegung mehrerer Empörer, insbesondere des Achäus (einst sein Vormund, hierauf durch Verräther zum Aufruhr verleitet), und

durch glückliche Kriege, einerseits gegen Indien, anderseits in Kleinasien und Thracien Ruhm. Auch griff er zum zweitenmal Aegypten — bei der Minderjährigkeit von dessen König — mit Erfolg an. Aber hiedurch, und durch der Aetolier und Hannibals Aufhezung entstund nun ein Krieg mit Rom, welcher nach des Königs Niederlage bei Magnesia (3794) einen harten Frieden — die Abtretung von ganz Vorderasien bis an den Taurus — und den unheilbaren Ruin des Reichs nach sich zog. Antiochus sah noch den Abfall von Groß- und Kleinarmenien, und wurde, da er in Elymais (oder nach Strabo in Syrien) die Tempel beraubte, erschlagen.

Seleukus Philopater (3797), von Daniel sarkastisch, aber sehr wahr, „der Steuereinnehmer" genannt, weil er die Landesabgaben zur Bezahlung der rückständigen Kontributionen nach Rom senden mußte, wurde gleichfalls ermordet.

Sein Bruder Antiochus IV., Epiphanes (nachmals Epimanes, der Unsinnige, geheißen, ein Vorbild vom Antichrist nach Hieronymus!), eroberte fast ganz Aegypten, und gab es auf die Drohung eines römischen Gesandten zurück, erregte darauf durch Plünderung der Tempelschäze und Religionsdruck den Abfall der Juden, und auch in andern Provinzen des Reichs durch ähnliche Gewaltthaten aufrührerische Bewegung. Der Abscheu gegen den Verfolger ist in die Erzählung von seiner Todesart übergegangen.

Nach ihm wird die syrische Geschichte durch völlige Werthlosigkeit, zum Theil auch Verworfenheit der Prinzen, durch schnell auf einander folgende Revolutionen, Mordthat, Thronenraub und Bürgerkrieg geschändet. Aeußere Kriege gesellen sich zu innerer Zerrüttung; der Staat wurde durch die Eroberungen der Parther auf das Land westlich am Euphrat beschränkt, und sank in die tiefste Ohnmacht. Tigranes, König von Armenien, welchen mit Hintansezung der Seleuciden die erschöpften Syrer endlich zum Herrn wählten (3889), beruhigte zwar das Reich, und gab ihm wieder einige Kraft; aber der Mithridatische Krieg — den wir in der Römischen Geschichte erzählen werden — stürzte Tigranes; und Syrien wurde — nachdem noch ein Paar Seleuciden vergebens aufzukommen gestrebt — eine römische Provinz (3918).

§. 23. Das Partische Reich.

Bei dem Verfall des Seleucidischen Reiches entstanden aus den losgerissenen Theilen desselben mehrere andere Reiche, als Baktrien, Parthien, Osrhoene, Armenien, Judäa. Für die drei ersten sind außer den allgemeinen und den (mit jenen schwer auszugleichenden) morgenländischen Geschichtschreibern (deren wir oben bei der persischen Geschichte erwähnt haben, S. 239.) noch insbesondere viele Münzen als Quellen zu gebrauchen (*).

Für Armenien ist der einheimische Geschichtschreiber Moses von Chorene (um 462), und für Judäa das erste Buch der Makkabäer (gegen die folgenden hat die Kritik gar Vieles einzuwenden) die wichtigste Quelle. Bei allen aber sind Dunkelheiten und Lücken vorhanden, die wir jedoch bei dem geringen Interesse des Details jener Geschichten ohne Mühe verschmerzen.

(*) Vaillant, Arsacidarum imperium ad fidem numismatum.

Unter Antiochus dem Gott entstanden durch Abfall des baktrischen Statthalters Theodot (3725) und die, durch Wollust des syrischen Satrapen veranlaßte, Empörung des Arsaces (eines Achämeniden, von Artaxerxes Mnemon abstammend, wie er sich rühmte) (3728 oder 3734) die Königreiche Baktrien und Parthien. Das erste, nachdem es etwas über hundert Jahre gedauert, zerfiel durch die Angriffe der hochasiatischen Nomadenvölker und Parthiens überlegene Macht (3848). Dieses, welches Anfangs nur die Gegend um Hekatompylos begriff, wurde durch fortwährendes Glück gegen die ausgearteten Seleuciden so mächtig, daß es bald alles Land vom Euphrat bis zum Indus und Oxus umfaßte.

Der Hauptstamm der parthischen Nation war scythischen Ursprungs (*), ein rauhes Bergvolk, wie die meisten Völker, welche Revolutionen in Mittelasien bewirket. Die Könige wurden alle aus dem Geschlecht des Arsaces (Aschak bei den Morgenländern), aber ohne bestimmte Ordnung der Erbfolge ernannt. Ihre Macht wurde durch den Adel beschränkt. Dieser allein war die Nation, die Menge war leibeigen. Faktionen und Thronstreitigkeiten waren bei solcher Verfassung unvermeidlich. Empörungen der Satrapen (achtzehn Satrapien zählte das Reich im Zeitpunkt seiner Größe) und die Einfälle der jenseits des Oxus hausenden Nomadenschwärme veranlaßten fortwährende Erschütterungen; die Lage der Hauptstädte aber (Seleucia und Ktesiphon) an der westlichen Grenze des Reiches (am Tigris, wo nun die Trümmer von Madain) gab, sobald Rom der Nachbar wurde, das Herz des Staates dem Schicksal weniger Schlachten preis. Erst von dem großen Sieg über Seleukus Kallinikus, welchen (3746) Arsaces II. gewann, rechneten die Parther ihre Unabhängigkeit. Feierlich wurde dieselbe anerkannt von Antiochus dem Großen (3774), welcher auch Hyrkanien abtrat. Aber erst Arsaces VI. (oder Mithridates I. [3810]) machte Parthien nach Antiochus Epiphanes Tod, durch Eroberung von Medien, Persien und aller Länder östlich am Euphrat, und durch einen glorreichen Kriegszug an den Hydaspes, zum Weltreich; und Arsaces VII. (Phraates II. [3817]) Sieg über Antiochus Sidetes befreite Parthien auf immer von den Angriffen der syrischen Könige.

Bald nachher kamen die Parther in Verhältnisse mit Rom, während, nach dem Sturz des baktrischen Reiches, welches Vormauer gewesen, die scythischen Horden ungestraft von Nordosten her die Länder verwüsteten. Tigranes und Mithridat M. fielen Parthien schwer; dennoch behauptete dieses in dem langwierigen Römerkriege die Neutralität, und die Naturgrenze des Euphrat. Durch den Ausgang des Mithridatischen Krieges wurden die Römer Nachbarn der Parther, daher auch Feinde. Den ersten Krieg erhob der habsüchtige Crassus, welchen sammt seinem Heere der parthische Surenas (Oberfeldherr) bei Carrhä erschlug (3931). Von da an bis auf Augustus herrschte vom Euphrat bis an's Mittelmeer der Schrecken der parthischen Waffen. Mit Noth vertheidigte Cassius Antiochien gegen dieselben; die Bürgerkriege in Rom verhinderten die Kraftanstrengung nach außen. Die Parther begünstigten den Pompejus, und

(*) Nach Penzel's Anmerkungen zu Dio Cassius sollen die Parther von den Parnischen Dahern, welche östlich am Kaspischen Meer hausten, abstammen, und zwischen ihnen und den Türken (deren Name „Wanderer" so wie Parther „Flüchtlinge" bedeutet) eine Verwandtschaft seyn.

nachher die Gegner der Triumvirn. Als diese gesiegt hatten, führte Antonius Legat, Ventidius, einen glücklichen Vertheidigungskrieg gegen die Parther; aber Antonius selbst, als er gegen Arsaces XV. (Phraates IV. [3847]) zog, hätte beinahe Crassus Schicksal erfahren. Hier war es, wo Antonius, als er sein Heer durch die Mühseligkeiten und Gefahren eines langwierigen Rückzuges erschöpft, ringsum von Feinden gedrängt, von Hunger uud Durst gequält, unaufhaltsam dahinschwinden sah, sich in der angstvollen Bewegung seines Gemüthes jenes ewig denkwürdigen Xenophontischen Zuges erinnerte, der unter denselben Bedrängnissen und aus den nämlichen Gegenden, nur auf einem weitern Weg zu den heimathlichen Ländern vollbracht ward, und wo man ihn oftmals bewundernd ausrufen hörte: „O Rückzug der Zehntausende!“ —

Innere Unruhen hinderten die Parther an der Verfolgung ihrer Vortheile; und Phraates, dessen Nebenbuhler Tiridates nach Rom geflohen, war froh, durch Rückgabe der gegen Crassus erbeuteten Fahnen von August den Frieden zu erkaufen.

Von Osrhoene (*), Emesa, Adiabene u. a. kleinen Staaten, welche gleichmäßig durch Abfall von Syrien entstanden, nimmt die Weltgeschichte wenig Notiz.

§. 24. Armenien.

Nördlich an Mesopotamien, in den Gebirgen, worin der Euphrat und Tigris, weiter der Lycus, Phasis, Cyrus und Araxes entspringen, und der große See Wan (der Matianische See) eine Menge von Bächen verschlingt, liegt Armenien (h. z. T. meist Turkomanien und Erivan) von Kappadocien bis an die medische Grenze. Der Euphrat theilt das Land in zwei ungleiche Theile; der westliche hieß Klein-, der östliche Großarmenien. Wir treffen hier die gewöhnlichen Eigenschaften der Gebirgsländer und Gebirgsvölker in Klima und Produkten, Charakter und Sitten an.

Aus den zerstreuten Angaben auswärtiger Geschichtschreiber, und den von Moses von Chorene ziemlich unkritisch gesammelten einheimischen Nachrichten (**) ethellt, daß von Haik und einem feiner Nachkommen, Aram, die Landesnamen Haika und Armenien herrühren, daß in alter Zeit meist Assyrien und Medien über dasselbe geherrscht, und auch die persische und macedonische Hoheit — ungeachtet der einheimischen Vasallenkönige — sich darüber erstreckt habe.

Von Syrien, welchem bei der Zertrümmerung des Alexandrischen Reiches Armenien zugefallen, riß sich dasselbe nach Antiochus M. Unglück bei Magnesia, unter seinen Statthaltern Artaxias und Zariadres (dieser in Klein-, jener in Großarmenien) los (3794), und behielt durch den ganzen Zeitraum eigene Beherrscher aus den Häusern jener Empörer. Die kleinarmenischen Könige waren meist von Rom abhängig; aber unter den großarmenischen spielt Tigranes I. (3889) eine merkwürdige Rolle. Er herrschte auch über Kleinarmenien, Kappadocien, Syrien, Cilicien und nannte sich König der Könige. Aber der Krieg Mithridat's seines Schwiegervatees, riß ihn in's Verderben. Ihm und seinen Nach-

(*) Dessen Könige führten den Titel Abgar. Von dem Briefwechsel des Abgar Uchomo mit Christus haben Eusebius und Evagrius die Legende erhalten.
(**) s. Gatterer Synchr. U. H. II. S. 207. ff.

folgern blieb nichts als das eigentliche Armenien, und eine gefahrvolle Lage zwischen den beiden Hauptmächten, Parthien und Rom. Beide betrachteten diese Provinz als Vormauer und strebten nach deren Besiz. Um kein Land in der Welt ist so hartnäckig gestritten worden. Zwar Kleinarmenien wurde unter Vespasian eine römische Provinz; aber in Großarmenien war — bei fortdauernder Regierung eigener Könige aus verschiedenen Häusern — ein unaufhörlicher blutiger Wechsel der römischen und parthischen Hoheit, bis 412 nach Chr. Geb. Tigranes VI. sein Land den Persern (den Wiederherstellern der parthischen Macht) völlig übergab, aber auch dadurch den schrecklichen Kampf nicht endigte. Wir werden im folgenden Zeitraum desselben mehrmal erwähnen.

§. 25. Judäa.

Judäa, auf welchem im vorigen Zeitraum fast das erste und vergleichungsweise stärkste historische Licht unter allen Ländern gelegen, kann bei den vielen sich vordrängenden Hauptgestalten dieses zweiten Zeitraums nur ein untergeordnetes Interesse ansprechen; wiewohl es auch jezt noch durch eine ganz eigenthümliche Merkwürdigkeit den Blick des Welthistorikers auf sich zieht.

Die Erlaubniß, welche Cyrus den Juden zur Rückkehr in's Land ihrer Väter gegeben (3455), benüzten nur 42,000 Personen; die übrigen — und zwar die Reichern — zogen ihre neue Ansiedlung in Babylonien der verödeten Heimath vor. Jene, unter Anführung Zorobabels, eines Sprößlings vom alten Königsstamm und des Hohenpriesters Josua, begannen mit Eifer die Wiederherstellung des Tempels und der heiligen Stadt. Aber die neidischen Samaritaner, welche für sich einen eigenen Tempel zu Garizim aufgeführt, sezten dem Jerusalemischen Bau mancherlei Hindernisse durch Ränke und Gewalt entgegen, und fanden an Kambyses und Smerdes Hof Unterstüzung. Erst unter Darius Hystaspis hörte die Bedrückung auf. Jezt endlich, und als unter Esra und Nehemia andere Kolonien nachrückten, fing das allmälig erstarkende Volk an, sich der Ruhe und einer ordentlichen Verfassung zu erfreuen. Die Oberhoheit blieb dem Perserkönig, die nähere Aufsicht dem syrischen Satrapen. Aber die innern Angelegenheiten wurden nach den Gesezen und Sitten der Väter durch den Hohenpriester und das allmälig sich bildende Synedrium verwaltet; und die Juden, obgleich Unterthanen eines despotischen Reiches, genossen dennoch eines hohen Grades bürgerlicher Freiheit und Glückes. Ueberhaupt war im Perserreiche — wie öfters in Despotien der Fall ist — nur in den Umgebungen des Hofes und in der nähern Berührung der Satrapen, und durchaus mehr in der Form als in der Wesenheit, der tyrannische Uebermuth zu fühlen. Das System einer alle Theile des Reichs und das ganze Detail der Verwaltung durchdringenden Despotie war noch nicht erfunden. Daher erklärt sich der Widerwille, womit die Juden Alexandern huldigten. Aber auch von ihm erfuhren sie eine gelinde Behandlung.

Von der allgemeinen Zerrüttung in den macedonischen Provinzen nach Alexanders Tod blieb Judäa nicht frei. Antigonus und Ptolemäus, so auch nachmals die Seleuciden und Ptolemäer, zerrissen das Land in langwieriger Fehde und unter abwechselnden Glück. Viele Juden wurden schon vom ersten Ptolemäus nach Aegypten geschleppt, andere dahin gelockt,

und nach der Schlacht bei Ipsus (3683) die ägyptische Herrschaft in der ganzen Gegend begründet. Aber hundert Jahre später unter Antiochus M. (3781) wurde Judäa eine syrische Provinz, freute sich anfangs dieses Wechsels, bis es den Druck des räuberischen und fanatischen Antiochus Epiphanes erfuhr. Der grelle Abstich jüdischer Sitten von den heidnischen hatte diesen Fürsten, der nach ächter Despotenpolitik Alles gleich haben wollte, zu dem Versuch einer gewaltsamen Umwandlung vermocht; sein Geiz hatte durch Feilbietung der Hohenpriesterwürde — mit welcher auch die bürgerliche Verwaltung seit langem verknüpft war — großes Aergerniß und selbst Blutvergießen veranlaßt, und bei Bestrafung der Widerspenstigen war sein tyrannisches Gemüth sichtbar geworden *). Darum empörten sich unter des Priesters Mathatias und seiner heroischen Söhne Anführung die zur Verzweiflung gebrachten Juden (3816), und es erstand von Neuem ein selbstständiges Jüdisches Reich.

§. 26. Die Makkabäer.

Denn der graue Held selbst mit einer kleinen entschlossenen Schaar, und nach ihm die hochherzigen Brüder Judas, Jonathan und Simon schlugen in vielen Treffen die Angriffe der Syrer zurück, erhoben durch ihre Großthaten den Muth der Nation, die sich allmälig ganz ihrer Leitung unterwarf, besonders als nach des Hohepriesters Alcimus — einer Kreatur des syrischen Königs — Tod dessen Würde an Jonathan kam. Die schreckliche Zerrüttung des syrischen Reiches, worin damals ein Thronraub auf den andern folgte, und ein unabgebrochener Bürgerkrieg wüthete, begünstigte die Unternehmungen der Makkabäer (so hieß Mathatias Geschlecht von Judas Beinamen „Makkab, der Hammer"; auch wird es das Asmonäische — wovon mehrere Deutungen vorliegen — genannt), und Simon erhielt (3841) unter dem Titel eines Ethnarchen (Fürsten) die völlige Befreiung von dem bisher bezahlten Tribut und der seleucidischen Herrschaft. Sein Sohn Hyrkan befestigte die abermals gefährdete Freiheit und verstärkte seine Macht durch Unterwerfung der Samaritaner und Idumäer.

Die Nachfolger dieses tapfern Fürsten nannten sich Könige; auch wurde bei der schnell steigenden Bevölkerung des durch glückliche Kriege fortwährend erweiterten Landes die Macht so groß, als zu Davids und Salomos Zeit, der Reichthum der Hauptstadt noch größer. Aber innere und äußere Verhältnisse bedrohten das Reich mit schwer vermeidlichem Verderben. Der Kampf der Pharisäer und Sadduzäer, zweier unversöhnlicher, anfangs blos religiöser, darauf auch politischer Parteien, erfüllte den Staat mit beständiger Zerrüttung, und Roms schwellende Größe ließ bald keine Hoffnung der Selbstständigkeit mehr.

Zwietracht im königlichen Hause beschleunigte den Ruin. Der Streit zweier Brüder, Hyrkan und Aristobulus, um die Krone veranlaßte die gefährliche Einmischung der Römer und die Erhebung des Idumäers Antipater. Dieser eben so staatskluge als tapfere Minister Hyrkan's bewog Pompejus, gegen Aristobulus zu entscheiden (**), erwarb sich auch

(*) Grund genug zum verwerfenden Urtheil! — Aber auch die Juden sind nicht tadelfrei, und es wäre sehr unkritisch, ihre leidenschaftlichen Deklamationen gegen Epiphanes als getreue Zeugenschaften zu würdigen.

(**) Zwar hatte Aristobulus durch große Geldsummen die Feldherren Scau-

Cäsar's Freundschaft, hierauf jene von dessen Mördern, und herrschte in Hyrkan's Namen bis an seinen Tod. Nach ihm erbte Herodes, sein Sohn, die Macht. Zwar hatten die Parther, welche damals alles Land bis an's Mittelmeer schreckten, Aristobulus Sohn, Antigonus, auf eine blutige Weise zum Herrn von Judäa gesezt; aber die Römer, denen ein parthischer Vasall nicht angenehm seyn konnte, unterstüzten Herodes, welcher Antigonus besiegte, und über den Trümmern des Asmonäischen Hauses seine, des Idumäer's Herrschaft erhob (3947). Jedoch nur durch der Römer Gnade war er König, und sonach in Judäa nur noch der Name eines Staates übrig.

III. Aegypten.

§. 27. Die ersten Ptolomäer (*).

Was uns im vorigen Zeitraum zur Geschichte Aegyptens hinzog, die Eigenthümlichkeit seines Volkscharakters, und die besondere Gestalt seiner Verfassung, Religion und Sitte, hat nun größtentheils aufgehört. Zwar unter der persischen Herrschaft sahen wir noch in wiederholten Empörungen den Kampf der Nationalität gegen auswärtige aufgedrungene Einrichtung: aber Alexander hatte in der Gründung einer neuen Hauptstadt das Mittel zur friedlichen Umformung der Nation gefunden. Denn von Alexandrien, dessen Bevölkerung mehr aus Macedoniern, Griechen, Juden und andern Fremdlingen als aus Eingebornen bestand, und welches frei blieb vom Einfluß der Priesterkaste, ging allmälig ein neuer Ton unter das Volk aus; und die alte Weise wurde um so sicherer verdrängt, da kein direktes Gesez und keine verhaßte Gewalt zum Widerstreben aufforderte. In der ganzen Periode der Ptolemäischen Herrschaft ist kaum einmal vom ägyptischen Volk die Rede. Die Revolutionen der Hauptstadt und des regierenden Hauses machen seine Geschichte aus.

Ptolemäus, den man für einen natürlichen Sohn Philipps hält, wiewohl er sich Sohn des Lagus nannte, war der Stifter der Königsfamilie, welche dreihundert Jahre lang, von Alexanders Tod bis nach Oktavianus Sieg bei Aktium, über Aegypten herrschte. Er war der weiseste, der mächtigste, der klügste unter den Alexander'schen Feldherren. Seine Statthalterschaft — nach der Schlacht bei Ipsus sein Königreich — Aegypten erhielt er fast durchaus frei von den Schrecken des innern Krieges, der alle andern macedonischen Länder verwüstete, und dehnte seine Macht, durch Unterhandlung und Waffengewalt, in Asien über Judäa, Cölesyrien, Phönicien, Cyprus und einen Theil der Kleinasiatischen Küste, in Afrika aber über Cyrene, das benachbarte Libyen und das Aethiopische Grenzland aus. Den also erweiterten Staat verwaltete er mit Kraft und Güte, verherrlichte die Hauptstadt durch prächtige Bauten, hob die Wissenschaften und den Handel, nach dem großen Plan Alexan=

rus, Gabinius und selbst Pompejus bestochen. Dennoch war Hyrkan angenehmer, weil er als „ein einfältiger Mann" unschädlich schien Pompejus eroberte Jerusalem mit Gewalt — wo er jedoch die Heiligkeit des Tempels ehrte — legte den Juden Tribut auf, und verwandelte den Königstitels in jenen eines Ethnarchen.

(*) Ch. Gl. Heyne, Progr. de genio seculi Ptolemaeorum. Gött. 1763. (Hub. Pasc. Ameilhon's Gesch. der Handl. und Schiffahrt der Aegypter unter den Ptolemäern, a. d. Französ. Prag 1769.)

ders, welcher Aegypten zu dessen Hauptsiz zu machen gedachte, und sezte jene Regierungsgrundsäze fest, welche ihren Hauptzügen nach von allen seinen Nachfolgern, selbst den sonst unwürdigern beobachtet worden, und die Quelle eines dauernden Wohlstandes in seinem Reiche gewesen sind.

Vierzig Jahre währte seine Herrschaft, und nach ihm weiter durch sechzig Jahre, unter seinem Sohn und Enkel, Philadelphus (3700), und Evergetes (3737), genoß Aegypten ein gleiches Glück. Doch war Philadelphus fast ausschließend auf die Friedenskünste bedacht; Evergetes war auch Held und Eroberer. Jener verlor durch Empörung seines Halbbruders Magas die Hoheit über Cyrene, dieser trug seine siegreichen Waffen einerseits gegen Seleukus Kallinikus bis nach Baktrien und Jonien, und in Süden bis zu den Quellen des Nil und bis zur mittäglichen Spize Arabiens (*). Hiedurch wurden — was auch der vorzüglichste Zweck dieser Kriege gewesen — neue Handelsstraßen geöffnet, die alten gesichert, und die großen Anstalten, welche schon Philadelphus in Aegypten selbst für den Welthandel getroffen, in einer viel weitern Sphäre wirksam gemacht. Wir werden solches an geeigneter Stelle näher beleuchten.

§. 28. Weitere Geschichte bis zur Römischen Herrschaft.

Von Evergetes Tod (3763) bis 3954, da Aegypten eine römische Provinz ward, in fast 200 Jahren, besaß nicht ein würdiger Prinz den Thron, und es lohnt sich der Mühe nicht, ihre Beinamen (Ptolemäus hießen sie Alle), ihre Folge und das Detail ihrer Schicksale aufzuführen. Das Behaltenswerthe in ihrer Geschichte läßt sich in wenige Säze fassen, deren Summe die folgende ist:

1) Der ungeheure Reichthum Alexandriens, die Folge des Welthandels, hatte — nicht zwar beim ersten Ptolemäus, als welcher einfach in Sitten geblieben, aber schon bei Philadelphus und Evergetes — den Geschmack einer verschwenderischen und üppigen Hofhaltung erzeugt. Außer dem Einfluß, den solches ansteckende Beispiel auf die Sitten des Volkes hatte, wurde dadurch der Grund zur physischen und moralischen Verkrüppelung der regierenden Familie gelegt, welche, da ihre Glieder meist unter sich selbst heiratheten, um so schneller zur völligen Ausartung herabsank. Thatlosigkeit, Wollust und, bei vermehrtem Einfluß der Weiber, alle Erbärmlichkeit, mitunter auch die Schrecken der Serailsregierung, Volksdruck, Zwietracht im Königshaus, Thronraub und Brudermord, bezeichnen den Charakter und die Verwaltung der spätern Ptolemäer.

2) Gleichwohl, da meist nur die Hauptstadt der Schauplaz solcher Zerrüttung, das übrige Reich aber in Ruhe und Frieden war, dem jedesmaligen Besizer der Residenz gehorchend; da ferner bei der glücklichen Lage Alexandriens, ohne weitere Anstrengung, durch blose Benüzung Desjenigen, was die ersten Ptolemäer gegründet, der äußere Handel, so wie die einheimische Industrie sich fortwährend erhielten, und was die ausschweifendste Schwelgerei vergeudete, reichlich ersezten: so konnte auch die elendste Regierung Aegypten seinen Wohlstand und selbst seine Kraft nicht rauben. Es blieb immerdar die Perle unter den Alexander'schen Ländern.

3) Von den politischen Verhältnissen Aegyptens in dieser Periode kommen vorzüglich jene mit Syrien, und dann jene mit Rom in Betrach-

(*) S. die merkwürdige von Cosmas Indicopleustes erhaltene Inschrift auf dem durch Ptolemäus Evergetes errichteten Monument von Adule.

tung. Mit den übrigen Staaten hatte es, den Handel abgerechnet, nach der Lage so wie nach den Interessen, weniger Berührung. Die anfängliche Freundschaft zwischen Seleukus und Ptolemäus war gleich nach Antigonus Besiegung an der Theilung von desselben Ländern gescheitert. Außer Judäa, Phönicien und Cölesyrien, glaubte Ptolemäus noch das übrige Syrien und einen Theil Kleinasiens ansprechen zu dürfen, während es Seleukus und seine Nachfolger selbst nach den Ländern des Libanon gelüstete, dessen Wälder Aegypten für seine Marine unentbehrlich waren. Familienstreitigkeiten vermehrten die hiedurch erweckte Feindschaft, und Philadelphus, Evergetes, Philopator, Epiphanes, Philometor führten darüber blutigen Krieg. Die Erstern fochten mit überlegenem Glück; aber ungeachtet auch Philopator bei Raphia (3767) siegte, so entriß doch in dem erneuten Kriege Antiochus M. dem jungen Epiphanes jene wichtigen Länder. Damals schien Aegypten verloren, denn schon hatten sich Antiochus und der macedonische Philipp über die Theilung desselben verstanden. Die Vormundschaft Roms, welche die Aegypter für ihren minderjährigen König erbaten, rettete das Reich; und auch später, als Epiphanes gleichfalls unmündiger Sohn, Philometor (3803) gegen Antiochus Epiphanes in gleicher Gefahr schwebte, trieb der Römer Machtwort den Sieger zurück (s. oben. S. 305). Von jezt an konnte das bereits gestürzte Syrien Aegypten nicht mehr gefährlich seyn.

§. 94. Fortsezung.

4) Aber dafür nahmen die Verhältnisse mit Rom einen bedenklichern Charakter an. Wenn nicht ganz besondere Umstände eintreten, so wird immer der Staat, der sich in den Schuz eines mächtigern begibt, in die Abhängigkeit von demselben, und endlich in völlige Unterwerfung gerathen. Aegypten, da es das Geständniß der Unfähigkeit, durch eigene Kraft sich zu erhalten, ablegte, that auf seine Selbstständigkeit Verzicht. Hinfort konnte Keiner mehr König dieses Landes seyn, als durch der Römer Gnade, noch einen andern Grundsaz der Verwaltung haben, als das Wohlgefallen der Römer. Nur die Zuversicht, womit diese das ägyptische Reich bereits als ihre Beute betrachteten, verlängerte die Dauer seines prekären Daseyns. Schon jezt lagen seine Kräfte in der Wagschale Roms, und es konnte dessen Macht auf keinen Fall entgehen. Daher mochten die Waffen indessen nüzlicher gegen feindselige Staaten gewandt, und Aegypten zum Lohn der Allianz der Vorzug zu Theil werden, das lezte in der Reihe der zu erobernden Länder zu seyn. Doch wurden Cyrenaica (um 3900) und Cypern (3926), welche Länder ägyptischen Prinzen gehörten, jezt schon unter den elendesten Vorwänden, zu römischen Provinzen gemacht, und der folgsame Auletes zum König Aegyptens gesezt.

Auletes Sohn, Dionysius, der mit seiner Schwester Kleopatra gemeinschaftlich regieren sollte (3933), verdrängte dieselbe. Er ermordete den großen Pompejus, seinen und seines Vaters Wohlthäter, damit er des Pharsalischen Siegers Gnade gewänne. Cäsar's Edelmuth und die Reize der Kleopatra vereitelten seine Hoffnung. Von jezt an ist die Geschichte Aegyptens aufs innigste mit der römischen verwebt, daher wir, um Wiederholungen zu vermeiden, hier nur summarisch bemerken, daß Dionysius im Kriege gegen Cäsar, welcher für Kleopatra gesprochen hatte, sein Leben verlor (3937), daß sein jüngerer Bruder, Ptolemäus XIII.

das Kind, mit welchem jezt Kleopatra den Thron theilen sollte, von ihr vergiftet ward, und daß nacheinander Cäsar und Antonius die Fesseln dieser Buhlerin trugen. Die unumschränkte Herrschaft, welche sie zehn Jahre lang über den lezten übte, war die Ursache seines Verderbens. Nachdem Oktavian bei Aktium gesieget, gaben sich Antonius und Kleopatra den Tod, und Aegypten wurde eine römische Provinz (3954).

IV. Kleinere Reiche.

§. 30. Thracien. Pergamum. Bithynien.

Wir haben hier von Thracien, Pergamum, Bithynien, Paphlagonien, Kappadocien, Galatien, Pontus, Epirus und Rhodus zu reden.

Thraciens älteste Geschichte haben wir oben (S. 279) erzählt. Auch haben wir später von Lysimachus, der nach Alexanders Tod aus Thracien und den gegenüberliegenden kleinasiatischen Ländern ein Reich stiftete, geredet. Nach Lysimachus Tod (3702) zerfiel dasselbe. Eingewanderte Gallier und einheimische Nationen — als Odrisier, Besser ꝛc. — auch auswärtige Mächte — als Macedonien und Syrien — theilten sich in das Land, welches nach Perseus Unglück allmälig unter verschiedenen Titeln eine römische Beute wurde.

Ein losgerissener Theil von Lysimachus Reich war Pergamum. Philetärus, ein Verschnittener, stiftete es durch Abfall von jenem tyrannischen König. Es begriff anfangs nur das Schloß Pergamum und dessen nähere Umgebungrn in sich. Durch kluge Benüzung der Umstände, insbesondere durch glücklichen Krieg gegen das zerrüttete Syrien, und dann durch die Allianz Roms erweiterten Eumenes I. und Attalus I. ihr Gebiet so ansehnlich, daß es der Benennung eines Königreiches nicht unwürdig schien. Eumenes II (3786) erhielt von Rom als Preis der gegen Antiochus M. geleisteten Dienste das Land bis an den Taurus, welches der syrische König eingebüßt. Pergamum war nun in Kleinasien die herrschende Macht. Aber da dieselbe, ohne natürliche Basis, blos auf zufälliger Erwerbung und der Römer Gnade beruhte, so konnte sie nicht von Bestand seyn. Attalus II. und Attalus III. hatten auch keinen andern als der Römer Willen; der lezte, ein blödsinniger Mann, vermachte ihnen sein Reich. Wenigstens legten sie — zugleich Partei und Richter — sein Testament also aus, und verdrängten nach dreijährigem Widerstand seinen Sohn Aristonikus (3855). Man könnte jedoch fragen, wozu sie solchen Titels bedurften, da ja Attalus und seine Vorfahren im Grunde blos Verwalter der ihnen precario nomine verliehenen Länder gewesen?

Bithynien, so wie Paphlagonien und Kappadocien waren zwar persische Vasallenreiche; aber sie entgingen, da sie nicht auf Alexanders Wege lagen, den macedonischen Waffen. Unter den Königen Bithyniens ist Prusias II. wegen seiner niederträchtigen Ergebenheit gegen die Römer, und Nikomedes III. als Derjenige merkwürdig, welcher ihnen sein Reich vermachte.

Es geschah solches bald nach dem Mithridathischen Kriege, welcher auch über Kappadocien und Paphlagonien die römische Herrschaft gründete. Jenes hatte Könige aus dem Achämenischen Hause gehabt; dieses war niemals wichtig.

§. 31. Galatien.

Der Name Galatien entstand erst in diesem Zeitraum. Er rührt von den Galliern her, deren Verwüstungen in Thracien, Macedonien und Griechenland wir oben erzählten (S. 298), und welche nachmals unter vielfältigen Abenteuern Wohnsize in Kleinasien erhielten. Mehrere Gelehrte haben über diese gallische Wanderung mühsame Untersuchungen gepflogen, insbesondere Wernsdorf (*), welcher mit vielem Fleiße die zerstreuten Nachrichten der Alten gesammelt, und kritisch verglichen hat. Die Weltgeschichte begnügt sich für ihren Zweck mit einer summarischen Uebersicht. Schon um die 120ste Olympiade (3690) fiel eine gallische Schaar in Thracien ein. Sechszehn bis zwanzig Jahre später rückte die Hauptmasse, in verschiedene Horden unter verschiedenen Anführern getheilt, gegen die Länder des Hämus, und zum drittenmale ein Gewaltshaufe unter Brennus bis Delphi. Wir haben ihre Vertilgung daselbst gesehen (3708). Ob diese Schaaren aus dem eigentlichen, oder aus dem cisalpinischen Gallien, oder aus Pannonien (allwo schon längstens die gallischen Stämme der Scordiscer, Bojer und Tauriscer hausten) gekommen, ist streitig. Nach Kleinasien zog schon ein von Brennus Heer losgetrennter Haufe unter Leonorius u. a. Anführern. Andere blieben in Thracien zurück, wo sie über 60 Jahre herrschten, und noch mehrere Schwärme ihren Brüdern in Kleinasien nachsandten. Noch zu Antiochus M. Zeiten (um 3770) rief Attalus I. von Pergamum einen solchen gegen Achäus zu Hilfe. Denn es war ihre Sitte, den Fürsten umher als Miethtruppen zu dienen, und dabei sich selbst Land und Beute zu erstreiten. So wurden sie von den Meerengen bis an den Taurus furchtbar, und wären wohl herrschend allda geblieben, hätte nicht Attalus sie nach blutigem Kampf besiegt (3844).

Jezt wurden sie auf das Land zwischen dem Sangarius und Halys von Bithynien und dem schwarzen Meer bis nach Phrygien, Kappadocien und Pontus beschränkt. Hier wohnten sie, in drei Hauptstämme, der Trocmer, Tolistobojer und Tectosager, und 12 Kreise (Tetrarchien) getheilt, und bildeten eine Art von Eidgenossenschaft, deren gemeinschaftliche Angelegenheiten, mit Beibehaltung der Unabhängigkeit jeder einzelnen Nation, ein allgemeiner Landtag verhandelte. Auch diese einzelnen Nationen hatten eine republikanische Verwaltung, da ihre Tetrarchen (jede Nation hatte vier) nur Volksbeamte und durch einen großen Rath beschränkt waren. Es ist von besonderem Interesse, diese europäischen Staatsformen mitten unter den asiatischen Despotien, und Völkerschaften der gallischen Zunge zwischen jenen der griechischen und armenischen oder phrygischen zu erblicken.

Der Eintritt der Römer in Kleinasien macht auch für Galatien Epoche. Als Alliirte oder Söldner Antiochus M. wurden die Galater von dem Consul Manlius Vulso bekriegt, erhielten jedoch einen billigen Frieden. Es war dem römischen Interesse zuträglich, sie in Freiheit zu erhalten. Als Mithridat sie unterjocht hatte, wurden sie von Sulla wieder befreit. In den Zeiten des zweiten Bürgerkriegs spielte der Tetrarch Dejotarus eine wichtige Rolle. Er besaß eine Zeitlang einen Theil von Pontus und Armenien als ein Königreich. Selbst Cäsar fand räthlich, ihn zu schonen,

(*) De republ. Galatarum, liber singularis. 1743.

wiewohl er von Pompejus Partei gewesen (so wie er später an Brutus hielt). Nach ihm werden zwar noch einige Tetrarchen genannt, aber schon waren im Grunde die Römer Herren, wenn gleich erst 26 n. Chr. Galatien förmlich zur Provinz erklärt ward.

§. 32. Pontus. Epirus. Rhodus.

Von dem östlich an Paphlagonien am schwarzen Meer gelegenen Pontus (einem persischen Vasallenreich, und kurze Zeit auch den Macedoniern unterworfen, bis Mithridat III., der Achämenide, es nach der Schlacht bei Ipsus zum selbstständigen Königreich machte) würde die Weltgeschichte nur wenig Notiz nehmen, wenn es nicht den großen Mithridat (VI. Eupator [3858]) zum Könige gehabt hätte, einen der interessantesten Männer dieses Zeitraums. Sein Vater, Mithridat V., war Alliirter der Römer gewesen, von denen er nach Aristonikus Besiegung Phrygien erhielt. Sein Sohn war der heftigste, unversöhnlichste, gefährlichste Feind jener Welteroberer, und darum der Theilnahme und Bewunderung aller Gutgesinnten werth. Er war durch wissenschaftliche Bildung und Regierungskunst so sehr als durch kriegerisches Talent über die Fürsten seiner Zeit erhoben, am meisten aber durch die männliche Festigkeit seiner Seele. Die Erzählungen seiner Feinde enthalten manchen vortrefflichen Zug, und selbst die Heftigkeit ihrer Schmähungen mag zum Maaßstab seiner Größe dienen. Seinen Riesenkampf mit Rom werden wir unten erzählen. Hier bemerken wir blos, daß, als nach dreimal erneuertem, immer mit Kraft und Ruhm, aber auch immer mit Unglück geführtem Krieg, zum Verlust aller Hilfsquellen auch noch die Empörung zweier Söhne gekommen, der heldenmüthige Greis durch Selbstentleibung einen seiner würdigen Tod nahm (3921). Jetzt war Pontus eine römische Provinz.

Auch in Epirus tritt nur eine Hauptgestalt hervor — Pyrrhus der Aeacide. Zwar auch Neoptolemus, Olympia's Vater, und ihr Bruder Alexander I. (der eben so unglücklich in Italien als sein Neffe glücklich in Asien kämpfte [3658]) mögen genannt werden, aber vor Allen seines Geschlechtes ist Pyrrhus merkwürdig (3672). Unter den vielen großen Feldherren seiner Zeit war Keiner über ihm, und bei dem vielfältigen Wechsel seiner Schicksale möchte man sagen, daß immerdar das Glück ihn verfolgt, und er sich selbst durch Geist und Muth wieder erhoben habe; wenn nicht bei ihm (so wie bei seinem Schwager und Lehrer, Demetrius dem Städtebezwinger) auch das Unglück meist eine Folge seines Uebermuths und seiner Herrschsucht gewesen wäre. Kaum war er nach einer in Verbannung und Gefahr zugebrachten Jugend zum Besitze seines Reiches gelangt, als sein Sinn sich auf Plane der Eroberung wandte, und, niemals gebeugt durch Unglück, nie gesättigt durch's Glück, bis an's Lebensende dabei verharrte. Nicht weniger als dreimal, gegen Demetrius, gegen Lysimachus und gegen Antigonus Gonnatas, gewann und verlor er Macedonien; er streckte nach Italien, Sicilien, Karthago seine Hände aus (diesen Krieg erzählen wir in der römischen Geschichte), und starb auf einem Kriegszug in den Peloponnes, in Argos, durch die Hand eines Weibes (3712). Seine Nachkommen regierten noch bis 3780, da Epirus eine republikanische Form annahm. Jetzt war es ein Spielball Macedoniens, und darauf der Römer, welche es einige Zeit nach Perseus Besiegung zur Provinz machten (3838).

Die Stadt Rhodus wurde im peloponnesischen Kriege gebaut, und herrschte bald über die ganze Insel. Sie selbst blieb mit geringer Unterbrechung (durch Artemisia von Karien 3650 und Alexander M.) selbstständig bis zum Ende der Periode und groß durch Handel und Seemacht. Der Städtebezwinger Demetrius, auch später der große Mithridat erschöpften umsonst ihre ganze Kraft gegen sie. Sie zwang Byzanz, den Zoll aufzuheben, welchen dieses auf die Durchfahrt in's schwarze Meer gelegt (3761), und erwarb durch Allianz mit Rom gegen Philipp und Antiochus ansehnliche Länder. Aber Cassius demüthigte sie, und wiewohl Antonius sie für frei erklärte, blieb sie doch der That nach unterthan.

Viertes Kapitel.

Römische Geschichte.

I. Abtheilung.

Von Stiftung der Republik bis auf die Punischen Kriege.

§. 1. Wichtigkeit der Römischen Geschichte.

Wir sind auf Rom gekommen, die Hauptgestalt, wenn gleich nicht die erfreulichste der alten Welt. An die Schicksale und Interessen dieser herrischen Stadt wurden durch das Verhängniß viele Jahrhunderte lang die Bestimmungen des vorzüglichsten Theiles der Menschheit geknüpft. Anfangs durch Waffengewalt und Politik, alsdann durch Geseze, Kultur und Sitten, hierauf durch Priestermacht, und zulezt noch durch seine Sprache hat Rom über die Welt geherrscht, und der Völker Verehrung in unabgebrochener Folge genossen. Die Geschichte Roms ist in einem bedeutenden Zeitraum die Geschichte der Welt. Viele der wichtigsten Bestimmungen unseres heutigen Zustandes rühren von der Stadt an der Tiber her, und kaum gibt es eine europäische Nation, deren Geschichte verständlich wäre, ohne jene Roms. Es enthält dieselbe weiter den reichsten Schaz von großen Charakteren und von imposanten Schauspielen, die eindringlichsten Beweise von der Macht des Menschen und jener des Schicksals. Sie ist endlich ein fortlaufender Kommentar der Politik und des Staatsrechtes und ein erklärendes Gegenstück der Umwälzungen der neuesten Zeit. Billig widmen wir ihr vor andern Geschichten eine sorgfällige Untersuchung, und ein größeres Maß der Ausführlichkeit.

§. 2. Quellen.

Aber so wie die größten Ströme oftmals ihre Quellen in geheimnißvollen Höhen haben, wohin nur schwer das Aug' und der Fußtritt der Menschen dringt; also ist auch der Ursprung, ja (dem Zeitmaaß nach) fast die Hälfte der so hochwichtigen römischen Geschichte dunkel und ungewiß. Vor dem Kriege mit Pyrrhus wurde der Römer Name wenig im Auslande genannt, und ihr erster einheimischer Geschichtschreiber, Fabius Pictor, lebte am Ende des zweiten punischen Krieges. Von ihm und seinen Nachfolgern, M. Porcius Cato, Calpurnius Piso, Cälius Antipater, Sempronius Asellio (so wie von den spätern Historikern, Claudius Quadrigarius, Valerius Antias, M. Terentius Varro und L.

Fenestella) sind nur dürftige Bruchstücke vorhanden. Andere sind gänzlich verloren. Von den Hauptschriftstellern aber steigt Polybius (s. ob. S. 232) nicht in die frühern Zeiten hinauf; Dionys von Halicarnaß (3976), der gelehrte und fleißige Forscher des römischen Alterthums, gesteht selbst seine Zweifel ein; und Livius (L. VI.) klagt über das Dunkel der Zeiten vor dem gallischen Brand. Denn in demselben gingen die Jahrbücher der Pontifices zu Grunde, in welche seit Numa's Zeiten die denkwürdigen Begebenheiten Roms verzeichnet wurden. Sollen wir deßwegen — wie mehrere Schriftsteller von Gewicht (*) wirklich gethan — allen Glauben aufgeben an jene alten Geschichten? — Livius sagt nur, daß viele, nicht aber daß alle Jahrbücher zu Grunde gegangen. Außer ihnen mochten noch mancherlei Denkmale, Ueberliefrrungen (beim ganzen Volke oder bei einzelnen Geschlechtern) Privataufzeichnungen und öffentliche Inschriften, in Rom selbst und in den benachbarten Städten u. s. w., vorhanden seyn, aus denen, so wie aus den alten Geschichtbüchern eines Diokles Peparetius, eines Antiochus von Syrakus u. a., Dionys und Livius schöpfen mochten. Jener war bei seinem vieljährigen Aufenthalt in Rom, bei seinem vertrauten Umgang mit den unterrichtetsten Personen daselbst, und bei seinem unermüdeten Eifer allerdings zur Erforschung der Wahrheit geeignet; und es ist den Grundsäzen der Kritik gemäß, seinen Erzählungen, wenigstens der Hauptsache nach, Beifall zu schenken. Den Verlust der neun lezten Bücher seiner Archäologie (nur die eilf ersten sind erhalten) ersezt uns der vortreffliche T. Livius Patavinus, sein Zeitgenosse und ihm an Reiz und Kraft der Darstellung, wenn auch nicht an Kenntnissen, überlegen. Von der Ankunft des Aeneas in Italien bis zum Tode des Drusus im germanischen Krieg hatte Livius in 142 Büchern die römischen Geschichten beschrieben, zwar mit etwas Vorliebe für Rom, aber mit noch wärmerem Eifer für Freiheit (**) und Tugend, und so bezaubernd schön, daß er nicht nur seine Mitbürger, sondern die späteste Nachwelt entzückte. Nur die ersten 10 Bücher und das 21ste bis zum 45sten sind noch vorhanden. Von den übrigen besizen wir einen kurzen Auszug; aber bis auf die neuesten Zeiten haben die Freunde des Guten und Schönen sich mit der Hoffnung geschmeichelt, die verlornen Dekaden wieder aufzufinden.

Für die Periode der punischen Kriege ist Polybius, so weit seine erhaltenen Bücher reichen, vorzüglich belehrend. Weiterhin wird die Geschichte wieder dürftig, und wir müssen uns, was den Hauptstrom der Begebenheiten betrifft, für eine geraume Zeit mit der — zwar geistvollen aber kurzen — Uebersicht der römischen Geschichte von Vellejus Paterculus (Zeitgenossen und Schlachtopfers des von ihm geschmeichelten Tiberius), mit den Auszügen des zierlichen, mitunter auch edlen Florus (um 110), mit jenen des minder gehaltvollen Eutropius (370), und

(*) Insbesondere allerneuest A. W. Schlegel über Niebuhr: „Nicht nur hat Romulus niemals gelebt, sondern es ist vor der Mitte, vielleicht vor dem Schluß des fünften Jahrhunderts nach Erbauung der Stadt sein Name in Rom selbst noch nicht gehört worden.“ — Die sogenannten altrömischen Geschichten sind nach ihm nichts anders als von Griechen ersonnene, und von den Römern — gläubig oder eitel — nachgesprochene Märchen.

(**) Er hat hier zwar den aristokratischen Standpunkt, aber da der endliche Sturz aller Freiheit unter Cäsar und den Triumvirn aus dem Siege der ausgearteten demokratischen Partei hervorgegangen, so mag jene Parteilichkeit einige Entschuldigung finden.

den noch übrigen Büchern des Appianus Alexandrinus (um 150), insbesondere jenen „von den Bürgerkriegen“ behelfen.

Diese Dürftigkeit ist um so mehr zu bedauern, da sie gerade einen der interessantesten Theile der römischen Geschichte, von dem Anfang der bürgerlichen Unruhen bis auf die Zeiten des Cicero, betrifft. Plutarch's Biographien sind darum hier von besonderem Werth. Auch hat uns das Glück die beiden vortrefflichen Sittengemälde, den Catilinarischen und Jugurthinischen Krieg, von C. Sallustius Crispus nebst einigen Bruchstücken seiner vom Tode des Sulla anfangenden Historien erhalten. Sallustius Sitten waren verderbt, sein Charakter befleckt durch Untreue und niedrige Selbstsucht (*): aber seine Schriften athmen noch den ächten, strengen, altrömischen Geist.

Die Reden und Briefe des mit den öffentlichen und Privatverhältnissen der Römer so innig vertrauten Cicero, dann die Kommentare des großen Cäsar über den gallischen und den zweiten Bürgerkrieg sind durch Inhalt und Darstellung ihrer Urheber würdig; Aulus Hirtius, Verfasser des achten Buches vom gallischen Kriege, verdient neben Cäsar genannt zu werden. Valerius Maximus (um 30 n. Chr.) hat in seinen neun Büchern von denkwürdigen Reden und Thaten viele einzelne Züge und interessante Beiträge zur römischen und auswärtigen Geschichte geliefert.

Auch von der Geschichte Roms gilt die Bemerkung, daß fast alle Schriftsteller, die seine Literatur ausmachen, als historische Quellen können betrachtet werden. Ganz eigentlich aber gehören hieher die Dichter M. Annäus Lucanus († 65 n. Chr.) und C. Silius Italicus († 100), von denen der erste — ein Opfer von Nero's Wuth — Cäsars bürgerlichen Krieg, der lezte aber den zweiten punischen Krieg besungen.

Zum Verständniß aller dieser Historiker, und zur Ergänzung derselben sind endlich die Geographen Strabo, Pomponius Mela, Pausanias und Ptolemäus von vielfältigem Gebrauche (**).

§. 3. Eintheilung.

Wenn wir die Geschichte Roms mit einem allgemeinen Blicke betrachten, so mögen wir leicht in derselben drei Hauptperioden unterscheiden, von denen die erste bis zur Besiegung des Königs Pyrrhus, die zweite bis zum Untergang der Republik, und die dritte bis zum Untergang des Reiches geht.

Die erste Periode, welche von der Erbauung Roms (3230) eine Reihe von 482 Jahren halb unter Königen, halb unter Consuln umfaßt, stellt

(*) So lautet wenigstens die gemeine Behauptung. Aber Wieland in seinen Erläuterungen zur zweiten Horazischen Satyre, hat unsern Geschichtschreiber trefflich vertheidigt.

(**) Einige der bessern Werke über die römische Geschichte, oder über einzelne Theile derselben, werden wir gelegentlich anführen. Vorläufig nennen wir *Ferguson*, History of te progress and termination of Roman republie; *Vertot*, Hist. des Revolutions de la Republ. romaine; *Montesquieu*, considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains (kurz, aber gehaltreicher als die großen Werke von Catru, Rol in, Crevier und selbst von Lebeau) Weiter die römische Geschichte in der Allg. W. H. Th. X. f. und unter den Neuesten die vortreffliche „römische Geschichte von G. B. Niebuhr.“ Für den folgenden Zeitraum aber — und bis zum Untergang des byzantinischen Reiches — ist der unvergleichliche Gibbon (The history of the decline and fall of the Roman Empire) ein Führer, der alle andern fast entbehrlich macht.

die Entstehung des Staates, die mühe- und gefahrvolle Ausbreitung seiner Macht über Italien, zugleich die Festsezung seiner Constitution, seiner politischen und Kriegs-Maximen, und überhaupt die Grundlegung seiner Herrschaft, dabei die schöne Zeit unverderbter Sitten und republikanischer Tugend dar.

Die zweite, von der Unterwerfung Tarents (3712) bis zur Schlacht bei Aktium (3953), enthält in halb so langer Dauer (241 J.) die Eroberung der Welt und den Umsturz der republikanischen Verfassung. Sie zerfällt in zwei Theile, deren Grenzpunkt die Zerstörung Karthago's und Korinths (3838) ist. In der ersten Hälfte wird, ungeachtet der schon beginnenden Verworfenheit der römischen Politik, in Privatcharakteren bei roher Außenseite noch Würde, Rechtlichkeit und Mäßigung, in der Gemeinde Ordnung und Herrschaft des Gesezes bemerkt. Es ist der glänzendste Zeitpunkt der Römertugend. In der zweiten ist im Geleit der Verfeinerung der schnell einreißende Sittenverfall, als Wirkung des schwellenden Reichthums, sichtbar. Ohne bedeutende Aenderung in den Formen wird der Geist der Verfassung wesentlich geändert. Der Patriotismus weicht der Selbstsucht; das Gesez erliegt der Uebermacht einzelner Bürger; und die Republik — nach Außen immer noch furchtbar und triumphirend, aber durch innere Kriege schrecklich zerrissen — fällt als Beute dem glücklichsten und verschmiztesten Räuber anheim.

Die dritte Periode, von der Dauer eines halben Jahrtausends, zeigt bei anfänglichem Wechsel guter und böser Zeiten, das im Ganzen unter der unumschränkten Macht ermattende Leben der verderbten römischen Welt; darauf, bei immer steigendem Despotendruck, die lange Verwüstung innerer und äußerer Kriege, endlich die Theilung des Reiches, und in Westen seinen völligen Sturz (476 n. Chr.) Auch die dritte Periode wird — durch Commodus Regierung (von 180 bis 193) — in zwei Theile geschieden, deren erster die noch andauernde Kraft, der zweite den Verfall des Reiches enthält.

Aus der angegebenen Zeitbestimmung ist klar, welche dieser Hauptperioden oder ihrer Theile in den gegenwärtigen zweiten, und welche in den ersten und dritten welthistorischen Zeitraum gehören.

§. 4. Krieg gegen die Tarquinier, gegen Porsenna und die Lateiner.

Mit welcher Ruhe, Mäßigung und scheinbaren Eintracht das römische Volk bei der Abschaffung des Königthums auch verfahren (3475) (s. oben S. 135), so wurde diese wichtige Revolution nicht ohne Blutvergießen zu Ende gebracht. Tarquinius, durch einen geheimen Anhang in Rom selbst, und durch die auswärtigen Besizungen seines Hauses stark, versuchte dreizehn Jahre lang durch List und Gewalt, die Wiedererlangung der Herrschaft. Alles schlug fehl. Die Verschwörung wurde entdeckt, und unter den Theilnehmern derselben auch des Consuls Brutus Söhne auf den Befehl des unnatürlichen Vaters und vor seinen Augen schmählich getödtet. Der Schreckensmann selbst fiel im Treffen gegen die Tarquinier, welches gleichwohl keine Entscheidung gab.

Gefährlicher war der Angriff des Lucumo von Clusium, Porsenna, welcher mit großer Macht und ungewarnt herbeikam, seinen Freund Tarquinius wieder einzuführen.

Der Heldenmuth eines Horatius Cocles und die schaudervolle That des irokenmäßigen Mucius Scävola retteten — wie es heißt — die Stadt. Nach andern und glaubwürdigern Nachrichten wurde sie wirklich eingenommen (jedoch ohne das Kapitol), und Porsenna nur durch einen äußerst harten Frieden versöhnt.

Viele andere Kriege folgten, meist gegen lateinische Städte, welche den bedrängten Zustand Roms zur Wiedererlangung der Selbstständigkeit zu nüzen vermeinten, und überhaupt gegen alle Nachbarn, geringfügiger Grenzstreitigkeit wegen. Die Lateiner, nach ihrer Niederlage am See Regillus (3487) — auch Tarquins Söhne blieben in dieser Schlacht — kehrten zur Anerkenntniß der Hoheit Roms zurück, zu deren Aufrechthaltung schon Servius Tullius gemeinschaftliche Feste, und Tarquinius einen gemeinsamen Landtag verordnet hatten. Die übrigen Völker wurden gleichfalls besiegt, und erhielten einen mehr oder minder harten Frieden. Denn jeder Consul suchte das Jahr seiner Verwaltung durch Siege glänzend zu machen, und schon damals hatten die Römer den Grundsaz, niemals Frieden zu schließen, als wenn sie gesieget: eine Maxime, die, nach Montesquieu's richtiger Bemerkung, von Beiden Eines, entweder den Untergang oder die Weltherrschaft Roms bewirken mußte.

§. 5. Innere Streitigkeiten. Diktatur. Tribunat.

Selbst die innern Gährungen des Staates beförderten dessen Wachsthum, da sie Alles in Bewegung erhielten, und die Talente und Kräfte der Bürger durch fortwährende Uebung stärkten.

Die Rivalität der Patrizier und Plebejer ist der Punkt, um welchen sich der wichtigste Theil von Roms innerer Geschichte dreht. Die Abschaffung des Königthums war unmittelbar blos den Patriziern vortheilhaft gewesen. Denn die beiden Consuln, welche nunmehr durch jährliche Wahl an die Spize der Regierung kamen, mußten Patrizier seyn. Die alten Vorzüge dieses Standes, die schon von Romulus Einsezung, d. h. von der ursprünglichen Verfassung Roms herrührten, dauerten fort, und wurden noch vermehrt durch steigenden Reichthum und stolze Usurpation. Vergebens hatte Valerius Publicola, Brutus College im Consulat, die Volkssouverainetät geehrt, und selbst durch Geseze — als durch das berühmte, nach ihm benannte, de provocatione ad populum — der Plebs eine Schuzwehr gegen die Tyrannei gegeben (*). Ihre Wirkung wurde vereitelt, und sein Beispiel nicht nachgeahmt. Aber unwillig trugen die Plebejer das Joch, das man ihnen auflegte, zumal die Härte, womit patrizische Gläubiger dürftige Schuldner behandelten. Sie weigerten sich, gegen die Feinde zu fechten, und veranlaßten hiedurch schon im fünften Jahre nach Tarquins Vertreibung die Ernennung des ersten Diktators (3480). Durch diese Diktatur ist die Republik oftmals gerettet, zulezt gestürzt worden.

Eilf Jahre später, während eines Krieges mit den Volscern (3491) brachte die abermalige Mißhandlung eines plebejischen Schuldners gefährliche Bewegungen hervor. Erbittert über die Nichterfüllung der Zusagen, welche man im Augenblick der Noth gemacht, lagerten sich die siegreichen

(*) Mit Recht betrauerten die römischen Frauen den Tod dieses edlen Mannes. Aber auch dem harten Brutus war dieselbe Ehre widerfahren.

Truppen auf dem Mons sacer, drei Meilen von Rom, und zu ihnen hinaus strömte fast der ganze Stand der Plebejer, des Vorhabens, für sich allein eine eigene Stadt zu gründen, und die Gemeinschaft der harten Patrizier auf immer zu flieh'n. Die ruhige Entschlossenheit jener vermochte diese zum Nachgeben, und außer der Schuldenerlassung wurde der Plebs die Ernennung eigener Vorsteher (oder Vertreter) aus ihrer Mitte bewilligt, deren Person heilig, und deren „Veto“ zur Entkräftung der Senatsbeschlüsse vollgiltig wäre. Zuerst wurden nur zwei, darauf fünf, und — 36 Jahre nach der ersten Ernennung — zehn Tribunen (aus jeder Volksklasse, die Proletarier ausgenommen, zwei) alljährlich gewählt (*).

§. 6. Fortschritte der Demokratie.

Durch diese Einführung des Tribunats wurden die Verhältnisse wesentlich geändert. Die Plebs, bis dahin auf Vertheidigung beschränkt, ging nun angriffsweise, unter gesezlichen Vorstehern zu Werk, planmäßig und mit solchem Vortheil, daß aller Widerstand der Patrizier den Sieg nur aufhalten, aber nicht verhindern konnte. Denn die Senatsbeschlüsse galten nichts gegen die Einsprache der Tribunen, und bei den Volksberathschlagungen hatte die Plebs durch ihre Mehrzahl die Oberhand. Zwar auf den comitiis centuriatis (**) (auf solchen war auch die Consular-Regierung verordnet worden) waren die Patrizier — als die Reichern — von großem, durch die Menge ihrer Clienten noch verstärkten Einfluß: aber gleich im zweiten Jahr ihrer Aufstellung (3492) führten die Tribunen die comitia tributa ein, auf welchen, als damals noch allein darauf erscheinend, die Plebs dominirte. Auch der Anlaß, aus welchem dieses geschah — der Streit mit Coriolan, welchen die Tribunen vor das Volksgericht riefen — war herabsezend für den Adel, und hätte beinahe Verderben über den Staat gebracht. Die Geschichte von Coriolans Uebergang zu den Volscern, von dem Schrecken der Plebs, der Standhaftigkeit des Senats und der durch Matronen bewirkten Rettung, scheint in mehr als einer Beziehung durch Dichtung und Parteigeist entstellt.

Kein Jahr verging mehr ohne heftigen Streit. Zwar floß kein Blut dabei, weil Waffen zu tragen in der Stadt verboten war, und ein bei der Plebs durchaus (bei den Patriziern freilich weit minder) vorherrschendes Gefühl der Rechtlichkeit von Gewaltthat abhielt. Aber die Gemüther wurden erbittert, und das Wohl des Vaterlandes oftmals dem Standesinteresse geopfert. Die Tribunen, um dem Volksvertrauen zu entsprechen, gewissermaaßen aus Amtspflicht, immer aus sehr natürlicher Aufreizung und auf ewiges Recht gestüzt, wetteiferten in Angriffen auf die Patrizier; und diese vertheidigten ihr Besizthum — für welches das historische Recht und selbst religiöse Ideen stritten — mit aller Hize, welche die Vereinigung der kostbarsten Privat- und Standesinteressen einflößen mußte. Gleichwohl waren die Störungen des Gemeingeistes nur vorübergehend. Der Bürgersinn lebte fort in den Gemüthern, und die Rivalität der beiden Stände sprach sich oft durch patriotischen Wetteifer aus. Die Be-

(*) Bei dieser vermehrten Zahl der Tribunen verlor die Plebs im Grunde; denn es war den Patriziern leichter, aus zehn als aus zwei Männern einen zu gewinnen, und durch dessen Intercession die Macht der übrigen zu lähmen. Offenbar war die Plebs überlistet, als sie jene Vermehrung begehrte.

(**) s. oben S. 134. und unten 3ter Abschnitt: Röm. Staatsverfassung.

zenter, Volscer, Aequer und andere Feinde fühlten die Schwere des römischen Armes; ein Triumph folgte auf den andern; die Bürgerzahl mehrte sich, und die Macht des Staates schwoll durch Unterwerfung, Einverleibung und Bündniß.

§. 7. Fortsezung.

Unter den innern Bewegungen waren keine heftiger, als welche über die agrarischen Geseze entstanden. Das alte Mißverhältniß des patrizischen und plebejischen Grundeigenthums war durch eine parteiische Vertheilung der eroberten Ländereien und durch habsüchtiges Zugreifen des Adels beständig vermehrt worden. Der Consul Sp. Cassius (3498), von Liebe zum Volk oder von geheimem Ehrgeiz getrieben, schlug eine billigere Vertheilung der Gründe, sowohl zu Gunsten der Plebs als auch der Bundesgenossen vor. Der Senat, indem er eine Commission zur Ausführung des Entwurfs ernannte, arbeitete in Geheim demselben kräftigst entgegen. Sp. Cassius wurde als Verräther erklärt, welcher durch Popularität nach der Herrschaft strebe, und nach geendetem Consulat durch einen Beschluß der patrizischen Gemeinde oder Kurien zum Tode verurtheilt. Wir lesen, daß sein eigener Vater das Urtheil vollzog. Aber die Bewegung hörte dadurch nicht auf, und wir werden das agrarische Gesez noch oftmals unter mancherlei Formen, aber nie ohne große Erschütterung, erneuert sehen.

Nach galten die comitia centuriata als Regel, und die neuaufgekommenen nach den Tribus für Ausnahme. Der Tribun Valero (3511) sezte die Verfügung durch, daß alle eigentliche Volksangelegenheiten, insbesondere die Wahl der Tribunen, auf den lezten sollten verhandelt werden. Gleichwohl erkannte der Adel die Beschlüsse, welche auf denselben ergingen, noch nicht für Geseze. Man hieß sie Plebiscita, nicht Populiscita, weil nur die Plebs, nicht das gesammte Volk auf die Mahnung der Tribunen erschien.

Von großen Folgen war der Vorschlag des Tribuns Terentius Arsa, durch eine geschriebene Gesezgebung der Willkür der Consuln zu steuern und den von den Patriziern bisher verheimlichten Rechtsgrundsäzen Publizität zu geben. Dieser Vorschlag ward auf's heftigste bestritten. Selbst empörende Gewaltthaten auf dem Forum, selbst Meuchelmord erlaubten sich die Patrizier. Dagegen vermaßen sich die Tribunen, die Consuln vor ihr Gericht zu rufen. Mehrere Jahre dauerte die Gährung. Zu den innern Stürmen gesellten sich, wie gewöhnlich, äußere Kriege. Zweimal wurde der Staat von der äußersten Gefahr durch Quinctius Cincinnatus gerettet, einen wahrhaft großen Mann, der, als die frevelhafte Hize, womit sein Sohn die Aristokratie vertheidigte, ihn um sein Vermögen gebracht hatte, genügsam und würdevoll auf dem kleinen Landgut lebte, das allein ihm geblieben, zweimal von dem Pfluge hinweg zu den höchsten Würden des Consulats und der Diktatur gerufen ward, und zweimal zum Pflug zurückkehrte, nach glorreich geführter Gewalt.

§. 8. Decemvirn.

Endlich siegte Terentius. Der Senat willigte in das schriftliche Gesez. Man ließ eine Gesandtschaft nach Griechenland gehen (*), um dessen

(*) Man hat diese Gesandtschaft bezweifelt; selbst Gibbon hält für unwahrscheinlich, daß stolze Patrizier eine demokratische Gesezgebung zum Muster

Geseze, vorzüglich die Solonischen, kennen zu lernen, und daraus das für Rom Passende entnehmen zu können. Die Sammlung und Redaktion ward einer Kommission von zehn Männern übertragen, welche mit Suspendirung aller übrigen Magistrate und der lex Valeria de provocatione, also mit diktatorischer Gewalt, bis zur Vollendung dieses Geschäftes regieren sollten. Die zehn Männer waren Patrizier, an ihrer Spize Appius Claudius, aus einem sabinischen Geschlecht, Sohn und Enkel von zwei der heftigsten Aristokraten, selbst aber aus versteckter Herrschsucht populär.

Während einer zweijährigen, anfangs kraftvollen und beliebten Verwaltung brachten die Decemvirn die berühmten Geseze der 12 Tafeln (im ersten Jahre 10, im zweiten 2) zu Stande. Nachdem dieselben von den Centurien gebilligt waren, wurden sie in Metall gegraben und auf dem Forum aufgestellt. Viele Verfügungen darin waren aus altem Herkommen entnommen, das Ganze charakterisirt eine rohe Zeit.

Man verlängerte das Amt der Decemvirn. Appius Claudius, welcher sich neue Kollegen — unter diesen einige Plebejer — gegeben hatte, zog die Larve ab, und tyrannisirte das Volk. Das Jahr verstrich; die Zehnmänner legten ihre Gewalt nicht nieder. Sie verloren dieselbe durch frevelhaften Mißbrauch. Welches Volk von einigem Selbstgefühl hätte sich auch nicht empört über Appius schreendem Attentat und über Virginia's Blut, durch den verzweifelten Vater vergossen? Man schaffte die Zehnmänner ab, und sezte wieder Consuln und Tribunen ein. Zum zweitenmal wurde Rom durch die Mißhandlung eines Weibes frei. Aber Lukreziens Rächer waren eigennüzige Patrizier gewesen; die Decmvirn wurden durch Plebejer gestürzt. Diese, stolz auf ihren Sieg und durch die Consuln Valerius und Horatius unterstüzt, erließen nun die wichtige Erklärung (ähnlich derjenigen, wodurch 1789 in Paris der dritte Stand sich zur National-Versammlung constituirte), daß Plebiscita Gesezeskraft für's ganze Volk hätten, sonach als populiscita zu achten seyen (*). Die Demokratie hatte gesiegt. Appius Claudius gab sich im Kerker den Tod.

§. 9. Gallischer Krieg.

Hiernächst wurde die Abschaffung des in die 12 Tafeln gesezten Verbotes der Wechselehen zwischen Patriziern und Plebejern ertrozt (3538), und unter Einem vom Tribun Canulejus die Zulassung der Plebejer zum Consulat verlangt. Achtzig Jahre dauerte der Streit über diese Forderung. Wenn der Senat in die Enge getrieben war, so ließ er gar keine Consuln wählen, sondern übertrug drei oder sechs Kriegstribunen die consularische Gewalt. Auch Plebejer waren dieser Würde fähig; gleichwohl gelangten sie selten dazu. In diese Zeit fällt die Einrichtung des Cen-

der ihrigen würden gewählt haben. Aber die demokratische Partei hatte hier gesiegt. Auch handelte es sich hier nur um bürgerliche, nicht um politische Geseze. Inzwischen dient das Schweigen der griechischen Geschichtschreiber der Ansicht derjenigen allerdings zur Stüze, welche die Gesandtschaft nur nach Großgriechenland abgehen lassen.

(*) 3535. Es ist jedoch nach Niebuhr's scharfsinniger Bemerkung nicht unwahrscheinlich, daß der Sinn dieses Gesezes nur der war: die vom Senat bestätigten plebiscita sollten als Geseze giltig, demnach der Bestätigung durch die Curien nicht mehr bedürftig seyn. Erst das Publilische und das Hortensische Gesez, welche 110 und 160 Jahre nach dem oben bemerkten gegeben wurden und dasselbe erneuerten, mögen seine Wirkung vervollständigt haben.

forenamtes (3541). Früher hatten die Consuln und Diktatoren den Census gehalten. Jezt — da die Geschäfte sich häuften — thaten solches die Censoren, welche mit dieser Besorgung das wichtige Sittengericht verbanden. Ihr Amt dauerte 18 Monate.

Die kleinen Kriege, die während dieser innern Bewegungen geführt wurden, verdienen kaum einer Erwähnung. Aber der gegen Veji, und dann der gallische Angriff ziehen unsern Blick auf sich.

Das mächtige Veji, eine der ersten Städte Hetruriens, wurde erst nach zehnjähriger Belagerung erobert. Der Sold, den man jezt den Truppen zu zahlen anfing, machte länger dauernde Unternehmungen möglich. Camillus, der Sieger von Veji, unterwarf auch die Stadt der Falisker (3583). Derselbe war der Held des gallischen Krieges.

Ein Schwarm Sennonischer Gallier, welche schon länger in Oberitalien hausten, zog unter Brennus Anführung gegen Clusium in Hetrurien, neue Wohnsize begehrend. Die römischen Gesandten, die den Frieden vermitteln sollten, beleidigten das Völkerrecht. Brennus schwor Rache. Am Allia erlitt der Römer Heer, von Kriegstribunen befehligt, eine völlige Niederlage (3594). Die Stadt wurde eingenommen und verbrannt. Mit Noth hielt sich das Capitol durch Wachsamkeit der Junischen Gänse — wie die Legende erzählt — und durch Manlius Muth. Aber Camillus, welcher damals, durch die Tribunen vertrieben, in Ardea lebte, sammelte ein Heer, schlug die Gallier, und strafte den Uebermuth, womit Brennus die Römer im Capitol behandelte, durch völlige Vernichtung. So erzählt der patriotische Livius. Nach Polybius wahrscheinlicherem Bericht zogen die Gallier freiwillig ab, zur Vertheidigung ihres eigenen Landes, in welches die Veneter einen Einfall gethan. Als der Sturm vorüber war, wurde die Stadt wieder gebaut. Camillus bewirkte diesen Entschluß, nicht ohne Mühe; denn Viele hatten vorgeschlagen, nach Veji zu ziehen.

§. 10. Völliger Sieg der Demokratie.

Aber die alte Zwietracht herrschte in dem wiedererbauten Rom. Persönliche Leidenschaft und Standesvorurtheil sprachen lauter als patriotisches Gefühl. Die Patrizier opferten den Retter des Capitols, den populären Manlius, ihrer Wuth, weil er Verräther an seinen Adelsgenossen schien, und den gereizten Plebejern däuchte die Erniedrigung ihrer patrizischen Mitbürger wünschenswerther als die Besiegung der Feinde. Doch nur uneigentlich mögen wir Erniedrigung nennen, was blos gerechte Gleichstellung war. Auch konnte innerer Friede nur werden, die Nation gewaltig nur seyn durch Gleichstellung der beiden Stände.

Die Kraft und Ausdauer einiger großer, von ihrem Recht durchdrungener Plebejer errang endlich jenen hohen Preis, und in dem Mährchen von Fabius Ambustus eitler Tochter lesen wir blos die ohnmächtige Erbitterung der überwundenen Aristokraten. Die Tribunen Licinius Stolo und L. Sextius erneuerten die Forderung der Zulassung der Plebejer zum Consulat, und verbanden damit noch andere den Patriziern nachtheilige Gesezvorschläge, worunter zumal einer über Herabsezung der Schulden das strenge Recht allerdings verlezte, jedoch nach dem Zusammenhang aller damaligen Verhältnisse im mildern Licht — etwa als Behandlung der Gläubiger, wegen Nothstands der Schuldner, oder als schonende Fallitenord-

nung — erscheint. Hartnäckig war der Widerstand des Senates. Er wußte selbst einige Tribunen auf seine Seite zu ziehen. Aber jene beiden Volksführer erhielten sich zehn Jahre in ihrem Tribunat, hinderten die Wahl der übrigen Staatsbeamten, standen fest selbst gegen den großen Diktator Camillus, und erstritten endlich, nach den heftigsten Bewegungen und mehrjähriger Anarchie, das Consulat für ihren Stand (3618). Zwar erhielt Camillus noch für eine Weile die richterliche Macht durch die Errichtung der Prätur, und die polizeiliche durch jene des curulischen Aedilenamtes in den Händen des Adels; aber vor dem Verlauf eines Geschlechtsalters hatten die Plebejer die Fähigkeit zu allen Staatswürden, als der Diktatur, Censur und Prätur, und ein Geschlechtsalter später auch jene zum Priesterthum erlangt, und zulezt wurde sogar verfügt, daß alljährlich einer der beiden Consuln ein Plebejer seyn müsse.

Ein anderes und gleich wichtiges Gesez als jenes über das Consulat wurde von demselben Licinius vorgeschlagen und siegreich durchgeführt, das berühmte Ackergesez. Von dem Gemeinland der Republick (ager publicus) sollte kein Bürger mehr als 500 Morgen nuznießlich (*) besizen. Was gegenwärtig Einzelne mehr besäßen, sollte vom Staat eingezogen und unter die Plebejer in kleineren Loosen von sieben Morgen zum unbeschränkten oder wahren Privateigenthum vertheilt werden. Nach großem Widerstand bestätigte endlich der Senat auch diese verhaßte Rogation, und beide Stände beschworen das Gesez, welches gleichwohl nie vollständig und überhaupt nur auf kurze Zeit in Ausübung kam (Licinius selbst soll es gebrochen haben); jedoch in viel späterer Zeit noch, als man es wieder erweckte, die heftigsten Bewegungen erzeugte.

Die Verordnung, daß plebiscita als populiscita gelten sollten, wurde noch mehrmals (lege Publilia und lege Hortensia) wiederholt, und der Härte der Gläubiger gegen die Schuldner durch Abschaffung der grausamen Rechte gesteuert, welche das Zwölftafeln-Gesez Jenen ertheilt hatte.

Während dieser Bewegungen dauerten die äußern Kriege fast ohne Unterbrechung fort. Lateiner Volscer, Etrurier u. a. gaben abwechselnd Gelegenheit zu Triumphen. Auch die Gallier schreckten mitunter. Wir übergehen diese Fehden, so auch die Zweikämpfe eines Manlius Torquatus und Valerius Corvus mit noch andern Geschichten und Legenden einer rohen Heldenzeit. Mittelitalien war jezt meist unterworfen. Unteritalien wurde der Preis eines noch blutigen, siebenzigjährigen Kampfes.

§. 11. Krieg der Samniter.

Die Campanische Hauptstadt Capua, von den Samnitern gedrängt, unterwarf sich Rom, um dessen Schuz zu erhalten (3641). Hieraus ent-

(*) Die Patrizier hatten sich fast ausschließend die Nuznießung der Staatsländereien — vorzüglich aus den den besiegten Feinden entrissenen Gründen bestehend — angemaßt, und entrichteten (wenigstens anfangs, später machten sie sich davon frei) als Vergütung den zehnten Theil des Ertrags an den Staat. Plebejern wurden zur Beschwichtigung mitunter kleine Loose zum Eigenthum angewiesen (zumal wenn man Kolonien anlegte), und dann eine Steuer von ihren Eigenthümern erhoben. Die Ackergeseze, was nicht übersehen werden darf, wenn man nicht in gewaltige Irrthümer fallen und die Tribunen der ungerechtesten Gewaltthat beschuldigen will, bezogen sich nie auf das Privateigenthum, sondern blos auf das Gemeinland, d. h. dessen Eigenthum fortwährend beim Staate verblieben war, und worüber er daher rechtsgiltig zu jeder Zeit disponiren mochte.

stand der große Krieg, welcher Epoche macht in den militärischen wie in den politischen Verhältnissen der Römer. Anstatt kurzer Raubzüge und wilder Fehden mit einzelnen Städten sehen wir jezt größere und wohlcombinirte Operationen von ungleich wichtigerem Zweck und Erfolg. Jezt erst lernen die Römer den Gebirgskrieg und regelmäßige Taktik; und es entwickelt sich im Kampfe, mit starken, kriegsgewohnten Völkern, ihre eigene, durch die errungene Freiheit geweckte, höhere Kraft. Mit dem Gefühl derselben schwillt auch ihr Gesichtskreis und ihre Begierde. Sie strecken den Arm nach der Herrschaft des ganzen Italiens aus; aber die steigende Gefahr erweckt dessen Völker, vereinigt sie in Bündnisse, und bringt auch die längst Besiegten zum Abfall. Rom, zwischen die Nationen Italiens feindlich hingestellt, hat blos noch die Alternative vor sich, groß zu seyn oder zu fallen. In keiner Zeit wurden so viele Diktatoren ernannt, so viele Triumphe gefeiert, so viele Großthaten geübt. Es ist die eigentliche Heldenperiode.

Nach anfangs glücklichen Erfolgen gegen die weit hin im Appennin und bis an's adriatische Meer herrschenden Samniter, empörte sich das gedrückte Latium, und brachte Rom in große Gefahr. Die schaudervolle Strenge des Manlius Torquatus befestigte die Kriegszucht im römischen Heer, und (des Plebejers) Decius Mus heroische Selbstaufopferung (sein Sohn wiederholte später das große Beispiel) begeisterte zum Sieg (3646). Latium wurde gebändigt, und der Krieg im Süden erneuert. Schon drangen die Römer in Großgriechenland ein, und eroberten Parthenope (oder Paläopolis, das nachmals so glänzende Neapel). Aber die Samniter schlossen ein consularisches Heer in den Engpässen von Caudium ein (3663), und entließen es nach zugefügter schmählicher Beschimpfung. Ihre Thorheit verdiente Strafe, und erhielt sie. Die Römer, von Schaam und Rache glühend, brachen den Vertrag, der ihr Heer gerettet. Posthumius, welcher ihn geschlossen, begehrte selbst an die Samniter ausgeliefert zu werden, als Sühnopfer des verlezten Eides. Bei aller Erbärmlichkeit dieser Ausflucht, und bei der gerechten Entrüstung, welche wir hier über das beleidigte Völkerrecht fühlen, erkennen wir doch etwas Großes in Posthumius Dahingebung. Auch liegt noch immer eine Huldigung für die Treue in der Mühe, die man sich gibt, ihren Bruch zu bemänteln. Papirius Cursor, der Diktator, einer der ersten großen Feldherren Roms, stürzte die Macht der Samniter. Auch Fabius Maximus und Curius Dentatus errangen glänzende Siege; der lezte — ein edles Muster der Römertugend — diktirte den Frieden, welchen Samnium, durch einen fast 50jährigen Kampf erschöpft, auf die härtesten Bedingungen annahm (3690). Aber zum drittenmal erhob sich dasselbe gegen das tyrannische Rom, als diesem nähere Gefahren von gallischen Völkern drohten, während in Süden das reichere Tarent ihm Fehde bereitete (3704). Erst nach Besiegung des Pyrrhus wurden auch die Samniter völlig überwunden, nach verzweiflungsvollem Widerstand und vielfältigem Verlust der Römer.

§. 12. Krieg des Pyrrhus.

Der Krieg Tarents und des Königs Pyrrhus entschied das Schicksal Italiens, und ist durch romantische Züge interessant. Vierzig Jahre, nachdem der Epirotische Alexander in einem, gleichfals durch Tarent aufgeregten, italischen Krieg einen traurigen Tod gefunden, zog Pyrrhus

dieser Stadt zu Hilfe mit einem wohlgerüsteten Heer und voll hochfahrender Entwürfe. Die Römer, die seine Vermittlung wegen Tarents trozig ausgeschlagen hatten, rückten ihm unter dem Consul Lävinus entgegen. Bei Heraklea in Lukanien kam es zur Schlacht. Die Kriegskunst des Pyrrhus und die Festigkeit der Phalanx erhielten nach schwerem, blutigem Kampf den Sieg über den noch ungelehrten Muth der Römer (*). Aber wenn diese über die Schlachtordnung und die ungewohnten Evolutionen ihres Gegners erstaunten, so war derselbe nicht minder über den hartnäckigen Widerstand der Römer betroffen, und ließ sich vernehmen, daß „mit römischen Soldaten ihm leicht seyn würde, die Welt zu erobern".

Solche Achtung brachte den Wunsch des Friedens hervor. Cyneas, der Minister und Freund des Königs, wurde nach Rom geschickt, um denselben zu unterhandeln. Die Geschichte dieser Gesandtschaft und nachher jene von Fabricius Redlichkeit gehören zu den schönsten Denkmalen der römischen Größe; so wie Cyneas Urtheil über Rom, und Pyrrhus Aeußerung über Fabricius die rühmlichsten Zeugnisse von National- und Personaltugend sind.

Aber der Friede kam nicht zu Stande. Die Römer, getreu den Grundsäzen der Väter, verschmähten es, zu unterhandeln, bevor nicht Pyrrhus seine Völker aus Italien gezogen. Da wurde eine zweite Schlacht, bei Asculum in Apulien, geschlagen. Sie war zweitägig, mörderisch und mit der ersten von ähnlichem Ausgang. Pyrrhus wagte es nicht, mit seinen äußerst geschwächten Streitkräften den Sieg zu verfolgen. Er gieng nach Sicilien über, wo ihm die von den Syrakusanern dargebotene Krone ein besseres Glück zu verheißen schien. Als Eidam des lezten Beherrschers, Agathokles, war er nicht ohne Ansprüche, und man hatte seines Armes gegen die gefürchteten Karthaginenser nöthig. Aber, nachdem er anfangs siegreich gegen dieselben gestritten, erweckte er durch Uebermuth und Tyrannei den Haß der Eingebornen, und erfuhr, um wie viel schwächer der Schrecken einer Heerschaar als der Wille eines freiheitliebenden Volkes sey. Er kehrte nach Italien zurück, wo seit seiner Entfernung mehrere Städte und Völker der römischen Macht erlegen waren, daher auch ihm kaum mehr die Möglichkeit zu siegen blieb. Bei Beneventum, im Lande der Samniter, rächte Curius Dentatus die frühern Niederlagen der Römer durch völlige Zertrümmerung des königlichen Heeres (3710). Pyrrhus selbst entkam mit Noth, und der klägliche Zustand, in welchem der stolze und berühmte Feldherr nach sechsjährigem Kriege heim nach Epirus zog, verkündete den auswärtigen Völkern die Stärke des bis dahin noch wenig genannten Rom.

Was bisher noch von Gallia Cisalpina bis zur Meerenge, welche Bruttien(**) von Sicilien scheidet, von Völkern und Städten griechischen oder italischen Namens sich der Freiheit gefreut, das wurde jezt ohne Mühe bezwungen. Das stolze Tarent und Brundusium, die Picenter, Umbrer, Salentiner huldigten. Italien war erobert.

§. 13. Verfassung Italiens.

Aber sehr ungleich war das Loos, welches dessen einzelne Völkerschaften

(*) Ihre Schriftsteller halten den Nationalstolz für weniger gekränkt, wenn die Römer durch zwei Elephanten, als wenn sie durch die Taktik des Königs besiegt erscheinen.

(**) Bruttien ist das heutige Calabrien. Das alte Calabria hingegen war der südlichste Theil von Apulien, h. z. T. terra d'Otranto.

erfuhren. Mehrere, besonders in frühern Zeiten, hatte man in das römische Bürgerrecht — bisweilen zwar mit einiger Beschränkung — aufgenommen, um die Grundmasse der herrschenden Gemeinde zu vermehren. Die übrigen lebten als Socii, oder als Dedititii in verschiedenen Graden der Abhängigkeit. Die leztern, dem Namen so wie der That nach Unterthanen, wurden durch jährlich ernannte römische Präfekte regiert, und hatten keine eigene Verfassung mehr. Die Bundesgenossen waren dem Namen nach selbstständig, aber ein ewiges Bündniß mit Rom fesselte sie an das Interesse dieser herrischen Stadt, für die sie, ohne eigenen Vortheil, Gut und Blut fortwährend aufzuopfern verbunden waren. Jedoch hatten sie ihre eigene Verfassung beibehalten, und hingen von Roms Willkür nicht weiter als nach den Artikeln des geschlossenen Bundes ab. Am günstigsten waren dieselben für die lateinischen Völkerschaften — als für die ältesten Bundes- und zugleich Stammesgenossen — (socii latini nominis), drückender für die übrigen (socii italici nominis); wiewohl auch von diesen einige ein gelinderes, andere ein härteres Gesez, je nach den Umständen der Unterwerfung oder nach einzelnen Rücksichten erhalten hatten. In allen Gegenden wurden endlich auch römische Kolonien angelegt, zur Wiederbevölkerung verödeter Städte, oder zur Behauptung der römischen Herrschaft, daher meist an der feindlichen Grenze, oder unter Nationen von zweifelhafter Treue. Solche Kolonien — eigendlich Besazungen — genossen das römische Bürgerrecht, aber ohne Antheil an den Comitien und an den Magistratswürden der Hauptstadt.

Der Zustand Italiens nach seiner Unterwerfung bildet einen traurigen Kontrast mit demjenigen, dessen es früher, so lange es frei war, sich freute. Welch' ein Gedräng von kräftigen, regsamen, glücklichen Völkein erfüllte da das schöne Land! Zwar rohe Völker mitunter — zumal in den Gebirgsgegenden — aber größern Theiles gebildet, voll Thätigkeit und Industrie, dem Handel und den friedlichen Küsten obliegend, und in fast ungestörtem Gedeihen. Wir haben Hetruriens, wir haben der großgriechischen Kolonien und ihres blühenden Zustandes schon früher gedacht (s. oben S. 124. und 130). Fast jede Stadt war ein mächtiges, glückliches Gemeinwesen. Aber auch das übrige Italien stand in einem schönen, wenn gleich etwas geringeren Flor, wie aus den Berichten der Römer selbst, insbesondere aus der ungemein dichten Bevölkerung des Landes zu erkennen ist; und nach dem, was bereits geschehen, ließ sich mit Grund eine noch glänzendere Zukunft hoffen. Wie ganz anders wurde dies Alles unter dem römischen Joch! — Viele Nationen hatte schon der Krieg vernichtet, oder so sehr verdünnt, daß nur noch elende Reste derselben in verödeten Ländern hausten, und nie mehr die alte Volksmenge sich ersezte. Von vielen Städten des alten Italiens ist kaum die Lage mehr bekannt, von andern sieht man noch traurige Trümmer. Welche aber verschont blieben von gewaltsamer Verwüstung, die wurden dafür zu dauernden Leiden und langsamem Ruin verdammt. Viele büßten einen Theil ihrer Ländereien ein; man gab dieselben an römische Bürger. Diese zogen meistens den Reichtum nach Rom, wohin sich auch, durch die natürliche Anziehungskraft der Gebieterin, die Blühte der Bevölkerung aus allen Ecken Italiens drängte. In den unaufhörlichen Kriegen Roms wurden die Schäze und das Blut der Bundesgenossen vergeudet: auf ihre Unkosten, aber ohne Gewinn für sie, erwarb sich dasselbe die Herrschaft der Welt. Die Völker, durch das Gewicht der Sklaverei

erdrückt, verloren das Selbstgefühl und den Trieb zu nüzlicher Thätigkeit; sie verarmten an Geist und Leben so wie an Habe, an Charakterstärke so wie an Glück, und die einzige Kraftäußerung, die später noch von ihnen ausging, war ein Krieg gegen die Tyrannin.

§. 14. Verfassung Roms.

In Rom war mittlerweile die Demokratie, den Formen und Grundgesezen, doch keineswegs dem Geiste nach, herrschend geworden. Zwar konnten jezt alle Bürger zu den obersten Staatswürden gelangen, und in ihren Versammlungen residierte die höchste legislatorische Gewalt. Aber ungeachtet hiedurch der politische Unterschied zwischen patrizischen und plebejischen Geschlechtern beinahe völlig verschwand, so wurde doch die Demokratie durch die List der Vornehmern und durch die Wirkung der Zeitumstände auf verschiedene Weise beschränkt. Zum Adel (*) wurden nicht mehr die Patrizier ausschließend, sondern auch jene Plebejer gerechnet, welche entweder selbst, oder deren Vorfahren hohe Staatsämter bekleidet hatten. Die Optimaten-Geschlechter — denn Gewohnheit, Verdienst und gegenseitiger Beistand erhielten so ziemlich den Besiz der Würden in einem fast geschlossenen Kreis von Familien, und nur schwer, durch überwiegende Gunst oder Verdienst oder Glück, drängte oder schlich ein homo novus in jenen Kreis sich ein — waren nun eigentlich die Regierer des Staates. Selbst die Comitia tributa, worauf schon länger auch die Clienten, und jezt auch die Patrizier stimmten — waren ihnen nicht mehr gefährlich, seitdem der Censor Fabius Maximus (3679) durch eine neue Einrichtung der Tribus, wornach aller gemeine Pöbel in vier Tribus, die man urbanas nannte, die angesehenern und reichern Leute aber in die übrigen, welche rusticae hießen, gesammelt wurden, das Uebergewicht der niedrigen Menge vereitelt hatte (**). Rom blieb nun eine geraume Zeit von innerlichen Unruhen befreit. Es war dieses die Periode der wichtigen punischen Kriege, der großen Eroberungen, und des unaufhaltsamen Fortschreitens zur Weltherrschaft. Die Leitung der großen Geschäfte corcentrirte sich damals in den Händen des Senates, jenes ehrwürdigen Staatskörpers, in welchem auch die austretenden höchsten Magistrate ihren Siz auf lebenslang nahmen, und wo sonach die erfahrensten Staatsmänner und Feldherren und die edelsten Talente von beiden Ständen vereinigt waren. Die äußeren Angelegenheiten interessirten jezt mehr als die Händel des Forums, und man erkannte, daß jene einem permanenten Kollegium, welches daher von beharrlichen Maximen geleitet wäre, weit sicherer, als dem von Eindrücken des Augenblicks abhängenden Volkshaufen anvertraut würden.

Welches diese Maximen gewesen, welches System der Politik der Senat — mehr aus egoistischen als aus patriotischen Antrieben — befolgt habe, werden wir später (§. 30. 31.) erörtern. Hier noch die vorläufige Bemerkung, daß die Aristokratie der Optimaten, welche jene der Geburt oder der patrizischen Geschlechter verdrängt hatte, ihrerseits in Aristokratie des Reichthums allmälig überging, welches damals geschah, als bei stei-

(*) Daraus ist der Unterschied zwischen Nobilis und Patricius klar. Der Adel ließ sich erwerben; das Patriziat war ausschließendes Geschlechtseigenthum.

(**) Zum Dank für diese wichtige Wohlthat erhielt auch Fabius durch den Adel den (erblichen) Ehrennamen Maximus. (Liv. IX. 46)

gendem Luxus die Armuth schwerer zu tragen schien, und die Reichthümer sich theils durch Zufall, theils durch Habsucht in wenigen Häusern anhäuften, woraus dann ein ungemeines Uebergewicht dieser leztern und eine Reihe von traurigen Folgen entsprang, die jedoch erst nach den punischen Kriegen auffallend sichtbar wurden. Bei dem Ausbruch dieser Kriege mochte Rom an 300,000 waffenfähige Bürger zählen.

§. 15. Die Karthager streben nach Sicilien.

Die Angelegenheiten Siciliens, welche den nächsten Anlaß zur Fehde zwischen Rom und Karthago gaben, und mit denen auch die karthagische Geschichte selbst, von Xerxes Zeit an, auf's innigste verwebt ist, finden hier ihre geeignete Stelle.

Unter allen auswärtigen Ländern, auf welche die Karthager nach Begründung ihrer Macht in Afrika verlangende Blicke warfen, war keines, wornach sie heftiger und beharrlicher strebten, als Sicilien. Die Lage dieser Insel, ihre Größe und ihre Fruchtbarkeit machten sie auch allerdings in kommerzieller und politischer Rücksicht zum kostbarsten Besizthum. Schon frühe waren die alten phönicischen Kolonien auf der sicilischen Küste unter den Schuz, daher auch unter die Hoheit Karthago's gekommen. Der vielgetheilte Zustand und die unaufhörlichen innern Bewegungen der Insel begünstigten die Erweiterung der fremden Herrschaft. Aber die griechischen Kolonien, welche für ihre Freiheit zitterten, strebten mit aller Kraft derselben entgegen, und die ganze griechische Nation, welche die Karthager als Barbaren und als Handelsrivalen haßte, war geneigt, jene Bestrebungen zu unterstüzen. Aus solchen Verhältnissen, aus solcher Entgegensezung der wichtigsten Interessen mußte wohl, da beide Parteien so ziemlich gleich an Kräften waren, ein äußerst hartnäckiger Kampf entstehen. Es war beinahe unmöglich, daß er anders als durch den völligen Ruin der einen oder der andern ende. Als Karthago später nicht sowohl gegen die Freiheit der griechischen Städte, als gegen die Uebermacht Syrakusens stritt, so gewann der Kampf ein noch höheres welthistorisches Interesse. Der Besizer Siciliens schien nach der damaligen Lage der Dinge zur Herrschaft des Mittelmeers, und gewissermaßen der Welt bestimmt. Hätte Syrakus — wie es im Plan seiner Fürsten lag — ganz Sicilien nebst Großgriechenland zu Einer Macht vereint: Karthago wäre derselben erlegen, und Rom hätte schwerlich aufkommen mögen. Wäre Karthago Gebieterin Siciliens geworden, so hätte seine Herrschaft einen festen Grund erlangt, und Rom hätte sie nicht gestürzt. Diese Betrachtungen mögen die Karthager vor dem Richterstuhl der Politik darüber rechtfertigen, daß sie Ströme von Blut vergossen, und Berge von Gold verschwendeten, um Sicilien zu erringen.

Von den ältesten Kriegen, die sie deßhalb führten, sind nur dunkle Spuren vorhanden. Sie sollen schon mit Darius I. im Bund gegen die Griechen gewesen seyn. Von jenem, den sie mit Xerxes schlossen, und von der großen Niederlage, welche ihnen damals K. Gelo I. von Syrakus bei Himera (3504) beibrachte, haben wir oben geredet. Siebenzig Jahre lang wagten sie keinen neuen Versuch, und beschränkten sich auf wenige Küstenpläze ein, welche in ihrem abhängigen Zustande mit den griechischen Freistaaten nicht wetteifern konnten. Aber sie stärkten sich indessen durch Befestigung ihrer Macht in den übrigen Inseln und in Afrika selbst. Das Haus des Mago war es, welches von Cambyses Zeiten an, durch mehr

als hundert Jahre, an der Spize ihres Staates in Krieg und Frieden stand, und eine Menge von Helden erzeugte, die, ungeachtet gehäufter Unfälle, so sie erfuhren, als die eigentlichen Gründer der karthagischen Größe zu betrachten sind.

§. 16. Syrakus. Dionysius (*).

Auch Hannibal und Himilko, welche gleich nach dem Unglück der Athener in Sicilien gegen Syrakus stritten, waren — aber vermuthlich die Lezten — aus Mago's Haus. Egesta, welches durch jene Katastrophe seine Schüzer verloren, rief die Karthager zu Hilfe. Sie kamen und zerstörten Selinus und Himera. Bald eroberten sie auch das mächtige Agrigent und belagerten Gela. In dieser großen Gefahr richtete ganz Sicilien seine Augen auf das starke Syrakus, welches aber selbst von innern Unruhen brannte. Kein Volk, selbst die Athener nicht, hat so schnell folgende Staatsumwälzungen als jenes von Syrakus erfahren. Der rührige Geist, der ihm mit allen Griechen gemein war, wurde erhöht oder mißleitet durch Reichthum und Sittenlosigkeit, welche unbändige Leidenschaften erzeugten, und durch den Mangel einer bestimmten Verfassung. Die Geseze, welche gerade damals der weise Diokles entworfen, waren unwirksam gegen den Parteigeist im Volk und den wilden Ehrgeiz seiner Häupter. Hermokrates, siegreich gegen die Feinde, verlor sein Leben im Kampf gegen die eigenen Mitbürger, und Dionysius, ein Mann von niederer Abkunft, aber großen Talenten, bahnte sich durch Verrath und Gewalt den Weg zum Thron (3579).

Gegen diesen Dionys, der, nicht zufrieden mit Syrakus, seine Hand nach ganz Sicilien und selbst nach Unteritalien ausstreckte, hat Karthago äußerst blutig, in dreimal erneuertem Krieg, und mit ungemein abwechselndem Erfolge, gestritten. Den ersten Frieden bewirkte eine Pest im karthagischen Heer, und Meuterei unter Dionysius Truppen. Ungereizt brach ihn der Tyrann, und stürzte mit ungeheurer Macht auf die Karthager. Aber diese stellten ihm noch größere Heere entgegen, schlugen ihn, und belagerten Syrakus. Eine abermalige Pest in ihrem Lager rettete die Stadt. Nach vielem Blutvergießen wurde ein zweiter Friede, zu Gunsten Karthagos, geschlossen. Auch im dritten Krieg gewann dasselbe, jedoch unbeträchtlich. Dionys suchte in Großgriechenland sich zu entschädigen, und eroberte, nach verzweiflungsvoller Gegenwehr, das unglückliche Rhegium. Sieben und dreißig Jahre regierte Dionys, im Ganzen glücklich und glorreich; aber er wurde — möchte es allen Tyrannen also ergehn! — seines Glückes nicht froh. Unablässig von Mißtrauen und Furcht gequält, durch steten Aufruhr geängstigt, und keines Menschen Freund, starb der grausame, verbrecherische, jedoch den Wissenschaften — aus Eitelkeit — günstige Fürst, wie man glaubt, vergiftet (3617).

§. 17. Timoleon.

Ihm folgte Dionys II., sein Sohn, ein Prinz von guten Anlagen, wie es scheint, aber durch die Erziehung und durch Schmeichler verderbt.

(*) Arnolds Geschichte von Syrakus, von Gründung der Stadt bis auf den Umsturz der Freiheit durch Dionysius. Gotha 1816. (G Ch. Kellners) Edle Griechen in den Revolutionszeiten des alten Syrakus Leipz 1800. 2 Thle. F. Ch. Matthias Bemerkungen zu den livianisch-polybischen Beschreibungen der Schlacht von Cannä und der Belagerung von Syrakus. Frkf. a. M. 1807.

Dion, Bruder von des ältern Dionys zweiter Gemahlin, ein Mann von großen Gaben und Plato's Freund, leitete anfangs des Fürsten Schritte. Plato selbst wurde an den Hof berufen, und war schwach genug, dem Ruf zu folgen. Sein Glück war von kurzer Dauer. Wie konnte er auch hoffen, mit den Lehren ernster Weisheit aufzukommen an dem Hof eines frivolen Fürsten, gegen die Lockungen der Wollust und die Ränke der aufgeschreckten Bosheit? — Bald wurde er, wie Dion, verdächtig dem Tyrannen, welcher den lezten verbannte, und den ersten in Gnaden entließ. Aber Dion kam zurück und vertrieb Dionysius. Ob er dabei aus rein patriotischem, oder aus egoistisch-aristokratischem Antriebe gehandelt, ist ungewiß — das lezte wahrscheinlicher. Populär wurde er niemals, und nach kurzer Verwaltung ermordete ihn Kalippus. Auch dieser wurde vertrieben, und während der nachfolgenden Zerrüttung des Staates fand Dionys Gelegenheit zum zweitenmal Herr von Syrakus zu werden (3633). Das Unglück hatte ihn nicht gebessert. Er regierte sorgloser und willkürlicher als zuvor. Zugleich fielen die Karthager mit Heeresmacht in sein Gebiet. Da riefen die Syrakusaner die Mutterstadt Korinth um Hilfe an. Sie schickte ihnen den edlen Timoleon mit 1000 Streitern. Dieser große Mann und enthusiastische Freund der Freiheit, welcher er sogar seinen Bruder geopfert, vertrieb Dionys zum zweitenmal, richtete die Verfassung Syrakusens nach republikanischen Grundsäzen ein, befreite noch mehrere sicilische Städte von der Tyrannei, und schlug die allgemeinen Feinde, die Karthager, am Krimessus in einer entscheidenden Schlacht (3644). Im Frieden wurden alle griechischen Städte für frei erklärt, und der Halykus zur Grenze des karthagischen Gebietes bestimmt. Nachdem Timoleon dieß Alles vollbracht hatte, schlug er die Herrschaft, die Syrakus ihm anbot, mit großer Seele aus, weil er das Bewußtseyn edler That dem Flitter der Majestät vorzog, und lieber von der Nachwelt verehrt seyn wollte, als im Leben gefürchtet. Die Bürger lohnten ihm mit freiwilliger Ergebenheit, und als er starb (3646), beweinten sie ihn als Vater. Wer war glücklicher, Timoleon oder Dionys? —

§. 18. Agathokles. Hiero.

Nach seinem Tode kehrten die Schrecken der Tyrannei zurück. Anfangs Sosistratus, und darauf Agathokles bemächtigten sich der Herrschaft (3667). Der erste ein Aristokrat, und mit den Karthagern im Bunde; der zweite ein Mann des Pöbels, aber kühner und glücklicher Abenteurer. Als er, nach wunderbar wechselnden Schicksalen, endlich durch List und Gewalt den blutbesprizten Thron von Syrakus bestiegen — die edelsten Einwohner, 4000 an der Zahl, waren durch seine Söldlinge geschlachtet worden — unterwarf er sich mehrere andere Städte, und gerieth hiedurch in Krieg mit den Karthagern, welche ihn bei Himera schlugen, und in Syrakus belagerten. Endlich einmal schienen diese ihrem Zweck, der Eroberung Siciliens, nahe. Aber Agathokles, durch ein kühnes Wagestück, entkam mit wenigen Schiffen mitten durch die feindliche Flotte, landete in Afrika, und drohte durch eine Reihe tapferer und glücklicher zum Theil auch abscheulicher Thaten, Karthago den Untergang. Schon vermaß er sich, den Titel „König von Afrika“ zu führen, als ein neuer Umschwung des Glücks ihn von seiner Höhe stürzte. Während seiner Abwesenheit — er war nach Sicilien zur Dämpfung einer Meuterei gegangen — wurde das

Heer geschlagen. Durch tolle Wuth machte er den Ruin desselben vollständig. Dennoch behauptete er durch unmenschliche Grausamkeit seine sicilische Herrschaft, unterwarf sich darauf Bruttien, und schickte sich zu einem neuen Krieg gegen Karthago an, als er durch die Ruchlosigkeit seines Enkels einen schrecklichen — aber wohlverdienten — Tod litt (3702).

Verschiedene Tyrannen nach ihm verlängerten die Leiden Syrakusens. Auch Pyrrhus, Agathokles Eidam, wiewohl er gegen Karthago, welches diese Unruhen trefflich benüzt hatte, glücklich kämpfte, herrschte willkürlich und grausam. Endlich aber, nach fast ein hundert und fünfzigjähriger Bedrückung (von dem Angriff Athens an zu rechnen) kehrten glückliche Tage für Syrakus zurück. Hiero, aus des großen Gelon Geschlecht und seines Ahnherrn würdig, erhielt nach Pyrrhus Abzug durch fast einstimmige Wahl die Krone (3715), und trug sie 54 Jahre mit höchstem Ruhm. Durch ihn wurden alle Parteien vereinigt oder zum Schweigen gebracht; die Karthager mit starkem Arm zurück gehalten; Ruhe, Wohlstand, Gedeihen durch weise Anordnungen gesichert. Der königliche Held verschmähte es nicht, mit eigner Hand über den Ackerbau zu schreiben, welchem er seine vorzüglichste Sorge widmete. Aber zugleich blühten alle schönen Künste und alle Wissenschaften an seinem Hof, und Syrakus, das sich mit Tempeln, Pallästen und Monumenten füllte, wurde an Kunstreichthum die zweite Stadt der Welt.

Unter eben diesem König erhob sich der verhängnißvolle Krieg zwischen Rom und Karthago, und Sicilien wurde dessen vorzüglichster Schauplaz. Wichtig und gefahrvoll war dabei die Rolle Syrakusens. Um in solchem Sturme nicht zu Grund zu gehen, dazu bedurfte es eines guten Piloten. Auch sank Syrakus, nachdem es denselben verloren, in kurzer Frist. — Zwar geschah dies gerade durch die Uebermacht Roms, welchem Hiero's treue Freundschaft zum Sieg verholfen: aber noch bälder, gemäß alter Ansprüche, hätte Karthago, falls es siegte, Syrakus verschlungen. Was konnte Hiero thun? — Neutralität erlaubte seine Lage nicht. — Sollte er abwechselnd auf Einen und den Andern losschlagen, und auf beider Ruin seine Hoffnung bauen? — Die Politik — ohne Rücksicht auf Ehre — hätte solches gut heißen mögen. Aber vielleicht war Hiero zu edel zum feinen Politiker; vielleicht hielt er für größer, thun was Pflicht und Würde heischten, und den Erfolg höhern Mächten anheim stellen, als zu einem Mittel seine Zuflucht nehmen, welches, wenn es dennoch mißglückte, zu dem Ruin des Staates noch den Verlust der Ehre gesellte.

II. Abtheilung.

Zeitraum der Punischen Kriege.

§. 19. Ursache des ersten Kriegs.

Zwischen Rom und Karthago war bis dahin nur geringer Verkehr bestanden. Zwar lesen wir bei Polybius von zwei Handelstraktaten, welche zwischen beiden, der erste gleich nach Vertreibung der Könige, der zweite um 3636 noch vor den Samnitischen Kriegen, geschlossen wurden. Und bei dem Kriege gegen Pyrrhus waren beide Staaten natürlich Verbündete. Aber es bezogen sich jene Verträge blos auf die Beschränkung der Seeräuberei (welche nach dem damaligen Seerecht erlaubt schien), in Rücksicht

der beiderseitigen Unterthanen und Bundesgenossen, dann auf die Ausschließung der römischen Flagge aus allen Gewässern, so wie der römischen Kaufleute von allen Märkten, wo die karthagische Handelseifersucht keine auswärtige Concurrenz duldete; und die Allianz gegen Pyrrhus, wobei jedoch schon Spuren des Mißtrauens vorkommen, war die vorübergehende Wirkung einer augenblicklichen Noth.

Jezt aber, da Unteritalien den Römern gehörte, entstanden nähere Verhältnisse, unmittelbare Berührungen, und daher widerstreitendes Interesse. Wie hätten die Römer nicht lüstern nach Sicilien blicken sollen, der Kornkammer für ihre Stadt in Zeiten des Mangels, nach einer Insel, welche die Natur selbst, die sie nur durch einen schmalen Kanal von Italien trennte, zu einer Zugabe dieses Landes bestimmt zu haben schien? — Und dagegen Karthago, wie konnte es gleichgiltig die wahrscheinlich nahe Concurrenz eines neuen Rivalen betrachten, um ein Besizthum, wornach es selbst schon seit vielen Geschlechtsaltern gerungen, und dem es so manches Opfer schon gebracht hatte? — Hier ließ sich keine Ausgleichung denken. Früh' oder spät war der Krieg unvermeidlich. Es mochte sogar die Politik das Zuvorkommen rathen, da der Uebergang Siciliens in des Einen Hände dem Andern hohe Gefahr zu drohen schien. Unverholen hätte daher der römische Senat erklären mögen, daß er die Vergrößerung der karthagischen Macht auf Sicilien nicht dulden würde. Aber er that es nicht, und wählte dafür den allerschändlichsten Anlaß zum Vorwand des Kriegs.

Ein Haufe campanischer Kriegsknechte, die dem Tyrannen Agathokles gedient hatten — mit frechem Stolz nannten sie sich Mamertiner, Marssöhne — war von den Bürgern Messana's in Dienste genommen worden. Sie mordeten ihre Dienstherren, und sezten sich in den Besiz der Stadt. Zur Rache dieses empörenden Frevels hatten sich die alten Erbfeinde, Karthago und Syrakus, vereiniget, und belagerten Messana. Die Mamertiner baten Rom um Hilfe. Rom gab sie. Zwar erhob der Senat einige Bedenklichkeiten — noch war die strenge Strafe in frischer Erinnerung, womit man ein ähnliches Verbrechen der römischen Besazung von Rhegium gerächet — aber das Volk auf den Comitien beschloß die Hilfeleistung (3720), und begann den vier und zwanzigjährigen Krieg.

§. 20. Geschichte desselben.

Es gingen Truppen der Römer nach Sicilien über, und besezten Messana. Nach der Erzählung ihrer Schriftsteller ließ dann Hanno, der karthagische Feldherr, alle italienischen Miethlinge in seinem Heere tödten, worauf der Consul Appius Claudius mit stärkerer Macht über die Meerenge sezte, die verbundenen Karthager und Syrakusaner schlug, und Messana befreite. Wichtiger als dieser Sieg war der ihm folgende Uebertritt Hiero's auf die Seite der Römer. Seine treue Hilfe erleichterte ihnen die Eroberung des karthagischen Siciliens — wozu ein zweiter Sieg bei Agrigent den Grund legte — und gab zum vorhinein dem Krieg die Entscheidung. Doch war den Römern zur Verfolgung ihrer Vortheile eine Seemacht nöthig. Nach dem Muster einer gestrandeten feindlichen Galeere, so lesen wir, bauten sie eine Kriegsflotte — bis dahin hatten sie nur kleine Schiffe gehabt — ersezten durch sinnreich erfundene Maschinen zum Entern, was ihnen an Seetaktik fehlte, und errangen unter Duillius einen herrlichen Sieg (3724). Jezt führten sie zugleich in Sicilien, Sardinien und

Corsica Krieg. Bei einem dieser Züge rettete Calpurnius mit 400 Streitern ein eingeschlossenes römisches Heer durch die edelste Dahingebung, ähnlich jener spartanischen Großthat bei Thermopylä, wenn gleich minder gepriesen.

Ein neuer Sieg bei Eknomos öffnete den Weg nach Afrika. Regulus ging dahin (3728), mit ihm der Schrecken, bis vor die Thore Karthago's. Aber Xantippus, der Spartaner, der das karthagische Heer führte, schlug ihn, und nahm ihn gefangen. Von jezt an, durch einige Jahre, folgte ein Unfall dem andern. Mehrere Flotten nach einander wurden durch Sturm oder Feindesgewalt zerstört; insbesondere jene, welche der vermessene Claudius Pulcher führte (3735). Dennoch verwarf Rom alle Friedensanträge — die zu sehr gepriesene That des Regulus, wenn sie wirklich geschehen ist, fällt in diese Zeit — und sezte den Krieg zu Lande, bald auch zu Wasser, wieder fort. Viel Blut floß in Sicilien, wo zwar Metellus bei Panormus siegte, aber Lilybäum, der Hauptwaffenplaz der Karthager, durch Hamilkar Barkas trefflich vertheidiget ward.

Beide Staaten waren jezt äußerst ermattet: die Erbitterung gab neue Kräfte. Noch einmal wurden Flotten ausgerüstet; von Karthago durch Erschöpfung des öffentlichen Schazes, von Rom durch patriotische Beiträge der Reichern. Bei den Aegadischen Inseln war die Schlacht. Das Verhängniß gab den Römern, unter dem Consul Lutatius, den Sieg, Lutatius Karthago das Gesez des Friedens (3743). Sicilien, der Preis der zweihundertjährigen Anstrengung, ging verloren für die Besiegte, nebst den kleinern Inseln des Mittelmeeres; 2200 Talente sollten in Fristen, 1000 andere alsogleich bezahlt, die Gefangenen ohne Lösegeld entlassen werden. Mehrere dieser Bedingungen waren nach Abschluß des Friedens durch das römische Volk eigenmächtig geschärft worden; Karthago mußte es dulden.

§. 21. Geschichte Karthago's bis zum Ausbruch des zweiten Krieges.

Zwei und zwanzig Jahre verflossen bis zum Wiederausbruch des Krieges; aber wichtige Begebenheiten auf beiden Seiten erfüllen den Zwischenraum.

Die Verhältnisse Roms und sein politischer Gesichtskreis hatten nun eine bedeutende Erweiterung erhalten. Es war Seemacht geworden, und hatte an dem karthagischen Theil von Sicilien die erste Provinz (auswärtiges, unterworfenes Land) erworben. Der lange, siegreich geendigte Krieg hatte den Bürgern Uebung und erhöhtes Gefühl der Kräfte, sein Gewinn neue Antriebe zu deren Benüzung gegeben. Mit der Größe der Entwürfe stieg auch die Kühnheit, der Uebermuth, die Schamlosigkeit in der Ausführung. Vollgiltiger Titel zur Erwerbung schien das Schwert.

Karthago erschöpft durch die Anstrengungen des Krieges, wesentlich geschwächt und gedemüthigt durch die Bedingungen des Friedens, gerieth gleich darauf durch Empörung der Miethtruppen in die äußerste Gefahr. Es war unvermögend, ihnen den rückständigen Sold zu bezahlen, und wollte sie abdanken; da brach ein schrecklicher Aufruhr aus, woran die meisten afrikanischen Städte, die über Bedrückung klagten, oder eifersüchtig gegen Karthago waren, endlich selbst Utika und Hippo, Theil nahmen. Der Krieg währte in's vierte Jahr, unter schrecklicher Verwüstung und unmenschlicher Grausamkeit. Auch in Sardinien empörten sich die Miethlinge. Die

Römer schickten Truppen dahin, anscheinend um Karthago zu helfen. Aber sie behielten die Insel treuloser Weise für sich, und forderten noch, mit unerhörter Frechheit, 1200 Talente für die Unkosten! — Karthago, in höchster Bedrängniß und muthlos, unterschrieb. Doch bald erhob es sich zu neuen Planen der Herrschaft und der Rache.

Hamilkar, mit dem Zunamen Barkas „der Bliz“, Derselbe, welcher auf Sicilien in der lezten Zeit des römischen Krieges glorreich gestritten, rettete den Staat durch Vertilgung der Rebellen. Und nun in der doppelten Absicht, sich groß zu machen und Karthago Ersaz für allen Verlust zu bereiten, warf er seine Augen auf Spanien, das reichste Silberland und die Heimath der tapfersten Streiter. Ohne Auftrag des Staates ging er mit einem ihm ergebenen, durch frühern Krieg in Numidien wohlgeübten Heer über die Meerenge dahin, und benüzte die durch alte Handelsverbindungen und Werbungen erzeugten freundschaftlichen Verhältnisse zu schneller Ausbreitung der karthagischen Herrschaft. Seine glänzenden Erfolge in Unterhandlungen und Schlachten, und die Früchte derselben, die Silberströme, die er nach Karthago sandte, bewogen das Volk zur lauten Billigung und eifrigsten Unterstüznng seiner Entwürfe. Aber ein ansehnlicher Theil des Senats, Hanno den Großen, Hamilkars Nebenbuhler im Ruhm, an der Spize, fürchtete, und nicht ohne Grund, die hiedurch bewirkte, der Verfassung gefährliche Vergrößerung der Macht des populären Hamilkar. Diese aristokratische Opposition gegen das durch Volksgunst mächtige Barkinische Haus wurde zwar durch den Schimmer seiner Siege und durch den Einfluß seines Reichthums niedergehalten; aber nie hörte sie auf, und man kann sie als die Quelle aller folgenden Faktionen, und sonach als die Grundlage des Verderbens von Karthago betrachten.

In neun Jahren schon hatte Hamilkar einen großen Theil desselben Spaniens unterworfen, um welches die Römer nachmals zweihundert Jahre kämpften. In einer Schlacht mit den Lusitanern fiel der große Mann (3756). Sein Eidam, Asdrubal, Held, wie er, und noch mehr Liebling des Volkes, hatte gleichen Erfolg. Er baute zu seinem Hauptwaffenplaz Neu-Karthago (Karthagena), das mit dem alten an Pracht zu wetteifern schien, und vermochte viele spanische Häupter zur freiwilligen Unterwerfung. Rom, neidisch und besorgt, drohte mit Krieg — mit Recht fürchtete es die Erstarkung des hart beleidigten Staates — da versprach Karthago, dessen Plane noch nicht reif waren, seine Waffen nicht über den Ebro zu tragen, und auch im Süden desselben Sagunt nicht anzugreifen. Asdrubal, nach achtjähriger, glorreich geführter Gewalt, fiel durch Meuchelmord. Jezt rief das Heer den jungen Hannibal, des großen Barkas Sohn, zum Feldherrn aus; der Senat bestätigte die Wahl, und so trat dieser Held, einer der allermerkwürdigsten in der Geschichte, auf den Schauplaz.

Haß gegen Rom war wohl eine natürliche Empfindung bei jedem ächten Karthager. In Hannibal's Gemüth hatte sie frühe gewurzelt durch die Aufforderungen des von ihr durchglühten Vaters. Aufgenährt durch alle Umgebungen und Verhältnisse, und durch das eigenthümliche Feuer einer starken Seele erhöht, wurde sie bei Hannibal zur heroischen Leidenschaft, zur großen Triebfeder aller seiner Thaten, zum Schwerpunkt aller Schicksale seines Lebens. Beide erhalten hiedurch — abgesehen von der historischen Wichtigkeit — ein ganz eigenes und hohes, dramatisches Interesse.

§. 22. Geschichte Roms.

Bevor wir aber Hannibal auf seiner Heldenbahn verfolgen, müssen wir unsern Blick auf die fortschreitende Vergrößerung der Römer werfen. Nach geschlossenem Frieden mit Karthago hatten sie noch mit verschiedenen abtrünnigen Bundesgenossen zu kämpfen. Darauf schlossen sie den Tempel des Janus (3754), zum erstenmal seit Numa's Zeit; aber nur kurz, und nie wieder bis Augustus. Welch' ein schreckliches Volk um diese Römer! Ein Volk des Kriegs und der Zerstörung! —

Die Illyrier — die Algierer jener Zeit — waren Rom durch Seeräuberei beschwerlich gefallen. Ihre Königin Teuta strafte den Uebermuth eines römischen Gesandten mit dem Tod. Darüber erhob sich der Krieg, welcher den Römern festen Fuß in Dalmatien, nähere Verhältnisse mit Macedonien, und großen Ruhm in den griechischen Ländern, die vieles von den Seeräubern gelitten, verschaffte. Ein zweiter Krieg gegen dasselbe Illyrien befestigte diese Vortheile, streute auch Samen zu wichtigern Dingen.

Aber große Folgen hatte der gallische Krieg. Seit der Verbrennung Roms durch die Sennonen war daselbst der Name der Gallier schrecklich gewesen. Verschiedene Kriege, welche diese Nation theils allein, theils in Verbindung mit den Etruskern u. a. gegen Rom erhob, sind oben bemerkt worden. Von Zeit zu Zeit störten auch die Fehden der gallischen Völker und frische Einwanderunngen von jenseits der Alpen die Ruhe. Durch die Anlage von Sena Gallica (Sinigaglia) suchten die Römer ihre Grenzen zu decken; später (3754) vertheilten sie auf des Tribuns Flaminius Vorschlag die den Sennonen entrissenen Ländereien unter ihre Bürger. Hievon nahmen die Insubres — im Mailändischen — und die Bojer — um Parma — Anlaß, mit Rom zu brechen. Die Gaesaten von der Rhone verbanden sich mit ihnen. Rom, wie in den größten Gefahren, suchte durch Menschenopfer die Götter sich günstig zu machen, und zog alle Streitkräfte zusammen. Die 770,000 Mann des Polybius mögen überhaupt von der waffenfähigen Mannschaft Italiens, nicht aber von der mobilen Armee verstanden werden. Sechs Jahre währte der Krieg, unter beständigem Verlust der Gallier. Nach Eroberung von Ligurien drangen die Römer in das eigentliche Gallia cis- und transpadana ein, eroberten Mailand (Marcellus, ihr Feldherr, erkämpfte in der Schlacht gegen Viridomar sich spolia opima), machten das ganze Po-Gebiet zur römischen Provinz (Gallia cisalpina oder togata), und legten zu deren Behauptung zwei Kolonien, Cremona und Placentia an. Auch Istrien wurde unterworfen, und die Alpenkette zur Grenze gemacht.

Diese Kriege, so wie der punische, hatten viele Menschen gekostet. Beim zweiten Bruch mit Karthago (3764) wurden fast um ein Drittheil weniger waffenfähige Bürger als beim ersten gezählt.

§. 23. Hannibal. Zweiter Punischer Krieg.

Der zweite Krieg zwischen Rom und Karthago ist durch die Charaktere, die in demselben auftraten, durch die romantischen Scenen und imposanten Katastrophen, die er mit sich führte, endlich durch die ungeheuren Folgen, die er nach sich zog, wohl der interessanteste in der alten Geschichte. Als Hauptfigur tritt in demselben Hannibal hervor. Sollen

wir seinen Charakter schildern? — Die Erzählung seiner Thaten mag dafür gelten. „Das römische Volk“, sagt der genialische Verfasser des Ardingello, „das seine Bildsäulen in die Straßen stellte, wo sie am furchtbarsten gesehen wurden, und sich hernach seinetwegen noch an den Mauersteinen von Karthago ereiferte, gab dadurch den wahrsten Maaßstab von der Größe des Mannes.“ —

Im zweiten Jahr seiner Gewalt, nach wichtigen Siegen über die Spanier und vortrefflicher Bildung des Heeres, griff Hannibal das den Römern verbündete Sagunt an (3765), und eröffnete hiedurch den heiß begehrten Krieg. Wahr! es geschah solches gegen die Traktate: aber mit welcher Stirne konnte Rom, das alle Rechte verlezte, auf das geschriebene pochen? Kein allzuharter Friede dauert länger als die Ohnmacht des Gedrückten, und gegen Attentate, wie die Wegnahme Sardiniens war, gilt ohne Verjährung das Recht der Rache.

Rom, mit dem zweiten illyrischen Kriege beschäftigt, suchte Sagunt durch Unterhandlung zu retten. Aber Hannibal, troz eines heldenmüthigen Widerstandes, eroberte und zerstörte die verzweifelnde Stadt. Rom, da ihm die Auslieferung des Friedenstörers verweigert ward, erklärte feierlich den Krieg.

Hannibal, dessen großer Plan auf Vernichtung des Todfeindes ging, hatte desselben eignes Land zum Schauplaz des Kriegs ersehen. Mit einem mäßigen, aber durch ihn begeisterten Heere zog er, die kriegerischen Völker Spaniens niederwerfend, an die Pyrenäen, überstieg deren finstere Scheitel, drang durch Gallien, das von streitbaren Horden wimmelte, sezte über den wildschäumenden Rhodan und kam an das Alpengebirg. Ueber dasselbe — nicht auf längst betretenen Wegen über den niedern Fuß der Seealpen, sondern über die grausenvolle Penninische Höhe (*), deren Schrecken vor ihm noch selten ein Wanderer, niemals ein Heer getrozet; nicht mit leicht beweglichem Fußvolk allein, wie vielleicht gallische Heerhaufen früher gethan, auch mit Schwerbewaffneten, mit Pferden und Elephanten; nicht mit gutem Willen der Thalbewohner umher, sondern unter steten Angriffen wilder, der Gegend kundiger Feinde; endlich nicht im hohen Sommer über meist freien Boden, nein, unter den durch die rauhe Jahrszeit (im November) vervielfältigten Schrecknissen einer ungebändigten, tödtenstarren Natur — ging sein kühner fünfzehntägiger Marsch in das Land der Tauriner, deren erstürmte Feste (Turin) ihm den ersten Stüzpunkt in Italien gab. Niedrige — durch Uebertreibung wirklich beleidigende — Schmeichelei hat diesem unsterblichen, erstaunenswürdigen Marsch den Zug eines neuen — durch andere Thaten großen Helden — verglichen. Ein einziger Blick auf den Unterschied der Zeiten und Umstände, Hilfsmittel und Hindernisse zeigt die Abgeschmacktheit der Vergleichung.

§. 24. Geschichte bis zur Schlacht bei Cannä.

Mit 59,000 Mann war Hannibal über die Pyrenäen gegangen. Als er in Italien ankam, blieben ihm noch 20,000 Mann Fußvolk und 6000 Reiter. Damit griff er Rom an, das, nach Polybius, über 150,000 Bürger in den Waffen hatte, und in ganz Italien überhaupt an 800,000 Streiter zählte.

(*) Alpes Penninae, der große St. Bernhard. Nach Andern der Mont-Cenis (Alpes Grajae) oder auch der Viso (Alpes Cottiae).

Aber Hannibal hoffte auf die Hilfe der mißvergnügten italischen Völker, zumal der kaum besiegten Gallier, welche auch vor seiner Ankunft schon die Kolonien von Cremona und Placentia vertrieben hätten. Um diesen Völkern Muth zur Empörung zu geben, dazu waren schnelle Siege nöthig. Also zog Hannibal rasch hinab an den Tessino, schlug allda den Consul Corn. Scipio, welcher aus dem jenseitigen Gallien, wo Hannibal ihm ausgewichen, eilig zurückgekommen war, in einer ersten Schlacht; bald darauf an der Trebia ihn und Sempronius, den andern Consul, auf entscheidende Weise; endlich am Thrasimenischen See (Lago di Perugia) in Hetrurien, wohin er durch einen mühevollen Marsch über die Apenninen gegangen, den vermessenen neuen Consul Flaminius (3767) fast zur Vernichtung des Römerheeres. Jezt treten die Gallier meist auf seine Seite, die Bundesgenossen wanken; Rom, erschüttert, aber nicht verzagt, wirbt neue Legionen und ernennt einen Diktator.

Dieser, Q. Fabius Maximus, ein wohlerfahrner bedächtlicher Mann, erkannte in dem Ungestüm seiner Vorgänger die Ursache des Unglücks. Daher, anstatt mit frischgeworbenen Truppen Hannibals sieggewohntem Heer in offenem Feld zu stehen, anstatt das Schicksal des Staates dem Wagestück einer lezten Schlacht zu vertrauen, zeigte er seine Kunst in Märschen und Stellungen, womit er den, im fremden Land mit vielen Nachtheilen ringenden Feind hinhielt, ermüdete, erschöpfte, und den Seinen neuen Muth und Uebung gab. Von ihm wurde mit Wahrheit gesagt: „Hic unus homo nobis cunctando restituit rem.“ Wie unzufrieden der römische Pöbel mit diesen Maaßregeln gewesen, wie auch beim Heere Minutius dem Diktator getrozt, von ihm sich abgesondert, dann aber, als dieser ihn aus der Gefahr errettet, seinen Fehler edelmüthig getilgt habe — Dies, mit noch vielen romantischen Scenen, hat Livius vortrefflich beschrieben.

Für's folgende Jahr (3768) wurden Consuln gewählt, der weise Paulus Aemilius, durch Tugenden noch mehr als durch den alten Adel glänzend, und der Mann des Pöbels (welche Charakterisirung jedoch den Verdacht des Partei-Hasses an sich trägt), der tollkühne Terentius Varro. Hannibal, welcher von dem Charakter seiner Gegner so gut als von den Eigenheiten jedes Locals Vortheile zu ziehen verstand, brachte den leztern, gegen seines Kollegen Willen, zur Schlacht. An den Ufern des Aufidus(*), bei dem Flecken Cannä wurde sie geliefert, die verderblichste für Rom in seiner ganzen Geschichte. An diesem Tage fielen 45,000 Bürger, es fielen 80 Senatoren, viele Consularen und Staatsbeamte, und die Blühte der Ritterschaft. Aemilius Paulus nahm einen schönen Tod, Terentius Varro die Flucht. Dennoch ging ihm der Senat — um des Volkes Muth zu erhalten — dankend entgegen, dafür, daß er am Heil des Vaterlandes nicht verzweifelt.

§. 25. Folgen desselben.

Dies war das Zenith von Hannibals Glück und Ruhm. Das erste begann jezt zu sinken, der zweite nie. Zwar werfen ihm Viele vor, daß er nach dem großen Sieg nicht schnell, wie Maharbal wollte, das Kapitol gestürmet: und in der That ist es ein wichtigeres Talent, Siege zu benüzen als Schlachten zu gewinnen; aber daß der Tag bei Cannä ohne entscheidende Folgen

(*) Gleich nach der Thrasimenischen Schlacht war Unteritalien der Schauplaz des Krieges geworden.

blieb, lag wohl in den Umständen, und nicht in Hannibals Schuld. Mit 26000 Mann war er von den Alpen hinabgestiegen, und hatte seitdem, außer der gallischen Hilfe, keine bedeutende Verstärkung erhalten. Wie konnte er nun, im dritten Feldzuge, nach so vielen Gefechten und vier großen Schlachten, stark genug seyn, das zwar bluttriefende, aber noch immer an Volk und Waffen reiche Rom anzugreifen; Rom, dessen eigenthümlicher Charakter darin bestand, nach Unfällen am furchtbarsten zu seyn? Daher, um nicht die Frucht der Siege durch Verwegenheit zu verlieren, beschloß Hannibal, bevor er das Größte wagte, durch Gewinnung der römischen Bundesgenossen sich zu verstärken, und karthagische Hilfe zu erwarten. Auch fielen jezt die meisten Völker des untern Italiens ab von dem längst gehaßten Rom. Solches that auch Campanien mit seiner Hauptstadt Capua. In diesem schönen, von der Natur überreich begabten Lande (*), dessen schwelgerische Einwohner keine Kunst höher als jene des Genusses schäzten, nahm Hannibal die Winterquartiere. Unmäßigkeit und Wollüste entnervten daselbst seine Krieger: nach geschmecktem Ueberfluß schienen Entsagung und Mühseligkeit unerträglich.

Aber vergebens begehrte Hannibal Verstärkung von Karthago. Hanno beharrte bei seiner Anfeindnng des Barkinischen Hauses, und da dieses auf den Krieg seine Größe baute, so erhob jener sich mit der ganzen Macht seiner Partei gegen Hannibals Begehren, und drang darauf, daß man den Frieden schließe. Seine Besorgnisse wie seine Wünsche waren nicht ungerecht. Eine aufrichtige Aussöhnung mit Rom unter billigen Bedingungen, die jezt möglich schien, hätte Kartahgo über die Gefahr des wechselnden Kriegsglückes erhoben, und seinen übermächtigen Feldherrn zu bürgerlichem Gehorsam zurückgebracht. Aber Rom wollte keinen Frieden (Hannibals Gesandte wurden nicht einmal gehört). Daher mußte es mit allen Kräften bekriegt, und ganz erdrückt werden, wenn Karthago bestehen sollte In dieser Lage war die — wiewohl der Freiheit gefährliche — Gewalt des Feldherrn das kleinere Uebel. Mochte er sich zum Tyrannen aufwerfen, die Republik konnte aus vorübergehender Bedrückung von Neuem erstehen; aber die Wiedererstarkung Roms brachte Karthago Verderben.

Hannibal hoffte die Hilfe, die er nicht unmittelbar von Karthago bekam, aus Spanien zu erhalten; und sein Einfluß war mächtig genug, dem großen Plan, welchen er hierüber entworfen, die Billigung des Senates zu verschaffen. Sein Bruder Hasdrubal sollte mit dem Heer, welches in Spanien schon den Römerkrieg gelernet, auf den von ihm selbst gebahnten Weg nach Italien ziehen; frische Truppen sollten aus Afrika nach Hispanien gehen. Aber der Lauf des Krieges daselbst hinderte die Erfüllung dieses Planes bis in's neunte Jahr nach der cannensischen Schlacht, und Hannibal blieb diese ganze Zeit über auf die Hilfe beschränkt, welche sein eignes Genie theils in der Nähe bei den italischen Völkerschaften, theils auswärts in Sicilien und Macedonien durch Unterhandlung und Bündniß zu finden wußte.

Eine kräftigere Hilfe fand Rom in der Weisheit seines Senates, in dem standhaften Muth der Bürger und in Scipio's Heldenseele. Der Senat, unter dem Schrecken der Menge voll Ruhe und Festigkeit, und

(*) Omnium non modo Italia, sed toto orbe terrarum, pulcherrima Campaniae plaga est. Nihil mollius coelo, nihil uberius solo: ideo Liberi Cererisque certamen dicitur. Florus.

bald durch den heroischen Eifer der Tribus unterstüzt, ordnete die Vertheidigungsanstalten, füllte den Schaz durch freiwillige Beiträge, bewaffnete 8000 Sklaven und bildete in der Stadt allein vier neue Legionen und eine zahlreiche Reiterei. Aber bei dem allgemeinen Enthusiasmus glänzte noch vor Allen, in Wort und That, wie durch eine höhere Begeisterung, der junge Scipio hervor; er, der Retter seines Vaters in der Schlacht am Ticinus, und bestimmt, des Vaterlandes Retter gegen Hannibal zu seyn. Rom, so oft verwerflich und hassenswerth durch den Mißbrauch des Glückes, erscheint als ehrwürdiges Vorbild in Zeiten der Noth. Das Unglück bei Cannä schien dessen Kräfte verdoppelt zu haben. Von diesem Augenblick wandte sich der Sieg. Marcellus überwand Hannibal zum erstenmal bei Nola, und Rom hatte Kräfte genug, um noch außer Italien, in Sicilien, Sardinien, Macedonien und Spanien zu streiten.

§. 26. Krieg außer Italien.

In Sicilien hatte Hiero mit unverlezter Treue Roms Partei gehalten. Als er starb (3769), trat Hieronymus, sein Enkel, auf die karthagische Seite. Die römischen Schriftsteller schildern ihn darum als einen lasterhaften Prinzen. Die Gesinnung des Volks in Syrakus war getheilt, doch die römische Partei die stärkste. In einer schrecklichen Empörung wurde Hieronymus mit allen Kindern und Verwandten des großen Hiero ermordet. Gleichwohl behielt unter heftigen Bewegungen, deren Seele Hannibals Agenten waren, und nach wiederholtem blutigen Wechsel, die Partei Karthago's die Oberhand. Krieg mit Rom, und die Belagerung Syrakusens durch Marcellus waren die Folge davon. Erst im dritten Jahre, nach vielfältigem Verlust der Römer (größentheils durch Archimedes Maschienen und Brennspiegel (?) veranlaßt), ging die Stadt durch Sturm über, und erlitt ein trauriges Schicksal. Ganz Sicilien wurde jezt eine römische Provinz.

Auch Sardinien, wo anfangs die Karthager mit Erfolg gestritten, wurde von Manlius wieder gewonnen.

In Macedonien hatte Philipp II. bald nach der cannensischen Schlacht mit Hannibal ein Bündniß geschlossen. Der illyrische König Demetrius, welchen die Römer vertrieben, war dabei vorzüglich thätig gewesen. So vielversprechend dies Bündniß war, so zog doch Hannibal davon geringe Frucht. Die Aetolier beschäftigten Philipps Waffen. Rom sandte ihnen nur wenige Unterstüzung, und vermochte den König durch schlaue Nachgiebigkeit zu einem Frieden, welchen es bei besserer Gelegenheit zu brechen sich vorbehielt.

Ernsthafter war der Krieg in Spanien, auf welchem Karthago noch mehr Wichtigkeit als auf jenen Italiens zu sezen schien. Cnejus Scipio, der Bruder des Publius, welcher am Ticinus unglücklich gestritten, gieng schon im ersten Jahr des Krieges dahin, und bald folgte ihm auch der Leztere. Viele Schlachten, mit verschiedenem Glück, doch im Ganzen für Rom günstig, wurden geliefert. Sagunt erhob sich wieder aus der Asche, und vieles Land wurde Karthago entrissen. Aber im achten Jahre des Krieges (3772) erlitten beide Brüder eine völlige Niederlage, und darin den Tod. L. Marcius, der mit den Trümmern des Heeres einen unglaublichen Sieg erfocht, gab einigen Trost, der vier und zwanzig jährige P. Cornelius Scipio entschiedenen Triumph. Dieser ausserordentliche Mann, an Kriegs-

ruhm von keinem Feldherrn übertroffen, zugleich von sanften Sitten und freundlichem Gemüth, überlegenen Geistes, und wie geboren zur Völker-Beherrschung, aber noch größer durch Beherrschung seiner selbst, voll Liebe zur Wissenschaft und zu allem Guten, einer der vortrefflichsten Menschen, gab durch das einzige Gewicht seiner Größe, das er in Roms Wagschale legte, den Ausschlag. Die bewunderungswürdige Eroberung Neukarthago's an einem Tage gründete der Römer Herrschaft in Spanien; viele Siege erweiterten, und die freiwillige Unterwerfung der Völker, durch die Verehrung für Scipio's Tugenden bewirkt, befestigte sie. Vollständig in dem karthagischen Theile von Spanien wurde sie gemacht durch Hasdrubals jezt endlich in's Werk gerichteten Zug nach Italien.

§. 27. Hasdrubal geschlagen.

Von diesem Zug hing das Schicksal Hannibals, und daher Karthago's ab. Der Sieger bei Cannä hatte seither, aus Mangel an Unterstüzung, sich auf den Vertheidigungskrieg beschränkt. Ungeachtet er die ihn drängenden Römer noch in vielen Treffen schlug (in einem derselben blieb der tapfere Marcellus), so wurde doch auch Er öfters geschlagen, und zusehends sank sein Glück. Capua und Tarent gingen verloren, und ohne Erfolg führte Hannibal sein Heer von Rom. Aber als Hasdrubal mit großer Macht über die Alpen stieg, erneuerte sich der Schrecken. Der Consul Livius Salinator zog ihm entgegen; sein Kollege Claudius Nero stand in Apulien gegen Hannibal. Plözlich, und diesem unbemerkt, führte er sein Heer in Eilmärschen nach Oberitalien, vereinte sich mit Livius und zwang Hasdrubal bei Sena am Metaurus zur Schlacht (6777). Sie war schrecklich, eine Schlacht der Vertilgung. Hasdrubal, nachdem er jede Pflicht des Feldherrn und des gemeinen Streiters erfüllt, aber die Niederlage der Seinen gesehen hatte, starb, als würdiger Sohn Hamilkars und Hannibals Bruder. Sein Haupt wurde, wie Livius erzählt, in Hannibals Lager geschleudert; und wohl mochte diesem bei solchem Anblick eine innere Stimme weissagend Karthago's Unglück verkünden, wenn er auch — wie wir ihm zutrauen können — zu klug war, durch laute Klagen den Muth des Heeres zu tödten.

Von dem an zog sich Hannibal nach Bruttien, in den äußersten Winkel Italiens zurück, und schreckte Rom mehr nur durch seinen Namen als durch seine Macht. Ein neues Hilfsheer unter Mago rückte heran, und wurde geschlagen (3778). Der italische Krieg blieb jezt Nebensache.

§. 28. Scipio. Schlacht bei Zama.

Die Augen der Völker richteten sich auf Scipio, welcher zum Lohn seiner Großthaten, und weil an seinen Namen das Glück gefesselt schien, vor dem gesezmäßigen Alter zum Consul gewählt ward. Er sollte nach Sicilien, und von da, wenn es ihm nüzlich däuchte, nach Afrika gehen (3780). Schon früher hatte eine römische Flotte dessen Küsten geplündert, und schon von Spanien aus hatte Scipio mit numidischen Fürsten wichtige Verbindungen geschlossen. Anfangs Syphax, Fürst der Massäsyler, und, als diesen die Liebe zu Hasdrubals schöner Tochter, Sophonisbe, auf karthagische Seite führte, Masinissa, König der Massyler, der ihr Verlobter gewesen, ergriffen die Waffen für Rom. Der Lezte, welchem Syphax Braut und Land geraubt, stieß, als Scipio

bei dem schönen Vorgebirg gelandet, mit wenig Reitern zu ihm. Jezt wandte sich das Glück. Scipio und Lälius — schon früher hatte dieser Hippo gewonnen — schlugen die Karthager. Masinissa besiegte Syphax völlig, und nahm ihn gefangen. Die Geschichte Sophonisbens, wie nach dem Unglück ihres Gatten Masinissa abermal durch ihre Schönheit gerührt worden, sie zur Gemahlin erklärt, bald darauf aber der Freundschaft Roms geopfert, endlich die heroische Fassung, womit Sophonisbe den ihr zum Brautgeschenk gereichten Giftbecher getrunken — alles dieses ist von hohem, tragischem Interesse.

Unaufhaltsam verfolgte Scipio seinen Siegeslauf. Vergebens suchen die Karthager durch Waffen, vergebens durch Unterhandlungen den Sturm zu beschwören. Keine Hoffnung als Hannibal ist ihnen geblieben. Man ruft ihn aus Italien zurück. Seufzend verläßt der Held diesen Schauplaz sechszehnjähriger Thaten, das so standhaft behauptete Aerntefeld unsterblichen Ruhms. Auch die Freudenfeste, welche Rom über seinen Abzug feierte, sind Monumente seiner Größe. Bei seiner Ankunft in Afrika erhebt sich der Muth der Karthager; die Flüchtlinge, die Zerstreuten, sammeln sich um ihn; das Heer lagert bei Zama.

Ein großes Verhängniß war an die kommende Schlacht geknüpft. Hannibal fühlte es, suchte ihm auszuweichen, und bot den Frieden unter schweren Opfern. Alles karthagische Land, außer Afrika sollte der Römer seyn. Aber Scipio, voll Zuversicht des Sieges, verwarf diesen Frieden. Im 552sten Jahr der Erbauung Roms (3782), zwei hundert und zwei Jahre vor Christi Geburt, stritten die beiden größten Feldherrn ihrer Zeit — und vielleicht aller Zeiten — jeder um den höchsten Preis des Ruhms, der Herrschaft — ja des Daseyns — für sich und sein Volk. Aber die Wichtigkeit dieser Betrachtungen, welche die Soldaten Scipio's gleich tief mit ihrem Feldherrn empfinden mochten, konnte auf die vermischte Schaar von Miethlingen in Hannibals Heer von keiner Wirkung seyn. An Truppenzahl und Waffen, an Talent und Muth waren sich die Heerführer gewachsen. Scipio hatte für sich die Begeisterung seiner Truppen und den ungeschwächten Glauben an sein gutes Glück. Hannibal, welcher die Schlacht als großer Feldherr geordnet, verlor dieselbe und mit ihr die Hoffnung. Er selbst entkam mit Noth und rieth Karthago zum Frieden, auf jede Bedingung. An diesem Tag wurde die Herrschaft Roms begründet. Es war geschehen um die Freiheit der Welt.

§. 29. Friede. Seine Folgen für Karthago.

Die Bedingungen des Friedens, wie Scipio sie vorschrieb, und Karthago nothgedrungen, Rom aber nicht ohne Widerspruch annahm, verurtheilten jenes zu fast unvermeidlichem Verderben. Zwar blieb den Karthagern ihre Stadt und Verfassung und ihr altes Gebiet in Afrika. Aber was sie auswärts besaßen, insbesondere Hispanien, fiel an Rom. Dazu mußte Karthago — nebst mehreren minder wichtigen Punkten — seine Kriegsschiffe bis auf 10 (*), seine Elephanten alle, mit dem Versprechen,

(*) Fünf hundert Schiffe wurden ausgeliefert, und durch Scipio verbrannt. Zwar war der zweite punische Krieg ein Landkrieg, und das Barkinische Haus nur durch diesen groß. Gleichwohl ist unerklärbar, warum Karthago von seiner Seemacht gar keinen Gebrauch — nicht einmal zur Vertheidigung Afrika's — gemacht.

keine mehr zum Krieg abzurichten, ausliefern; es sollte in 50 Jahren 10,000 Talente bezahlen, dem König Masinissa zurückgeben, was für Land es ihm oder seinen Vorfahren entrissen, keinen Krieg mehr ohne Bewilligung der Römer führen, dagegen diesen auf Verlangen Hilfe leisten, und 100 Geißeln zur Bürgschaft der Treue stellen.

Nicht die ungeheure Geldbuße, als welche — bei schnell wieder erblühendem Handel — Karthago schon im zehnten Jahre ganz zu bezahlen sich anbot; nicht der Verlust Hispaniens, so empfindlich derselbe für die Finanzen wie für die Heere Karthago's seyn mußte, selbst nicht die Aufopferung der Seemacht — als welche damals weit weniger Gewicht als heute gab — war es, was Karthago verdarb. Das Versprechen, ohne Roms Erlaubniß keinen Krieg zu führen, welches eine völlige Dahingebung in der Feindin Gnade war, und die schwankende Klausel zu Gunsten Masinissa's, bewirkten seinen Ruin. Dieser geschickte, ländersüchtige und gewissenlose Prinz mochte nun ungestraft die Karthager necken, unter schlechten Vorwänden ihnen eine Provinz nach der andern entreissen (wie er wirklich mit der reichen Provinz Emporia, mit Tyska u. a. that), und wenn sein Uebermuth und die parteiische Vermittlung Roms die Karhager endlich zu einem verzweifelten Schritte brachte, der lauernden Feindin bequemen Anlaß zu neuem Bruche geben.

Zu dieser traurigen Lage der äußern Verhältnisse gesellten sich — unausweichlich nach Allem, was vorangegangen — innere Zwietracht und Parteiwuth. Zwar Hannibal, ungeachtet er Fremdling in Karthago seit seinem Knabenalter war, und ungeachtet Rom seine Entfernung vom Kommando der Armee bewirkte, gelangte durch den Glanz seines Verdienstes und die Macht seines Hauses zur höchsten Magistratur der Republik, und brachte eine wohlthätige Reform durch Stürzung der Oligarchie der Hundertmänner, und durch eine bessere Ordnung der Finanzen zuwege. Aber die alte Hannonische Partei — aus Leidenschaft gegen das Barkinische Haus, wurde sie sogar römisch gesinnt — durch den Beistand Derjenigen gestärkt, welche Hannibals Reform getroffen, verschwor sich gegen ihn; und der größte Mann, welchen Karthago jemals gezeugt, wäre an Rom ausgeliefert worden, hätte er nicht durch die Flucht nach Asien sich gerettet. Wir werden ihn dort als unermüdeten Feind der Römer ein tragisches Ende nehmen, Karthago aber nach kurzer Frist, unter stetem inneren Kampf, durch Masinissa's nie rastenden Haß und Roms tückische Grausamkeit fallen sehen.

§. 30. Für Rom. Römische Politik.

Roms Geschichte nach dem zweiten Frieden mit Karthago nimmt einen durchaus veränderten Charakter an. Was es bis dahin gewonnen, hatte es meist gegen gleich starke, zum Theil gegen überlegene Feinde in langem mühe- und gefahrvollen Kampf errungen. Jetzt fand es keinen seiner Macht gewachsenen Gegner mehr, und ging mit Riesenschritten fort zur Herrschaft der Welt. Zwar, was Ein Staat allein nicht vermochte — die Besiegung Roms — wäre durch Verbindung mehrerer möglich gewesen. Daß aber solche nicht entstände oder nicht wirksam würde, dafür sorgte die römische Politik. Diese — welche gefährlicher war als die Kriegsmacht — und die allgemeine Weltlage in dieser höchst merkwürdigen Zeit, fordern eine genauere Beleuchtung.

Die römische Politik, da sie größtentheils in den Händen des perennirenden Senates war, mußte — wie wir schon oben (§. 14.) bemerkt haben — hiedurch, und nach dessen ganzer Einrichtung, eine Consequenz, Beharrlichkeit und Gründlichkeit erhalten, wie bei keiner andern, weder demokratischen noch monarchischen Leitung dieser Geschäfte wäre möglich gewesen. Auch finden wir in Rom vom Anfang des Staates bis auf Augustus Zeit dieselben Grundmaximen der Politik in Zweck und Mitteln herrschend: nur daß sie in spätern Zeiten, als auf größere Gegenstände angewendet und in einer weitern Sphäre wirksam, auffallender und wichtiger werden.

Des Grundsazes, „niemals Frieden zu schließen, als wenn man gesieget“, ist schon oben (§. 4.) erwähnt. Der zweite, „aus jedem Krieg die Mittel zu weitern Kriegen zu ziehen“, wurde auf verschiedene Weise, anfangs durch Einverleibung der Besiegten, darauf durch Allianz mit denselben, endlich durch völlige Unterwerfung der Völker in Ausübung gesezt. Das System der Einverleibung (jenes der Kolonien hatte ähnliche Wirkung) wurde in der Anwendung aus engherzigen Gründen des Stolzes und des Egoismus nach Möglichkeit beschränkt. Desto größern Umfang hatte das System der Allianzen.

Nicht nur die Socii latini und italici nominis, welche, wie wir oben sahen (§. 13.), durch ewige und engere Bande mit Rom verknüpft, ihr Blut fortwährend für dessen Herrschaft vergossen; auch auswärtige Völker und Mächte, aber nach verschiedenen Verhältnissen, wurden in dieses System, bald mit ihrem freien Willen, bald durch Zwang gebracht. Selten wurde ein Friede geschlossen, wo nicht der Besiegte zugleich zum Bund mit Rom sich zu bequemen hatte. Sogar, wenn er für eigenes Interesse nicht mehr kriegen durfte, mußte er's doch zum Dienst des Siegers thun. Eben so zahlreich und wichtig waren die freiwilligen Alliirten, welche man durch mancherlei Mittel zu gewinnen wußte, und von denen die meisten selbst das römische Bündniß suchten, denn sie erhielten dadurch eine mächtige Hilfe zur Vertheidigung und zum Angriff gegen ihre nähern Feinde, wogegen sie freilich auch die römischen Interessen zu verfechten hatten. In solche Allianz wurden vorzugsweise die schwächeren Staaten aufgenommen, die etwa von stärkeren bedrängt waren, und über der nähern Gefahr der entfernteren vergaßen. Hatte man mit ihrer Hilfe die mächtigern gestürzt, so vergrößerte man jene durch das, was man diesen geraubt, wodurch sie noch tüchtigere Werkzeuge zur Beängstigung, zur Bekriegung und zur Erniedrigung der starken wurden. Auch ließ man ihnen das Geschenkte so lange, als man ihrer bedurfte, oder sie schonen zu müssen glaubte. Zur gelegenen Zeit fanden sich Vorwände genug, die prekären Verleihungen zurückzunehmen, und die Alliirten selbst zu verschlingen. Ueberhaupt war jede Allianz mit Rom die Grundlage einer Abhängigkeit, von der man sich nimmer befreite. Alle Bundesgenossen (außer Italien) hörten damit auf, in Güte oder mit Gewalt — Unterworfene zu werden.

Alsdann wurden ihre Länder zu Provinzen gemacht, welches schon früher das Loos aller gewonnenen Feindesländer gewesen, welche zu behaupten man sich getraute. Solche Provinzen wurden nicht nach den Grundsäzen der bürgerlichen, sondern nach jenen der herrischen Gewalt verwaltet; sie waren nicht Theile, sondern Eigenthum des römi-

schen Staates, welcher nach Willkür über alle Hilfsquellen derselben an Geld und Menschen verfügte.

§. 83. Fortsezung.

Damit aber diesen gesammelten Streitkräften es niemals an nüzlicher Anwendung fehlte, und dagegen den Feinden Roms zum Widerstand weder Muth noch Vermögen bliebe, dafür war durch andere und nicht minder wirksame Maximen gesorgt.

Die römische Politik war niemals darüber verlegen, Ursachen der Kriege zu finden. Entweder waren es zwei streitende Völker, zwischen welchen man als Vermittler, Schiedsrichter, oder auch als Alliirter des schwächern auftreten konnte; oder es gab Empörungen in einem Reich, es gab Familienzwist in königlichen Häusern, feindselige Parteien in Freistaaten. Der schwächere Theil bewarb sich oft selbst um äußere Hilfe, oft mengte man sich ungebeten ein. Manchmal schlug man abwechselnd auf beide Parteien los, oder verkaufte beiden seinen Beistand (*); allenthalben aber maaßte man sich das Recht der Einsicht und auch des Urtheils an. Wiederholte Anmaaßungen schienen zulezt ein Recht wirklich zu begründen; die Völker unterwarfen sich Rom, wie Montesquieu sagt, ohne eigentlich zu wissen warum, und es schien genug, von ihm gehört zu haben, um demselben unterworfen zu seyn. Wenn aber durchaus kein Vorwand zum Bruch, durchaus kein Gegenstand einer Forderung da war, so gab der Uebermuth der Gesandten Anlaß zu Beleidigungen, und diese zum Krieg. Man schmiedete wohl auch Testamente, oder ließ von blödsinnigen Fürsten sich Reiche wie Privaterbschaften vermachen. Endlich wurde man schamlos ohne allen Anlaß genug, die Einziehung von Ländern zu dekretiren, wenn deren Erwerbung nüzlich schien.

Damit kein Widerstand gegen solche Attentate und keine Rache derselben weder durch einzelne Mächte, noch durch Coalitionen möglich werde, hatte man die Kunst der Theilung, der Hemmung und der Vernichtung der Feindeskräfte zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Keine andere Politik hat mit so trefflichem Erfolg, als die römische, den großen Wahlspruch: „*divide et impera*“ in Vollziehung gesezt. Keine hat so gut verstanden, den Samen der Zwietracht in den Schooß der einzelnen Staaten und zwischen verschiedene Völker zu streuen, keine so gut, die aufkeimende Pflanze zu nähren, zu pflegen und von ihr Früchte zu ziehen. Auf dieselbe Art wie früher Latium und Hetrurien, fielen nachmals Macedonien und Griechenland, Kleinasien und Syrien: durch Isolirung der Mächte und einheimische Entzweiung. Selten kamen Bündnisse gegen Rom zu Stande; denn die Schrecken, womit es die Ueberwundenen bedrohte, hielten Fürsten und Völker ab, in die verhängnißvollen Schranken zu treten, wenn nicht die allernächste und äußerste Gefahr sie drängte. Schien gleichwohl eine Coalition sich bilden zu wollen, dann beschwor Roms allsehende, überall thätige Politik das Ungewitter, je nach den Umständen, durch Versprechungen, Drohungen, oder Aufhezung Eines gegen den Andern. Alsdann war man bescheiden

(*) Man hatte, nach Montesquieu's derbem Ausdruck, nicht einmal die Gerechtigkeit der Schelme, die selbst bei Verbrechen mit einer gewissen Ehrlichkeit zu Werke gehen. S. Montesquieu sur les causes de la grandeur et de la décadence de Romains. Ch. VI.

und nachgiebig. Man räumte kleine Vortheile ein, beruhigte so den Einen, indessen man den Andern vereinzelt erdrückte, und kehrte darauf zur Bestrafung des Ersten zurück. Man gab sich das Ansehen der Mäßigung bei der unersättlichsten Herrschsucht. Nicht für sich selbst, nur für die Bundesgenossen und für die Freiheit der Völker schien man zu kämpfen und zu siegen. Dankbarkeit der Beschüzten, der Befreiten entfernte das Mißtrauen. Kein Schritt mehr geschah ohne Roms Willen, und unmerklich ging das Ansehen der Beschüzerin und Vormünderin in Herrschaft über.

Schloß man einen Frieden, so enthielt er sicherlich den Samen eines neuen Krieges, den man bei gelegener Zeit wieder erhob. Auch waren immer Bedingungen dabei, welche des Gegners bleibende Entkräftung bewirkten. Er mußte seine Seemacht zerstören, seinen Bundesgenossen, ja oft dem Recht des Krieges entsagen, und sein Schaz wurde durch schwere Contributionen erchöpft. War dann die Zeit gekommen, da man ihn vertilgen wollte, so erpreßte man von dem Geängstigten die Auslieferung der Festungen, der Waffen u. s. w., und wenn er ganz wehrlos war — so erdrückte man ihn.

§. 32. Allgemeine Weltlage.

Aber bei aller Furchtbarkeit der römischen Waffen, und bei der noch größern Furchtbarkeit der römischen Politik, wäre gleichwohl die Weltherrschaft entweder gar nicht, oder doch langsamer und nach schwererem Kampf errichtet worden, hätten nicht die innern und äußern Verhältnisse aller damaligen Staaten ihr Aufkommen begünstigt. Diese allgemeine Weltlage wollen wir vorläufig im Ganzen betrachten; dann kann die Erzählung der einzelnen Eroberungen rascher und verständlicher seyn. Auch werden aus solcher Erzählung von selbst die Beweise und Beispiele Desjenigen hervorgehen, was in den beiden vorigen Paragraphen im Allgemeinen gesagt ist.

Außer dem mittleren und unteren Italien, dem Hauptsiz der römischen Macht, waren derselben auch Sicilien, Sardinien (nebst Korsika und den kleinern Inseln), das cisalpinische Gallien und die beiden Hispanien — das dies- und jenseitige — als Provinzen unterthan. Doch sezten Ligurien, Istrien und andere Strecken Oberitaliens, weit mehr aber Hispanien, den Widerstand fort und beschäftigten die Legionen. In Westen lag Karthago darnieder, und Masinissa von Numidien war durch Politik sowohl als durch Freundschaft an das römische Interesse gebunden. In Norden konnten die vereinzelten gallischen Horden, und was sonst, noch namenlos, jenseits der Alpen herumschwärmte, wenig schrecken. In Osten bildeten die macedonischen Reiche ein eigenes und wichtiges Staatensystem: stark durch Ausdehnung und Volkszahl, aber in sich selbst die Keime der Zerstörung tragend, und bis jezt fast ohne Verkehr mit dem Abendland.

Von den vier Hauptmächten dieses Staatensystems war das eigentliche Macedonien durch seinen Namen, durch die natürlich feste Lage des Landes und den soldatischen Geist der Einwohner, endlich durch das vergleichungsweise höhere Talent seines Königs (Philipp) von Gewicht. Aber sein beschränkter Umfang, und die feindselige Stimmung fast aller Nachbarn, hinderten es an großen Entwürfen; die griechischen Angelegenhei-

ten beschäftigten fast ausschließend seine Politik und seine Kraft. Auch hatte Philipp durch Tyrannei und Wortbrüchigkeit seinen Kredit geschwächt.

Griechenland, nach seiner Lage und seinem Reichthum, nach der Zahl und dem Geiste seiner Völker, hätte unüberwindlich seyn mögen, wäre es einig gewesen. Aber eine tödtliche Feindschaft herrschte zwischen den Aetoliern und Achäern. Die Böotier und andere, mehr aber noch die Spartaner, dachten nur für sich; und, ungeachtet so vieler erlittenen Demüthigungen, wiegte Alle der Stolz und die Rückerinnerung an die glorreiche Vorzeit in eine gefährliche Sicherheit ein. Sonst war Aetolien und Sparta gegen Philipp, Achaja von ihm abhängig.

Ein großes und herrliches Land, voll Menschen und Geld, die Hauptmasse von Alexanders Eroberungen, war das syrische Reich. Aber der Unwerth seiner Könige und die Weichlichkeit des Volkes hatten es kraftlos gemacht. Antiochus M. gab ihm einiges Leben wieder, ohne seine Grundübel zu heilen. Damals stand es mit Macedonien im Bunde gegen das von Anfang verhaßte Aegypten.

Dieses war schon seit Philadelphus Zeiten den Römern ergeben. Auch bedurfte es deren Schuz, da es, ungeachtet seiner Schäze und seiner Volksmenge, durch die Zerrüttung im königlichen Hause und den frivolen Geist der Einwohner, vorzüglich der Hauptstadt, frühzeitig kraftlos geworden.

Die kleineren Staaten waren damals noch meist im Interesse der Hauptmächte, von denen ihre Lage sie abhängig machte: doch hatten schon Pergamum, Rhodus, Athen u. a. Bündnisse mit Rom geschlossen. Illyrien aber war demselben wegen früherer Mißhandlungen feind.

§. 33. Macedonischer Krieg.

Philipp von Macedonien, der sich frühe mit Hannibal verbunden, war während des punischen Krieges theils durch die Aetolier beschäftigt, theils durch zweimaligen Friedensvertrag hingehalten worden. Nach der Schlacht bei Zama nahm Rom von der Entdeckung mehrerer Macedonier unter dem karthagischen Heer einen scheinbar gerechten Anlaß, den Krieg zu erneuern. Die Aetolier, Athenienser, Rhodier und der König von Pergamum waren mit Rom verbündet. Ohne in Italien zu landen, gingen die afrikanischen Legionen unmittelbar nach Macedonien, fochten zwei Jahre, mit abwechselndem Glück, und schlugen im dritten (3787), unter T. Quinctius Flaminius, Philipps Heer bei Cynoscephalä auf's Haupt.

Dieser Sieg der Waffen, in Verbindung mit jenen, welche schon früher Flaminius ränkevolle Politik — insbesondere durch Gewinnung des achäischen Bundes — über Philipp erhalten, benahm dem Lezten Kraft und Muth zu fernerem Widerstand. Derselbe, dessen Wille vor Kurzem fast in allen Länder südlich am Hämus galt, mußte froh seyn, im Frieden sein Macedonien zu erhalten, mußte allen Anspruch auf die griechischen Länder in Europa und Asien aufgeben, seine Flotte ausliefern, dem Recht auswärtiger Kriege entsagen, 1000 Talente zahlen, und Demetrius, seinen Sohn, als Geißel geben. Von diesem Schlag erholte sich Macedonien nimmer. Die römische Macht war jezt auch in Osten begründet.

Aber zu ihrer Befestigung schien vor Allem die Unterwerfung der Griechen nöthig. Der erste Schritt dazu war, daß man sie frei erklärte. Mit

dankbarem Jubel nahm diese verblendete Nation solche Verkündung auf, welche bei den Isthmischen Spielen Flaminius erlassen (3787), und bedachte nicht, daß, welches Volk anerkennt, durch die Gnade eines andern frei zu seyn, im Grunde dessen Sklave werde.

Die Römer, auf die oben erklärte Weise, streuten den Samen zum Verderben der Griechen aus, durch Vereinzelung der Staaten, durch heimliche Aufhezung Eines gegen den Andern unter dem Schein der Vermittlung, durch Leitung ihrer Geschäfte unter schuzherrlichem und vormundschaftlichem Titel, durch Gewinnung einer Partei in allen Städten, und durch Unterdrückung der Patrioten.

Diese Maaßregeln wurden unterbrochen durch den syrischen Krieg; aber sein Erfolg beförderte ihr Gelingen.

§. 34. Syrischer Krieg.

Antiochus, der sogenannte Große, von Syrien, war schon durch seine Unternehmung auf das mit Rom befreundete Aegypten in ein feindliches Verhältniß gegen jenes gekommen. Durch Besezung der griechischen Städte in Asien, welche Philippus hatte verlassen müssen, und jene des thracischen Chersones gab er zu noch wichtigern Beschwerden Anlaß; endlich bewirkten Thoas und Hannibal den völligen Brand. Jener, Strategus der Aetolier, hatte vermeint, daß diesen zum Lohn für die Hilfe, welche sie Rom geleistet, die Herrschaft über Griechenland gebühre. Die Erklärung der allgemeinen Freiheit täuschte diese übermüthige Hoffnung, und noch sonst fühlten die trozigen Aetolier sich durch den anmaßenden Ton der Römer gekränkt. Unbedachtsam, wie sie den Weg nach Griechenland den Römern gebahnt, riefen sie jezt zu deren Verdrängung den Syrer herbei, und mehrere griechische Staaten, die allmälig die Plane Roms erkannten, vereinten sich mit ihnen. Diese Verhältnisse beobachtete von Karthago aus Hannibal, der nie schlafende Römerfeind, und baute darauf den Plan zur Rache. Sollte wohl Philipp seine Demüthigung verschmerzt haben? — Und was ließ sich nicht erwarten von einer Coalition Karthagos, Syriens, Macedoniens, und der griechischen Völker!

Ein großes Ungewitter drohte über Rom hereinzubrechen; aber seine unermüdliche Politik zerstreute es. Ueberall waren seine Gesandtschaften thätig. Karthago mußte selbst den gefürchteten Hannibal verbannen; Philipp erlaubte man, einige unbedeutende Eroberungen an seiner Grenze zu machen; die Achäer u. a. hielt man durch kleine Gefälligkeiten hin, und selbst Antiochus Hof wurde durch römische Agenten bearbeitet.

Dieser Fürst, würdiger Xerxes Nachfolger als Alexander's zu heißen, verschmähte Hannibal's Plan, den Krieg nach Italien zu spielen, wollte selbst der Führer seiner Truppen seyn, und hoffte unter Festen und Lustbarkeiten einen Römerkrieg zu bestehen. Langsam zogen seine reichgeschmückten Schaaren nach Griechenland, wie zu einer friedlichen Besiznahme. Antiochus selbst ruhte auf Euböa in den Armen der Liebe, indeß die Römermacht unter dem Consul Acilius Glabrio heranstürmte, den Schwelger aus seinem Taumel zu wecken. Vergebens stritten die Aetolier mit altgriechischem Muth, vergebens für Antiochus die Felsen von Thermopylä: Cato umging dieselben, plünderte das syrische Lager; und Antiochus, nach vielem Verlust, eilte nach Asien zurück.

Bald folgten ihm die Römer dahin, nachdem sie in Verbindung der

Rhodier mehreremal seine Flotten geschlagen. L. Scipio, in Begleitung seines Bruders, des Afrikaners, führte jezt das römische Heer. Attalus von Pergamum verstärkte es. Antiochus, sein Schicksal ahnend, sucht den Frieden, und erhält ihn nicht. Sein Uebermuth hat sich in Kleinmuth verwandelt. Bei Magnesia am Sipylus (3794), sieben Jahre nach dem Falle Macedoniens, wurde die Schlacht geliefert, welche das Reich von Seleukus stürzte. Der große Antiochus trat alles Land bis an den Taurus ab, versprach 15,000 Talente an Rom und 400 an Eumenes von Pergamum zu bezahlen, die Anstifter des Kriegs, insbesondere Thoas und Hannibal, auszuliefern, und seinen jüngern Sohn als Geißel zu stellen. Gleich nachher wurden die Aetolier durch M. Fulvius Nobilior völlig bezwungen, und mußten hart für ihren Abfall, zur Warnung aller Bundesgenossen, büßen. Die Galater, welche gleichfalls für Antiochus gestritten, erhielten einen bessern Frieden, da man sich ihrer noch zu bedienen gedachte.

Rom, noch immer den Schein der Herrschsucht meidend, gab das in Kleinasien gewonnene Land an Eumenes. Auch die Rhodier wurden belohnt; verblendete und bestochene Redner priesen die Großmuth der Weltbefreierin.

Vom Atlas bis zum Taurus war der Römer Wort durch Schrecken oder Freundschaft mächtig, und der Verbannte Karthago's, der Flüchtling von Antiochus Hof, der Greis Hannibal, schien ihnen noch fürchterlich. Als seine Entweichung den König Syriens der Niederträchtigkeit enthoben, den Freund auszuliefern, zog er nach verschiedenen Abenteuern zu dem bithynischen Prusias, und führte dessen Krieg gegen Eumenes, der Römer Freund, bis etwa die Zeit käme, gegen Rom selbst von Neuem zu kriegen. Aber eine römische Gesandtschaft verlangte die Auslieferung des sechs und siebzigjährigen Hannibal, welche Prusias nicht zu verweigern wagte. Der Sieger bei Cannä, als die Bewaffneten sein Haus umringten, nahm das Gift, das er schon längst mit sich führte, und starb seiner würdig (3802).

Zwei Jahre früher hatte Scipio, sein Sieger, die Wirkung republikanischen Undanks erfahren. Die Größe des Mannes, welcher sein Vaterland aus dem gefährlichsten Kriege glorreich errettet, welcher in Spanien die königliche Würde ausgeschlagen, und in Rom die beständige Diktatur verschmäht hatte, mußte wohl Neid erregen. Er wurde vor die Volksversammlung gefordert, um einer entehrenden Anklage zu stehen. Mit edlem Troz entzog er sich seinen verachtungswerthen Richtern, und ging nach Linternum, wo er in würdevoller Abgeschiedenheit seine Tage schloß. Auch Lucius Scipio wurde angeklagt, und verurtheilt — ohne allen Grund, wie man später erkannte. — Sein Vermögen wurde eingezogen, und der Sieger Asiens hätte in den gemeinen Gefängnissen sterben müssen, wenn nicht die Intercession eines Tribuns solches verhindert hätte.

§. 35. Der Krieg des Perseus.

Eine neue Coalition schien jezt Rom zu bedrohen, und bereitete ihm nur neue Triumphe. Bald nach der Schlacht bei Magnesia fand Philippus in dem veränderten Ton der Römer Grund genug zur Reue über Antiochus Verlassung. Mit gebieterischem Troz forderte ihn eine römische Gesandtschaft zur Verantwortung auf, über die kleinen Eroberungen, welche er während des syrischen Krieges unter Connivenz der Römer gemacht hatte. Des Königs

schmerzliche Indignation verrieth sein unwillkürlicher Ausruf: „Es sey aller Tage Abend noch nicht gekommen“; aber er erlebte den Zeitpunkt zur Ausführung der Rache nicht.

Wir lesen, daß Demetrius, sein jüngerer Sohn, ein gutgesinnter Prinz, durch den ältern, Perseus, bei dem Vater verläumdet, und auf dessen Befehl hingerichtet worden; später habe dann dieser des Hingerichteten Unschuld entdeckt, und sey vor Gram gestorben. Wenn wir jedoch bedenken, daß „gutgesinnt“ bei den römischen Schriftstellern soviel hieß, als „römisch gesinnt“, und daß den Feind Roms, Perseus, schwarz abzumalen ihr Interesse war, so möchten wir Verdacht gegen die Treue jener Erzählung schöpfen, und den Demetrius, der während seines Aufenthalts in Rom etwa verführt worden war, als ein dem rechtmäßigen Haß Philipps gegen die Feinde seines Reiches, und also nicht ohne Grund geschlachtetes Opfer betrachten. Perseus erbte diesen Haß, und sezte des Vaters Plane, sich zum Krieg gegen Rom zu stärken, durch siebenjähriges Bemühen, jedoch mit unvollständigem Erfolge, fort. Er rief von jenseits der Donau ein teutsches Volk, die Bastarner, in seine Nähe, um sich ihres kräftigen Armes bei dem bevorstehenden Kampf zu bedienen; warb allenthalben in griechischen Städten und Ländern um Anhänger und Freunde, suchte Illyrien, Thracien, Bithynien und Syrien und das ferne Karthago in seine Allianz zu ziehen, und sammelte rastlos Schäze, Waffen und Soldaten. Aber gleich unermüdet und mit besserem Glück arbeitete die römische Politik ihm entgegen. Man ermunterte die Bundesgenossen — die Achäer, Rhodier, Pergamum u. s. w. — zur Treue, hielt die Verdächtigen durch Besazungen, Drohungen oder nähere Feinde im Zaum, schwächte sie — wie die Aetolier, Akarnanier, Böotier u. a. — durch Auflösung ihrer Bündnisse und Unterhaltung der Faktionenwuth; ließ es geschehen, daß Antiochus Epiphanes seine Waffen nach Aegypten trug, und gewann endlich, als der Ausbruch noch zu frühe für das römische Interesse erfolgte, durch einen trügerischen, von Perseus erwirkten Stillstand, Zeit zur völligen Rüstung. Auch nach Erneuerung des Krieges hatte Perseus durch zwei Jahre die Oberhand. Die Völker von Epirus, von Thessalien, von Thracien, nebst vielen fremden Söldlingen (auch 30,000 Gallier zogen heran) stritten für ihn; Gentius von Illyrien (gegen den er jedoch zu karg mit Subsidien war) half ihm mit aller Macht, und die wohlgerüstete Phalanx schien furchtbarer als je. Nach mehreren Siegen der Macedonier bezeugten die Rhodier, bezeugte selbst Eumenes den Wunsch des Friedens, und Perseus mit etwas mehr Nachdruck und Klugheit hätte wohl Beide auf seine Seite bringen mögen. Die Römer hatten zu eben der Zeit gegen die aufrührerischen Einwohner Istriens, Liguriens, Korsika's, Sardiniens und in Spanien zu kämpfen. Endlich erschien Paulus Aemilius mit verstärkter Macht. Numidische, italische, griechische und kleinasiatische Völker waren in seinem Heere; gleichwohl schien dem römischen Feldherrn jedes Hilfsmittel der Vorsicht und Anstrengung und die Erweckung religiöser und patriotischer Begeisterung nöthig, um den Sieg zu sichern. Er selbst gestand nachmals, daß der Anblick der Phalanx, als sie, in der entscheidenden Stunde bei Pydna, in gedrängter Ordnung sich auf die Legionen stürzte, ihn furchtbar erschüttert habe (3816). Aber es war der lezte Tag ihres Ruhmes. Schon war das erste Treffen der Römer gebrochen, als Aemilius bemerkte, daß die Phalanx wegen Ungleichheit des Bodens die Ge-

schlossenheit ihrer Glieder verliere. Im nämlichen Augenblick ließ er seine Schaaren in die Zwischenräume brechen und von allen Seiten zugleich auf die zerrissene Schlachtordnung stürmen. Es war um sie geschehen. Nach heldenmüthiger Vertheidigung fiel der Kern des macedonischen Heeres auf dem Wahlplaz; der Ueberrest kam auf der Flucht um, oder wurde gefangen. Es mag seyn, daß 25,000 Macedonier gefallen; aber lächerliche Prahlerei ist die Behauptung, daß nur 100 Römer geblieben. Perseus, welcher nach dem Augenzeugen Posidonius (*) tapfer gestritten hatte, eilte, als die Schlacht verloren war, nach der Insel Samothrace, deren Heiligkeit ihn nicht vor den Verfolgern schüzte. Man nahm ihn gefangen und schleppte ihn nach Rom, wo er den Triumphzug des Siegers durch seine Trauergestalt schmückte, und, nach fünfjährigen Leiden und unerhörter Mißhandlung, in den römischen Gefängnissen starb. Durch Alles das war der Haß noch nicht gesättigt. Dem unglücklichen König, welchem man Thron und Leben geraubt, wurde auch die Ehre durch leidenschaftliche Schmähung entrissen; und bis auf den heutigen Tag haben die meisten Schriftsteller auf Treu und Glauben der römischen Zeugnisse die Beschuldigung der Grausamkeit, Untreue, des Geizes und selbst der Feigheit gegen einen Fürsten wiederholt, den seine Unterthanen liebten, den Rom fürchtete, und der für die schönste Sache — die Freiheit der Welt — gegen ihre übermüthige Unterdrückerin stritt und starb.

Auch Gentius fiel in Gefangenschaft. Illyrien und Macedonien, nachdem man sie geplündert hatte, wurden darauf, jenes in drei, dieses in vier sogenannte Freistaaten vertheilt, und ihnen auferlegt, die Hälfte dessen, was ehedem ihre Könige bezogen, als jährlichen Tribut an Rom zu entrichten.

§. 35. Seine Folgen.

Aber auch andere Völker mußten die Folgen der Schlacht bei Pydna empfinden. Die Rhodier wurden für ihr zweideutiges Betragen mit dem Verlust aller Länder gestraft, welche sie früher durch Rom erhalten, und den König Eumenes mochte die empfindlichste Demüthigung lehren, daß er nur ein Sklave sey. Ein härteres Loos traf Epirus, als welches offenbar wider Rom gewesen. Auf Befehl des Senats wurde das ganze Land — zur Strafe der Treulosigkeit, wie man erklärte — zur Wüste gemacht. Fünf und siebzig Städte und Flecken wurden verbrannt, 150,000 Menschen als Sklaven verkauft.

Perseus Schicksal machte alle Könige zittern. Auf das Gebot des römischen Gesandten Popilius Länas (die Zeit der Schonung war vorüber) verließ der syrische Antiochus das halb eroberte Aegypten; und dieses leztere Reich wurde durch die von Rom angeordnete Trennung der Nebenländer vom Hauptland auf beständig geschwächt. Die Prinzen von Aegypten und von Syrien kamen nach Rom, um von den Aussprüchen des Senates ihr Recht zu erhalten, oder auch um als Geißeln in dessen Gewahrsam zu bleiben. Aber den Königen ward verboten, ohne Erlaubniß dahin zu gehen. Man kannte keine Sprache, als die des Befehlens mehr.

Um diese Zeit traten die Römer unter Opimius in das jenseitige Gallien. Jezt wurden keine Abgaben mehr von den Bürgern verlangt; es schien billig, daß der Sieger auf Unkosten der Besiegten lebe.

Der Schleier war gefallen, womit Rom seine Anmaßungen früher bedeckt hatte: es stellte sich ungescheut dar als Gebieterin der Welt;

(*) S. Plutarch Marius.

und durch zwei Verbrechen von unerhörter Abscheulichkeit charakterisirte und befestigte es seine Macht.

Die Unterjochung von Achaja und die Zerstörung Karthago's sind diese schrecklich denkwürdigen Verbrechen, welche vielleicht die allertraurigsten Scenen im ganzen Alterthum sind.

§. 37. Unterwerfung Griechenlands.

Ungeachtet der völligen Ausartung der Griechen und ihrer unheilbaren Verblendung, wornach sie immerdar den kleinlichen Particular-Interessen jenes der allgemeinen Freiheit aufopferten, können wir doch bei dem Anblick der Mißhandlungen, welche dieses Volk von den Römern erfuhr, uns eines empörten Gefühls nicht erwehren. Vertrauensvoll hatte es sich den Siegern Philipps in die Arme geworfen, da es von einem freien Volk keine Gefahr für die Freiheit besorgte. Auch nach der Demüthigung der Aetolier — die man als verdiente Strafe des Trozes und Wankelmuths betrachtete — blieben die Uebrigen, vorzüglich die Achäer, Rom ergeben, und es schien dessen Freundschaft ihrem Gedeihen förderlich. Aber schon Flaminius bereitete ihnen Fesseln durch künstliche Verwirrung aller Verhältnisse, und durch Bildung einer eigentlich römischen Partei in allen Gemeinden. Die Opposition dieser gegen die patriotische Partei wurde in dem Maaße fühlbar, als die mit der Macht stets zunehmende Anmaßung der Römer den Gutgesinnten die Augen über die Gefahr des Vaterlandes öffnete. Der achäische Bund war durch den Abfall der Messenier, deren Tyrann Dinokrates den greisen Held Philopömen tödtete, in eine den Römern willkommene Schwäche gerathen. Die Creatur der leztern, Kallikrates, wurde nach des wackern Lykortas Tod durch ihren Einfluß groß, und erhielt die Achäer auch während des Kriegs mit Perseus im römischen Interesse. Gleichwohl trauten ihnen die Römer nicht, und in der That war die Partei ihrer Gegner in Griechenland der Zahl, wenn auch nicht der Macht nach, die größere. Man gab ihr den Namen der „macedonischen" Partei, um hiedurch ihre Mißhandlung zu rechtfertigen. Billiger hätte man sie die „patriotische" geheißen; denn zwischen ihr und Macedonien bestand — wenige erkaufte Anhänger ausgenommen — blos die natürliche Freundschaft der Genossen desselben Druckes und derselben Hoffnung. Dagegen waren die Feinde und Verräther ihres Vaterlandes durch das Palladium des römischen Namens geschüzt, und gelangten, unter dem allgemeinen Hasse, zu Reichthum und Macht. Ihre Aufhezung, so wahr ist es, daß keine Abscheulichkeit zu groß für böse Bürger ist, bewog gleich nach dem Fall des Perseus die Römer zu der empörenden Gewaltthat, auf einmal tausend der edelsten Achäer, deren Gesinnung verdächtig, deren Einfluß gefährlich schien, aus dem Schooß ihrer Familien und Gemeinden zu reißen und nach Italien — als zur Verantwortung für ihre Anhänglichkeit an Macedonien — zu schleppen. Siebenzehn Jahre schmachteten diese Opfer der schamlosesten Tyrannei in den Kerkern Italiens. Die Meisten starben; bis endlich Cato im Senat seine Stimme erhob: „Wie lange werden wir uns noch berathschlagen, ob einige achäische Greise in Italien oder in Griechenland sollen begraben werden?" — worauf man die traurige Schaar — dreihundert an der Zahl — nach Haus entließ.

Zum Lohn seines Bubenstücks wurde Kallikrates — er hatte die

Liste jener Patrioten verfertigt — Bundeshaupt der Achäer. Der Abscheu des Volkes lag auf ihm, aber Furcht vor Rom erhielt die Ruhe.

Endlich, beim kläglichen Anblick der aus der Gefangenschaft zurückkehrenden Mitbürger, und durch neue Reizungen angefacht, entbrannte die Flamme des Hasses. Das elende Sparta, in allen Epochen das Verderben Griechenlands, gab den nächsten Anlaß dazu. Abermals vermaß es sich, vom Bund der Achäer abzufallen, und berief sich, beim Streit darüber, auf die Vermittlung Roms. Dieses — jeder Trennung Freund — forderte auf der Tagsazung zu Korinth, daß auch die übrigen Städte außerhalb Achaja vom Bund sollten geschieden werden. Die Indignation des Volkes äußerte sich durch Beschimpfung der Gesandten. Der Krieg ward unvermeidlich, wiewohl Rom jezt zögerte, und den Frieden zu suchen schien, indem es so eben in Afrika zur Vertilgung Karthago's, und in Macedonien zur Stillung eines Aufruhrs kämpfte. Denn die Macedonier, unvermögend, die Last der aufgedrungenen Freiheit zu tragen, hatten den Andriskus, der sich für Perseus Sohn ausgab, mit Freuden als König erkannt (3835). Der Krieg schien so wichtig, daß Q. Metellus, der ihn siegreich endete, mit einem Triumph und dem Ehrennamen Macedonicus belohnt ward. Derselbe schlug die Achäer (und ihre Alliirten, die Böotier, Chalcidenser u. a.), welche indessen mit mehr Muth als Klugheit den Kampf begonnen. Ihr Feldherr Kritolaus tödtete sich selbst. Aber Diäus, sein Nachfolger — einer der heimgekehrten Gefangenen — sezte den Widerstand als Verzweifelnder fort. Er bewaffnete die Sklaven, die Greise, und vermeinte mit einer Handvoll Tapferer dem Strom des Geschickes Einhalt zu thun. Aber vergebens stritt er auf der korinthischen Landenge, der alten Griechen würdig. Dem Stärkern verliehen die Götter den Sieg. Diäus, unter den Trümmern des fallenden Vaterlandes, gab sich und den Seinigen den Tod. Mummius, Metellus Nachfolger, rückte vor Korinth. Diese ehrwürdige, fast tausendjährige Stadt, eine der Hauptzierden Griechenlands und die reichste an Kunstwerken, wurde erobert und verbrannt (3838). Alle waffenfähigen Einwohner wurden erschlagen, die andern als Sklaven verkauft, die Kunstwerke meist zerstört, was übrig blieb, nach Rom geschleppt. Auch Chalcis auf Euböa, auch Theben u. a. Städte wurden verbrannt. Solche Mißhandlung erfuhr ein Volk, welches die Freiheit in Europa gepflanzt, so vielen Königen getrozet, die Huldigung vieler anderen empfangen, und die Erde mit seinem Ruhm erfüllt hatte, durch die Hand eines gleichfalls freien und ruhmbegierigen Volkes! —

Im dritten Jahr der 158sten Olympiade, im 608ten der Erbauung Roms und im 146sten vor Christus nahm die Unabhängigkeit Griechenlands dieses traurige Ende. Es wurde eine römische Provinz unter dem Namen Achaja.

§. 38. Dritter Punischer Krieg.

In demselben Jahre wie Korinth, fiel auch Karthago, auf noch schrecklichere Weise. So hart der zweite Friede mit Rom gewesen, so erholte doch der Staat sich schnell durch die Industrie der Bürger und Hannibals weise Verwaltung (s. oben §. 29). Dieser große Mann wagte bereits, neue Hoffnungen für sein Vaterland und für die Welt zu schöpfen. Aber der wachsame Haß der Römer und die Stärke der ihnen oder dem Frieden ergebenen Partei zwang ihn zur Flucht. Das Mißtrauen Roms hörte hiedurch

nicht auf. Karthago sollte durchaus nicht mehr erstarken. Daher sah man gerne, daß Masinissa immer weiter griff, und die Entwaffnete schonungslos beraubte. Vergebens forderte Karthago, da ihm Krieg zu führen nicht erlaubt war, die Gerechtigkeit Roms zur Vermittlung auf. Der Richter war sein Feind; und als endlich Cato dahin als Gesandter ging, so vermehrte sein übermüthiges Betragen die Erbitterung. Cato kam als erklärter Feind Karthago's nach Rom zurück, und durch unaufhörliche Aufhezung des Senats beschleunigte er das Verderben der unglücklichen Stadt.

In derselben dauerte die Zwietracht der Parteien fort, und wurde heftiger als je. Der patriotischen stand nicht nur eine römische, sondern selbst eine numidische Partei entgegen. Nicht aus Zuneigung hatten deren Glieder zu dieser Fahne geschworen, sondern theils aus Verblendung, theils bestochen, und meistens blos aus Feindschaft gegen die herrschende Partei. In gerechter Erbitterung, aber vielleicht mit unklugem Eifer, verbannte diese lezte alle Anhänger Masinissa's, und gab hiedurch Anlaß zum Krieg. Denn als der König ihre Wiederherstellung forderte, so ergriff Karthago in gerechter Empörung die Waffen. Aber der neunzigjährige Masinissa schlug ihr Heer und rieb es auf. Die römischen Gesandten, anstatt zu vermitteln, sahen dem Kampfe zu, um je nach dessen Erfolg das Weitere zu beschließen.

Kein günstigerer Zeitpunkt war möglich die Nebenbuhlerin zu erdrücken. Sie hatte den Vertrag gebrochen, und ihr Heer war dahin. Also erklärte Rom den Krieg (3834). Auf diese Schreckensnachricht fiel Utika von Karthago ab, und unterwarf sich Rom. Schon standen die Consuln mit großer Macht in Sicilien und rüsteten sich zur Ueberfahrt. Die geängstigten Karthager verwiesen die Anstifter des Kriegs gegen Masinissa und den Feldherrn Hasdrubal, welchen Rom haßte; ja sie erklärten sich zulezt für Unterthanen der übermächtigen Feindin. Der Senat nahm, scheinbar wohlgefällig, die Unterwerfung an, versprach die Erhaltung, wenn Karthago 300 seiner edelsten Söhne als Geißeln senden, und weiter thun würde, wie die Consuln befählen. Die Geißeln kamen, und die Consuln gingen nach Afrika. Jezt forderte man die Auslieferung der Schiffe, der Waffen, des Kriegsgeräthes. Die Karthager gehorchten. Endlich erging der Befehl, die Stadt niederzureißen und eine andere zu bauen, weit weg vom Meer und ohne Mauern.

Als die Karthager dieses vernahmen, ergriff sie die äußerste Verzweiflung. Einmüthig beschlossen sie, ihre theure Stadt zu retten oder zu sterben. Niemals sonst wurde auf so glänzende Weise gezeigt, was ein auf's Aeußerste gebrachtes Volk vermöge. Was man dem Wunsch des Friedens geopfert, Schiffe, Kriegsgeräth und Waffen, das schuf die erfinderische Wuth von Neuem. Das Gebälke der Wohnungen wurde zu Schiffen verarbeitet, alles Metall in Häusern und Pallästen, Tempeln und Gräbern zu Waffen. Weiber gaben ihr Geschmeide zu Pfeilen hin, ihr Haupthaar zu Bogensennen; Kinder, Sklaven, Verbrecher wurden bewaffnet, die Verwiesenen zurückberufen, und statt jener wehrlosen Stadt fanden die erstaunten Römer ein tobendes Kriegslager.

Gegen die sieggewohnten Legionen hielt sich die hilflose Stadt heldenmüthig bis in's dritte Jahr. Mehrere consularische Heere wurden geschlagen, es schien die Kraft der Belagerten täglich zu wachsen; fast zagten die Römer. Da ernannten sie den jungen Scipio Aemilianus (Paul Aemils

Sohn, aber durch Adoption des afrikanischen Scipio Enkel) zum Consul, einen der vortrefflichsten Römer, seinen Ahnen an Tugend und Tapferkeit gleich, über ihnen an Wissenschaft und feiner Sitte, einen menschenfreundlichen Helden, und der früher gegen Cato laut zu Gunsten der Karthager gesprochen. Aber jezt hielt er für Pflicht, zu vollziehen, was der Senat und das Volk beschlossen; und er that es, seines Namens würdig. Die Legionen erhielten neuen Muth durch seinen Anblick, Kriegszucht durch seine Strenge, durch seinen Genius den Sieg. Die Karthager thaten mehr als glaublich ist. Der Hafen war durch einen Damm gesperrt; wunderbar schnell wurde eine neue Mündung gegraben, und der Feind durch eine neue Flotte geschreckt. Zwei Mauern waren gefallen, die dritte hielt. Das Heer vor der Stadt wurde geschlagen, alle Zufuhr gehemmt, man trozte dem Hunger wie den Schrecken des Kriegs. Endlich drang Scipio bei Nacht in den lezten Hafen; der untere Theil der Stadt wurde genommen, die obere Stadt und das Schloß (Byrsa) ergaben sich nicht. Da stürmte Scipio, sechs Tage und sechs Nächte lang; in allen Straßen, Pläzen, Häusern floß Blut. Unermüdet, furchtbar stritten die ausgehungerten Bürger gegen immer frische Truppen, bis die lezten Kräfte schwanden. Am siebenten Tage baten einige Abgeordnete um Gnade. Gerne hätte Scipio sie allen ertheilt. Aber nur 50,000 Menschen aus einer Stadt, welche siebenmal hunderttausend zählte, nahmen sie an, und zogen in jammervoller Gestalt nach Scipio's Lager. Die Uebrigen, in wilder Verzweiflung, stritten fort, zündeten die Stadt an, und todteten sich selbst in ihren Häusern, Tempeln, über den Gräbern der Väter. Schauderhaft groß war die That eines Weibes, Hasdrubals Gattin. Ihr Gatte nahm Gnade an. Sie strafte ihn durch Wort und Blick, und, ihre Kinder umarmend, stürzte sie mit ihnen sich von der Burg herab in die Flamme. Siebenzehn Tage brannte die herrliche, übergroße, unglückliche Stadt; die Römer, auf Befehl des Senats, vollendeten den Ruin. Aber mit erschüttertem Gemüth sah Scipio sie in die Asche sinken. Vergangenheit und Zukunft standen vor ihm, und es gingen aus seinem Munde Homeros deutungsvolle Worte: „Kommen wird noch ein Tag, da die heilige Troja wird fallen, Priamos fallen und Priamos Volk, des Lanzenberühmten.“

So verschwand von der Erde, nachdem es hundert und zwanzig Jahre mit Rom gewaltig gestritten, das weitherrschende, dem Handel freundliche Volk von Karthago, groß in seiner Blühte, im Fall noch größer (3837). Kümmerliche Ueberreste von ihm mögen in's innere Afrika — vielleicht bis jenseits der Wüste (Tombuktu soll von ihnen den Ursprung haben) — geflüchtet seyn, Andere durch der Römer Gnade namenlos im Land der Väter gelebt haben. Gebaut wurde dieses hinfort von Karthago's ehemaligen Unterthanen, und von römischen Kolonisten. Der Handel zog sich nach Utika. Aber es erhob sich nachmals über den Trümmern des alten ein neues Karthago, von Tiberius Gracchus schon angelegt, von Julius Cäsar vollendet, und Jahrhunderte hindurch die Hauptstadt dieser afrikanischen Küste.

§. 39. Viriathus. Numantia.

Die Siegerin Karthago's und der macedonischen Reiche führte bald nachher vieljährigen unglücklichen Krieg mit einem Räuber, mit einer

kleinen Stadt, mit einer Handvoll Sklaven. Daß solche Kriege furchtbar seyn konnten, deutet auf die Abnahme der moralischen Kraft.

Durch die Verdrängung der Karthager aus Spanien hatte Rom vorerst nur einen Schauplaz des langwierigsten und blutigsten Kampfes erworben. Hätte Spanien mit vereinter Kraft gestritten, es wäre frei geblieben. Die Vereinzelung seiner zahlreichen Völker machte ihre endliche Bezwingung unausweichlich; wiewohl eben hiedurch und durch die vielen natürlich festen Lagen des Landes der Krieg verlängert ward. Mit ungleicher Heftigkeit und vielfach wechselndem Erfolg wurde er geführt. Oft glaubte sich Rom der völligen Eroberung nahe, oft wurden seine Legionen vernichtet. Ein zweihundertjähriger Kampf der Freiheit gegen Unterdrückung muß im Allgemeinen schon von hohem Interesse seyn; aber insbesondere ziehen noch die Fehden mit Viriathus und mit Numantia unsern theilnehmenden Blick auf sich.

Viriathus, ein Gutsbesizer in Lusitanien, ergrimmt über die Erpressungen der Römer, stellte sich an die Spize seiner tapfern Landsleute und erhob einen gefährlichen Krieg, der sich, unter vielen Niederlagen der Römer, aus dem jenseitigen bis in's diesseitige Hispanien verbreitete, und sechs Jahre lang die Legionen beschäftigte. Die Römer, mit dem Uebermuth der Gewalt und um ihre Grausamkeiten zu rechtfertigen, nannten Viriathus einen „Räuber“: in Wahrheit war er der Vertheidiger seines Vaterlandes und ein großer Mann. Rom, das sich desselben nicht anders als durch Meuchelmord zu erwehren wußte (3844), bekannte hiedurch, daß es keinen gleich Großen ihm entgegen zu stellen hätte. Dennoch ist wahrscheinlich, daß Scipio solcher gewesen wäre, der Verderber von Karthago, und der bald nachher an Numantia dieselbe Kraft erwies.

Diese in den altkastilischen Bergen am Duero gelegene, wohlbefestigte, aber nicht große Stadt, widerstand durch mehrere Jahre der römischen Macht, schlug mehr als ein consularisches Heer, und erlangte endlich durch Einschließung eines solchen unter Mancinus einen billigen Vergleich. Aber der Senat, mit ähnlicher Treulosigkeit wie ehemals nach dem Unglück bei Caudium, doch ohne denselben Grund, weil der Vergleich nicht schimpflich war, weigerte sich, ihn zu erfüllen, und vermeinte, durch Auslieferung des Mancinus den Göttern, welche den Meineid rächen, Genüge zu leisten. Vergebens berief Numantia sich auf das Völkerrecht; die Römer kannten nur jenes der Waffen, und Wer sie gedemüthiget, dem drohte Verderben. Also wurde Scipio mit starker Macht gesandt, die Rache zu vollstrecken. Vierzehn Jahre nach Karthago und auf ähnliche Weise fiel Numantia (3851), nach heldenmüthiger Gegenwehr, durch Scipio's Tapferkeit und durch die Verzweiflung der Bürger. Sie tödteten sich unter einander und begruben sich unter den Trümmern der brennenden Stadt. Aber für die wenigen Jahre eines bedrückten und schmachvollen Lebens, die sie hingaben, ist ihnen das bewundernde Andenken aller Zeiten geworden, und sie mochten im Tod sich mit dem Gedanken trösten, daß ihr glorreicher Untergang dem Feind eine Schandsäule seze.

Um dieselbe Zeit hatten die Sklaven auf Sicilien einen Aufstand gemacht. Grausamkeit der Herren bewog sie dazu. Unter Anführung des verschmizten Eunus stritten sie fünf Jahre, zuerst in kleinen Haufen, endlich mit starken Heeren gegen die Römer, bis der Consul Rupilius sie auf schreckliche Weise vertilgte (3852).

III. Abtheilung.

Zeitraum der Bürgerkriege.

§. 40. Inneres Verderbniß Roms.

Von den Kriegen Roms kehren wir nun zurück zu dessen innerer Geschichte. Dieselbe wird jezt ernster und wichtiger als zuvor. Die innern Streitigkeiten, die bis dahin zwar mit Erbitterung, doch meist ohne Gewaltthat, geführt wurden, nehmen nunmehr einen blutigen Charakter an. Bald werden wir in denselben das Bürgerblut anfangs tropfenweise, dann in Bächen, endlich in breiten Strömen fließen, und unter andauernden fürchterlichen Stürmen die Republik zulezt zusammenstürzen sehen.

Die Kriege, wodurch Rom sich die Weltherrschaft erstritt, haben wir ohne Einmischung innerer Angelegenheiten in zusammenhängender Folge erzählt; auch waren, so lange diese wichtige Krise dauerte, und die Frage: ob Rom herrschen oder nicht herrschen sollte? mit endlicher Entscheidung verhandelt wurde, die Gemüther fast ausschließend nach Außen gewandt. Vor diesem unermeßlichen Interesse verschwanden die kleineren Anliegen der einzelnen Stände, und die Privatleidenschaften der Bürger. Sie erwachten auf's Neue, und ungleich heftiger, als Rom triumphirt hatte, und nichts mehr die Herrschaft zu gefährden schien.

Es hatte indessen, und gerade durch die ungeheure Vergrößerung der Macht, die römische Verfassung, ohne an ihrem Gerüste eine wesentliche Veränderung zu leiden — einen durchaus andern Geist erhalten. Sie war ursprünglich eine Stadtverfassung (*), und als solche wohlberechnet und weise. Auch bei mäßiger Erweiterung der Republik, durch Einverleibung und Kolonien, auch so lange die besiegten Völker mit ihr als Bundesgenossen zwar in ein untergeordnetes, jedoch immer in ein Rechtsverhältniß traten, mochte die Verfassung bestehen, besonders so lang noch ihre Aegide, die republikanische Tugend, bestand. Als aber die Bundesgenossen der That nach Unterthanen wurden; mehr noch, als man Länder und Königreiche zu Provinzen, d. h. zum Eigenthum der herrschenden Gemeinde erklärte, und demnach ein unbeschränktes Nuzungsrecht darüber ansprach und ausübte: so entstand hierdurch nicht nur die monströse Gestalt eines Staatskörpers, dessen unvergleichbar größter Theil blos zum Dienen und Tragen, und nur das Haupt, die römische Gemeinde, zum Herrschen und Genießen berufen war; sondern dieses Haupt selbst erhielt durch den natürlichen Zusammenfluß der Säfte aus dem ungeheuern Körper eine krankhafte Ueberfüllung. Oder ohne Bild: die Römergemeinde, welche doch in einiges Verhältniß zu der von ihr bekriegten und beherrschten Welt sich sezen mußte, vergrößerte sich unermeßlich durch das Zusammenströmen und die Bürgeraufnahme von Fremden und Sklaven, worüber der Römergeist verloren ging. Nun konnten die Formen nicht mehr gut seyn, welche auf eine mäßige Stadt oder auf die Gebieterin Latiums, selbst auf das Bundeshaupt Italiens passen mochten. Jene Geseze und Sitten, welche dem armen Rom genügten, als der Gesichtskreis seiner Bürger, folglich auch ihre Wünsche und Leidenschaften, enge begränzt, oder wenigstens durch äußere Furcht im Zaum gehalten waren, mußten jezt unwirksam werden, da Rom eine welt-

(*) d. h. eines Staates, der nur Eine Gemeinde begriff (s. S. 162).

herrschende, in ihren Ansprüchen durch Nichts beschränkte Gemeinde, und sein Volk ein Volk von Königen war. Habsucht und Herrschbegierde, welche — wiewohl in allen Zeiten ihre Spur sich zeigt — früher nicht hatten aufkommen mögen, wurden jezt durch die Aussicht auf das unermeßlich vor ihnen liegende Aerndtefeld ganz unbändig gemacht. Der Raub der Nationen strömte nach Rom, und häufte sich, da meist nur den Volks- und Kriegshäuptern und dem Senat erlaubt war, die Provinzen zu plündern, in wenigen Familien auf. Dieser Reichthum, die Frucht der Eroberungen, wurde Lockspeise und Antrieb zu immer neuen Kriegen. Je größer der Gewinn, desto unersättlicher die Begierde; Raub und Erpressung wurden scham- und schrankenlos.

Die Wirkung von allem Dem war nicht blos das Aufhören der alten Mäßigung, Enthaltsamkeit und Tugendsitte, sondern zugleich eine völlige Veränderung der Machtverhältnisse. Denn als der Golddurst von oben herab in alle Klassen gedrungen war, und dann doch nur Wenige zur unmittelbaren Plünderung der Provinzen kamen, so zogen dafür die Uebrigen aus ihrem Wahlrecht zu den Aemtern Gewinn. Hinfort konnte Keiner mehr zu hohen Staatswürden, und — was ihre gewöhnliche Folge war — zur Verwaltung von Provinzen anders als durch Bestechung, ja fast offenbaren Kauf gelangen: es wurde der Reichthum, welcher aus der Macht geflossen, zugleich Mittel zur Erwerbung der Macht.

Und so erhob sich allmälig an die Stelle der alten Adels- und der Optimaten-Aristokratie — jene des Reichthums. Schon längstens war die erste gestürzt, und fast aller politische Unterschied zwischen patrizischen und plebejischen Geschlechtern vertilgt worden. Dafür hatten die Optimaten-Geschlechter, d. h. jene Häuser — ohne Unterschied ob patrizischen oder plebejischen Ursprungs — deren Glieder einmal zu den hohen Würden gelangt waren, dieselben fortwährend, wenn auch nicht ausschließungsdoch vorzugsweise behauptet. Auch waren derselben so viele, daß noch Spielraum genug für die freie Wahl, so wie für den Wetteifer der Tugend und des Talentes blieb. Jezt aber in dem Maaß, als einige Häuser ihre Macht durch vermehrten Reichthum steigerten, sanken die Uebrigen in vergleichungsweise Schwäche; und da die Gewalt hinwieder größern Reichthum brachte, so wurde das Mißverhältniß zwischen den Geschlechtern in Beidem täglich größer. So koncentrirte sich die Macht in den Händen der allerreichsten Bürger, und es wurde die hassenswürdigste aller Aristokratien begründet. —

Denn die Aristokratie des Adels (der Geburt), so widerstreitend sie den natürlichen Gleichheitsrechten der Menschen ist, kann gleichwohl einige Veredlung durch eine hinein zu legende Idee empfangen. Man kann annehmen — wenigstens dichten — daß der Erbadel eine dem Verdienst dargebrachte Huldigung sey, daß nämlich nur durch solches die edlen Geschlechter ursprünglich ihren Glanz erhalten (*); und man kann auch vom Standpunkt des gemeinen Wohls die Ansicht hegen, daß in den

(*) Der Sinn dieser, in der ersten Ausgabe etwas anders ausgedrückten Stelle war gleichwohl dort kein anderer als hier. Daß sie jedoch nach der frühern Fassung könne mißdeutet werden, darauf hat der geistvolle Beurtheiler in der Hallischen A L Z. 1819 Nro. 11. ff. u. 34. ff. mich aufmerksam gemacht. Die Gerechtigkeit der Rüge anerkennend, habe ich den Ausdruck durch nähere Bestimmung verbessert.

ererbten Vorzügen ein Sporn zu fortwährender Auszeichnung liege (*). Dasselbe und in noch höherem Maaße ist von dem Uebergewicht einer Zahl von Optimaten-Familien zu sagen, wo nicht die Geburt oder der Name, sondern das getragene Amt den bleibenden Vorzug gibt, wo Gewalt und Ehre Folge der Würde, und diese noch immer Belohnung und Antrieb das Verdienstes bleibt. Hingegen ist die Aristokratie des Reichthums durchaus gehässig und verderblich, und kann kaum aufkommen oder bestehen ohne Ertödtung der moralischen Begriffe. Denn alsdann wird die Achtung, welche dem Verdienst und der Tugend gebührt, dem Geld erwiesen, und mit dem Gelde werden auch die Mittel, zu demselben zu gelangen, geehrt. Betrug und Raub sind gerechtfertigt, wenn sie nur reichen Gewinn bringen; die niedrigste Selbstsucht hebt frech das Haupt empor, Uneigennützigkeit und Großmuth werden verspottet. Weiter: je größer der Reichthum der Einen, desto vollständiger — da durch natürliche Anziehung das Geld dem Gelde zufliegt — wird meistens die Armuth der Andern. Hiedurch theilt sich ein Volk in zwei äußerst ungleiche, feindselige Klassen; die eine, die in der Fülle des Genusses schwelgt, ist übermüthig und übermächtig; die andere elend, unterdrückt, ohnmächtig, voll Haß gegen die Reichen, und gleichwohl denselben feil. In solcher Lage wird der Staat unheilbar verderbt, welches auch seine Form sey, aber vorzüglich bei der republikanischen, als welche wesentlich eine Gemeinschaft des Sinnes, der Genüsse und Interessen, Selbstverläugnung, Verehrung der Geseze und der Tugend fordert. Diesem innern Verderben, als der natürlichen Folge der Welteroberung, sonach der Strafe für die Verlezung des Rechts und der Naturordnung, werden wir jezt Rom unaufhaltsam entgegen reifen sehen.

§. 41. M. Porcius Cato. Die Gracchen.

Zwar fehlte es nicht an Männern, welche solches Verderben — Anmaßung und Schwelgerei auf der einen, Charakterlosigkeit und feilen Sinn auf der andern Seite, auf beiden aber die höchste Selbstsucht und eine tief gesunkene Moralität — erkannten, und die Rückkehr der alten Weise wünschten. Aber sie bemerkten die Wurzel des Uebels — die unbändige Vergrößerungssucht des Staates — nicht, und vermeinten, durch Vertheidigung der Formen auch den Geist festzuhalten, welcher schon längstens entflohen; sie vermeinten, durch Strafreden und Sittengerichte einem Uebel zu steuern, welches in den Grundmaximen des Staats seine Quelle hatte, und durch einzelne Bestrebungen oder äußerliche Mittel unmöglich zu heben war.

Also der berühmte M. Porcius Cato, welcher durch alle Strenge der Censur das Uebel nicht wieder gut machte, welches er durch Aufhezung des Senats zur Zerstörung Karthago's bewirket. Im Grunde scheint derselbe auch mehr den Schein der Tugend, als die Tugend selbst besessen zu haben. Geiz, Undankbarkeit, Stolz, Härte, leidenschaftliche Verfolgungssucht — wie er gegen die Scipionen bewies — und illiberale Gesinnung schänden den Charakter dieses viel zu sehr gepriesenen, jedoch würdevollen, gelehrten und im Aeußern streng sittlichen Mannes.

Eingreifender, aber dennach unheilbar und zum Verderben der Urheber

(*) Darum hat Marmontel schön und nicht unscheinbar gesagt: der Adel sey ein Vorschuß, welchen der Staat den Nachkommen großer Männer auf das Wort dieser Ahnen gebe, in der Hoffnung, denselben mit Wucher rückerstattet zu sehen.

ausschlagend waren die Reformen des edlen Brüderpaars, der Grachen, zweier Demagogen, welche durch Charakter und Schicksal höchst interessant, und durch ihren dauernden Einfluß von welthistorischer Wichtigkeit sind. Cornelia, die vortreffliche Schwester der Scipionen, hatte sie dem sehr geachteten Plebejer Sempronius Grachus geboren. Niemand verkennt ihre hohen Talente; aber ihre Moralität ist, je nach den politischen Grundsäzen der Schriftsteller, sehr verschieden beurtheilt. Wenn wir jedoch selbst einen aristokratischen Plutarch beiden Brüdern das Lob der Gerechtigkeit, Pietät und Entaltsamkeit sprechen hören, wenn auch ein Cicero (*) von ihnen sagt, daß sie große Männer gewesen, die ihr Vaterland innig geliebt hätten, und auf deren Rathschläge, Weisheit und Geseze sich ein wichtiger Theil der römischen Verfassung stüze; wenn wir endlich die fast abgöttische Verehrung des Volkes für ihr Andenken erwägen: so werden wir geneigt seyn, alle Schmähungen gegen sie als blosen Nachhall der Parteiwuth zu betrachten. Indessen ist offenbar der Charakter des ältern, Tiberius, edler als jener des jüngern, Cajus; dieser glänzt mehr durch Talente hervor.

§. 42. Tiberius Grachus.

Tiberius Grachus war durch den Bruch des von ihm mit unterschriebenen Friedens mit Numantia, welche Stadt er liebte, tief gekränkt worden. In dieser Stimmung reiste er durch Italien heim, und nahm mit Schmerz das Elend der in drückender Abhängigkeit von den Reichen lebenden Einwohner wahr. Die dem Staat angehörigen Gründe (ager publicus), welche überall, besonders aber bei den unterworfenen Völkern (dedititii) einen sehr großen Theil des Landes ausmachten, waren fast alle einigen wenigen begünstigten oder reichen Familien in Rom zum Nuzeigenthum verliehen. Durch den Schweiß armer, abhängiger Kolonen gedüngt, trugen die Aecker ihren Segen nur den vornehmen Prassern der Hauptstadt. Die geringern Bürger, d. h. die Masse des römischen Volks, war fast leer ausgegangen bei der Vertheilung des durch gemeine Waffen gewonnenen Landes. Steigende Noth und Verschuldung hatten sie selbst um ihre kärglichen Loose gebracht. Voll Verlangens, den Zustand des gemeinen Volkes zu verbessern, und den Uebermuth der Vornehmen (welches Wort jezt fast gleichbedeutend mit „Reich" war) zu zügeln, bewarb er sich um das Tribunat und erhielt es. Dieses Amt, welches ursprünglich in Zweck und Einrichtung wohlthätig und vortrefflich gewesen, war schon frühe durch Uebertreibung der Gewalt gefährlich geworden. Seitdem die Tribunen das Recht, das Volk zusammen zu rufen und Geseze vorzuschlagen (was eigentlich so viel heißt, als Geseze zu geben), errungen, wurden sie aus Vertheidigern Angreifer, und bei immer steigender Macht zulezt wahre Oligarchen. Hinfort konnte durch den bösen Willen, konnte sogar durch den wohlgemeinten Irrthum eines Tribuns die Ruhe des Staates gestört, ja dessen Grundsäze erschüttert werden. Und was oft die Tribunen nicht selbst thaten, das wurde, wie bei den Grachen, durch die Opposition ihrer Gegner bewirkt.

Tiberius schlug die Erneuerung des Licinischen Ackergesezes vor (3851), jedoch mit einigen mildernden Bestimmungen. Kein römischer Bürger sollte von den Staatsländereien mehr als 500 Morgen auf seinen eigenen Namen, und 250 Morgen für jedes in der väterlichen Gewalt befindliche Kind besizen.

(*) Contra Rullum. Freilich tadelt er sie in andern Reden.

Was Einer wirklich mehr inne habe, das sollte er an die Gemeinde zurückgeben, jedoch einen Ersaz dafür aus dem öffentlichen Vermögen erhalten. Die auf solche Weise eingezogenen Gründe sollten dann unter die Armen als Eigenthum vertheilt und sonach nicht mehr veräußert werden. Dieses Gesez, welches allerdings das Grundübel bei seiner Wurzel angriff — aber freilich auch, nach den damaligen Verhältnissen Roms, drückender als zu Licinius Zeiten erscheinen mußte — brachte, wie voraus zu sehen war, ungemeine Bewegung und den heftigsten Widerstand der Optimaten hervor. Es gelang denselben, im Tribunat selbst, durch Gewinnung des M. Oktavius, eine Stüze zu finden. Aber Gracchus vermochte das Volk zur Absezung seines Kollegen, worauf das Gesez durchging, und Kommissarien zu dessen Vollstreckung ernannt wurden. Bei den vielen Hindernissen der Ausführung und dem fortwährenden Widerstand der Optimaten glaubte Tiberius die Verlängerung seines Tribunats — als welches ihn vor der Wuth der Gegner schüzte — suchen, und daher die Volksgunst durch neue populäre Vorschläge erkaufen zu müssen. Die Erbschaft des Pergamenischen Attalus, welche Rom so eben an sich gezogen (s. oben S. 310) gab hiezu den Stoff, und es war dieses nicht der einzige Fluch, der auf dieser Erbschaft ruhte. Ihr vorzüglich schreiben die meisten Schriftsteller die schnelle Zunahme des Verderbens (durch die Vergrößerung der Macht sowohl, als durch das Gift der asiatischen Schäze und Sitten) zu. Tiberius schlug vor, den Reichthum des Attalus nicht in den öffentlichen Schaz zu legen, sondern unter die armen Bürger zu vertheilen, und gewann hiedurch neuen Credit. Aber auch der Haß wurde größer. Man zitterte vor der Verlängerung seines Tribunats. Also gleichwie einstens einem Cassius, Mälius und Manlius geschehen, warf man den Verdacht der Tyrannei auf ihn. Aber nicht auf dem gesezlichen Wege der Anklage und des Urtheils, sondern — zum erstenmal seit Rom stand — durch Tumult und Gewaltthat wurde die Sache entschieden. Denn als bereits die Tribus über die neue Wahl zu stimmen anfingen, und in dem aufgebrachten Senat Mucius Scävola, der Consul, ein Feind jeder Gewaltthat, besänftigende Worte vergebens sprach, da erhob sich, durch Leidenschaft dahingerissen, und mehr auf das Interesse seines Standes als auf die Stimme des Vaterlandes achtend, Scipio Nasica Pontifex Maximus, ein sonst geehrter Mann, von würdevollem Ernst, und des Gracchus Verwandter. „Mir nach, wer das Vaterland retten will!“ rief er, und die Senatoren, viele Ritter und die reichsten Bürger mit ihren Anhängern stürzten, mit Keulen, Stühlen und was ihnen der Zufall in die Hand gab, bewaffnet, gegen das wehrlose Volk. Ein Kollege des Gracchus that auf ihn den ersten Schlag. Er fiel mit dreihundert seiner Partei; ihre Leichen wurden in die Tiber geworfen (3853).

§. 43. Cajus Gracchus.

Aber der allgemeine Haß lag auf den Mördern. Man suchte das Volk zu besänftigen. Scipio Nasica wurde, unter dem Vorwand einer Gesandtschaft nach Asien, entfernt, und neue Kommissarien zur Ackervertheilung ernannt. Gleichwohl dauerte die Gährung fort, und kam zehn Jahre später durch Cajus Gracchus zu noch heftigerem Ausbruch. Ein feuriges Temperament und gerechtes Rachegefühl gegen die Mörder seines Bruders führten Cajus Gracchus, als er nach anfänglicher dumpfer Zurückgezogenheit sich in die Geschäfte stürzte, weit über die Schranken jener Mäßigung, welche

Tiberius immer geehrt. Die Aristokraten sahen das Gewitter heraufziehen. Beide Theile rüsteten sich zum Kampf. Vorurtheile und Leidenschaften verrückten den Gesichtspunkt. Daher hatte selbst der edle Scipio Aemilianus, als ihm in Spanien die Nachricht von Tiberius Ermordung zukam, mit dem Verse Homers (Odys. IV.) geantwortet: „So müsse Jeder sterben, der gleiche That beginnt." — Dieses Wort brachte ihn um seine Popularität. Wohl auch um das Leben! denn man fand ihn eines Morgens ermordet im Bette liegen, und wagte nicht, Untersuchung über die Schreckensthat zu pflegen.

Cajus Gracchus hatte das Tribunat erlangt, und erneuerte nicht nur, sondern verschärfte die Geseze seines Bruders. Andere zum Theil wohlthätige und weise, zum Theil gefährliche folgten nach: sie waren fast alle auf die Herabsezung und Kränkung des Senats berechnet. So jenes über die erweiterte Getreideaustheilung um niedrigen Preis, über das Loosen der Centurien bei den Comitien, über die Vermehrung der tribunicischen Gewalt, und die erlaubte Verlängerung ihrer Dauer; über Anlegung von Kolonien (insbesondere nach Karthago, wohin er selbst als Führer zog); vorzüglich aber das Gesez, wodurch das Richteramt den Rittern übertragen, und ein anderes, wornach den Bundesgenossen das Bürgerrecht ertheilt werden sollte. Jenes gab der Ritterschaft eine sehr erhöhte politische Bedeutsamkeit, und mochte leichter zur Störung, als zur Erhaltung des Gleichgewichtes beitragen; dieses enthielt den Zunder des schrecklichsten Krieges, welcher jemals Italien verwüstet. Zwei Jahre behauptete Cajus durch seinen Feuereifer und seine siegende Beredsamkeit ein entschiedenes Uebergewicht; und das verzweiflungsvolle Hilfsmittel, dessen der Senat sich gegen ihn durch den gewonnenen Tribun, Livius Drusus, bediente — die Steigerung von Gracchus populären Vorschlägen, um diesem den Rang abzulaufen — beweist seine Bedrängniß. Aber es glückte ihm, den gefürchteten Mann im dritten Jahr vom Tribunat zu entfernen; worauf keine Schonung mehr nöthig schien. Der Consul Opimius war Gracchus persönlicher Feind. Als der Leztere, in dieser Noth, von Fulvius verleitet, sich bewaffnet auf dem aventinischen Hügel lagerte, und ein Liktor durch seine Leute erschlagen ward, ließ sich Opimius, wie bei großen Gefahren, durch den Senat die höchste Gewalt ertheilen, griff die Bürgerschaar, die es mit Gracchus hielt — der Schrecken hatte ihre Zahl schon sehr vermindert — mit bewaffneter Macht an, und zerstäubte sie. Viele wurden in der Stadt, noch mehrere auf der Flucht getödtet. Ueber 3000 Bürger fielen; unter ihnen Gracchus. Sein Haupt wog Opimius dem Mörder mit Gold auf (3863). Darauf ließ er frevelnd der Eintracht einen Tempel errichten, während die Gegenpartei noch immer verfolgt, und was die Gracchen gebaut hatten, triumphirend eingerissen ward. Aber das Volk bewahrte die Brüder in dankbarem Andenken, errichtete ihnen Statuen, und nannte sie Martyrer der Freiheitsliebe. Opimius, der nachmals wegen Bestechung verurtheilt ward, starb in tiefster Verachtung.

Der Damm war gebrochen, Gewalt trat an die Stelle des Gesezes. Die Heiligkeit des Tribunats war in dem ältern Gracchus, und in seinen und seines Bruders Anhängern jene des Lebens der Bürger verlezt worden. Rom ging einer schrecklichen Zeit entgegen. „Die Weltherrscherin, vom Blute der Nationen trunken, fing an, in ihren Eingeweiden zu wüthen."

§. 44. Der Krieg des Jugurtha.

Zwei wichtige äußere Kriege (*), der Krieg des Jugurtha und jener der Cimbern übertönten auf einige Zeit den Parteienkampf; aber sie nährten zugleich den innern Brand und legten den Grund zu einem schnellen Ausbruch.

Masinissa, der während des dritten punischen Krieges starb, hatte zwar auf gleichem Fuß mit Rom gegen Karthago gestritten. Gleichwohl, da Rom gewöhnt war, mit dem Begriff eines Bundesgenossen jenen der Unterordnung zu verbinden, theilte es die Erbschaft des Königs nach Gutdünken unter dessen Söhne, und die Numidischen Prinzen kamen von nun an in Abhängigkeit. Daher trat, als unter den Enkeln Masinissa's Streit entstand (3865), und Jugurtha, einer derselben, von seinen Vettern den Einen tödtete, den Andern vertrieb, Rom unbedenklich als Richterin auf. Auch Jugurtha, ein talentvoller, im Umgang liebenswürdiger, jedoch lasterhafter Prinz, erkannte es dafür; aber er bestach den Senat und dessen Kommissarien, und tödtete nun auch den Rivalen, der nach Rom geflohen. Zwar wurde ihm nun, auf des Tribuns C. Memmius Betreiben, der Krieg angekündet; aber auf eine unglaubliche Weise, und welche den Beweis von sprechendsten Roms tiefem Verderbniß gibt, behauptete sich Jugurtha noch eine Reihe von Jahren gegen Volksbeschlüsse und Kriegsheere durch Bestechung der Häupter (worunter mehrere Consuln aus den edelsten Häusern, und ein großer Theil des Senats), ja er war frech genug, selbst nach Rom zu gehen, und dort noch einen dritten Verwandten zu morden. Endlich (3874) wurde Q. Metellus, der Sieger Macedoniens, gegen ihn gesandt, ein unbestechlicher Mann, und großer Feldherr. Jugurtha, wiewohl auch im Kriege geschickt, konnte diesem Gegner nicht stehen, und floh, nach verschiedenen Niederlagen, zu dem mauritanischen König Bocchus, dessen Eidam er war.

Aber der Ruhm der Beendigung des Krieges wurde Metellus durch C. Marius entrissen, einen der merkwürdigsten Männer in Roms Geschichte. Er war zu Arpinum von niedrigem Stande geboren. Ohne Vermögen, ohne Erziehung, ohne Wissenschaft, blos durch soldatisches Verdienst und eine rauhe Größe des Charakters hervorragend, hatte er schon als Jüngling im Lager vor Numantia die Aufmerksamkeit Scipio's erregt. Durch tapfere Thaten machte er seinen Namen im Heere berühmt, und in der Stadt durch populäre Grundsäze. Als Tribun rechtfertigte er durch seinen Eifer das Vertrauen des Volkes, und sein Gönner Metellus, der ihn als Legat nach Numidien nahm, erkannte die Wichtigkeit seiner Dienste. Aber Marius war für keine untergeordnete Rolle geboren. Sein Ehrgeiz machte ihn undankbar gegen Metellus. Durch Verunglimpfung beim Volke verdrängte er diesen vom Kommando, welches er dann selbst als neugewählter Consul übernahm (3877).

Durch große Schlachten und die Eroberung der stärksten Festen brach

(*) Auch während der Gracchischen Unruhen hatten die Römer nach Außen gekriegt. Ein großer Theil des südlichen Galliens, bis gegen die Pyrenäen, wurde in verschiedenen Zügen erobert, die Saluvier, Allobroger, Arverner u. a. Völker daselbst besiegt, und die Kolonie Narbo Martius (Narbonne) angelegt. Auch wurden die balearischen Inseln durch Q. Metellus (des Macedonicus Sohn), und durch L. Cäcilius Metellus die Dalmatier unterworfen, endlich auch gegen die Scordiscer in Thracien mit abwechselndem Glück gekriegt.

Marius die Macht des vereinten Numidiens und Mauritaniens. Bocchus, um das Verderben von sich selbst abzuwenden, lieferte den Eidam an die Römer aus. Sulla, des Marius Quästor, bewirkte solches durch geschickte Unterhandlung, und dieser, der, was ein Anderer an Ruhm erwürbe, sich selbst entzogen glaubte, warf von da an seinen Haß auf Sulla. Zum Lohn des Verrathes bekam jezt Bocchus einen Theil von Numidien, einen andern behielt Rom, ein dritter wurde den noch übrigen Prinzen, Hiempsal und Hiarbas, verliehen (3878). Jugurtha ging vor dem Triumphwagen des Ueberwinders her, und litt durch Hunger im unterirdischen Kerker den Tod.

§. 45. Der Cimbrische Krieg.

Die Freude über den Triumph wurde gestört durch die Schrecken des Cimbrischen Krieges. Dieselben hatten schon in den ersten Jahren des Jugurthinischen begonnen, als man vernahm, daß aus Gegenden der Mitternacht ein wanderndes Volk sich heranwälze, von welchem man noch nie gehört. Dreimal hunderttausend Männer zähle der Schlachthaufe, von übergroßer Gestalt, mit blauen Augen und blond von Haaren. Ihre Weiber und Kinder führen sie mit sich; es sey ein unabsehlicher Zug. Also ein germanisches Volk, wie diese Charaktere zeigen, aber ohne nähere Bestimmung der Herkunft. Hatten sie vorhin an den Nordufern des schwarzen Meeres, hatten sie in Jütland und Schleswig, oder (nach Florus) im äußersten Gallien gehauset? Waren es Kimmerier, oder Celten, oder Belgen? Für's Erste ist die Namensähnlichkeit, denn sie nannten sich Cymbrer; für's Folgende sind andere Gründe. Vieles ist darüber und von sehr gelehrten Männern geschrieben (*); aber was die Schriftsteller Roms nicht erforschten, werden auch wir nicht ausmitteln. Genug, es ist die erste Erscheinung der Teutschen in der Geschichte (**) und eine furchtbare Erscheinung! Nachdem die Cimbrer den Consul Papirius Carbo bei Noreja an der illyrischen Grenze (in Krain) geschlagen (3871), zogen sie westlich durch Helvetien, über den Rhein nach Gallien, und unter schrecklicher Verwüstung bis jenseits der Pyrenäen in's Celtiberische Land. Die Tiguriner (im Zürcherland), die Ambronen mit den Tugenern (gleichfalls Helvetier, nach Andern Gallier oder auch Teutsche), die Tectosager (von Toulouse), und endlich die ungeheure Schaar der Teutonen (eigentliche Teutsche von der Ostsee) vereinten sich mit ihnen. Vergebens hatten sie wiederholt von den Römern Land begehrt. Da wurden nach einander M. Junius Silanus und M. Aurelius Scaurus durch die Cimbrer, L. Cassius Longinus am Genfersee durch die Tiguriner, schrecklich aber und bis zur Vernichtung Cn. Manlius Maximus und Q. Servilius Cäpio geschlagen (3879). Teutobоch und Bojorich waren schrecklicher als Hannibal. Es schien für Rom die Stunde des Untergangs, für hundert Völker die der Befreiung gekommen. Aber die Völker erkannten es nicht, und die Teutschen verloren die kostbarste Zeit durch unnüzen Kampf gegen celtiberische Stämme.

In dieser großen Gefahr schien nur durch Marius Hilfe möglich. Demnach, mit Verlezung der wichtigsten Grundgeseze, wurde er, noch in Nu-

(*) S. insbesondere J. v. Müller, bellum cimbricum.

(**) Denn was schon früher von Bastarnen u. a. germanischen Horden vorkommt, ist schwankend und unbedeutend.

midien stehend, abermals, und — bei fortdauernder Furcht — vier Jahre nach einander zum Consul gewählt. Er entsprach der Hoffnung. Durch Zucht und Uebung gab er den Soldaten Kraft und Selbstvertrauen wieder. Unter ihm glaubten sie sich unüberwindlich, und waren es. Als die Heermassen der Feinde sich theilten, die Teutonen von Gallien, die Cimbrer von Tyrol her gegen Italien, die Tiguriner an die nordischen Alpen zogen, da rückte Marius an die Rhone. Nach klugem Zaudern, als die Barbaren vergebens sein Lager gestürmt hatten, folgte er den weiter Ziehenden plözlich nach, und stürzte auf sie bei Aquae Sextiae (Aix en Provence). Vergebens schlossen die Teutonen ihre Schlachtordnung durch Ketten zusammen, vergebens donnerte ihr entsezliches Schlachtgeschrei. Der Römer Schwert, mit flammendem Zorn geführt, wüthete in ihren ungeschlächten Gliedern. Ueberzahl erlag der Taktik, Stärke und wilder Muth der hohen Begeisterung. Nie gab es eine schrecklichere Schlacht. Zweimal hunderttausend Barbaren wurden getödtet, 80,000, mit ihnen der riesenmäßige Teutoboch, wurden gefangen; die Nation der Teutonen verschwand (3882).

Indessen waren die Cimbrer — noch im Winter — durch die Alpenpässe nach Italien gedrungen. Q. Lutatius Catulus wich an die Etsch, wo er sich kümmerlich hinter Verschanzungen hielt. Marius eilte ihm zu Hilfe. In banger Stille harrte Italien des Ausgangs. In den Gefilden von Verona (nach Plutarch von Vercellä), am neun und zwanzigsten Julius des nämlichen 3882sten Jahres, lieferte Marius die zweite Vertilgungsschlacht. Die Cimbrer, 150,000 Mann an Zahl, schreckend durch Gestalt und Waffen, zogen langsam in einem ungeheuren Viereck heran; 15000 gepanzerte Reiter standen zur Seite. Als diese in verstellte Flucht sich begaben, und die Römer ungestüm folgten, da stürzte plözlich die ganze Feindesmacht auf ihre getrennten Reihen, und erhob ein Siegesgeschrei. „In dieser Stunde „stritten Marius und Catulus nicht blos für ihren Ruhm und für ihr Land, „sondern für alle Geseze, Sitten, Künste und Wissenschaften der südlichen „Welt, und für alles Große und Gute, was aus Rom auf uns gekommen". Also Joh. v. Müller. Aber die Cimbrer — wenn sie auch die Welttyrannin stürzten — wären selbst wohl schwerlich zur Weltherrschaft gelangt. Dafür hätte durch ihren Sieg zu den unterdrückten Völkern die Freiheit wiederkehren, und aus dem erneuten Leben unendlich mehr Gutes aufblühen mögen, als jemals die Römermacht schuf. Verhängnißschwer war in jeder Annahme der Augenblick; und wer mag es Zufall nennen, daß jezt plözlich die hervorbrechende Sonne die Cimbrer blendete, und den halb gewonnenen Sieg ihnen entriß? Es erging ihnen, nach gräßlichem Widerstand, wie den Teutonen. Selbst ihre Weiber stritten noch von der Wagenburg mit heldenmüthiger Verzweiflung. Die Tiguriner, als sie solches Unglück vernahmen, zerstreuten sich. Marius, der Retter Roms, hielt einen herrlichen Triumph, doch erkannten Viele, daß die Ehre des lezten Tages dem Catulus gebühre.

§. 46. Der Bundesgenossenkrieg.

Für Rom selbst wurden die Siege des Marius fast so verderblich, als seine Niederlage gewesen wäre. Trunken von der soldatischen Größe und des Herrschens gewohnt, glaubte er Anspruch zu haben auf bleibende Herrschaft. Auch ward er zum sechstenmal Consul (3883) durch die Gunst des Pöbels, dem er immerdar angehangen, und durch den Eifer zweier gleich-

gesinnter Demagogen, des Tribuns L. Appulejus Saturninus, und des Prätors Glaucias. Gegen dieses Triumvirat vermochten Metellus und Sulla, die Anführer der Optimaten, für jezt noch wenig. Metellus wurde verbannt. Sulla arbeitete im Stillen. Als aber Saturninus seinen Mitwerber um's Tribunat, Nonnius, auf den Comitien ermorden ließ, und Glaucias dasselbe gegen Memmius verübte, der mit ihm das Consulat gesucht, so empörte sich das ganze Volk, solcher Gräuel noch nicht gewohnt, gegen die Verbrecher. Diese bemächtigten sich des Kapitols. Marius, um nicht mitschuldig zu scheinen, verband sich mit dem Volk, und sah seine treuen Gehilfen, als sie der Uebermacht sich ergaben, eines schmählichen Todes sterben. Er selbst hielt für nöthig, sich auf einige Zeit nach Asien zu entfernen. Metellus wurde glorreich zurückberufen.

Nach kurzer Ruhe veranlaßte Livius Drusus noch größern Brand. Es ist schwer, seinen Charakter zu würdigen. Talent und Eifer schreiben ihm Alle, die meisten auch edle Gesinnungen zu (*); aber was er that, wirkte schädlich, und es war sein Leben wie sein Tod ein öffentliches Unglück. Die Ritter hatten das ihnen von C. Gracchus übertragene Richteramt schändlich geführt, und als Pächter der Staatseinkünfte den öffentlichen Haß durch Erpressungen verdient. Livius Drusus, als Tribun, wollte das Richteramt dem Senat zurückgeben, und die Volksbewilligung hiezu durch ein agrarisches Gesez und andere Begünstigungen erkaufen. Als er Widerstand erfuhr, so brachte er wenigstens die Theilung der Gerichtsbarkeit zwischen dem Senat und den Rittern zuwege, wogegen der Erste aus den Leztern ergänzt werden sollte. Aber auch damit machte er sich beide Parteien zu Feinden. Um einen mächtigen Anhang zu gewinnen, erneuerte er nun den Vorschlag, welchen schon Gracchus gethan, allen italischen Bundesgenossen das Bürgerrecht zu ertheilen (3893), und sezte ihn durch, ungeachtet des Widerstandes beider Consuln. Eine große Menge Volks begleitete ihn von den Comitien nach Hause, und im Gedränge stach ein Unbekannter ihn todt. Der Senat, hoch erfreut, zernichtete die ihm verhaßten Geseze, und brachte Rom dadurch an den Rand des Verderbens.

Denn die Bundesgenossen, welche schon seit Gracchus Zeiten mit Ungestüm auf's Bürgerrecht gedrungen, dafür aber durch mehrere Senatsgeseze empfindliche Kränkung erfahren hatten, geriethen jezt, nachdem abermals ihre Hoffnung getäuscht war, in fürchterliche Wuth. Sie beschlossen, durch Gewalt zu erringen, was ihnen so ungerecht verweigert ward. Es sollte nicht mehr Rom, es sollte das verbündete Italien die höchste Macht besizen, und Corfinium die Hauptstadt des Bundes seyn. Vom adriatischen bis zum sicilischen Meere, von Calabrien bis gegen das cisalpinische Gallien ergriffen fast alle Bundesgenossen (am ersten die Marser, von welchen der Krieg auch benannt wird) die Waffen, und führten durch drei Jahre mit großer Ueberzahl und mit römischer Kriegskunst Krieg gegen Rom (3894). Unerhört war die Erbitterung der Parteien, schrecklich die Wuth der Schlachten; ganz Italien schwamm in Blut. Dreimal hundert tausend seiner Jünglinge wurden getödet; Grausamkeit und gegenseitige Verrätherei schienen die Aussöhnung unmöglich zu machen.

In derselben Zeit erhob Mithridat der Große, König von Pontus,

(*) Er ist's, der sein Haus dergestalt erbaut haben wollte, daß alle Menschen sähen, was er darin begähne. Ein Zug, in welchem Rousseau die reinste und erhabenste Tugend erblickt.

gefährlichen Krieg. Streitigkeiten mit Nikomedes von Bithynien und der Widerspruch Roms gegen die Eroberung Paphlagoniens und Cappadociens gaben den Anlaß. Mithridat, durch seinen Geist und seine Verbindung mit vielen scythischen Völkern stark, brach hervor aus Pontus (3893), schlug seine Feinde, überschwemmte Kleinasien, ließ 80,000 Römer in diesem Land an einem Tage mittelst geheimer Befehle ermorden, ging übers Meer, besezte die Inseln, besezte Thracien, Macedonien, einen Theil von Griechenland mit Athen, und hatte den Plan, die Völker vom Tanais bis an die Alpen in einen großen Bund zum Angriff auf Italien zu sammeln. Die Gefahr schien größer als beim Cimbrischen Krieg.

§. 47. Sulla. Erster Bürgerkrieg (*).

Sie ging vorüber. Die Weisheit des Senates besänftigte die Bundesgenossen; Sulla's Genie und Glück besiegten Mithridat.

Der Senat, nachdem L. Jul. Cäsar, Cn. Pompejus Strabo, Marius und Sulla über die Bundesgenossen verschiedene Siege erfochten, gab Denjenigen, welche treu geblieben (als vielen Lateinern und Umbrern), hierauf solchen, welche zur Treue zurückkehrten, das Bürgerrecht. Die Uebrigen — besonders nach des Silo Poppädius (ihres besten Feldherrn) Tod — wurden ohne Mühe einzeln besiegt, und erhielten fast gleiche Bedingungen.

Auf solche Weise wurde ganz Italien Rom; allerdings gerecht, da Rom durch Italiens Kräfte so groß geworden. Auch kam, durch die Vergrößerung des Hauptes, die Gebieterin der Welt zu einer festern Grundlage der Macht. Aber um so unzureichender wurden die alten Formen, und um so gefährlicher die ganze Verfassung. Die Bewegungen der römischen Stadtgemeinde sezten sich nun über ganz Italien fort, und wuchsen an Furchtbarkeit wie an Umfang. Aus dem Zusammenfluß von so ungleichen Interessen entstand ein beständiger Conflict derselben. Hinfort wurde fast unmöglich, eine Gemeinschaft des Entschlusses zu bewirken, und es mochte der verworfenste Rottenführer, wenn er in Rom übermannt war, in den Leidenschaften und Vorurtheilen Italiens eine gesezliche Stüze finden. Ja es wurde — bei der Unmöglichkeit, eine so ungeheure Bürgerliste in Ordnung zu erhalten — leicht, auch Sklaven und Fremde unter die Stimmenden zu schwärzen. Die allerdings weise Maaßregel, wornach man aus den adoptirten Bundesgenossen, anstatt sie in die alten Tribus zu vertheilen, acht eigene Tribus bildete, und hiedurch jenen das Uebergewicht auf den Comitien sicherte, verminderte zwar das Unheil, aber hob es nicht. Schon der Streit um dieses wiederholt gegebene und widerrufene Gesez tränkte mehrmals Italien mit Blut.

Sonach war der Bundesgenossen-Krieg nicht nur Vorspiel und Anleitung zu den Bürger-Kriegen, wie die Schriftsteller sagen, sondern auch die Quelle derselben, und die Ursache ihrer meisten Schrecken, wie nur zu bald der Kampf zwischen Marius und Sulla bewies.

L. Cornelius Sulla ist eine der imponirendsten Gestalten in der ganzen Geschichte. Solche Charaktere konnte freilich nur ein Rom, die Pflegmutter jeder Kraft, im Guten wie im Bösen, geben. Aus einem vornehmen, aber durch Unfälle gesunkenen Hause stammend, hatte Sulla

(*) L. Sachse's Lebensgeschichte des Diktator Sulla. Leipzig, Sommer. 1791.

durch Erziehung und Verhältnisse aristokratische Gesinnungen erhalten. Hierin und in seiner Liebe für Wissenschaft und feinere Sitte lag schon der natürlichste Grund des Hasses gegen den rohen Marius, das Haupt der demokratischen Parthei, doch solch' edler Rolle nach persönlichem Charakter unwerth, weil mehr nur Mann des Pöbels, nach Grundsäzen und Verbindungen, Herkunft und Sitte, und Feind alles Dessen, was nicht Soldat oder Pöbel war. Aber der Haß, welchen dieser Gegensaz der Charaktere gegründet, entglühte noch heftiger durch Jenes, was beiden gemein war — den unersättlichen Ehrgeiz und die wüthende Herrschsucht, und wurde verderblich für Rom durch Beider hohe Kraft, Starrsinn und Grausamkeit. Im Jugurthinischen Krieg und in jenem der Cimbrer hatte Marius Ruhm den seines jüngern Nebenbuhlers weit überstrahlt; doch war die Unterhandlung mit Bocchus (s. §. 44.), und der wichtige Antheil, den Sulla am veronesischen Sieg gehabt, schon Stoff des Neides. In den nachfolgenden Unruhen der Stadt erhöhte Sulla den Haß als kraftvoller Vertheidiger der Aristokraten, und bei dem Bundesgenossen-Krieg schien sein Talent und Glück den alternden Marius zu verdunkeln. In ihm glaubte Rom den besten Feldherrn für den Mithridatischen Krieg zu finden, und ernannte ihn dazu, da er gerade als Consul mit dem Heer vor Nola lag (3896).

Darüber empfand Marius, welchen beim cimbrischen Triumph das Volk vergöttert, und den „dritten Gründer Roms" geheißen, tödlichen Verdruß. Im 70sten Jahr des Alters, und nach so vielen Siegen, war er des soldatischen Ruhmes nicht satt. Ihn gelüstete nach den pontischen Lorbeern, und so groß war sein Anhang im Volk, daß auf des Tribuns Sulpitius (*) Vorschlag dasselbe den Senatsbeschluß, der Sulla zum Feldherrn gemacht, tumultuarisch vernichtete, und die Anführung an Marius gab.

Als Sulla dieses vernahm, führte er sein Heer feindlich nach Rom. Demnach galt ihm sein und seines Standes Interesse mehr als die Wohlfahrt des Vaterlandes, und er vergaß, daß der Grundsaz der Selbsthilfe im Staat die Auflösung desselben, ja der Tod alles Rechtes sey. Zum erstenmal und mit Zittern sah Rom seine Bürger, die es zu eigenem Dienste bewaffnet, verrätherisch diese Waffen gegen die Mutter kehren. Es waren nicht mehr Roms, es waren nur Sulla's Krieger; der traurige Unterschied zwischen Soldaten und Bürgern begann.

Sulla zog zum collinischen und esquilinischen Thor herein, und durch die Straßen, die auf's Kapitol führten. Das Volk zitterte, die Ritter zagten, der Senat versammelte sich. Marius entfloh mit Noth. Da diktirte Sulla an der Spize der Truppen ein Dekret, wornach der Ueberwinder der Cimbrer, und sein Sohn, und zehn seiner wichtigsten Anhänger als Feinde des Vaterlandes erklärt, und Preise auf ihren Kopf gesezt wurden. Hierauf vermehrte er den Senat, schwächte durch verschiedene Geseze die Macht des Volkes und der Tribunen, die er auf ihre ursprüngliche Bestimmung — doch ohne dauernde Wirkung — zurückführte, und stellte die Comitia centuriata wieder her.

(*) Diesen Sulpicius nennt Müller einen „sonst vortrefflichen Mann" — Andere erklärten ihn für einen Bösewicht. So schwer ist es, den moralischen Werth der Revolutionsmänner, oder den wahren Beweggrund ihrer Handlungen zu beurtheilen! —

Als er nun die Aristokratie befestiget, und die Stadt beruhiget glaubte, auch die neuen Consuln, Cn. Octavius und Cornelius Cinna, gewählt waren, so verließ er Rom und zog nach dem Orient, fühlend, daß ihm obliege, die Behauptung der Feldherrnstelle durch Siege zu rechtfertigen. Von Cinna (der sein Verwandter, aber dennoch sein Feind war) nahm er den Eid, nichts gegen sein Interesse unternehmen zu wollen.

§. 48. Marius.

Aber der geächtete Marius war den Henkern entronnen. Zwar die Sümpfe von Minturnä, worin der graue Held sein Haupt verborgen, schüzten ihn nicht. Er wurde entdeckt und in den Kerker des Städtchens geschleppt. Ein cimbrischer Sklave sollte ihn tödten. Aber als Marius seinen Herrscherblick auf ihn warf, und mit der Donnerstimme ihn anrief: „Du, du willst den Cajus Marius tödten!“ — so entfiel dem Sklaven das Schwert, und Marius fand Mittel, unter vielfältiger Gefahr, nach Afrika zu entkommen. Hier, in dem Land, welches der erste Schauplaz seiner Siege gewesen, irrte Marius in elender Verlassenheit umher, unaufhörlich vom Racheschwert bedroht, in Noth und Mangel. Hier war es, wo er, unter den Trümmern von Karthago ruhend, zu dem Abgeschickten des Befehlshabers der Gegend die deutungsvollen Worte sprach: „Sage deinem Herrn, du habest den Cajus Marius auf den Trümmern von Karthago gesehen“. Endlich fand er Zuflucht auf einer einsamen Insel.

Cinna hielt seinen Eid nicht. Er schlug vor, wie schon Sulpicius gethan, die Bundesgenossen unter alle Tribus zu vertheilen, und wurde hierüber von Octavius, seinem Kollegen, nach blutigem Kampf, vertrieben. Aber die Italiener sammelten sich häufig unter seine Fahnen. Carbo, Sertorius mit vielen Tapfern, giengen zu ihm über. Da rief er Marius zurück, und zog vereint mit ihm vor Rom. Die Häupter desselben, Octavius, Merula, welcher für Cinna Consul geworden, und Cn. Pompejus (des Großen Vater), welcher jezt erst sich für Sulla erklärte, flehten umsonst zu den Göttern um Hilfe. Es fehlte ihnen an Talent wie an Kraft. Siebenzehn tausend Menschen wurden vor den Thoren der Stadt erschlagen, und darauf, nach kurzer Unterhandlung, zogen die Sieger ein; Cinna mit scheinbarer Huld, Marius mit finsterm, Rache verkündendem Blick. Jezt fiengen die Schreckensscenen an. Die Soldaten, wie nach Erstürmung einer feindlichen Stadt, raubten, mißhandelten, mordeten ohne Unterschied der Partei; Marius und Cinna wütheten gegen ihre persönlichen Feinde. Viele angesehene und edle Männer, wie L. und C. Cäsar, P. Crassus, die vornemsten Senatoren, alle Häupter der Sullanischen Partei wurden getödtet, Sulla selbst geächtet. Den Consul Octavius riß man von der Rednerbühne herab. Sein blutendes Haupt, auf einer Stange, wurde durch die Gassen getragen. Manche wurden in ihren Häusern geschlachtet, Andere auf das Forum geschleppt, wo sich ein Haufen von Leichen thürmte. Viele gaben sich selbst den Tod, wie Merula, vor dem Altar Jupiters, dessen Priester er gewesen, wie Catulus, der veronesische Held, welcher mit Marius triumphiert hatte. Cinna, nach fünftägigem Morden, wurde des Blutvergießens satt. Aber Marius erheiterte den Todesblick nicht. Mit einer bewaffneten Schaar gieng er umher; wessen Gruß er nicht erwiederte, den machte sie nieder. Niemand wurde mehr bedauert, als M. Antonius, der herrliche Redner, dessen Worte

selbst seine Henker noch zu Thränen brachten, und dessen bluttriefendes Haupt Marius, als er es empfing, mit schauderhafter Freude befühlte.

Aber die Botschaft von Sulla's Siegen und wahrscheinlich naher Rückkunft störte seine Freude. Das siebente Consulat, wornach das heftigste — und zugleich abergläubische — Streben seiner Seele ging, legte er sich selbst bei, und gab sich Cinna zum Kollegen. Doch nur wenige Tage verwaltete er solches. Von Unruhe gefoltert, selbst von Träumen — wohl den Schatten der Erschlagenen — geängstigt (*), suchte er durch Wein sich zu betäuben, und starb, eines Tyrannen würdig (**).

§. 49. Der Krieg des Mithridat.

Indessen hatte Sulla den Mithridatischen Krieg glorreich geführt. Die asiatischen Horden, wie zahlreich sie waren, konnten freilich den Kernlegionen der Römer nicht stehen; und Archelaus, wiewohl geschickt und tapfer, war doch nicht Sulla. Als dieser erschien, und viele Griechen aus altem Barbarenhaß von dem pontischen Sieger abfielen, so zog Archelaus seine Kriegsmacht in Böotien und in Athen, seinem Hauptwaffenplaz, zusammen. Sulla griff die Stadt an, welcher Mithridat den Aristion als Tyrannen gesezt, und eroberte sie, nach verzweifelnder Gegenwehr, mit Sturm. Zu den Schrecknissen des Hungers — er war so hoch gestiegen, daß die Bürger Menschenfleisch verzehrten — gesellten sich jezt die Gewaltthaten des erbarmungslosen Feindes. Aristion, aus dem Heiligthum der Minerva hervorgerissen, litt den Tod. Ueber den Leichen der Babaren und Bürger stürzte der größte Theil der Stadt in Schutt und Asche zusammen, die Gebäude des Piräus und jene von Munichia verzehrte die Flamme; Sulla schonte selbst der Gräber nicht. Athen, wiewohl es bald wieder aus dieser Verwüstung emporstieg, erhielt doch seinen Glanz nicht mehr.

Von da rückte Sulla in die Gefilde von Chäronea, und erlegte dort — wie die unverschämt stolzen Berichte von dieser Schlacht sagten — 110,000 Feinde, während nur zwölf! Römer fielen (3898). Gefährlich, doch am Ende siegreich, war das Treffen bei Orchomenos. Ein neues Heer hatte den Archelaus verstärkt und kämpfte mit Wuth. Die Römer wankten. Da rief Sulla zu den Seinen: „Soldaten, wenn man fragt, wo ihr euern Feldherrn gelassen, so sprecht: in der Schlacht!" und stürzte in die Feinde. Die Römer, voll Scham und Wuth, Ihm nach, unwiderstehlich und verderbend. Auch das Lager des Archelaus wurde erstürmt. Europa war für Mithridat verloren; bald zog sich der Krieg nach Asien. Auch zur See wurde gestritten.

Jezt erschien Marius Nachfolger im Consulat, Valerius Flaccus, aus Rom mit zwei Legionen. Viele von seinem Heer gingen zu Sulla über, den er verdrängen sollte. Flaccus wurde von Flavius Fimbria, seinem Unterfeldherrn, getödtet, welcher hierauf nach Asien ging. Auch er drängte den König, fiel jedoch mehr den Einwohnern und Städten durch Plünderung und Gewaltthat schwer. Mithridates suchte billigen Frieden durch Unterhandlung. Auch schienen die Vorgänge in Italien Sulla zur Rückkehr aufzu-

(*) S. Plutarch. Marius.

(**) 3898. Cicero, geblendet durch die Großthaten des Marius, und dem Ruhm seiner Vaterstadt Arpinum zugethan, hat — er, der Vertraute der Wissenschaft und der Freund des Friedens — den rohsten Verächter der Musen, und den schrecklichsten Wüthrich mehrmal (unter andern pro Rabir. 10.) gepriesen! —

fordern, und des Königs Beistand mochte ihm nüzlich gegen die einheimischen Feinde seyn. Aber Sulla, entweder weil seine Römerseele sich gegen die Verbindung mit dem Feinde Roms empörte, oder weil er richtig erwägte, daß Vermehrung des Ruhms für ihn Vermehrung der Kräfte sey, verwarf alle Anträge, welche Archelaus, und dann der König selbst in mündlicher Besprechung thaten, und sezte den Krieg fort, bis Mithridates das Aeußerste einging. Bithynien, Cappadocien, Asien (das pergamenische Reich), Alles was er erobert, dazu 3000 Talente, und 80 Schiffe mußte der König als Preis des Friedens geben, und sich auf Pontus beschränken (3900). Hierauf wurde der verbrecherische Fimbria angegriffen, und gab sich, verzweifelnd, den Tod. Seine Legionen erhielt Murena.

Dieß Alles vollbrachte Sulla ohne Hilfe von Rom. Die Länder, worin er kriegte, trugen die Last. Die Schäze der Götter zu Delphi, zu Olympia, zu Epidaurus wurden geplündert; welche Schonung konnten die Menschen erwarten? — Kleinasien vorzüglich fühlte die Geißel der Brandschazung, der Lieferungen, des willkürlichen Raubes. Endlich mußte es noch 20,000 Talente Strafgeld wegen der gegen Rom gezeigten Abneigung zahlen. Der Verfall seiner, einst so blühenden Städte kann von hier an gerechnet werden.

§. 50. Sulla besieget die Marianer.

Aber in Rom wütheten die Schreckensmänner fort. Zwar Cinna selbst hatte ein paar tausend marianische Henker auf dem Forum umzingelt und getödtet; allein Er und Carbo, der sich Consul nannte, und Norbanus und der junge Marius wurden durch Haß und Verdacht, Furcht und natürliche Grausamkeit zu unaufhörlichem Morden getrieben. Die Rückkunft Sulla's eröffnete noch blutigere Scenen. Cinna, die Seele der marianischen Partei, als er ihm entgegen zog, wurde von seinen eigenen Soldaten im Aufstand erschlagen. Sertorius war nach Spanien gegangen. Die übrigen Anführer hatten zwar gleiche Tapferkeit, aber nicht gleiches Talent. Dennoch war ihre Macht furchtbar. Alle neue Bürger hielten es mit ihnen: sie zählten 225,000 Streiter.

Gegen dieselben führte Sulla, in ruhiger Zuversicht, seine 40,000 Mann. Abhärtung, Gewohnheit des Sieges, und vor Allem Genie und Glück des Anführers ersezten die Zahl (*). Als er mit diesem treu ergebenen Heer von dem Landungsplaz in Apulien in schöner Ordnung hinauf gegen Rom zog, strömten ihm seine alten Anhänger, Vertriebene, Flüchtlinge, viele Senatoren, Consularen, Mißvergnügte aus allen Ständen entgegen. Bei Capua schlug er den Consul Norbanus; das Heer des andern Consuls, Scipio, ging zu ihm über. Metellus Pius, Cethegus, der junge Cn. Pompejus mit einer Schaar von Clienten, verstärkten seine Macht; Sardinien, Afrika wurden gewonnen. Carbo und der sechs und zwanzigjährige Marius, die neuen Consuln, nachdem sie in Rom die angesehensten Bürger verrätherisch ermordet, stritten in verschiedenen Schlachten (besonders bei Sacriportus) unglücklich gegen Sulla und dessen Freunde. Marius schloß sich in Präneste ein; Carbo mit seinem Heer fiel in Sicilien

(*) Nie hat ein Heerführer besser gewußt, das Zutrauen der Krieger zu fesseln. Er verstand es — auch in diesem Punkt Marius ähnlich — sich für ein von höheren Mächten geleitetes Wesen geltend zu machen, und verband, wie Carbo sagte, die Schlauheit des Fuchses mit der Kraft des Löwen.

durch Cn. Pompejus, dessen Wohlthäter er gewesen, und den er umsonst fußfällig um sein Leben bat. Norbanus gab sich den Tod. Auch Marius, nach heldenmüthigem Widerstand, als Alles dem Glück des Sulla wich, und als er den Kopf von seines Vaters Bruder, dem alten Prätor Marius, an die Mauer von Präneste geworfen sah, tödtete sich mit seinem Freund, dem jungen Telesinus.

Der Vater des Lezten, Pontius Telesinus, mit der Mannschaft der Lukaner und Samniter, hatte vor den Thoren Roms gegen Sulla gestritten. Seine Plane, aus angestammtem Hasse fließend, gingen auf Vertilgung der Marianischen wie der Sullanischen Partei und auf Zerstörung Roms. Die Schlacht war mörderisch. Schon glaubte Sulla sich besiegt, als Crassus mit dem andern Flügel Rettung brachte, und dem Feind Verderben (3902).

Bis jezt hatte Sulla Vertheidiger des Gesezes und der Freiheit gegen die Tyrannei einer Faktion geschienen. Als diese niedergeschlagen, und kein Umschwung mehr zu besorgen war, so übte er selbst noch schrecklichere Tyrannei, und enthüllte ganz die schaudervolle Grausamkeit seiner unmenschlichen Seele. Man fühlt sich geneigt, den vollwichtigsten Zeugnissen zum Troz, diese Gräuel für Erdichtung oder wenigstens für Uebertreibung zu halten; und es ist ein unglückliches Geschlecht, welches aus ähnlicher Selbsterfahrung ihre Möglichkeit erkennt.

§. 51. Seine Tyrannei.

Der Einzug Sulla's in Rom wurde nicht nur wie jener des Marius durch grausame Gewaltthat bezeichnet, sondern auch der heilige Stempel des Rechtes mißbraucht zur Besiegelung und Vervielfältigung der Frevel. Nicht nur wen Sulla haßte, oder wen Einer von Sulla's Leuten haßte, auch wen man beneidete, nach wessen Vermögen einer lüstern war, mußte sterben; Tag für Tag wurden — eine scheußliche Erfindung Sulla's — Proscriptionstafeln bekannt gemacht, die langen Listen Derjenigen, deren Leben verwirkt, deren Güter verfallen wären. Aurelius, ein stiller Mann, der keine Partei ergriffen, las eine solche Tafel, und fand seinen Namen: „Ach! seufzte er, es ist mein Landgut, das mich ächtet!" — Wer einen Geächteten erschlug, wurde mit zwei Talenten belohnt. Wer Mitleid bei einer Hinrichtung bezeugte — wurde getödtet. Solches widerfuhr dem menschlichen M. Plätorius, weil er bei der Marter von Marius Bruder in Ohnmacht gesunken. Soll man es glauben? Eine einzige verdächtige Miene, ein ähnlicher Gesichtszug, ja selbst ein ähnlich klingender Name brachten Verderben. Den heiligsten Naturpflichten wurde Hohn gesprochen. Kein Bruder durfte dem Bruder, kein Sohn dem Vater Zuflucht geben. Weiber verschlossen ihre Thüre vor dem geächteten Manne. Noch auf Söhne und Enkel der Proscribirten sollte die Strafe wirken, Keiner derselben jemals ein öffentliches Amt erlangen. Auch an Todten äußerte sich die unbändige Wuth. Die Gebeine des alten Marius wurden ausgegraben, mißhandelt, und in den Anio geworfen, seine Trophäen und Statuen zertrümmert. Man sah den abscheulichen Catilina, den Henker seines Bruders und seines Schwagers, eigenhändig und auf die grausamste Weise den edlen Marius Gratidianus morden, und dessen abgerissenes Haupt über die Straßen zu Sulla tragen. Sulla's Haus selbst war einem Richtplaz ähnlich, und was er sprach, waren Befehle des Todes. Aber einzelne Hinrichtungen

währten ihm zu lange. Acht Tausend Gefangene, denen er das Leben zugesichert, wurden miteinander im Circus geschlachtet. Das Geschrei der Mörder, das Aechzen der Sterbenden drang in den Saal, wo eben der Senat berathschlagte. Die Senatoren erblaßten. „Es sind nur einige Elende, denen auf meinen Befehl ihr Recht widerfährt“, sprach Sulla mit teuflischer Ruhe, und fuhr in den Verhandlungen fort.

Auch außer Rom, durch ganz Italien erstreckten sich die Achtserklärungen, die Mordthaten, die Plünderungen. Alle Einwohner von Präneste wurden getödtet. Jene von Spoleto, Fluentia, Interamna wurden verkauft; mehrere Städte zerstört. Mehr als einmal wurde Sulla im Senat, von seinen eigenen Freunden, dem jungen Catulus, Metellus u. A. aufgefordert, dem Morden doch endlich ein Ziel zu sezen, doch einmal zu bestimmen, wer denn sterben müsse, damit nicht auf Allen die qualvolle Unruhe laste. „Ich habe noch keinen Entschluß gefaßt“, gab er kalt zur Antwort; und der Senat verstummte.

Diesem Blutmenschen gaben die Aristokraten, deren Sache er verfochten, den Namen Vater und Erretter! Er selbst, der Urheber unsäglichen Elendes, nannte sich, da ihm jeder Frevel gelungen, Faustus und Felix. Und da er, bei aller Tyrannei, das Ansehen haben wollte, die Verfassung zu ehren, so ließ er sich nach den alten Formen zum Diktator, scheinbar durch freie Wahl, jedoch auf unbestimmte Zeit ernennen, und zog mit 24 Liktoren einher. Die Güter der Proscribirten wurden unter seine 47 Legionen vertheilt. Zehn Tausend Sklaven unter die Bürger — zur Verstärkung von Sulla's Anhang — und 300 Ritter in den Senat aufgenommen! mehrere Kolonien der Veteranen gegründet, und so auch außer Rom die Tyrannenmacht befestigt.

Zu dieser Zeit gab der vierzehnjährige Cato die erste Probe jener Leidenschaft für das Recht und die Freiheit, wodurch er später der größte aller Menschen wurde. Als er in Sulla's Hause die vielen Blutscenen erblickte, so fragte er seinen Hofmeister Sarpedo, mit funkelndem Auge: „Warum bringt denn Niemand den Wüthrich um?“ „Sie fürchten ihn noch mehr als sie ihn hassen“, antwortete Sarpedo; worauf Cato glühend ausrief: „Warum hast du denn mir kein Schwert gegeben, daß ich ihn tödten und mein Vaterland retten könne?“ —

Endlich vertobte der Sturm. Sulla, als Diktator, erneuerte theils und schärfte seine frühern Geseze zur Befestigung der Aristokratie und Hintanhaltung der Pöbelmacht, theils erließ er weitere und meist vortreffliche Anordnungen zur Erhaltung der republikanischen Verfassung, der ordentlichen Folge der Magistraturen, der Sicherheit und Ruhe in Rom und in den Provinzen, ertheilte dem Senat das Richteramt wieder, und beschränkte das Bürgerrecht der Bundesgenossen. Auswärts kriegte Pompejus glücklich in Afrika gegen die Marianer und den numidischen König Hiarbas. Murena, der, nach einem Triumphe lüstern, einen zweiten Krieg mit Mithridat angefangen, erhielt den Befehl zur Erneuerung des Friedens.

Nach zweijähriger Verwaltung der Diktatur, welche durch so viele Großthaten und so viele Verbrechen erkauft war, legte Sulla seine Macht nieder, sorglos, als ob er keinen Menschen gekränkt, und nichts um sich als Freunde hätte, und genoß die Freuden des Privatstandes, als ob er nicht wüßte, was Herrschen sey — bei allen Freveln, die sein Andenken schänden, ein großer Charakter, eine erstaunenswürdige, vielleicht isolirte Vereinbarung

tyrannischen Herrschergeistes und wahren republikanischen Sinnes. Er starb, ohne die mindeste Anfeindung zu erfahren — der Eindruck seiner persönlichen Größe und das Ansehen seiner Freunde schüzten ihn davor — ein Jahr nach niedergelegter Diktatur, den zweiten Tag nach Vollendung des 22sten Buches seiner eigenen Geschichte (3906).

Die Feindschaft des Marius und Sulla hatte Rom 150,000 Bürger gekostet. Zwölfhundert Ritter, zwei hundert Senatoren, sechzig Aedilen, sieben Prätoren, drei und dreißig Consularen waren ihr Opfer geworden! Alle Provinzen des Reichs waren verwüstet.

§. 52. Sertorius. Spartacus.

Die Schwingungen dieser großen Bewegung dauerten fort, oder erneuerten sich gleich nach Sulla's Tod. Lepidus, einer der Consuln, ein Marianer, widersezte sich der feierlichen Beerdigung des Tyrannen, und verlangte die Abschaffung von dessen Gesezen. Aber sein Kollege, der vortreffliche Q. Lutatius Catulus, besiegte ihn in mehreren Treffen, und zwang ihn zur Flucht nach Sardinien, wo er starb.

Die Reste des geschlagenen Heeres wurden von Perperna nach Spanien geführt, allwo Sertorius eine merkwürdige Rolle spielte. Dieser wahrhaft große Mann, als ihn die Sullanische Tyrannei auch in Spanien bedrohte, gedachte nach den glücklichen (Canarischen) Inseln zu flieh'n. Aber die Lusitaner baten ihn, ihr Feldherr zu seyn. Bald sah er sich an der Spize eines mächtigen Heeres, da auch von den übrigen Völkern der Halbinsel viele theils aus Haß gegen Rom, theils aus fast abgöttischer Verehrung für Sertorius mit ihm sich verbanden. Jezt sammelten sich um ihn die Trümmer der Marianischen Partei; und es schien in seinem Lager, wo sich ein Senat von 300 Gliedern bildete, die Majestät des römischen Volks zu seyn. Vom fernen Pontus kamen die Gesandten Mithridat's, um mit Sertorius ein Bündniß gegen die in Rom herrschende Partei zu unterhandeln. Der König hatte auf die Entzweiung der römischen Häupter, und auf die Wichtigkeit seiner Allianz für Sertorius die Hoffnung eines günstigen Friedens gebaut. Aber so groß dachte dieser wahre Römer, daß er — wiewohl bedrängt durch übermächtige Feinde, und auf die äußerste Provinz der römischen Welt beschränkt — jede Hilfe durchaus verschmähte, wofür der König auch nur die geringste Abtretung begehre.

Acht Jahre behauptete Sertorius seine Herrschaft in Spanien, ungeachtet schon Sulla den kriegserfahrnen Metellus Pius mit starker Macht ihm entgegen stellte, und nachmals der große Pompejus eine noch stärkere wider ihn führte. In vielen Schlachten Sieger, und selbst nach Niederlagen durch die Unerschöpflichkeit seines Genies, und durch lokale Verhältnisse furchtbar, schien er wahrhaft unüberwindlich, und der große Preis, welchen Metellus auf seinen Kopf gesezt, bewies die Furcht so wie die Niederträchtigkeit der Römer. Endlich befreite sie der nichtswürdige Perperna, durch Ermordung seines Herrn und Freundes, von einem Gegner, den sie mit aller Macht nicht überwinden konnten. Zu Osca (Huesca), während der Vertraulichkeit eines Mahles, wurde der edle und große Sertorius von dem Verräther getödtet (3912), welcher hierauf bie Anführung übernahm. Aber die Verabscheuung seiner Missethat entfernte die Spanier von ihm. Um so leichter wurde er von Pompejus überwunden, gefangen und hingerichtet. Vergebens hatte er durch neuen Verrath — Auslieferung der Briefschaften des Sertorius

— Gnade zu erkaufen gesucht. Pompejus, aus großmüthiger Politik, verbrannte die Briefe.

Zur nämlichen Zeit wurde Italien durch einen schrecklichen Sklavenkrieg verwüstet. Aus der Fechtschule von Capua brechen unter Spartacus Anführung 78 Gladiatoren, meist Thracier und Gallier, schlagen die Soldaten, die man gegen sie ausschickt, erhalten sodann gewaltigen Zulauf, und nach weitern Siegen über stärkere Truppencorps schwillt ihr Haufe zu einem furchtbaren Heer an, welches in regelmäßigen Schlachten zwei Prätoren, zwei Consuln entscheidend schlägt, und die Hauptstadt zittern macht. Nach solchem Glück gedachte Spartacus, welchem die Freiheit genügte, Italien zu verlassen; aber sein Heer, nach der Plünderung Roms lüstern, zwang ihn zu bleiben, worauf M. Licinius Crassus dasselbe drängte, einschloß, und in einer schrecklichen Schlacht sammt seinem Anführer aufrieb (3913). Ein kleiner Haufe, der gegen die Alpen flüchtete, fiel dem aus Spanien zurückkehrenden Pompejus in die Hände, und wurde vertilgt (*).

§. 53. Pompejus. Crassus. Cäsar.

Immer mehr werden jezt die Schicksale Roms und der Welt von den Charakteren, Leidenschaften und Interessen einzelner Männer abhängig (**). Zwar schon früher und meistens hatten dergleichen Häupter, als ein Brutus, Camillus, Regulus, Scipio u. A. hervorgeglänzt, hatten der Menge den Impuls und dem wankenden Schicksal die Entscheidung gegeben: aber, wie groß auch ihr Einfluß war, immer konnte man sie als auserlesene Organe oder als verstärkten Ausdruck der allgemeinen Gesinnung, als die edelsten Werkzeuge der allgemeinen Kraft betrachten. Erst seit Marius Zeiten kommen jene herrischen Charaktere vor, deren persönliche Interessen der Schlüssel aller Verhandlungen, der Hebel aller Bestrebungen, der Grund und Mittelpunkt von allem Wirken und Leiden des ganzen Volkes sind. Um so verflochtener wird jezt die Geschichte, und um so nothwendiger zu ihrem Verständniß die Schilderung jener Charaktere. Die großen Gestalten eines Pompejus, Crassus, Cäsar, Cicero, Cato, und neben ihnen verschiedene Männer des zweiten Ranges, erfüllen jezt den Schauplaz. Ihre Geschichte ist die Geschichte Roms.

Cnejus Pompejus (der Sohn jenes Pompejus Strabo, welchen im Marianischen Krieg der Donner erschlagen), nachdem er den rück-

(*) Kleinere Kriege, aber dennoch in Beziehung auf die Plane Mithridat's wichtig, waren jene, die von Sulla's bis Lucullus Zeit gegen die Thracischen, Dardanischen u. a. Stämme bis gegen die Donau geführt worden. Scribonius Curio sah der Erste diesen Fluß.

(**) Allerdings würde die Individualität dieser Männer minder eingreifend in die großen Verhältnisse gewesen, ja vielleicht mit ihren auffallendsten Zügen gar nicht erschienen seyn, wenn nicht eine, durch lebendige Ideen und tief gefühltes Bedürfniß mächtig bewegte Zeit sie auf den Schauplaz großer Thaten berufen, und wenn nicht die allgemeine Gährung der Gemüther so wie der unversöhnliche Zwiespalt der Interessen ihnen eine willkommene Masse von Streitkräften bereitet hätte. Aber nicht minder gewiß ist, daß, um jene Massen sich zu unterwerfen, um sie da oder dorthin zu lenken und dem großen Drama diese oder jene Entwicklung zu geben, die Individualität der Häupter von entscheidender Wirkung seyn mußte, und daß immer unendlich Vieles davon abhängt — wiewohl das große Rad des Schicksals in seinen Umwälzungen nicht durch einzelne Menschen, sondern durch den Strom der Dinge bestimmt wird — ob ein Brutus oder ein Cromwell, ein Cäsar oder ein Washington, ein Augustus oder ein Napoleon sich einer Revolution bemächtige.

kehrenden Sulla durch ein selbstgeworbenes Heer verstärkt, in Italien, Sicilien, Afrika die Marianer vielfältig besiegt, und den numidischen König Hiarbas gefangen hatte, wurde im 24sten Jahr seines Alters von Sulla mit dem Namen Imperator und Magnus begrüßt, und hielt einen Triumph. Gegen diesen Sulla, vor welchem Alle zitterten, wagte er bei einem Zwist den trozigen Ausruf: „Gedenke, daß die Menschen der aufgehenden Sonne mehr als der untergehenden achten“! — und blieb in Gunst. Hierauf, als er in dem gefährlichen Krieg gegen Sertorius, und in dem leichtern gegen Perperna neue Lorbeern und den Ruhm der Klugheit erworben, triumphirte er — als bloser Ritter — zum zweitenmal, wurde Consul im 34sten Jahr, ohne die vorbereitenden Magistraturen verwaltet zu haben, und trat in den Senat nur ein, um darin den Vorsiz zu nehmen. Genug zur Bezeichnung der Ueberlegenheit seines Geistes! Wie natürlich, daß er fortan Keinem mehr zu weichen gedachte! Aber bei aller Ehrsucht besaß er Rechtlichkeit genug, um die Gewaltthat zu scheuen. Auf den Glanz seines Verdienstes und auf die freiwillige Huldigung des Volkes waren seine Plane gebaut, und ohne die Rivalität eines Cäsar hätte er einer der besten Bürger bleiben mögen, so wie er unter ihnen der größte (ja nach Cicero's Urtheil (*) unter allen Menschen, die jemals lebten, der vortrefflichste) war. Ehrbarkeit des Wandels, Treue in der Freundschaft, Schonung gegen Feinde zieren seinen Charakter: Eitelkeit, Wankelmuth und Verstellung, allzugroßes Selbstvertrauen und Mangel an Menschenkenntniß bilden die Schattenseite desselben.

M. Licinius Crassus, aus einem der vornehmsten römischen Geschlechter, des Pompejus Kollege im Consulat (3914), war der Marianischen Tyrannei, deren Opfer sein Vater und Bruder geworden, durch Flucht nach Spanien entgangen. Von Rache glühend kämpfte er mit Auszeichnung für die Wiederherstellung Sulla's, und noch eifriger für seinen eigenen Vortheil. Der Ankauf der Güter der Proscribirten, der Handel mit Sklaven, und andere unrühmliche Mittel machten ihn zum Reichsten aller Römer. Viele Tausend arme Bürger speisten an seinen Tafeln, und er vermaß sich, ein Heer aus Privatmitteln zu erhalten. Hiedurch, und durch das Glück seiner Waffen gegen Spartacus, wurde er so wichtig, daß Pompejus, als Crassus wegen Vertilgung der Fechter einen Groll auf ihn warf, sich ernstlich um die Aussöhnung mit demselben bemühte. Einsicht in Staatssachen, Popularität, Beredsamkeit, auch Heldenmuth in Stunden der Gefahr erhoben Crassus über Viele; aber Habsucht machte ihn verächtlich.

Ohne den frühern Siegesglanz des Pompejus, ohne Crassus Reichthum, und lange Zeit theils durch den Sullanischen Druck, theils durch eigene Ausschweifungen von der Bahn der Ehre entfernt, fand C. Julius Cäsar in seinem Genie und in seinem Glück die Mittel zu noch höherem Schwung. Durch Grundsäze und Verhältnisse — er war Cinna's Eidam — an Marius Partei gefesselt, entging er mit Noth, und nur durch mächtige Fürsprache, dem Zorn des Sulla, welcher mit bewunderungswürdigem Seherblick schon in dem jungen Cäsar „viele Mariuse“ entdeckte. Seine Rettung und sein ganzes Schicksal, so wie seine Gaben sind gleich wunderbar, und weisen auf das Verhängniß hin, welches, nach unerforschlichen Gesezen, hier und dort, zur Gründung, zur Wiedergeburt, zur Zertrümmerung der Staaten einzelne außerordentliche Menschen entstehen läßt, in deren Thun und

(*) Ep. fam.

Wirken — im Guten wie im Bösen — ein höherer Antrieb, eine eigenthümliche, der gewöhnlichen Beurtheilung nicht unterliegende, Kraft zu erkennen ist. Das Imposante, welches in solchen Charakteren liegt, hindert meistens die unbefangene Würdigung ihres moralischen Werthes, und noch Keinem vielleicht ist solches mehr als Cäsarn zu Statten gekommen. Die meisten Schriftsteller erschöpfen sich in Lobpreisungen dieses Mannes; selbst der kraftvolle Redner der Freiheit, Joh. v. Müller, hat ihn sich zum Liebling erkören; und dennoch sind bei kalter Betrachtung häßliche Flecken an ihm sichtbar. Zwar Niemand übertraf ihn an Kühnheit, Beharrlichkeit, Scharfblick, Gegenwart des Geistes, Verschlagenheit, Menschenkenntniß und weiser Benüzung der Zeit; und wenige Krieger sind wie er so leutselig, menschlich, und den Wissenschaften so hold und vertraut gewesen: aber seine unbändige Ehrsucht, welche nicht nur jeden Obern, sondern auch jeden Gleichen ihm unausstehlich machte, und welche nicht nur nach dem höchsten Rang — wie etwa Pompejus — sondern nach wahrer Herrschaft strebte, mußte ihn, fast unter jedem Verhältniß, zur Geißel seines Volkes machen. Dieser Leidenschaften willen wurde er — ungeachtet der sonst edelsten Anlagen — ein ungerechter Richter (*), ein böser Bürger, ein treuloser Freund, ein Würger der Menschen. Zu diesem allgemeinen Umriß wird die folgende Geschichte die nähern Bestimmungen hinzuthun.

§. 54. Der Krieg wider die Seeräuber.

Eine der wichtigsten consularischen Verhandlungen von Pompejus war die lex tribunicia gewesen, wodurch die von Sulla angeordneten Beschränkungen der tribunicischen Macht, insbesondere das Verbot, daß kein gewesener Tribun noch eine andere Magistratur erlangen solle, abgeschafft wurden. Aus Dankbarkeit kamen nun die Tribunen Pompejus Wünschen zuvor, und bald ergab sich der Anlaß, ihn außerordentlich zu erhöhen.

Der Fall von Karthago und Korinth, und der Grundsaz Roms, die Herrschaft des Mittelmeeres auf wohlfeile Weise ohne eigene große Seemacht durch Zerstörung jener der Feinde zu behaupten, hatte das Aufkommen der Seeräuber begünstigt, welche seit geraumer Zeit alle römischen Meere und alle Küsten beunruhigten. Mithridates munterte sie auf, Delos und Cilicien gaben ihnen Zufluchtsstätten; Haß gegen Rom, und Noth — die Folgen der unsäglichen Bedrückung — vermehrten ihre Zahl. Ihre Kühnheit stieg mit dem Erfolg. Keine Zufuhr von Waaren und Lebensmitteln, keine Reise zur See war bald mehr möglich; sie hatten mehr als tausend Schiffe; alle Winkel des Meeres waren von ihnen erfüllt. Als aber auf diesem die Beute mangelte, so wurden die Küsten und alle Landstraßen, Villen, Ortschaften in der Nähe derselben geplündert. Mehr als 400 Städte traf die Verwüstung, und Rom wurde von Hunger bedroht. Zwar Servilius Vatia hatte glücklichen Krieg gegen diese Räuber zu Lande geführt, einige ihrer Städte zerstört, Cilicien, Pamphylien, Lycaonien, Isaurien bezwungen (daher Isaurikus), aber durch dieß Alles nur kurze Abhilfe verschafft. Die Korsaren kamen bald fürchterlicher wieder. Der ungerechte Angriff der Römer auf Creta (zuerst unter M. Antonius, des Triumvirs Vater, darauf unter Cäcilius Metellus, Creticus) zwang die unglücklichen Cretenser zum Bund mit den Räubern, deren Re-

(*) S. Cicero pro Rabir. 6. 11. Suelon. Jul. Caes. 12.

publik (sie bildeten eine solche, mit weit zerstreuten Gliedern, doch blieb der Hauptsiz Cilicien) jezt unüberwindlich schien.

Da schlug Gabinius, der Tribun, eine Verordnung vor, wornach Pompejus auf drei Jahre den unumschränkten Befehl über alle Meere und alle Küsten 400 Stadien (12½ deutsche Meilen) in's Land hinein führen, Schiffe, Geld, Legionen, so viel er brauche, nehmen, und 24 Unterfeldherren haben sollte. Hortensius, Catulus, fast alle Häupter des Senates, vorzüglich Lucullus Freunde, erhoben sich gegen dieses Gesez, aber die Volksgunst siegte, und so groß war das Zutrauen auf Pompejus, daß am Tag seiner Ernennung zum Feldherrn die Kornpreise dermaßen fielen, als wäre der Ueberfluß schon hergestellt. Auch entsprach er der Erwartung. In vierzig Tagen reinigte er das Meer, und in vier Monaten war der ganze Krieg geendet (3917), durch Zerstörung der Raubnester und Anlegung von Landstädten, worin die gebändigten Korsaren das friedliche Leben der Bürger und Bauern lernten. Zu gleicher Zeit wurde Creta, durch Metellus, eine römische Provinz

Noch dauerte die Gewalt des Pompejus fort: da that der Tribun Manilius den wichtigen und folgenreichen Vorschlag zur Verlängerung und Ausdehnung derselben über Asien, zur Führung des Mithridatischen Krieges. Cicero, vielleicht aus redlicher Meinung, vielleicht um durch Pompejus Dank leichter das Consulat zu erhalten, sprach für dieses Gesez. Auch Cäsar unterstüzte es, weil er einsah, das Beispiel so großer Gewalt würde ihm selbst die Erlangung noch größerer erleichtern. Und so ging es durch, wie sehr auch Catulus und die aufgeklärtesten Patrioten dawider gestritten (3918).

§. 55. Lucullus. Pompejus endet den Mithridatischen Krieg.

Indessen schien die Wichtigkeit des Krieges solche außerordentliche Maaßregel zu fordern. Einen Feind wie Mithridates hatte Rom noch nie gehabt. Bald nach Sulla's Tod, welcher seine Hoffnungen erneuerte, ergriff er zum drittenmal die Waffen (3908) wegen Bithyniens, welches Nikomedes den Römern vermacht hatte. Seine Zurüstungen waren unermeßlich. Viele Völker — zum Theil unter Anführung Sertorischer Generale — stritten für ihn, und überall waren seine Agenten geschäftig, die einheimischen und auswärtigen Feinde Roms zu ermuntern, aufzuhezen, in Bewegung zu erhalten. Man fürchtete bereits für Italien, dessen Angriff allerdings im Plan des Königs lag, und beide Consuln, Aurelius Cotta und L. Licinius Lucullus, wurden nach Asien geschickt, um mit vereinter Macht das Ungewitter zu beschwören. Der Feldzug des Erstern war nur durch Grausamkeiten und Verluste bezeichnet: aber Lucullus, ein Feldherr, bei welchem natürliches Talent und Studium die Stelle der Kriegsübung ersezten, stritt überaus glorreich und glücklich gegen Mithridat, besonders bei Cycikus zu Wasser und zu Land. Nach dem Verlust aller Eroberungen und seines eigenen Landes blieb dem König blos noch sein Muth und sein an Hilfsmitteln reiches Genie. Er sammelte ein neues Heer unter den tapfern Nomadenhorden nördlich am schwarzen Meer, und unter den kaukasischen Bergvölkern, drängte Lucullus, und erfuhr abermals — bei Cabira — die Tücke des Schicksals. Verrath seiner Befehlshaber und Freunde schien seinen Ruin zu vollenden. Da warf er sich in die Arme seines Eidams, des mächtigen Tigranes, Königs von Armenien und

Syrien, der aber besser Sklaven zu beherrschen, als gegen Römer zu kriegen verstand. An der Spize von 300,000 Soldknechten (wir müssen jedoch nicht vergessen, daß dieses blos römische Offizialberichte sind) glaubte er den zehnmal kleinern Heerhaufen des Lucullus verachten zu können, und wurde bei Tigranocerta für seinen Uebermuth bestraft (3916). Lucullus hielt den Krieg für geendet, und lud den Senat ein, zur Einrichtung des eroberten Pontus Commissarien zu schicken. Aber Mithridates hatte nochmals ein Heer geworben, und suchte, klug gemacht durch wiederholte Erfahrung, die Römer durch Zaudern und kleine Gefechte zu schwächen. Lucullus, da er auch Mißtrauen gegen die Parther hegt, zieht seine Truppen aus Pontus an sich, schlägt beide Könige bei Artaxata, wird aber durch die Meuterei der eigenen Soldaten zum Rückzuge gezwungen. Dieselben glaubten nach siebenjährigen Müheseligkeiten Anspruch auf ruhigen Genuß zu haben, und wurden durch Lucullus Feinde von Rom aus bearbeitet. Dem wachsamen Mithridat entgingen diese Umstände nicht. Er zog von Neuem in Pontus ein, schug die römischen Kriegsvölker, drang in Cappadocien ein, und war so furchtbar als zuvor. Die Abgeordneten des Senats finden ihre Erwartung getäuscht, und Lucullus, durch den fortwährenden Ungehorsam der Legionen der Frucht seiner Siege beraubt, und in Rom selbst durch Neider verleumdet, wird zurückberufen. Mit Mühe erhielt er, nach so vielen Siegen, einen Triumph. Die Schranken, die er den Erpressungen römischer Steuerbeamten gesezt hatte, schienen ein unverzeihliches Verbrechen. Indessen waren auch seine Hände nicht rein geblieben. Des Gesammelten genoß er jezt, zwar auf geschmackvolle, aber doch durch das Beispiel den Luxus befördernde Weise, und nahm nur selten mehr — dann aber stets gegen Pompejus — an Staatssachen Theil.

Sein Nachfolger, der Consul Acilius Glabrio, wagte es nicht, dem König im Felde zu stehen. Asien schien verloren, wenn nicht ein Anführer kam, dessen überlegener Geist zugleich den Troz der Legionen zu bändigen und dem kühnen Mithridat Schrecken zu gebieten vermochte.

Pompejus war dieser Anführer. Mit ihm kehrten Kriegslust, Ordnung und Sieg zu den Legionen zurück. Vergebens bot der mehr als siebenzigjährige Mithridat alle Kraft und Vorsicht auf. Bei Dastira am Ober-Euphrat verlor er ein entscheidendes Treffen, und floh nach Kolchis. Sein Sohn Machares, König vom taurischen Chersones (Krim), war auf der Römer Seite getreten. Mithridat, im gerechten Zorn, tödtete ihn, und führte, durch den vierzigjährigen Krieg noch nicht ermüdet, von Neuem die Völker des Bosporus, auch die Iberer und Albaner in den ungleichen Kampf. Pompejus beruhigt durch wiederholte Siege den Kaukasus, und zieht nach Süden, um die Frucht von seinen und von Lucullus Thaten in ruhiger Besiznahme zu ernten. Tigranes bat um Frieden, und erhielt ihn um den Preis Syriens, welches zur römischen Provinz gemacht ward. Kleinarmenien wurde an Dejotarus, Tetrarchen Galatiens, Pompejus Freund, verliehen, Paphlagonien getheilt, in Judäa die Thronstreitigkeiten willkürlich geschlichtet (s. oben S. 306), und allenthalben bis zur Arabischen Grenze die Herrschaft Roms befestigt.

Da erscholl die Nachricht, daß Mithridat unter den Scythen ein Heer geworben, daß er den Plan habe, mit demselben an die Donau und an ihr hinauf gegen die Alpen zu ziehen, dann über diese, in Verbindung mit den Galliern und andern gegen Rom feindseligen Völkern, in Italien ein-

zubrechen. Pompejus eilte zurück, aber er traf seinen Feind nicht mehr. Denn als auch sein zweiter Sohn, Pharnazes, gegen ihn sich empört und einen Theil des Heeres aufgewiegelt hatte, so gab der unglückliche Greis sich den Tod (3921), heldenmüthig, wie er im Leben gewesen, und wohl mit dem Vorgefühle der Bewunderung, welche ihm die künftigen Geschlechter als dem standhaftesten und gefährlichsten Feind der Unterdrückerin aller Nationen zollen würden. Pompejus, welcher die Nachricht von Mithridats Tod nicht ohne Erschütterung vernommen, machte Pontus zur römischen Provinz, und gab dem verworfenen Pharnazes das Königreich Bosporus.

Kein Römer vor Pompejus hatte so glänzende Thaten vollbracht. Er mochte von sich rühmen, daß er die Grenze des Reichs zu dessen Mittelpunkt gemacht, daß er Pontus, Armenien, Cappadocien, Paphlagonien, Medien, Kolchis, Iberien, Albanien, Cilicien, Mesopotamien, Syrien, Phönicien, Judäa, einen Theil von Arabien und Scythien siegreich durchzogen, fast alle jene Länder zu römischen Provinzen gemacht, 2000 Städte erobert, 800 Schiffe genommen, über zwei Millionen Feinde theils erschlagen, theils gefangen, 400 Städte wieder hergestellt, 20,000 Talente in den öffentlichen Schaz geliefert, und die Einkünfte des Staats mehr als verdoppelt habe. Billig wurde er mit einem überherrlichen Triumphe, und der geringste seiner Krieger mit einer ansehnlichen Geldsumme belohnt.

§. 56. Catilina. Cicero.

Während Pompejus Rom's Herrschaft so glorreich erweiterte, drohte einheimischer Verrath der Stadt und dem Staate Verderben. Sergius Catilina machte ein Komplot, wornach an einem bestimmten Tage die Stadt Rom in Brand gesteckt, der Senat mit den Consuln ermordet, in allen Theilen Italiens der Aufruhr erhoben, und dann, bei der allgemeinen Verwirrung, Catilina's Herrschaft unter Waffengetös proklamirt werden sollte. Daß solch' eine Verschwörung zu Stande kommen, daß sie eine Menge der angesehensten Bürger, selbst Häupter des Staats, zu Anhängern gewinnen, daß sie auch nach der Entdeckung noch furchtbar bleiben, endlich daß die Bestrafung der überwiesenen Verräther ein so schwieriges und für die Richter gefahrvolles Geschäft scheinen konnte — das ist wohl der eindringlichste und lebendigste Beweis von dem tiefen Verderbniß Roms und von den Mängeln seiner Verfassung.

Catilina war einer der vornehmsten Patrizier, ein Mann von den glänzendsten Talenten, und einer Kraft der Seele, welche dem Größten gewachsen schien; aber zugleich ein moralisches Ungeheuer, welchem kein Laster zu verworfen, keines zu abscheulich war, dessen wilde Leidenschaften keine Rücksicht des Rechtes, der Ehre oder der Menschlichkeit scheuten, und welchem durch einen bösen Dämon nur darum so große Gaben verliehen schienen, auf daß er ein um so tüchtigeres Werkzeug zum Verderben sey. Schon in früher Jugend war er durch Schwelgerei verächtlich, und als einer von Sulla's Henkern durch Grausamkeit abscheulich geworden. Jezt, nachdem er sein Vermögen durch Verschwendung erschöpft, seinen Kredit durch Verbrechen eingebüßt hatte, blieb ihm zur Herstellung des Glückes kein Mittel als Raub, zur Erlangung des Ansehens keine Aussicht als die allgemeine Zertrümmerung übrig. Viele junge Leute aus den ersten Häusern befanden sich in gleichem Fall mit ihm; Andere wurden durch Privathaß und individuelle Zwecke ver-

leitet, Viele durch das Ansehen der Hauptverschwornen, durch falsche Ideen von den Zwecken derselben gewonnen, die Meisten, durch Catilina's Beredsamkeit angefeuert, und durch seine Kunst und Wachsamkeit und Verstellung gefesselt. Die Entfernung des Pompejus mit den besten Truppen schien das Unternehmen zu erleichtern, und der muthmaßliche Beitritt der Veteranen Sulla's (dessen beide Enkel unter den Verschwornen waren) den günstigen Erfolg zu verbürgen.

Von dieser großen Gefahr wurde Rom durch M. Tullius Cicero befreit; einen Mann, dessen Name allen Freunden des Guten und Schönen theuer, und nur durch Ihn berühmt ist. Aber je niedriger die Herkunft, desto größer das Verdienst Desjenigen, der sich aufschwingt. Cicero, von einer geringen, jedoch ritterlichen Familie in Arpinum geboren (*), wurde zu den höchsten Staatswürden Roms, die er alle in regelmäßiger Folge trug, weder durch Gunst, noch Gewalt, noch Bestechung erhoben, sondern einzig durch seinen persönlichen Werth. Auch sah man noch selten wie bei ihm so herrliche Geistesanlagen mit so trefflicher Ausbildung und mit so edler, so rastloser Anwendung vereinbart. Den glänzenden Muth eines Pompejus, die stoische Würde eines Cato hatte er nicht; aber er war weise und tugendhaft, und liebte innig sein Vaterland, die Freiheit und das Recht. Wo diesen Gefahr dräute, da wurde er, troz seiner natürlichen Schüchternheit, ein Held, und kräftiger als durch den Schrecken der Waffen donnerte er durch seine Beredsamkeit die Frevler nieder. Die Wissenschaften, deren Reich er in Latium befestigte, werden doppelt liebenswürdig durch Ihn, und gerne vergessen wir über so edlen Zügen die kleinen Schwächen der Eitelkeit, Ruhmredigkeit, des Wankelmuths, die er so unbefangen in seinen Schriften verräth, und jene politischen Mißgriffe, wofür er selbst am Meisten büßte.

Cicero, der damals Consul war, ja bei der Unbedeutsamkeit und den verdächtigen Gesinnungen seines Collegen, Antonius Hybrida, eigentlich einziger Consul war, hatte die Verschwörung scharfsichtig (**) erspäht, mit vieler Klugheit sich die Beweise derselben verschafft und durch weise Entschlossenheit den frechen Catilina zur Entfernung aus Rom gezwungen. Um so nöthiger schien jezt den Verschwornen, mit dem Schlage zu eilen. Cicero's Wachsamkeit entging ihr Vorhaben nicht. Ein Senatsbeschluß hatte ihm wie in großen Gefahren, die höchste Macht verliehen. Also ließ er die Schuldigen greifen, brachte sie (durch ihre eigenhändigen Briefe und durch Entgegenstellung der allobrogischen Gesandten, welche zum Beitritt eingeladen, aber Rom treu verblieben waren) zum Geständniß, und übergab sie der gefänglichen Haft. Von diesen Verbrechern waren Viele durch ihren Namen, Viele durch persönliches Ansehn, als Consularen, Senatoren u. s. f. wichtig, wie P. Cornelius Lentulus, C. Cethegus, P. Antonius, Cassius Longinus, P. und Serv. Sulla u. A.; und verschiedene Geseze, wornach jedem Verbrecher die Appellation an's Volk erlaubt, und ausdrücklich verboten war, ohne feierliches Verhör vor diesem Volk irgend einen Bürger zum Tod zu führen, schienen gegen ihre Verurtheilung durch den Senat zu sprechen. Dennoch, in Betrachtung der gebieterischen Umstände und der Schwere des erwiesenen Verbrechens, vorzüglich aber durch Cicero's und

(*) S. über diesen Mann und die Geschichte seiner Zeit das interessante Werk: Middleton, life of Cicero.

(**) Zum Theil durch Frauenzimmer, deren eine bedeutende Zahl in dem Komplotte war.

Cato's standhaften Eifer bewogen, fällte der Senat, nach einer sehr merkwürdigen Berathschlagung und gegen Cäsars (*) mit vieler Kunst vorgetragene Meinung, das Urtheil des Todes, welches der Consul ohne Aufschub vollzog. Gegen Catilina selbst, der in Hetrurien einen Heerhaufen gesammelt, zogen von zwei Seiten die Truppen der Republik. Bei Pistoja, in einer schrecklichen Schlacht gegen Petrejus, des Consuls Antonius Legaten, fiel Catilina, fielen die Seinen alle bei einander in gedrängten Gliedern, nach einer so heldenmüthigen Gegenwehr, als hätten sie für die schönste Sache gestritten (3922).

Rom war dankbar gegen seinen Erretter. Man wetteiferte in Aeußerungen der Verehrung und Liebe. Der Senat, auf den Vorschlag seiner edelsten Glieder, Catulus und Cato, und das ganze Volk gaben ihm die schöne, durch Schmeichelei noch unentweihte Benennung „Vater des Vaterlandes."

— — Roma parentem
Roma patrem patriae Ciceronem libera dixit.

Juvenal.

§. 57. Das erste Triumvirat. Cato.

Kaum waren die Catilinarischen Schrecken vorüber, als Pompejus mit seinem siegreichen Heer aus dem Orient zurückkehrte. Die Freunde der Freiheit fürchteten seine Macht; aber er, welcher wohl der Erste in Rom, jedoch nicht dessen Tyrann seyn wollte, entließ seine Truppen, wie er in Italien landete, und begehrte, nach gefeiertem Triumph, blos zwei Dinge zur Belohnung: die Bestätigung seiner asiatischen Einrichtungen, und Aecker für seine Krieger. Beides wurde ihm abgeschlagen. Metellus, Lucullus, Cato u. A., nicht Alle aus reinen Beweggründen, sezten sich entgegen, und die Kränkung, die Pompejus hierüber empfand, war wohl die Hauptursache seiner Verbindung mit Crassus und Cäsar.

Dieser Leztere hatte sich endlich von den jugendlichen Ausschweifungen zu den Staatsgeschäften gewandt, und allsogleich die Bewunderung seiner hohen Talente erweckt. Nachdem er die Würden eines Quästors, Aedilis und Prätors verwaltet, auch jene des Pontifex Maximus erlangt hatte, bekam er das jenseitige Hispanien zur Provinz. Kaum ließen ihn seine Gläubiger (denen er an 6 Millionen Thaler schuldig war) dahin abgehen; aber er bereicherte sich in seiner Provinz, und kehrte mit Kriegsruhm so wie mit Beute bedeckt nach Rom zurück. Jezt that er Pompejus und Crassus, deren alte Eifersucht erwacht war, den Vorschlag, sich unter einander und mit Ihm zur Behauptung der Gewalt und gemeinschaftlichen Durchsezung ihrer Absichten gegen alle Rivalen zu verbinden; wodurch, als Beide dem Vorschlag beitraten, das erste Triumvirat entstand (3924). Cato, wie er Kunde davon erhielt, rief klagend aus: „Es ist geschehen um die Republik, sie hat Herren erhalten!" —

Dennoch wäre sie nicht gefallen, hätten Mehrere wie Cato gedacht. Unter dem allgemeinen Ruin der Sittlichkeit und Freiheitsliebe erscheint Cato's ehrwürdiges Bild als eine einsame, aus bessern Zeiten zurückgebliebene Gestalt. Nicht Geld wie Crassus, nicht Ruhm wie Pompejus, nicht Herrschaft wie Cäsar, nicht Genuß wie die meisten Andern — Tugend, Gerechtigkeit und Freiheit verlangte Cato, und — nur sie, ohne

(*) Auf Cäsar (so auch auf Crassus), lag der Verdacht einer geheimen Theilnahme an der Verschwörung. Solchen Flecken — und wäre der Verdacht auch falsch — tilgen zwanzig Siege nicht.

Wanken, ohne Anstrengung — als welche den Widerstreit der Neigungen oder getheilte Empfindung verräth —: es war ihm nicht gegeben, was Anderes zu verlangen. Ein hohes Ideal der strengsten Tugend und des erhabensten Bürgersinns, ohne Nachsicht gegen sich wie gegen Andere, und unfähig zum Vergleich mit den Bedürfnissen einer verderbten Zeit und mit der Schwäche der Menschen. Wahr ist's, daß er hierdurch mehr scheue Ehrfurcht als Nachahmung erweckte — man verzweifelte, ihm ähnlich zu werden —; wahr ist's auch, daß er wohlthätiger für Rom gewirkt hätte, wäre er biegsamer gewesen. „Aber dann, nach dem Ausdruck eines großen Schriftstellers — dann würde ein Cato der Geschichte der Menschheit fehlen!"

Von dem Bunde der drei Männer, welchem sich anzuschließen auch Cicero, wiewohl vergeblich, ersucht ward, zog Cäsar allein den Vortheil. Pompejus (welchem zur Befestigung des Bundes Cäsar seine Tochter Julia zur Gemahlin gegeben) verlor die Liebe des Volkes, sank in der Achtung der Gutgesinnten, und fühlte nicht, daß er, ohne eigenen bedeutenden Gewinn, seinen Kredit zur Erhöhung eines gefährlichen Rivalen geliehen. Crassus aber, mit allem Reichthum, vermochte nie der Erste zu seyn.

Die unmittelbare Frucht des Triumvirats war, daß Cäsar Consul wurde. Sein College, Bibulus, war durch den Einfluß des Senats (welcher diesmal aus patriotischer Absicht selbst zur Bestechung seine Zuflucht nahm) gewählt worden. Aber Cäsar, durch seine Mitverbundenen und einen zahlreichen Anhang im Volke stark, lachte der ohnmächtigen Einreden des Bibulus gegen seine Geseze, ließ ihn sogar durch den Pöbel mißhandeln, und brachte nicht nur die längstverlangte Bestätigung von Pompejus Anordnungen in Asien und eine verhaßte Ackervertheilung in Campanien, dann zu Gunsten der Ritter eine Verminderung der von ihnen zu bezahlenden Pachtgelder von den Staatseinkünften zuwege (den Senat, welcher widersprach, berief er gar nicht mehr zusammen), sondern ließ sich auch durch das Volk — was gegen die Verfassung war, weil solches immer durch den Senat geschehen — das cisalpinische Gallien sammt Illyricum zur Provinz auf fünf Jahre ertheilen; wozu hernach der erschreckte Senat noch das jenseitige Gallien that (*).

§. 58. Cäsars gallischer Krieg.

Cäsar betrat seine Provinz mit großen Entwürfen. Wohl erkannte er, daß hier der Schauplaz sey, worauf er Roms Herrschaft sich erkämpfen möge. Das weite, vielbewohnte, wohlhabende Gallien, welch' ein Aerntefeld der Siege, des Ruhms und der Beute! Cäsar, im Gefühl seiner Kraft, versprach sich durch seine Thaten jene des Pompejus in Vergessenheit zu bringen, und verfolgte diesen Zweck acht Jahre lang mit unermüdlicher Beharrlichkeit und glänzendem Erfolg. Dabei mochte er mit dem Raube der Nationen sich Anhänger in Rom und die wichtigsten Freunde kaufen; endlich auch durch treffliche Uebung ein unüberwindliches Heer sich bilden, und zwar ein solches, das, Ihm allein, welchen es bewundern und lieben gelernt, ergeben, den Interessen Roms aber völlig fremd, das

(*) Jene, welche Cäsarn vergöttern, mögen die Geschichte seines ersten Consulats mit unbefangener Beurtheilung lesen. Die vielen Flecken derselben, und insbesondere die abscheuliche Verrätherei mit und an Vettius begangen, werden ihren Enthusiasmus kühlen.

beste Werkzeug seiner herrschsüchtigen Plane wäre. Daher war es eine richtige Würdigung dieser Vortheile, welche Cäsarn bewog, als er gegen das Ende der ersten fünf Jahre eine Zusammenkunft mit Pompejus und Crassus zu Lucca hielt, diesen beiden das Consulat und welche Provinzen sie wollten, einzuräumen, sich selbst aber blos die Verlängerung der gallischen Provinz auf weitere fünf Jahre und eine vermehrte Zahl der Legionen zu bedingen. Von Seiten der Römer aber war es Unsinn, zu hoffen, daß wer zehn Jahre unumschränkter Feldherr und Regent eines großen Landes gewesen, ruhig in den Privatstand zurückkehren werde.

Von dieser Seite betrachtet erhält die Eroberung Galliens durch Cäsar eine hohe Wichtigkeit für die römische und für die Weltgeschichte. Aber auch außerdem war die Erwerbung eines so ausgedehnten Gebietes und einer so starken Vormauer Italiens gegen die nördlichen Völker von hohem Interesse für Rom, wiewohl vielleicht dessen Macht länger gedauert hätte, wenn sie auf die Länder südlich an den Gebirgen beschränkt, und das weite Gallien ein Tummelplaz für jene Barbaren geblieben wäre.

Nach dieser allgemeinen Ansicht mögen wir wohl das Detail der Cäsarischen Schlachten missen. Wir würden darin blos die nothwendige Ueberlegenheit der Disciplin, der Einheit und des Genie's über die rohe Tapferkeit eines vielgetheilten Volkes, dargestellt in einer kläglichen Wiederholung von Mordscenen, erblicken. Laßt uns flüchtig darüber hinwegeilen.

Außer dem Narbonnensischen — damals schon römischen — Gallien (von den Cevennen bis an das Mittelmeer und die Alpen) wurden noch drei Hauptprovinzen in diesem Lande gezählt: Aquitanien, von den Pyrenäen bis zur Garonne; hierauf das Celtische Gallien bis zur Seine, und endlich das Belgische bis zum Rhein. In diesem, welches auch Helvetien in sich begriff, hausten von Argentoratum (Straßburg) bis an's Nordmeer hinab eine Menge Teutscher Völkerschaften, welche von der rechten Rheinseite herübergekommen waren, und die gallischen Stämme drängten. Die Zahl der leztern war sehr groß, und unter ihnen in ganz Gallien nur wenig Verbindung, was der Hauptgrund ihres Unglücks wurde.

Die Reihe der Besiegten eröffnen die Helvetier. Dieselben wohnten von den Quellen des Rheins bis an den Jura, und hatten damals, wegen Dürftigkeit ihres Bodens, und in stolzer Erinnerung an die Siege, die sie im cimbrischen Krieg erfochten, den einmüthigen Entschluß gefaßt, ihre Heimath zu verlassen und jenseits des Jura fruchtbarere Wohnpläze zu suchen. Nachdem sie ihre Städte und Dörfer verbrannt hatten, sezte sich die ganze Nation in Bewegung. Billig hätten die Gallier, um deren Länder es sich handelte, dieser Wanderung sich entgegensezen mögen; aber auch Rom, welches die Nachrückung der gefürchteten Germanen an die von den Helvetiern verlassene Grenze besorgte, glaubte sich zur Gewalt berechtigt. Darum, als die Helvetier der Macht Cäsars durch die Engpässe des Jura entwichen, eilte er ihnen nach, und schlug sie an der Saone fast bis zur Vertilgung. Der elende Ueberrest der Nation wanderte traurig zurück zu den verlassenen Brandstätten, und es wurde ihr Gehorsam durch den Titel der Bundesgenossen und durch Anlegung einer römischen Kolonie (am Genfersee wo jezt Nion) gesichert.

Bald darauf wurde Cäsar von den Galliern selbst gegen Ariovist, den mächtigen Anführer eines teutschen (suevischen) Völkerbundes zu

Hilfe gerufen. Denselben hatten schon dreizehn Jahre früher die Sequaner gegen die Aeduer um Beistand gebeten; sein starker Arm hielt jezt Freunde und Feinde nieder. Wie mochten die Gedrückten ein besseres Loos von einem römischen Befreier erwarten? — Cäsar erfocht (bei Besançon) einen glänzenden Sieg über Ariovist (*), und es war geschehen um die gallische Freiheit.

Denn mit vieler Kunst — freilich ohne Rücksicht auf Recht und Menschlichkeit — ließ Cäsar jezt einen Krieg aus dem andern entstehen, schlug die gallischen Völker bald vereinzelt, bald in Haufen nieder, vervielfachte seine Kraft durch die Schnelligkeit der Anwendung, erleichterte mitunter durch Hinterlist und Treulosigkeit den Erfolg der Waffen, ließ das Blut der braven Vertheidiger ihres Landes in Strömen fließen, vermaß sich sogar „Strafe" zu nennen, was „barbarische Niedermezlung" war; und als endlich — im siebenten Jahr des Krieges — die mißhandelten Gallier noch einmal, und zwar vereint unter eines Helden, Vercingetorix, Anführung gegen den fremden Unterdrücker sich erhoben: so siegte dennoch wieder Genie und Glück über die Verzweiflung des schon sehr verdünnten Volkes. Verblutend sank Gallien zu seinen Füßen, und nicht einen Versuch mehr — so einladend die folgenden Bürgerkriege waren — that das erschöpfte Volk zur Befreiung.

Während dieser Kriege war Cäsar zweimal über den Rhein nach Teutschland — jedoch ohne Erfolg — gebrochen; zweimal hatte er, über's Meer hin, seine Hand nach Brittanien ausgestreckt, einem Land, das — nach damaligem geographischen Gesichtskreis — schon inner den Grenzen der Fabelwelt lag. Er gewann auch hier nichts als einige unfruchtbare Trophäen.

§. 59. Bewegungen in Rom.

Der innere Zustand Roms zu dieser Zeit gibt einen kläglichen und fortlaufenden Beweis von dem Verderbniß seiner Bürger und von der Kraftlosigkeit der Geseze. Außer dem Druck der usurpirten Gewalt hatte es noch die Schrecken der Anarchie zu empfinden, und die Gefahren eines durchaus schwankenden, von zufälligen Eindrücken, von wechselnden Leidenschaften und von Bestechung abhängenden Rechts. Der schlechteste Bürger konnte durch chikanöse Anwendung eines veralteten Gesezes oder einer leeren Form den Besten in's Verderben stürzen, und während das Verbrechen straflos herumgieng, waren die edelsten Männer, selbst die Häupter des Staates, keinen Augenblick vor entehrender Anklage oder stürmischer Verfolgung sicher. Kaum blieb eine andere Vertheidigung als Selbsthilfe übrig. Insbesondere begingen die Tribunen mit ihrer noch immer geheiligten Gewalt einen empörenden Mißbrauch. Sie liehen oder verkauften ihr Ansehen bald diesem bald jenem Parteihaupt, sezten die schändlichsten Privatabsichten durch hinterlistige oder gewaltthätige Motionen durch, und wetteiferten miteinander an Uebermuth und an Verbrechen. Die Wahl der Magistrate — insofern die Triumvirn noch eine solche gestatteten, wurde schamloser als je durch Bestechung und selbst durch Gewalt bestimmt, und der Handel mit Provinzen war fast gesezlich geworden. Aus diesen Verhältnissen und bei den wechselnden Interessen, Feindschaften, Aussöhnungen, wohl auch Launen dersel-

(*) Doch ist in der Aufzählung von 80,000 Erschlagenen (Helvetier sollten gar 200,000 gefallen seyn, und in gleichem Tone lauten die Commentarien durchaus) die Prahlerei des Siegers kennbar.

ben Häupter, bei den vielfach sich durchkreuzenden Planen und Leidenschaften der alljährlich erneuerten Magistrate, endlich bei dem Wankelmuth, der Charakterlosigkeit und dem so leicht aufzuregenden Ungestüm eines vermischten Pöbels ist begreiflich, daß die innere Geschichte Roms ein schwer zu entwickelndes Gewirr revolutionnairer Scenen bilden müsse, deren Detail bald ärgerlich, bald betrübend, und — mit Ausnahme der Hauptphasen — auch wenig interessant ist.

Von seinen Feldlagern aus beobachtete Cäsar und leitete zum Theil die Bewegungen der Stadt, während Pompejus auf seinen Lorbeern eingeschlafen schien, und ohne Plan, ja selbst ohne Würde handelte. Ein wüthender Demagog, Clodius (Patrizier von Geburt, der aber — um zum Tribunat zu gelangen — Plebejer durch Adoption geworden) zerrüttete eine Zeit lang den Staat durch eine Folge gewaltthätiger Handlungen und schändlicher Geseze. Die Triumvirn bedienten sich seiner als Werkzeug, erfuhren aber selbst seinen Uebermuth, und ließen ihn fallen. Da er Alles haßte, was gut und rechtlich war, mußte er wohl Cicero's Feind seyn. Eine Kette der boshaftesten Intriguen bereitete dessen Fall, und selbst der Stempel der Geseze wurde mißbraucht, um den Vater des Vaterlandes zu verderben. Er sah sich mit einer peinlichen Anklage bedroht, weil er zur Rettung des Staates einige Bösewichter ohne Verhör vor dem Volke hatte hinrichten lassen. Der ganze Senat, die Ritter, die Edelsten des Volkes nahmen sich Cicero's an; dennoch siegte der Tribun, mit seinen Bundesgenossen, den beiden unwürdigen Consuln. Cicero ging in's Exil nach Griechenland, und Clodius wüthete gegen die Besizungen und die Familie des Verbannten. Aber nach achtzehn Monaten, als Clodius Credit gesunken war, bewirkten die bessern Bürger — Pompejus an ihrer Spize — die Rückberufung Cicero's, und seine Heimkehr nach Italien und nach Rom, durch des Volkes freiwilligen Jubel verherrlicht, glich dem schönsten Triumphe.

Auch Cato war durch Clodius Ränke, jedoch scheinbar ehrenvoll, entfernt worden. Der Privathaß des Tribuns gegen Ptolemäus, König von Cypern, veranlaßte einen Volksbeschluß, wornach diese Insel — ohne Angabe des geringsten rechtlichen Grundes — sollte eingezogen werden. Dieses schreiende Attentat zu vollziehen — dazu wurde Cato ernannt! Er ging — da dem einzelnen Bürger ziemt, den Beschlüssen der Staatsgewalt zu gehorchen — zur Besiznahme ab, und Ptolemäus gab sich verzweifelnd den Tod. Nie ist ein ungerechter Auftrag so redlich vollzogen worden. Cato, nachdem er die Angelegenheiten Cyperns trefflich geordnet, kam ruhmgekrönt zurück, und legte ungeheuern Schaz in die Kasse des Staates.

Der ruchlose Clodius, welcher, durch die Gunst des Pöbels stark, den Gesezen, Sitten, und der Macht der Magistrate, selbst des Pompejus getrozet, wurde endlich von Milo ermordet. So weit war es gekommen, daß die guten Bürger diese Mordthat billigen mußten, und Cicero ihre öffentliche Vertheidigung auf sich nehmen konnte. Aber durch die großen Bewegungen, welche solches veranlaßte, wurde Clodius für Rom noch schädlicher im Tod als er im Leben gewesen.

§. 60. Zweiter Bürgerkrieg.

Denn es beförderte dieses Ergebniß mittelbar den Bruch zwischen Cäsar und Pompejus, welcher freilich, nach der Lage der Sachen, fast unvermeidlich war.

Die Erneuerung des Bundes der drei Männer (3928), welche zu Lucca in Cäsars Winterquartieren geschah, hatte keine gute Früchte getragen. Pompejus und Crassus waren zwar Consuln geworden (auf gewaltthätige Weise, denn man scheute sich nicht, ihren Mitbewerber Domitius Ahenobarbus und seinen Beschützer Cato mit Waffengewalt vom Forum zu verjagen) und hatten die verlangten Provinzen, jener Spanien auf fünf Jahre — und zwar mit der Erlaubniß in Rom zu bleiben, und die Provinz durch Legaten zu verwalten — dieser aber Syrien erhalten: allein gleich nachher hörte mit dem Tod des Crassus das Gleichgewicht unter den Verbündeten auf. Dieser unersättliche Mann hatte, mehr aus Geld- als aus Ehrgeiz, einen muthwilligen Krieg gegen die Parther — unter den Verwünschungen der Priester und der Tribunen — begonnen. Nach anfangs gutem Erfolg wurde er in den Steppen Mesopotamiens umzingelt, sah die hoffnungslose Lage seines Heeres, den Tod des geliebten Sohnes, und starb mit Heldenmuth (1931). Cassius mit den Trümmern des Heeres erreichte Antiochien; ohne seinen Arm war Syrien verloren.

Schon früher hatte der Tod der edlen Julia das wichtigste Band zwischen Cäsar und Pompejus zerrissen. Doch wäre wohl auch die Gatten- und Vaterliebe unkräftig gegen die Herrschsucht gewesen. Allmälig sonderten sich aus dem Gewirr der Faktionen, unter unaufhörlichen Intriguen und Tumulten, die beiden Hauptparteien der Optimaten und Demokraten, jene unter Pompejus, diese unter Cäsars Ansehen vereinigt. Cäsar war stark durch seinen persönlichen Anhang, welchen ihm Liebe, Bestechung oder Verführung gewonnen. — Mit Pompejus hielten es außer seinen persönlichen Freunden und den Aristokraten, so wie der Bruch entschieden war, auch die wahrhaft guten Bürger, welche die Freiheit und die Verfassung liebten. Denn er blieb die einzige Schuzwehr gegen Cäsars Herrscherplan, und von ihm war — wenn er auch die erste Stelle behauptete, doch minder die Einreißung der Formen zu befürchten. Nur die Gefahr, durch Cäsar gestürzt zu werden, trieb ihn zu entscheidenden Schritten, und es scheint, daß von dem Augenblick, da er diese Gefahr sich deutlich dachte, ein leises Vorgefühl seines Schicksals die Entschlossenheit seiner großen Seele gemindert, seine Weisheit verwirrt habe. Von seinen Fehlern und jenen seiner Partei machte der wachsame Cäsar den besten Gebrauch, und stieg, so wie Pompejus sank.

Dieser, nach der Diktatur strebend, hinderte durch einen großen Theil des Jahres die Consulwahl — doch vergebens. Cato und die Freiheitsfreunde zernichteten seinen Plan. Aber im folgenden Jahr, bei den Tumulten nach Clodius Ermordung fand man seine Ernennung zum alleinigen Consul für nöthig. Die Verlängerung seiner hispanischen Provinz war davon die einzige Frucht.

Aber der Zeitpunkt nahte heran, wo mit Erlöschung von Cäsars Kommando in Gallien die große Frage über Krieg oder Frieden, über Fortbestand oder Sturz der Republik mußte gelöset werden. Sollte er anspruchlos in den Privatstand zurücktreten? Welche Belohnung sollte er für seine glänzenden Thaten erhalten? — Schon früher und mit Pompejus Gutheißung, ward ihm das Privilegium ertheilt, auch abwesend um's Consulat sich bewerben zu dürfen. Aber er zog für jezt die Fortdauer der militärischen Macht der Consulwürde vor; auch vermehrte er sein Heer auf zwölf Legionen.

Bei der völligen Unterwerfung Galliens war solches schon eine feindselige

Stellung. Würde und Recht erheischten von dem Senat, sich durch seinen Feldherrn nichts abtrozen zu lassen. Darum schloß er jezt mit allen hohen Magistraten sich enger an Pompejus, und schlug Cäsarn die Verlängerung des Kommando's ab; auch um's Consulat sollte sich derselbe, nach den gesezlichen Formen, in Rom bewerben.

Wohl hatte man schon früher außerordentliche Begünstigungen gegen die Geseze ertheilt. Allein entweder waren dieselben freiwillig von der verfassungsmäßigen Behörde verliehen, oder sie waren von Aufrührern ertrozt worden. Wollte Cäsar nicht diesen leztern sich beigesellen, so blieb ihm nur Gehorsam übrig. Ein guter Bürger würde sogar lieber eine Unbild verschmerzt als sein Vaterland zerrüttet haben; und wenn die Republik noch bestand — welches in Zweifel zu stellen, Cäsar'n nicht zukam — so war es unverschämt, daß ihr Feldherr auf die Waffenthaten eines ungerechten äußern Krieges den Anspruch der Selbstständigkeit, d. h. der einheimischen Herrschaft, gründe.

Cäsar dachte nicht also: Er vermaß sich zu unterhandeln, und der Republik die Bedingungen vorzuschreiben, unter welchen er zu gehorchen gedenke. „Auch Pompejus sollte seine Provinz Hispanien aufgeben.“ Später verlangte er wenigstens die Provinz Illyrien und zwei Legionen, endlich gar nur eine Legion. Diese Vorschläge that er theils selbst, theils mußten sie seine Freunde in Rom thun. Denn er hatte neuerdings durch ungeheure Geldsummen mehrere Tribunen, vorzüglich den kühnen Redner Curio, erkauft (*). Antonius, fast gleich beredt, aber noch mehr als Kriegsmann glänzend, hielt es mit ihm. Auch Aemilius Paulus vergaß seines großen Namens und seiner Consulwürde, und verkaufte sich Cäsar'n. Ihm waren neben den wohlgesinnten Demokraten, die ihm als Verfechter ihres Prinzips anhingen, auch alle Verschwender, alle Taugenichtse und fast der ganze Pöbel ergeben. Dafür hatte Pompejus — und welchen stärkern Beweis seiner guten Sache kann es geben? — mit den übrigen vornehmen Bürgern auch Cicero und Cato auf seiner Seite.

Nach einigem Zaudern erging das Dekret: Cäsar solle auf einen bestimmten Tag sein Heer entlassen und die Verwaltung seiner Provinz niederlegen, sonst wäre er für einen Feind des Vaterlandes zu achten.

Daß dieses Dekret gerecht war, wer mag es bestreiten? — Aber freilich heischte die Klugheit, gegen den nahenden Feind sich auch zu bewaffnen. War es Unentschlossenheit, Verblendung, Stolz, was die Optimaten hinderte, sich bei Zeiten zu rüsten? — Man hatte Pompejus prahlen hören, daß er mit einem Fußschlag auf die Erde ein Heer zu sammeln vermöge; und man kannte Cäsars Kraft und Kühnheit nicht. Jezt erst, als er mit einem Theil seiner Truppen gegen die Grenze Italiens rückte — sein Zug durch das cisalpinische Gallien glich einem fortwährenden Triumphe — übergab der Consul Marcellus dem Feldherrn Pompejus das Schwert der Republik; es wurde beschlossen, Soldaten auszuheben, und alle Vorkehrungen wie in großen Staatsgefahren getroffen. Gegen diese Beschlüsse protestirten mehrere Tribunen; worauf der Senat Trauerkleider anzog, die Tribunen aber Rom

(*) Nicht weniger als 1½ Million hatte es Cäsar'n gekostet, diesen wichtigen Demagogen von Pompejus Seite auf die seinige zu ziehen. Man nannte darum Curio einen Ueberläufer. Im Krieg war er tapfer, aber nicht glücklich. Er verlor nachmals die Legionen, welche ihm Cäsar zur Besezung Afrika's vertraute, und starb heldenmüthig im Kampf.

verließen, und in das Lager Cäsars eilten. Hiedurch wurde seine Sache populär. Der Bruch war entschieden.

Wenn man jezt und selbst später noch unterhandelte, so geschah es nur, weil beide Parteien den Schein des Friedenbruchs von sich zu entfernen begehrten. Vielleicht war Keiner, außer Cicero, der eine Aussöhnung hoffte, und selbst Wenige, die sie wünschten.

Gleichwohl, als Cäsar an dem Ufer des Rubicon (Pisciatello) angekommen, welchen, nach strengen Gesezen, kein Feldherr ohne Erlaubniß des Senats in Waffen übersezen durfte, gedachte er des großen Verhängnisses, das an seinen nächsten Schritt geknüpft sey. Wohl war es für Rom und für die ganze Menschheit ein wichtiger Tag! Aber wir mögen glauben, daß an den tiefen Betrachtungen Cäsars die Erwägung seines eigenen Looses, und der nahenden Entscheidung über die Frucht so vieler Mühe und Gefahr, über Herrschaft und Verderben einen großen Theil gehabt. Die Bewegung seines Gemüthes ging auch auf die Soldaten über. Sie fühlten sich erleichtert, als Cäsar, plözlich entschlossen, den Bach übersezte, und den Bürgerkrieg begann (3935).

§. 61. Die Schlacht bei Pharsalus.

Nur wenige Cohorten hatte Cäsar bei sich; das übrige Heer auf den Straßen des dieß- und jenseitigen Galliens rückte erst nach. Dennoch bekam er durch Ueberraschung oder geheimes Einverständniß die Städte bis Ancona in seine Gewalt. Viele Soldaten der Republik gingen zu ihm über; die Offiziere, wie bei Sulla's erstem Marsch nach Rom, entflohen.

Auf die höchste Zuversicht der pompejanischen Partei folgte jezt bei solcher Botschaft die äußerste Bestürzung. Die Rüstungen hatten kaum angefangen, stündlich wurde der Abfall größer; der Volkshaufe in Rom war für Cäsar. Da beschlossen Pompejus und der Senat und alle hohen Magistrate die Flucht nach Capua. Wer zurück bliebe, sollte als Feind gelten. Auch Cicero und Cato verließen Rom. Cäsar, unter fortwährendem Unterhandeln, zog ohne Widerstand ein. Im Tempel des Saturnus befand sich der große Schaz, der lang gehäufte Raub der Nationen, welchen, anders als bei der höchsten Staatsgefahr oder bei einem gallischen Krieg zu berühren, durch altes Gesez verboten war. Die Consuln, aus Eile, oder weil sie durch jenes Gesez und durch die Heiligkeit des Ortes den Schaz gesichert glaubten, hatten blos die Schlüssel mit sich genommen. Cäsar erbrach ihn ohne Scheu; er kannte die Macht des Geldes.

Aber auch nicht in Capua und nirgends in Italien glaubte Pompejus sich sicher; derselbe, für dessen Genesung, als er kürzlich krank lag, das ganze Land unaufgefordert öffentliche Gebete gehalten. Von Brundusium, wo er seinen Anhang gesammelt, ging er, auch hier schon durch Cäsar gedrängt, nach Epirus über. In sechzig Tagen war ganz Italien erobert; unblutig, denn nur auf Corfinium hatte L. Domitius Widerstand geleistet.

Neben der Kraft des Siegers, neben der Weisheit des Staatsmanns entfaltete sich jezt die schönste Eigenschaft von Cäsar's Seele, seine Güte und Großmuth. Zwar mögen wir nicht wie Joh. v. Müller für „gleichviel“ halten, „ob er gütig nach dem Hang seiner Natur gewesen, oder weil er den edlen Sinn hatte, die größte Klugheit darin zu erkennen“ — denn wo bliebe so der moralische Werth der Güte? — Gleichwohl, und in jeder Voraussezung, erscheint der schonende, verzeihende, leutselige Cäsar

wie ein Gott gegen Marius und Sulla. Auch geht aus Allem hervor, daß er nicht nur gütig war, wie die Politik es rieth, sondern allenthalben, wo die Herrschsucht es erlaubte.

Nicht leicht möglich ist, dem Siegeslaufe Cäsars mit gleicher Schnelle zu folgen. Nach einem sehr richtigen Plane beschloß er, bevor er Pompejus verfolgte, den Kern von dessen Macht, die spanischen Legionen, zu unterdrücken. Unter Afranius und dem Sieger Catilina's, Petrejus, und Varro, standen dieselben, stark an Zahl und Muth, bei Ilerda (Lerida) in der festesten Stellung. Cäsar fliegt nach Spanien, trotz der Witterung, den Strömen, dem Hunger, allen Hindernissen der Natur und Kunst, zwingt in vierzig Tagen die pompejanischen Feldherren, die sich schon Sieger wähnten, zur Uebergabe ihrer Person und ihres Heeres; eilt zurück, bezwingt Marseille (*), wird Diktator, hierauf Consul, berührt Rom und Brundusium, und ist über dem Meer in Epirus.

Indessen hatte Pompejus den Orient, welchen er einst siegreich durchzogen, zur Vertheidigung der Republik bewaffnet. Die Statthalter der Provinzen, die verbündeten Könige und Fürsten stießen mit ihren Truppen zu ihm. Auch hatten sich fast alle Senatoren und Häupter des Staates in seinem Lager gesammelt. Gerade dieses machte seine Stellung schwierig. Solche Herren waren mehr des Befehlens als des Gehorchens gewohnt, und während Cäsar, als eine Seele eines Körpers, unumschränkt über sein Heer gebot, wurde Pompejus durch die ungebetenen Rathschläge so vieler Feldherren verwirrt, und durch die Zudringlichkeit dieser Stolzen, die sich ihm gleich an Rang und Kenntniß dünkten, gehindert, seinen bessern Einsichten zu folgen. Auch waren seine Soldaten meistens neugeworbene Leute; Cäsars Legionen hatten schon in hundert Treffen gesiegt, und seine teutschen Kohorten schreckten durch ihren wilden Muth. Dennoch widerstand Pompejus geraume Zeit mit Glück, trieb Cäsar'n mit großem Verlust von Dyrrhachium ab, und ängstigte ihn durch Erschwerung der Zufuhr.

Hätte er — dessen Verschanzungen Cäsar vergeblich bestürmte — durch längere Defensive den Gegner ermüdet, oder hätte er mit kühnerem Sinn den Krieg zurück nach Italien getragen, wo noch Viele den Namen der Freiheit liebten, die Geschichte der Welt würde vielleicht ganz anders seyn. Er zog sich nach Thessalien und wagte — gegen seine Neigung — bei Pharsalus die Schlacht (3936). Nach dem Zeugniß römischer Schriftsteller (**) verdankte Cäsar der ungestümen Tapferkeit der teutschen Kohorten den Sieg. Derselbe war entscheidend. Viele Pompejaner fielen, viele zerstreuten sich, die meisten suchten in der Unterwerfung ihr Heil. Cato, mit den Entschlossensten des Heeres, eilte nach Afrika, wo noch Streiter für die Sache der Freiheit waren.

(*) Laßt uns dieser wichtigen Tochterstadt Phokäa's in einer Note gedenken: Cicero nennt sie eine Stadt, deren würdevolle Sitten sie über alle griechische und andere Städte erhoben, welche — obgleich so weit von Hellas entfernt, einsam unter den gallischen Nationen, und von den Wellen der Barbarei bespült — einer so weisen und glücklichen Aristokratie sich erfreue, daß ihre Verfassung nicht genug zu preisen, und noch schwerer nachzuahmen sey. Marseille hatte Cäsar'n auf seinem Marsch nach Spanien ihre Thore verschlossen. Sie öffnete sie dem Feldherrn der Republik, L. Domitius. Nachdem sie dem heftigsten Angriff von Cäsars Legaten getrozt, erlag sie endlich dem rückkehrenden hispanischen Sieger. Es blieb ihr, dem Namen nach, ihre freie Verfassung.

(**) S. Florus IV. 2., welcher auch Cäsars Worte: Miles parce civibus, richtig würdigte.

§. 62. Cäsar als Diktator.

Aber Pompejus, welchen in der Schlacht der Tod verschonte, ging einem härteren Schicksal entgegen. Er floh, in trauriger Verlassung, aber standhaft im Unglück, nach Aegypten, dessen König ihm die Krone verdankte. Ein Schiff kam ihm zum Empfang entgegen. Als er es bestieg, stach ihn Septimius, ein Ueberläufer aus seinem eigenen Heere, meuchlings nieder. Dionysius (s. oben S. 209), auf den Rath zweier verworfener Höflinge, hatte solches befohlen, um Cäsars Gunst zu gewinnen. Pompejus abgeschlagenes Haupt wurde dem Könige gebracht; Cäsar, als er es später erblickte, vergoß darüber menschliche Thränen. — Den nackten Rumpf trieben die Wellen an's Ufer. Die Leiche des Mannes, vor welchem einst Asien gezittert, welchen Rom als seinen ersten Bürger geehrt hatte, verbrannte, auf den Trümmern eines morschen Fischerkahnes, ein mitleidiger, armer Mann. Heimlich wurde die Asche durch die trauernde Gattin in seine albanische Villa gebracht.

Cäsar, welcher bald nach Pompejus in Aegypten erschien, erklärte sich in dem Streit des verrätherischen Dionysius mit seiner Schwester Kleopatra zu Gunsten der leztern; woraus der „alexandrinische“ Krieg entstand, welcher, nach großer Gefahr Cäsars, mit des Königs Tod und der Einsezung Kleopatra's sich endete.

In den Armen dieser buhlerischen Frau (zwei Söhne gab sie ihm) ruhte Cäsar von seinen Kriegsthaten aus, bis ihn neue Gefahr in's Schlachtfeld rief. Der Krieg, welchen Pharnazes, Mithridats Sohn, in Pontus erhob (3937), wurde schnell zu dessen Verderben geendet. Hierauf, nach kurzem Verweilen in Rom, wo er abermals die Diktators- und dann die Consul-Würde erhielt (3938), eilte Cäsar nach Afrika, wo die vereinte Macht des numidischen Juba, des Scipio, Labienus, Cato und anderer Freunde des Pompejus und der Freiheit bei Thapsus seinem Glück erlag. Scipio, Petrejus, Juba, flohen und gaben sich verzweifelnd den Tod. Aber Cato, mit der Hoheit des Mannes, welcher die Unterwerfung verschmäht, weil er der Freiheit sich würdig fühlt, entzog sich der Gnade des Siegers und ließ ihm nur seine Leiche. Mit Recht mochte Cäsar diesen Tod beneiden, der seine Triumphe so sehr verdunkelte, und Cato's Ruhm die Vollendung gab.

Dafür nahm Cäsar zu seinem Lohne die sklavische Huldigung eines gesunkenen Volkes hin. Als er nach Rom zurückkehrte, strömten ihm die Bürger entgegen, und begleiteten ihn jubelnd auf's Kapitol. Man ernannte ihn auf zehn Jahre zum Diktator — zwei und siebenzig Liktoren sollten seine Majestät verkünden — und zum alleinigen Censor (praefectus morum), sonach zum Herrn des Senates; man erklärte seine Person für heilig, und stellte seine Statue neben dem kapitolinischen Jupiter auf. Vierzig Tage nach einander wurde den Göttern ein Dankfest gefeiert; vier überherrliche Triumphe — wegen Gallien, Aegypten, Pontus und Afrika — verlängerten den Taumel; schwere Geldgeschenke an die Soldaten, Spiele und Gastmahle für's Volk sollten Lohn und Ersaz für die geraubte Freiheit seyn.

Aber noch einmal sammelten sich die wenigen Freunde derselben und Jene, welche Parteiwuth gegen Cäsar entflammte, unter die Fahnen von Pompejus Söhnen, Cnejus und Sextus Pompejus. Spanien, eingedenk der Wohlthaten ihres Vaters, erklärte sich für die Jünglinge. Die gefähr-

lichste von Cäsars Schlachten wurde gegen dieselben bei Munda geliefert (3939). Hier endlich schien sein Glück ihn zu verlassen; er brachte es zurück durch den Muth der Verzweiflung. Nie wurde schrecklicher gekämpft. Hinter den Haufen der Erschlagenen, wie hinter Schanzen, stritt der gedrängte Cnejus. Umsonst, er fiel — Sextus entfloh; Cäsar hatte gesiegt. Vor dem Anfang dieses zweiten Bürgerkriegs waren 320,000 waffenfähige Bürger gezählt worden; nach seiner Endigung fanden sich noch 150,000. Aber wie viele von den Bundesgenossen und von den Provinzialen geblutet hatten, das wurde nicht gezählt.

Mit düstrem Schweigen sah das Volk den Triumph über Spanien und über die Söhne des großen Pompejus; es fühlte, daß es ein Triumph über das Vaterland sey. Auch wurde jezt durch Cäsars Ernennung zum beständigen Diktator (zugleich ernannte man ihn auch zum Consul auf zehn Jahre) die Republik vernichtet, und der Titel Imperator, den er fortan ausschließend führte; zeigte an, daß die militärische Macht — also Gewalt — der Grund seiner Herrschaft sey.

Viele vortreffliche Einrichtungen in jedem Zweige der Verwaltung, noch größere Plane der Gesezgebung und der Erweiterung des Reiches (*) bezeichnen zwar den Mann, welcher die ächte Weihe des Herrschers wie des Siegers besaß; aber wenn er nicht die Verfassung selbst gesezlich machte, und die Volksrechte nicht mit schüzenden Formen gegenüber der Monarchie umgab, so blieb alles Gute, was er thun mochte, eine prekäre Gnade, durch ihn selbst widerruflich, und von Nachfolgern gewiß widerrufen.

Von solchem Vorhaben findet sich keine Spur. Vielmehr ging sein deutliches Streben auf Befestigung der unumschränkten Gewalt und auf Vertilgung republikanischer Begriffe. Und was er nicht aus Grundsäzen that, geschah aus Eitelkeit oder auf Eingebung verworfener Schmeichelei. Denn vielen von Cäsars Günstlingen schien keine Knechtschaft zu niedrig; keine Stufe der Erhöhung entsprach dem Verdienst ihres Herrn. Und er selbst, der größer als jede Gefahr gewesen, war nicht groß genug gegen sein Glück. Dem Senat, welchen er um ein Drittel vermehrte, aber aus Freigelassenen und Ausländern ergänzte, hatte er alle Würde benommen. Konnten die Senatoren, die seine Kreaturen waren, wohl Anderes, als seinen Willen thun? Dennoch kränkte er diese stolzen Leute, denen der Schein lieber als die Wesenheit war, durch zu auffallend geäußerte Geringschäzung, und verscherzte die Liebe des Volkes durch sein deutliches erklärtes Verlangen, „König“ zu seyn. Bei dem Feste der Lupercalien hatte M. Antonius, früher Mag. Equitum, jezt Cäsars Mitconsul und Vertrauter, ihm — wie aus Muthwillen — ein Diadem auf das Haupt gethan; auch seine Statuen wurden bei nächtlicher Weile mit diesem in Rom so verhaßten Schmuck geziert. Ueber beides bezeigte das Volk, nicht die Soldaten, nicht der Pöbelhaufe, nicht die frisch aufgenommenen Fremden — diesen Allen galt Cäsars Gnade für Freiheit — sondern das eigentliche und bessere Römervolk, seinen Unwillen auf die unzweideutigste Weise. Aber immer mehr nahm Cäsar den Ton des Königs, und täglich eine beleidigendere Härte

(*) Insbesondere war ein Heereszug gegen die Parther beschlossen, um Crassus Tod zu rächen, wie man sagte; eigentlich wohl nur, um durch neuen Ruhm zu blenden, und um die Armee zu beschäftigen, weil ein müssiges Heer gefährlich ist.

an (*). Er wollte das Diadem, und der Tag war bestimmt, an welchem der Senat es ihm antragen sollte. Dieser Tag wurde sein Todestag.

§. 63. M. Junius Brutus.

Außer Denjenigen, welche den Namen des Königs mehr als die Herrschaft selbst scheuten, und den Vielen, welche Cäsar'n wegen einer stolzen Begegnung, oder einer zurückgewiesenen Bitte, oder aus Rache alter Parteiwuth oder aus andern persönlichen Gründen haßten, gab es auch Manche, die mit patriotischem Sinne nur darum seine Feinde waren, weil sie in ihm den Unterdrücker der allgemeinen Freiheit, und daher den Feind des Vaterlandes erblickten. Die Meisten derselben verschlossen solche Gesinnung in ihre Brust; Andere, da laute Klage gefährlich war, legten sie wenigstens in den Schooß der Freundschaft nieder (**); bei den Heftigsten endlich reifte sie zur That.

Wir sind auf eine der imposantesten Gestalten der alten Welt gekommen, auf einen Mann, der wahrhaft groß und edel und doch Verbrecher war. M. Junius Brutus hatte den Tyrannnenhaß als ein an seinen Namen geknüpftes, aus der Wiegenzeit der Republik herrührendes Erbe von seinen Vätern erhalten. Aber was bei dem Rächer Lucretiens wilder Fanatismus, zum Theil auch engherziges Standesinteresse gewesen, das war bei dem jüngern Brutus reine, hochaufstrebende Flamme der Vaterlands- und Freiheitsliebe. Die Lehren, das Beispiel seines Oheims Cato, gaben ihr noch eine höhere Weihe, und das Studium der Philosophie nährte und verstärkte sie durch die Kraft und Hoheit stoischer Grundsäze. In diesem leidenschaftlichen Patriotismus liegt der Schlüssel aller Handlungen des jüngern Brutus, die Individualität seines Charakters; und darum sagen wir nichts von den Vorzügen seines Geistes, seiner umfassenden Kenntniß in gelehrten und in Staatssachen, von seiner würdevollen Beredtsamkeit, welches Alles Andere mit ihm gemein haben mochten. Aber unberührt darf nicht bleiben die zarte Empfindsamkeit seiner Seele, jene Milde und Weichherzigkeit, welche an einem Zögling Cato's Befremden erregte, und den hohen Charakter zugleich liebenswürdig machte.

Brutus Vater war von Pompejus getödtet worden; dennoch folgte der Sohn diesem in die pharsalische Schlacht; weil Pompejus für die Verfassung stritt. Cäsar, aus Achtung für Brutus Verdienste und aus Liebe zu dessen Mutter, Servilia, suchte die Aussöhnung mit ihm, hielt ihn wie seinen Sohn, und überhäufte ihn mit Wohlthaten, um seine Liebe zu gewinnen. Auch liebte ihn Brutus, doch noch mehr die Freiheit; und als er die Hoffnung verloren, Cäsar'n zur Ablegung der Herrschaft zu bewegen, als er den unheilbaren Ruin der Freiheit sah, und die Patrioten ihm unabläßig den Namen seines Anherrn vorwurfsweise in's Gedächtniß riefen — da dämmerte in seiner Seele der Gedanke des Mordes auf, erstarkte durch Anfeurung gleichgestimmter Freunde, und wurde zum Entschluß.

C. Cassius war unter diesen Freunden der Erste, ein hochherziger Mann, Retter Antiochiens gegen die Parther, in vielen Stücken Brutus ähnlich, nur minder sanft und minder edel, aber von gleicher Begeisterung

(*) In diesen Umständen, und da seine Herrschaft nur auf Gewalt beruhte, war es Unklugheit, die Leibwache abzudanken. Doch rechnete Cäsar auf die ganze Armee und auf die armen Bürger.

(**) Man sehe vor allen die Briefe des edlen Cicero.

für Freiheit und Vaterland. Er und Brutus waren damals Prätoren, Brutus der erste.

Decimus Brutus, Verwandter des Marcus, gleich ihm von Cäsar geliebt, sogar zum zweiten Erben ernannt, und Trebonius, durch Cäsars Gunst zum Consulat erhoben, konnten, da Interesse so sehr als Dankbarkeit sie an Cäsar knüpfte, nicht wohl einen andern Grund als Freiheitsliebe zur Verschwörung haben.

Die übrigen Theilnehmer derselben, sechzig an der Zahl und meist senatorischen Ranges mögen verschiedene Gründe zur That gehabt haben, aber sie spielten eine untergeordnete Rolle.

Den 15. März des 44sten Jahrs vor Christus, im 710ten nach Erbauung Roms (3940), im fünften Monat nach der Ernennung zum lebenslänglichen Diktator, begab sich Cäsar auf die Curie des Pompejus, mit Planen der Hoheit erfüllt. Als er seinen Plaz eingenommen bei der Statue des Pompejus, griffen ihn die Verschwornen an. Cäsar, da er ihre Menge sah, und unter ihnen Brutus erblickte, gab den Widerstand auf; und indem er wehmüthig ausrief: „auch du mein Sohn, Brutus!“ verhüllte er sein Antliz, und fiel durch drei und zwanzig Wunden.

Also starb Cäsar, der von sich rühmte, daß er — nur in auswärtigen Kriegen — 1,192,000 Menschen getödtet. Diese Kriege hatte er meist freiwillig ohne Geheiß des Staates unternommen. Außerdem waren in seinen bürgerlichen Fehden — zwar nicht durch Henker und auf Schaffoten wie zu Marius Zeit, wohl aber in Schlachten — einige hunderttausend Menschen gefallen. Man rühmt seine Güte und Großmuth; und es erweckt in der That Erstaunen, daß der Mann, der ein so gewaltiges Schwert führte, gerne den Besiegten vergab, daß er, im höchsten Glanz der Macht, eine anständige Freimüthigkeit ertrug, und daß, wie viele Reden und Thaten zeigen, der Ruhm der Weisheit ihm so schön als jener des Krieges schien.

Viel ist, und in sehr verschiedenem Geist, über Brutus That deklamirt worden. Wer sie beurtheilen will, muß von den Verhältnissen und Begriffen unserer Zeit sich wegversezen in die Zeit des Brutus. Er muß sich lebendig vorstellen, wie demselben der Verlust der fünfhundertjährigen ruhmvollen Freiheit Roms erscheinen mochte; er muß sich erheben, wenn er kann, zu jener — längst entflohenen — leidenschaftlichen, heroischen Liebe der Freiheit, um welche ein Cato, und vor ihm viele freudig starben; er muß sich endlich von jenen Ideen durchdringen, welchen gemäß damals ein Harmodius, Timoleon und Brutus der Aeltere für groß galten. Abgesehen von der gründlichen Erkenntniß unserer Tage in Natur- und Staatsrecht, blos nach den allgemeinen Gründen der Moral, wornach die That nach ihren Motiven und der moralischen Kraft, die sie erheischt, gewürdigt werden muß, wird Brutus uns groß erscheinen, weil er nicht nur uneigennüzig und ohne persönliche Leidenschaft (selbst Antonius, sein Feind, erkannte solches), sondern gegen sein höchstes Interesse und gegen seine zärtlichste Neigung handelte.

Daß Cäsars Mord — wie die Meisten sagen — für Rom das größte Unglück, die Ursache einer neuen Reihe von Bürgerkriegen, und dann gerade der schrecklichsten Despotie gewesen — kann das Urtheil der Verwerfung gegen Brutus nicht begründen. Er glaubte aufrichtig und innig,

daß kein höheres Glück als die Freiheit sey; er glaubte (wohl irrig, aber ein politischer Irrthum ist kein Verbrechen), daß die Freiheit noch bestehen könne in seinem geliebten, wenn auch verderbtem Rom, und fühlte, daß — in solcher Voraussezung — jeder Bürger das Recht habe, sein kostbarstes Besizthum gegen den Räuber desselben zu vertheidigen; er fühlte, daß die Wahrscheinlichkeit einer guten Verwaltung das offenbare Verbrechen der umgestürzten Verfassung nicht aufhebe.

Wir, die wir die Folgen von Brutus That in den Blättern der Geschichte lesen, wir mögen sie wohl unselig nennen(*). Damals nicht also. Wer kann die Zukunft erschauen? — Für edle Gemüther ist schwer an das allgemeine Verderbniß, für starke Seelen schwer an die Rettungslosigkeit zu glauben. Nur die Erfahrung von Jahrtausenden konnte überzeugend lehren, daß eine große Republik nicht möglich sey. — Dieser verschiedene Standpunkt macht es begreiflich, daß damals die edelsten Männer Roms — vor Allen Cicero — nicht nur die That des Brutus billigten, sondern priesen, ja zu den Sternen erhoben(**), und daß noch unter den Kaisern alle Schriftsteller von Gewicht, ja mehrere Kaiser selbst das gleiche Urtheil fällten.

Laßt uns demnach freudig den Vorzug der neuern Rechtsbegriffe, und unserer geläuterten Moral erkennen, wornach in jedem Fall (***) der Meuchelmord ein Verbrechen ist; aber wägen wir die Alten nur nach ihrer Wage! —

§. 64. Antonius. Octavianus. Lepidus.

Die Plane der Verschwornen gingen nicht weiter als auf Cäsars Mord. Die Republik, meinten sie, werde von selbst erstehen, sobald ihr Unterdrücker gefallen. Der menschliche Brutus, der keinen Tropfen Blutes mehr, als unumgänglich nöthig schien, vergießen wollte, hatte die Uebrigen, welche auch Antonius zu tödten gedachten, vermocht, desselben zu schonen. Unglückliche Schonung, welche jede Frucht der That vereitelte! Denn da Antonius die Unentschlossenheit der Verschwornen sah — sie hatten, als das Volk im ersten Augenblick mehr Bestürzung als Freude zeigte, sich auf das Kapitol gezogen, um der Entscheidung zu harren — so verlor er seine anfängliche Furcht, gewann die Truppen, welche Cäsar zum parthischen Feldzug nach Rom berufen hatte, und bewog auch Lepidus, der mit einer nach Spanien bestimmten Armee in den Vorstädten lag, zu einem geheimen Bund. Hier, um die Republikaner in Sicherheit einzuwiegen, billigte er im Senat die von Cicero vorgeschlagene Amnestie, söhnte sich öffentlich mit den Verschwornen aus, verlangte jedoch, daß man zugleich alle Verordnungen Cäsars bestätige. Seine Würde, als jezt alleiniger Consul (später nahm er den designirten Consul, Dolabella, zum Kollegen an), und die Anhänglichkeit der Veteranen gaben ihm die höchste Macht in Rom, und er gedachte sie zu behaupten. Bald erfuhren die Verschwornen seine Tücke. Denn als er den

(*) Und selbst Wir müssen sagen, daß auf Cäsar so gut wie auf Augustus ein Tiberius folgen konnte.

(**) Man sehe, Cic. ad. Att. 14. 14. Phil. I. 15. II. 12. X. 3. 4. und viele andere Stellen.

(***) Mag Montesquieu den Usurpator, durch welchen das Gesez erdrückt wird, als außer dem Gesez erklären; er bleibt unter der Aegide des allgemeinen Naturgesezes, welches jeden Verrath verwirft.

Senat bewogen, das feierliche Leichenbegängniß des Diktators zu gestatten, und als das Volk durch Kundmachung der für dasselbe von Cäsar bestimmten Vermächtnisse vorbereitet war, so sezte er es durch eine künstliche Leichenrede, mehr noch durch Hinweisen auf den blutigen Rock und den schrecklich verwundeten Leichnam seines Wohlthäters in solche Wuth, daß es mit den Feuerbränden von Cäsars Scheiterhaufen auf die Häuser der Verschwornen stürmte, und diese zur Flucht in die Provinzen zwang. Doch war es nur ein Haufe von Veteranen, Freigelassenen, Sklaven und niedrigem Pöbel, und nicht der bessere Theil des Volkes gewesen, der diese Gewaltthat verübte.

Von jezt an, ohne die Maske des Republikanismus abzulegen, vermehrte Antonius — nachdem er Cäsars Schäze, sogar aus den Tempeln, geraubt hatte — seine Macht zusehends durch Anlockung der Veteranen, durch Bildung einer starken Leibwache, vorzüglich aber durch Einschwärzung von Verordnungen, Privilegien, Verleihungen rc., die er, als wären sie in Cäsars Schriften enthalten, auf schamlose Weise verkündete. Ein näherer Schritt war die veränderte Provinzenvertheilung, wornach er das cisalpinische Gallien, Macedonien und Syrien, welche schon durch Cäsar für Decimus und Marcus Brutus und Cassius bestimmt waren, sich, und seinem Bruder Cajus, und Dolabella zuerkannte, Lepidus aber das jenseitige Gallien gab.

Aber die Erscheinung des jungen Octavianus, des Enkels von Cäsars Schwester, welchen dieser adoptirt und zum Erben seines Namens und seines Vermögens erklärt hatte, veränderte plözlich alle Verhältnisse. Von Apollonia, wo er seine Studien trieb, kam dieser achtzehnjährige Jüngling auf die Nachricht von Cäsars Tod nach Rom, entschlossen, seinen Namen und die daran geknüpften Ansprüche zu behaupten. Unter seinen Leidenschaften war Herrschsucht, unter seinen Gaben Verstellungskunst die erste. Sonst hatte er gute Anlagen und empfehlende Talente. Mit Antonius, der seine Jugend verachtete und sein Erbe ihm vorenthielt, gerieth er sogleich in Feindschaft, und da ihm Name und Reichthum großen Anhang verschafften, so schien er Vielen ein tüchtiges Werkzeug, die Macht des Andern zu schwächen. Die Veteranen Cäsars in Campanien erklärten sich für Octavian; auch gingen von Antonius Feldlager mehrere Legionen zu ihm über. Jener lagert sich jezt zu Alba, und nöthigt Antonius, Rom zu verlassen. Cicero, nach anfänglicher Bedenklichkeit, welche ihm des Jünglings noch ungeprüfter Charakter und seine Verhältnisse einflößten, glaubte endlich, einen guten Bürger in ihm zu erkennen, und aus gerechtem Haß gegen den gewaltthätigen, tyrannischen Antonius, entschloß er sich, Jenem mit seinem ganzen Kredit behilflich zu seyn. Ja, er wagte es sogar, sich für Octavians republikanische Gesinnung feierlich zu verbürgen. Ein Schritt, der offenbar sein eigenes und das Verderben Roms beschleunigte!

Antonius führte sein Heer nach dem cisalpinschen Gallien, um den Decimus Brutus zu vertreiben, und belagerte diesen in Mutina (Modena). Sonach begann der Bürgerkrieg vom Neuem. Durch den Einfluß von Cicero, welcher jezt die donnernden philippischen Reden hielt (*), wurde Antonius als Feind erklärt, und die beiden neuen Consuln Aulus Hirtius und Vibius Pansa, und nebst denselben Octavian als Proprätor mit seinem Truppencorps, gegen ihn gesandt. In einem zweitägigen

(*) Also genannt nach einer treffenden Vergleichung mit Demosthenes Reden gegen Philippus.

blutigen Treffen wird Antonius geschlagen; aber Pansa und Hirtius fallen, und Octavian bleibt allein an des Heeres Spize (3941).

Dieser Sieg, welcher zu Rom die ausschweifendste Freude bewirkte, hatte schlimme Folgen für die Republik. Denn Antonius floh über die Alpen und erhielt in Lepidus Lager Aufnahme und Schuz. Bald war er mächtiger als zuvor, da auch Plancus und andere Feldherren sich für ihn erklärten. Decimus Brutus, vorhin Sieger, jezt von seinen Truppen verlassen, litt auf der Flucht einen kläglichen Tod. Octavian aber, anstatt Antonius zu verfolgen, rückte feindlich auf Rom, und erzwang sich das Consulat. Er war nicht zwanzig Jahr alt.

Jezt zum Erstarren der Freiheitsfreunde, enthüllt sich seine wahre Gestalt. Er verurtheilt und ächtet Cäsars Mörder, und schließt auch S. Pompejus, welcher früher eine ehrenvolle Wiederherstellung erhalten, in die Achtserklärung ein. Das Dekret gegen Antonius wird zurückgenommen, und bald kömmt die Aussöhnung, darauf gar ein Bündniß zwischen den drei Häuptern der Cäsar'schen Partei zu Stande.

§. 65. Das zweite Triumvirat.

Auf einer kleinen Insel im Flüßchen Rhenus, unweit Bononia, kamen diese Häupter, Octavian, Antonius und Lepidus, zusammen (der Lezte dreimal Consul und jezt Pontifex Maximus, durch Reichthum und Adel ansehnlich, doch an Talent weit unter den Andern, ja meistens ihr Spielwerk). Jeder führte ein Heer mit sich, schlagfertig und wachsam. Lepidus untersuchte die Insel. Dann, von den zwei entgegengesezten Seiten, kamen Octavian und Antonius über die Brücken, jeder mit gleich starker Bedeckung. Nachdem sie sich gegenseitig befühlt hatten, ob keine Dolche unter den Kleidern steckten, so begannen sie die Verhandlung, und in drei Tagen waren die Punkte des frevelhaften Vertrags im Reinen. Unter dem Titel Triumviri reipubicae constituendae nahmen sie sich gemeinschaftlich auf fünf Jahre die höchste Gewalt über Rom und die Provinzen. Zur unmittelbaren Regierung sollte Octavian Afrika, Sicilien und Sardinien, Lepidus Spanien und das narbonnensische Gallien, Antonius die beiden übrigen Gallien erhalten. Aber vor Allem sollten Octavian und Antonius, jeder mit zwanzig Legionen, gegen die Mörder Cäsars ziehen, und Lepidus indessen Rom mit drei Legionen decken. Wäre der Krieg geendet, dann sollten achtzehn der besten Städte in Italien sammt ihren Ländereien unter die Soldaten vertheilt werden, zur Belohnung für das Niedertreten der Republik.

Um das Maaß des Frevels zu füllen, wurde der Tyrannen-Bund durch das edelste Blut besiegelt. Die Freunde der Freiheit und der Triumvirn persönliche Feinde sollten sterben. Dreihundert Senatoren, zweitausend Ritter, eine ungezählte Menge der besten Bürger wurden geächtet. Wenn unter denselben sich auch Lepidus Bruder, Paulus, und Antonius Oheim, Lucius Cäsar, befanden, so wurden sie gleichwohl durch ihrer Verwandten Macht der Vollstreckung entzogen. Aber Octavian gab — nach verstellter Weigerung — seinen Wohlthäter, durch den er groß geworden, den edlen Cicero hin: und freilich mußte er in dem Redner der Freiheit einen Feind erkennen, seitdem er selbst Tyrann geworden.

Im vier und sechzigsten Jahre des Alters, auf seiner Formianischen Villa, von wo er nach Macedonien flüchten wollte, starb Cicero

durch die Hand des Legion-Tribuns Popilius Länas, welchem er vordem durch gerichtliche Vertheidigung das Leben gerettet, mit Würde, und von allen Guten beweint. Antonius, in wildem Jubel, zahlte dem Mörder den Lohn, und ließ das edle Haupt zwischen beiden Händen auf der Rednerbühne aufnageln. Sein Weib Fulvia hatte zuvor die Zunge, welche den Bösen so furchtbar gewesen, mit Nadeln durchstochen. Octavian selbst bereute später, daß er durch solchen Verrath seinen Ruhm befleckt. Als er einst — schon längst Augustus — einen Enkel Cicero's lesend in einem Buch seines Anherrn traf, nahm er das Buch in die Hand, durchging einige Seiten und gab es mit den Worten zurück: „Mein Sohn! das war ein großer Mann und ein Freund seines Vaterlandes!“

Und es erneuerten sich die Schrecken der Sullanischen Zeit, und abermals fielen nicht blos der Tyrannei, es fielen auch dem Privathaß und der Raubsucht Opfer. In den Armen der Freunde, am Hausaltar, in den Tempeln wurden die Proscribirten geschlachtet. Ihnen Zuflucht zu geben galt für Hochverrath. Die Henker waren den Triumvirn vorangezogen. Das Morden begann in der Nacht, welche mit gleichem Schleier die Gräuel der Tyrannei wie die Wuth der Privatleidenschaften deckte. Der Consul Pedius starb vor Schrecken über den nächtlichen Tumult. Am Morgen zogen die Triumvirn, jeder mit einem Truppencorps, in die bluttriefende Stadt. Unter dem Zujauchzen der Soldaten war der Bund geschlossen worden; nun kamen sie, die Erstlinge des Raubs zu verschlingen.

§. 66. Die Schlachten bei Philippi. Untergang der Republik.

Indessen hatten die Häupter der Verschwornen im Orient eine große Macht gesammelt. Zwar der doppelzüngige Dolabella war nach Asien zur Besiznahme der ihm widerrechtlich ertheilten Provinz geeilt. Durch schändliche Hinterlist hatte er Smyrna und darin den unglücklichen Trebonius in seine Gewalt bekommen. Nach zweitägiger Folter wurde diesem Consularen das Haupt abgeschlagen, auf einen Speer gesteckt, und der Körper in's Meer geworfen. Aber Cassius rächte ihn. Vergebens stürmte Dollabella Antiochien. Nach mehreren Niederlagen wurde er in Laodicea eingeschlossen, und tödtete sich. Doch vergriff der besser denkende Cassius sich an seiner Leiche nicht. Bald war Syrien, Kleinasien, der ganze Orient für die Freiheit gewonnen. Kleopatra, die Freundin der Triumvirn, wurde geschreckt; Macedonien, Griechenland durch Brutus behauptet. Antonius Bruder, Cajus, hatte hier Dolabella's Rolle gespielt; nach wechselndem Kampf fiel er in Brutus Gewalt, wurde schonend behandelt, beging Verrath, und fand abermals Gnade. Hier und in vielen Fällen zeigte sich auf rührende Weise das weiche Gemüth des nur äußerlich strengen Brutus. Unablässig bemüht, die Leiden des Krieges zu mildern, verschmähte er harte Maaßregeln, selbst wenn die gerechteste Rache und auch die Klugheit sie zu heischen schienen. Während Cassius die Mittel des Kriegs in reicher Fülle aus den Provinzen zog, blieb Brutus, der alle Erpressung scheute, arm und bei allen Siegen in Bedrängniß. Als die Einwohner von Xanthus, das er belagerte, von jener Wuth getrieben, welche nur in Bürgerkriegen herrscht, ihre Stadt in Brand steckten, und sich unter einander mit Weib und Kindern tödteten, bat Brutus von Außen herum reitend, mit ausgebreiteten Armen und unter häufigen Thränen die

Xanthier, ihrer Selbst zu schonen, und ließ durch Herolde großen Lohn jedem seiner Soldaten verheißen, der einen Feind erretten würde!

In den Feldern von Philippi, in Macedonien, wurde zum leztenmal um die Freiheit gestritten (3942). Hier hatten sich bei Anäherung der Triumvirn Brutus und Cassius gelagert. Schon war in Afrika Cornificius der Macht der Tyrannen erlegen. Dennoch und nach ungeheurer Anstrengung aller Hilfsmittel der Gewalt und des Raubs schienen die Triumvirn schwächer, als die Freunde der Freiheit. In einer ersten Schlacht drang Brutus siegreich in Octavians Lager. Aber auf dem andern Flügel wurde Cassius geschlagen, und tödtete sich in voreiliger Verzweiflung. Auch in der zweiten Schlacht errang Brutus Vortheile gegen Octavians Truppen; allein der Ruin des Flügels, welcher gegen Antonius stand, zog auch den seinigen in's Verderben. In dieser Schlacht fiel Cato's Sohn, seines Vaters würdig, der junge Lucullus, Hortensius, Varus und viele Andere. Edleres Blut und in schönerem Kampf ist nie geflossen. Brutus, im Geleite weniger Getreuen, entrann den Verfolgern. Er mußte wohl gut seyn, da er Freunde hatte, die sich für ihn, wie Lucilius opferten (Plutarch). Aber sollte Brutus die Freiheit überleben? — Indem er klagend ausrief: „O Tugend, nicht Du — das Geschick herrscht hienieden!" gab er sich den schönen Tod, zu welchem nur ein Leben wie das Seinige berechtigt (*). Von ihm und Cato, und den Wenigen, die ihnen ähnlich an Erhabenheit des Sinnes waren, gelten die Worte des unsterblichen Genfers: „Nachdem sie ihr Leben hingebracht hatten, dem fallenden Rom zu dienen, und für die Geseze zu streiten, da starben sie, tugendhaft und groß, wie sie gelebt hatten; und ihr Tod war noch ein Tribut, den sie der Ehre des römischen Namens schuldig waren; damit man in Keinem von Ihnen das unwürdige Schauspiel eines guten und ächten Bürgers sähe, der einem Tyrannen als Sklave diene" (**).

§. 67. Regierung der Triumvirn. Schlacht bei Aktium.

Das hohe Interesse der römischen Geschichte endet sich mit der Schlacht bei Philippi. Durch den Sturz der Freiheit war der Zweck des Triumvirats erreicht. Was blieb noch übrig, als daß die Räuber über der Theilung der Beute zerfielen, und Einer allein sie davon trug? — Aber welcher auch siegte, das Resultat war dasselbe — unumschränkte Herrschaft eines Einzigen.

Nach verübten schrecklichen Grausamkeiten trennten sich die Sieger. Antonius ging nach Asien, um einige Reste der Republikaner zu zertreten; Octavian nach Rom, um den Occident zu regieren und die Soldaten zu belohnen. Er gab, in den schönsten Provinzen Italiens, die Landgüter unschuldiger Bürger den übermüthigen Truppen preis. Wie viele Eigenthümer mußten beraubt werden, bis die trozigen Heere befriedigt waren! Ganze Schaaren jener Unglücklichen kamen nach Rom, und flehten umsonst Octavians Gnade an. Wenn er Einem sein väterliches Erbgut zurückgab, so nannte sklavische Schmeichelei ihn „Gott".

(*) Antonius, dießmal edel, ließ Brutus Leiche in kostbare Gewänder hüllen, verbrennen, und die Asche der trauernden Mutter bringen. Octavian aber hatte des Edlen Haupt nach Rom geschickt, um vor die Statue Cäsar's geworfen zu werden. Auch Porcia, Brutus Gattin, starb des Gemahls und des Vaters (Cato's) würdig.

(**) Nouv. Heloise I. XXII.

Ueber diesen unerhörten Bedrückungen und durch Aufhezung der Fulvia (Clodius Wittwe und Antonius Gattin) entstand ein kurzer Krieg, worin Lucius Antonius, des Triumvirs Bruder, sich vermaß, von Herstellung der Republik zu sprechen. Perusia (Perugia) war der Siz des Aufstandes. Octavian zwang es zur Uebergabe, und ließ 400 Bürger den Manen Cäsars schlachten!

Antonius, in den Armen der Wollust gefangen, mischte sich etwas spät in diesen Krieg. Kleopatra, Königin von Aegypten, welche er zur Rechenschaft zu ziehen gedachte wegen ihres verdächtigen Betragens in dem geendeten Krieg, hatte ihn durch jene Buhlerkünste besiegt, welchen der große Cäsar nicht widerstanden (*). Aber der Diktator genoß der Lust, und behielt seine Selbstständigkeit; Antonius sank zum Sklaven herab. Seine Mannskraft erstarb in grenzenloser Schwelgerei, und er schien kein Ziel mehr zu haben als Genuß. Um so geneigter war er zum Frieden (3944), welcher mit genauerer Bestimmung Antonius den Orient bis Scodra in Illyrien, Octavian den Occident mit Ausschluß Italiens, welches beiden offen seyn, und Afrika's — welches Lepidus gehören sollte — anwies, und durch die Vermählung der vortrefflichen Octavia, Octavian's Halbschwester, an Antonius (Fulvia war kurz zuvor gestorben) befestigt ward.

Durch diesen Frieden sah S. Pompejus, welcher früher eine Allianz mit Antonius geschlossen, sich auf seine eigene Macht beschränkt. Als Herr Siciliens und des Mittelmeeres ängstigte er Italien durch Hemmung der Zufuhr, und zwang die Triumvirn zu einem Vertrag, wodurch er auch Sardinien, Korsika und den Peloponnes erhielt (3945). Aber in einem zweiten Kriege gegen die Triumvirn — welche nach kurzem Bruch sich abermals vereint, und ihren Bund auf fünf Jahre verlängert hatten — erlag nach anfänglichem Glücke der nicht unwürdige Sohn des großen Pompejus der Tapferkeit des Octavianischen Admirals Agrippa, floh nach Asien, und wurde auf Antonius Befehl getödtet (3948).

Lepidus, von seinen beiden Kollegen immerdar verachtet und zurückgesezt, sprach einen Theil von Pompejus Ländern an. Er verließ sich auf seine 22 Legionen. Aber alle gingen zu Octavian über, als er mit diesem gebrochen. Lepidus, im demüthigsten Gewand, bat fußfällig um sein Leben. Er schien unschädlich, daher ließ man es ihm sammt der Würde des hohen Priesters.

Unverrückten Blickes ging Octavian seinem Ziele zu. Das Heer wurde durch kleine Kriege gegen die Barbaren an der Grenze in Uebung erhalten; das römische Volk durch eine sorgfältige Regierung, durch populäre Sitten, und durch Beibehaltung der republikanischen Formen gewonnen. Aber in gleichem Maaße wie er Achtung gewann, verlor Antonius dieselbe. Denn gefühllos für Octavia's hohen Werth und taub gegen Alles, was Klugheit und Würde geboten, nahm er von Neuem die Fesseln der Buhlerin auf, beleidigte sein verderbtes Zeitalter durch unerhörte Ueppigkeit und die unterjochten Römer durch den Pomp orientalischer Despotie. Der parthische Krieg, welchen sein Legat Ventidius glücklich, er selbst aber unglücklich führte [s. oben S. 305] (3946 — 3950), unterbrach die Lust nur wenig,

(*) Bis zu seinem Tode hatte er sie geliebt. Bei seiner Ermordung war sie in Rom, und verließ es schnell, weil die Bürger sie ihres Stolzes wegen haßten. Cäsar hatte vor, sie mit sich in den Parthischen Krieg zu nehmen, ja sie förmlich zu heirathen. Ein Tribun sollte hiezu ein eigenes Gesez zu Gunsten Cäsar's vorschlagen, da sonst Polygamie und Ehen mit Ausländerinen verboten waren.

da sogar auf einigen Feldzügen Kleopatra seine Begleiterin war. Mit immer steigendem Unsinn verschenkte er römische Provinzen und Königreiche an die Aegypterin und ihre Kinder, und beleidigte dagegen Octavia auf die schamloseste Weise. Dennoch suchte diese edle Frau, deren Kränkung das römische Volk als eine selbst erlittene Unbild betrachtete, den Frieden zu erhalten, bis Antonius sich von ihr schied, worauf das Volk und der Senat, welche Octavian schon lange bearbeitet und durch die vorgehaltene Schmach der weiblichen und ausländischen Herrschaft empört hatte, die Absezung des Antonius von seiner Würde und die Kriegserklärung gegen Kleopatra beschlossen (3951).

Und noch immer erwachte Antonius nicht. Zwar ein großes Heer, und eine mächtige Flotte brachte er zusammen, aber Lustbarkeit und Schwelgerei herrschten fort. Kleopatra mußte ihn begleiten, nicht nur nach Samos, wo der allgemeine Sammelplaz war, sondern auch in die Schlacht. So wenig gedachte er der Cäsar'schen Kriegsmanier, so wenig gegen Wen und um welchen Preis er streite. Zwar Octavian selbst war minder im Treffen als in Ränken gefährlich; aber seine abendländischen Legionen waren tapfer, und der treffliche Agrippa führte die Flotte. Eine Schlacht entschied den Krieg. Im 723sten Jahr der Erbauung Roms, 478 Jahre nach Gründung der Republik, stritten bei dem Vorgebirg Aktium die Flotten des Antonius und Octavian um die Herrschaft der Welt (3953). Geraume Zeit ohne Entscheidung, bis Kleopatra aus Feigheit oder Verrätherei mit ihren Schiffen floh, und Antonius mit kläglicher Schwäche und in bestürzter Eile, nur von zwei Sklaven begleitet, ihr folgte. Noch sezten die Seinigen das Treffen fort; am Abend ergaben sie sich. Das Landheer unter Sosius und Publicola, neunzehn Legionen stark, mit 12,000 Reitern, wartete sieben Tage auf Antonius Rückkehr. Er erschien nicht, da ging es zu Octavian über. So tief ließ eine erbärmliche Leidenschaft den sonst als Kriegsmann großen Antonius sinken, daß er mit überlegener Macht nicht einmal versuchte, demjenigen zu widerstehen, welchen er früher seiner Jugend und Unerfahrenheit wegen zu verachten geschienen! — Aber er konnte nicht leben ohne Kleopatra, und glaubte nicht länger sich ihres Besizes sicher, als er sie unter den Augen hatte! In stummem, hoffnungslosem Schmerz, unter dem Gewicht seines Unglücks, seiner Schaam, und vor Allem seines Zweifels an Kleopatra's Treue erliegend, kam er nach Aegypten, wohin nur zu bald Octavian ihm folgte. Als alle, auch die demüthigsten Anträge von dem Sieger verworfen wurden, als die Treue selbst der lezten Freunde wankte, und Antonius endlich Spuren von Verrath an derjenigen wahrnahm, welcher er Alles geopfert, da gerieth er in Verzweiflung, und, unter wechselnden Stürmen der Wuth und der Liebe, fiel er, auf ein Gerücht von Kleopatra's Tod, in sein Schwert. Noch lebte sie; er ließ sich zu ihr tragen, und starb in ihren Armen. Sie aber — nicht aus Liebe, denn willig hätte sie den Getäuschten ausgeliefert, um sich das Reich zu erhalten, aber aus Verzweiflung, da Octavian kalt bei ihren Reizen blieb und sie im Triumph zu Rom aufzuführen gedachte — gab sich den Tod, durch den Biß einer Schlange. —

Octavian machte Aegypten zur Provinz, und kehrte nach Rom zurück (3954), als Alleinherrscher des unermeßlichen Reiches.

Dritter Abschnitt.

Allgemeine Betrachtungen über die zweite Periode.

Erstes Kapitel.



Bürgerlicher Zustand.

I. Kultur überhaupt.

§. 1. Ueberblick.

Allmälig gewinnt die Kultur eine schönere Gestalt und breitet sich aus über die Länder der Erde. Zwei Völker sind es vorzüglich, welche den Ruhm unter sich theilen, Stifter und Beförderer dieser wohlthätigen Revolution gewesen zu seyn. Das eine, bei welchem die Kultur als einheimische Pflanze sich üppig entfaltet; das andere, bei welchem sie zwar als fremde, aber wohlgepflegte Frucht gedeiht. Auch wird ihr Same, von dem andern durch Machtgebot, weiter ausgestreut; und keimt ringsum vielversprechend auf: aber nicht um alsogleich zu reifen, sondern um (wie wir in der Folge sehen werden) nach vorübergegangenem langem Winterfrost und Stürmen spätern Geschlechtern noch eine nährende Aernte zu bringen.

Griechen und Römer sind die beiden Völker; und auf diese allein wollen wir vorerst unsere Blicke richten. Die Kultur der Morgenländer haben wir schon in der ersten Periode beleuchtet (und sie blieb im Ganzen dieselbe, außer wo griechischer Einfluß durch Kolonien und Regenten darauf wirkte). Von den nordischen Völkern aber, außer der römischen Sphäre, wird in den folgenden Zeiträumen die Rede seyn. Auch finden hier selbst von Griechen und Römern vorläufig nur einige allgemeine Betrachtungen Plaz, da die einzelnen Züge unter andern Rubriken vorkommen.

§. 2. Griechische Kultur. Ihre Gründe.

Daß die Kultur eine einheimische Pflanze in Griechenland gewesen, ist in dem Sinne zu verstehen, daß, wenn auch der Same dazu von Außen kam, er sich doch in griechischem Boden und nach der Natur desselben auf eine andere und schönere Weise entwickelte, als solches im alten Mutterlande geschehen. Hievon haben wir schon im ersten Zeitraum (s. oben S. 109.) verschiedene klimatische und auf die örtliche Lage sich gründende Ursachen berührt. Laßt uns nun auch die moralischen würdigen, die jedoch meist mit den physischen in Verbindung standen.

1) Wer mag verkennen, daß hier die Freiheit die erste Stelle verdient, sie, die Mutter und Pflegerin alles Großen und Schönen? — Kein Volk der alten Welt, selbst das römische nicht, hat soviel Freiheit und soviel Sinn dafür als das griechische besessen. Nicht nur die Verfassungen waren frei: die Denk- und Empfindungsweise war es, schon unter den Kaziken, bevor noch Republiken aufkamen. Daher ist die griechische Kultur weder eine aufgedrungene noch eine nachgebildete, sondern eine — durch fremde Lehre zwar veranlaßte und beförderte, aber — selbstthätig entwickelte, nach dem eignen Volkscharakter geprägte Kultur gewesen, voll Kraft

und Leben. Wohl mag oft Civiliation durch Machtgebot erzwungen, durch die Kräfte eines Weltreiches mögen manche Hindernisse der Kultur gehoben, manche schwierige Bahnen geebnet werden: aber was dadurch bewirkt wird, ist meist nur Schein. Die Sachen sind besser als die Menschen. Feine Formen, Ueberfluß an Bildungsanstalten, Politur der Sitten; aber wenig Leben, lauter Maschinenartiges und Armuth an Geist und Herz. Nicht also die Griechen. Keine Kraft, weder der Seele noch des Körpers, blieb unentwickelt (*), keiner war die Form der Entwicklung vorgeschrieben; jeder Bürger, jede Gemeinde war selbstständig, und aus dem bunten Gemische der persönlichen und der Volkscharaktere gieng als allgemeiner Charakter die Regsamkeit, Vielseitigkeit, das stolze Selbstgefühl und das rivalisirende Streben nach Vervollkommnung hervor.

2) Dieses alles ist schon vielmal gesagt worden: aber es ist der Wiederholung werth. Nicht zu oft kann die Freiheit gerühmt werden. Einige der neuesten Schriftsteller, um ja nicht zu sagen, was andere, haben das Verdienst der griechischen Kultur lediglich oder doch vorzüglich der — Poesie zugeschrieben. Allerdings hat dieselbe Vieles gewirkt (s. das folgende Kap. III. und schon oben S. 226.), aber darum Alles? — Sie hat der griechischen Kultur einen eigenen Ton und einen höhern Schwung gegeben, sie aber nicht erschaffen. Ja sie selbst war ein Kind der Freiheit, oder doch des Freiheitssinnes. Die ältesten Dichter sangen in Zeiten noch ungebändigter Naturfreiheit, und ein Homer, wiewohl er theoretisch die Fürstenmacht vertheidigte (**) (doch lebte er gerade in der Periode ihres Sturzes in Griechenland), würde wohl so wenig als seine großen Nachfolger unter einem Sklavenvolk erstanden, oder doch ohne mächtige Wirkung für ein solches geblieben seyn. Anstatt also die Poesie zur Hauptquelle der griechischen Kultur zu machen; mögen wir lieber behaupten, daß der allzupoetische Sinn der Griechen, während dem er den Künsten förderlich war, die ernsten Disciplinen in ihrem Fortgang zurückgehalten habe, und daß durch ihn die Kultur zwar ästhetischer, schimmernder, aber minder solid, ja zum Theil frivol geworden.

3) Auch mittelst der Religion, welche großentheils aus Poesie hervorgegangen, hat leztere die Eigenthümlichkeit der griechischen Kultur bestimmt. Wir kennen diese griechische Religion (s. oben S. 201 ff.), wir wissen, wie sehr sie in's Privat- und in's öffentliche Leben eingriff, auf die Poesie selbst, von welcher sie ihre Gestaltung empfangen, veredelnd zurückwirkte, den Künstlern Stoff und Begeisterung gab, und die Menschen durch einen fortwährenden Zauber in einer Welt von Göttern und Halbgöttern erhielt. Allerdings erhebend für's Gefühl, und belebend für die Kraft, aber der Philosophie hinderlich und unfruchtbar für die Moral.

Diese Mängel wurden großentheils vergütet durch die glückliche Organisation der Priesterschaft, welche zwar hier, wie allenthalben, Feindin der Volksaufklärung war, aber nach ihren Verhältnissen derselben nur wenig zu schaden vermochte. Nicht die Priester waren die Lehrer des Volks und die Erzieher der Jugend; es wurde nicht wie im Orient durch einen, wohl gar erblichen, Verein ihre Macht gestärkt; das Monopol der Kenntnisse ge-

(*) Hievon machen ettliche Staaten, die, wie Sparta, eine auf einseitige Zwecke berechnete Gesezgebung hatten, eine Ausnahme. Auch gab es Stämme, wie die Aetolier, deren hartnäckige Wildheit die Kultur nicht aufkommen ließ.

(**) S. H. II. 204.

hörte nicht ihnen. Allen im Volk war der Tempel der Wissenschaft offen (auch hier ist der Geist der Freiheit sichtbar); Jeder mochte auf selbstgewählter Bahn und ungehindert seine Kraft versuchen, Jeder durch eigenthümlichen Geisteserwerb den allgemeinen Nationalschaz mehren, und in gegenseitigem Wetteifer den Sporn zu unermüdeter Thätigkeit finden.

4) Und solches um so mehr, da auch die bürgerlichen Geseze und Anstalten — insbesondere die wichtigen, so enthusiastisch begangenen öffentlichen Spiele — auf die Erhöhung jener schönen Rivalität zwischen Gemeinden wie zwischen Einzelnen berechnet waren; und die meisten Gesezgeber, vorzüglich durch die Einführung einer öffentlichen Erziehung dafür gesorgt hatten, daß von der frühesten Jugend an in den Herzen der Bürger die Ruhmbegierde, der Nationalstolz, die Liebe der Freiheit und des Vaterlandes entzündet, immerdar genährt, und ein reges Streben nach allem Großen und Edlen erzeugt würde.

§. 3. Und Ausbreitung.

Aus diesen Betrachtungen, in Verbindung mit Dem, was zerstreut sowohl in der detaillirten Geschichte, als unter den übrigen Rubriken von den Griechen gesagt ist, läßt sich die hohe Stufe, so wie der Charakter der griechischen Kultur, würdigen und begreifen. Sie war nicht rein und nicht ohne große Gebrechen, überhaupt mehr ästhetisch als rationell; für den Genuß des Lebens und die freie Regsamkeit der Kräfte vortrefflich, jedoch mit parteiischer Begünstigung des Schönen vor dem Nüzlichen, und weder dem Weltbürgersinn noch der wahren Moral gedeihlich; ein anziehender Abdruck des freudig erblühenden Jünglingsalters. Darum wäre es wohl thöricht, ihre Rückkehr oder Nachbildung unter Uns zu wünschen. Wir können nicht mehr Griechen seyn, „aber freuen wollen wir uns wenigstens“ — wie ein geistvoller Schriftsteller sagt — „daß es einmal Griechen gegeben, und daß, wie jede Blühte der menschlichen Denkart, so auch diese ihren Ort und ihre Zeit zur schönsten Entwicklung fand.“

Wie weit die griechische Kultur durch Kolonien, Handel und Eroberung sich ausgebreitet, ist theils aus der Uebersicht jener Pflanzstädte (s. oben S. 121 ff.), theils aus der macedonischen Geschichte klar. Nicht allenthalben, wo Griechen hinkamen, wurde der gleiche Grad der Kultur herrschend. Klimatische Umstände, Einwirkung fremder Sitten, oder politische Verhältnisse bewirkten manche Verschiedenheit; ferne Kolonien, ringsum von Barbaren umgeben, konnten nicht gleichen Schritt mit dem Mutterland halten; und insbesondere sind die macedonischen Soldatenkolonien niemals das geworden, was früher die republikanischen Niederlassungen der Griechenschwärme. Auch konnte alle Macht der ägyptischen, syrischen u. a. Könige — selbst wenn sie den besten Willen hatten — nicht hervorbringen oder erhalten, was der Freiheit bedurfte, um zu gedeihen. Doch war damals selbst im Mutterland die höhere Kultur verschwunden. Asiatische Weichlichkeit und Korruption hatten deren Stelle eingenommen, und mit den Sitten ging auch die Freiheit unter.

Aber den ausgebreitetsten und andauerndsten Einfluß haben griechische Aufklärung und Gesittung durch die Römer erhalten, welche ihre eigene Rohheit gegen griechische Kultur vertauschten, und diese weit umher in ihre eroberten Länder zu einigem Ersaz für die frühere Mißhandlung trugen.

Erst seit dem zweiten punischen Krieg und der Eroberung von Sy-

rakus fing die höhere Kultur der Römer an. Die Unterwerfung Macedoniens, Griechenlands, Kleinasiens, begründete den genauesten Verkehr mit den Völkern der griechischen Zunge; jezt wurde die kriegerische Wildheit durch der Muse Lied besänftigt, das stolze Latium nahm Unterricht von den Besiegten an (Graecia capta ferum victorem cepit, et artes intulit agresti Latio), und griechische Kultur — freilich modifizirt durch den römischen Charakter — gedieh auf gallischem, ja später auf brittischem Boden.

§. 4. Römische Kultur.

Bei den Römern waren, wie bei den Griechen, Klima, Freiheit, Beschränkung der Priestermacht, und einheimische Kraft des Genie's der Geisteskultur hold; das Glück des vortrefflichsten Unterrichts kam dazu: aber niemals haben sie ihre Lehrer erreicht, während die Griechen die ihrigen so weit übertrafen. Es ist nicht schwer, auch hievon die Ursachen zu entdecken.

1) Es gab nur ein Rom; der griechischen Staaten waren viele, zwar meistens kleine, doch jeder voll eigenen Lebens, selbstständig, regsam und wetteifernd. Daher die Vielseitigkeit der Bildung und dennoch ein gemeinschaftlicher Reichthum. Die römische Kultur konnte nicht anders als einseitig werden, einzig bestimmt durch den Ton der herrschenden Stadt, welchem Latium, Italien und endlich eine Welt besiegter Länder gehorchten.

2) Rom war eine Stadt des Krieges. Auf diesen war die Größe, ja das Daseyn derselben gebaut; alle Geseze, alle Staatseinrichtungen, auch die Sitten und Gebräuche gingen auf militärische Größe, der Gipfel des Ruhms war der Triumph. Die Künste des Friedens mögen aber nicht gedeihen unter dem Geräusch der Waffen, und es flieht aus Feldlagern die schönere Gesittung.

3) Auch schien dieselbe den Häuptern des Staates kaum der Pflege werth, sogar gefährlich. Wie sehr hat nicht der ältere Cato noch gegen griechische Künste geeifert! — Also nichts von Anstalten zur Beförderung der Kultur, von Benüzung oder Erhöhung eines thätigen Wetteifers, von öffentlichen Spielen im Sinn der griechischen Spiele (s. unten Kap. III.): Tapferkeit, politische Tugend und Römerstolz — weiter brauchte man nichts.

4) Selbst die Religion der Römer (Kap. II.) diente einzig und allein dem Staate. Man mag allerdings im Gegensaz der griechischen poetischen Religion, jene der Römer eine kalt prosaische nennen. Nicht Dichter, nicht einmal Priester, Staatsmänner haben sie entworfen, sie in Glaubenssäzen und Gebräuchen systematisch geordnet, und durchaus zur politischen Maschine gemacht. Daher ließ sie das Herz kalt, gab der Imagination keine Flügel, und keine Begeisterung der Kunst.

5) Weiter geschah in Rom durch die Macht der Umstände der Uebergang von der Rohheit zur Verfeinerung allzuschnell, und zwar gerade in der Zeit, als durch den reißenden Lauf der Eroberungen ungeheure Schäze und mit ihnen alle Leidenschaften und Laster in die vom Glück berauschte Stadt zogen. An die Stelle der alten Simplizität kam jezt urplözlich, nicht etwa der feinere attische Lebensgenuß, sondern asiatische Schwelgerei; nicht das Edle, Erhebende der Kunst, sondern das Luxuriöse derselben wurde gesucht; es trat die Civilisation im Geleit der Korruption, ja der tiefsten Verworfenheit ein. Auch die Griechen waren in Verderbniß gesunken; aber

erst nachdem sie eine schöne Kulturperiode verlebt hatten; und es blieben die Spuren und Wirkungen derselben noch in den spätesten Zeiten zurück.

6) Endlich verloren die Römer bald nach Einführung der Kultur ihre Freiheit, nachdem sie zuvor die Schrecknisse der wüthendsten Bürgerkriege erfahren. Wie hätten in solchem Lande die Musen und Grazien sich ansiedeln, oder die ihnen dort erbauten Tempel zum Lieblingsaufenthalt wählen mögen? — Kultur und Wissenschaft waren in Rom nie mehr als ein matter Abglanz der griechischen.

II. Staatsverfassung und Regierung.

§. 5.

Hier tritt zuerst Persien, und mit ihm die vollendete Gestalt des asiatischen Despotismus, vor uns. Wir haben schon im ersten Zeitraum (s. oben S. 161 ff.) diese Verfassung im Allgemeinen charakterisirt. Laßt uns noch einige Blicke auf das Perserreich insbesondere thun.

Darius Hystaspis gab demselben die Organisation, die bis zum Untergang der Staates währte (s. oben S. 243). Vor ihm, und schon von Cyrus an, war zwar durch stehende Heere, durch Verpflanzung der Völker, überhaupt durch das Schrecken der Gehorsam der Besiegten gesichert, das Ansehen des herrschenden Stammes (der Perser, und unter diesen der Pasargaden) und des Hauses befestiget worden; aber ein System der Verwaltung gab es noch nicht; wiewohl die Grundlage zu dem, was Darius näher bestimmte, schon früher vorhanden war.

Die persische Verfassung beruhte auf dem Grundsaz (d. h. auf der unverschämten Anmaßung an einer, und dem verworfenen Anerkenntniß an der andern Seite), daß der König nicht nur Herr, sondern unumschränkter Eigenthümer des ganzen Landes und seiner Einwohner sey. Hiernach war er über alle Geseze erhaben, mochte über Personen und Sachen nach Gefallen verfügen, alle Leistungen und Tribute der Völker als sein Privatgut betrachten, und durch das übermüthigste Schaugepränge, ja selbst durch die Formen der Anbetung, seine gefürchtete Majestät verkünden.

Aber diese Majestät war nur Wenigen sichtbar, und flößte nur den nähern Umgebungen Schrecken oder Ehrfurcht ein. Das Schicksal der Völker lag allernächst in der Hand der Satrapen, welche mit einem fast königlichen Pomp und unumschränkt — als Stellvertreter des Despoten — in den Provinzen herrschten. Die gedrückten Bewohner derselben hatten nicht nur die (seit Darius einigermaaßen regulirten) Steuern und die schweren Geschenke an den König, nebst der üppigsten Verköstigung eines zahlreichen und prachtvollen Hofstaates, sondern auch die theure Erhaltung der schwelgerischen Statthalter und ihres glänzenden Gefolges zu bestreiten; dann auch die Verpflegung der Truppen (*), und aller Derjenigen, denen der König eine Anweisung auf einzelne Ortschaften oder Bezirke verliehen. Auch was ihnen übrig blieb an Habe, und ihre Person selbst wurde unabläßig gefährdet durch Gewaltthat oder willkürliches Recht. Die bessere Denkungsart einzelner

(*) Der Regel nach waren die Anführer derselben von den Satrapen unabhängig. Später wurde üblich, zu Gunsten einzelner Satrapen, beide Gewalten zu vereinbaren, ja auch mehrere Satrapien einem einzigen Statthalter zu geben. Eine sehr schlimme Maaßregel, besonders wenn der Satrap zugleich vom königlichen Hause war. Von da an häuften sich die Empörungen, und wurden gefährlicher.

Satrapen, so wie Energie oder Klugheit eines oder des andern Königs konnten nur theilweise oder vorübergehende Linderung bringen.

Selbst unter gutmüthigen Königen übten die Günstlinge, die Verschnittenen, die Weiber eine freche Tyrannei. Denn der Monarch, meist schon in früher Jugend durch die Serail-Erziehung verderbt, dann entnervt durch Wollüste, und durch steife Hofetiquette gefesselt, war nicht viel mehr als eine Puppe in eines Sklaven Hand.

Die Thronfolge war unbestimmt; doch erkannte man überhaupt das Recht des regierenden Hauses. Gewöhnlich erklärte der König nach eigner Auswahl einen seiner Söhne zum Nachfolger (Cyrus theilte sogar das Reich); doch gab die Erstgeburt einiges Vorrecht. Viele Intriguen und Verbrechen wurden hiedurch veranlaßt; die heftigsten Leidenschaften wütheten im Serail; Verschnittene und Weiber vergaben den Thron des Cyrus, und fast jede Thronbesteigung wurde durch Bruder- oder Verwandtenmord befleckt.

Aber welches auch die Formen und die Grundsäze der Verfassung seyen: es ist fast eben so unmöglich, daß die unbedingte Alleinherrschaft, als daß die Volksfreiheit der That nach, und ohne einige Milderung oder Beschränkung bestehe. Nicht nur wurde der persische Großkönig durch den unvermeidlichen Einfluß der Günstlinge, Hofbeamten und Weiber, dann durch das Ansehen der Satrapen oder überhaupt des Stammes der Pasargaden (aus welchem fast alle großen Aemter besezt wurden) in der wirklichen Ausübung einer willkührlichen Macht beschränkt; nicht nur genossen alle eigentlichen Perser, als herrschendes Volk, die Steuerfreiheit und andere Vorrechte: auch die unterjochten Völker wurden theils durch das sich allmälig consolidirende Verwaltunssystem, theils durch den wohlthätigen Einfluß von Zoroaster's Lehre und von der Macht der Magier vor der äußersten Unterdrückung gesichert.

Diese medische Landesreligion (s. oben S. 205 f.) hatte wohl schon Cyrus aus Politik auch zur persischen Hofreligion gemacht. Sie stund in genauer Verbindung mit dem formenreichen Hofceremoniel, ja mit dem gesammten System der Reichs- und Provinzenverwaltung. Die heilsamsten Pflichten, zumal für Regenten und Obrigkeiten, wurden durch dieselbe eingeschärft; und stand gleich den Magiern keine bewaffnete Macht und keine eigentlich politische Autorität zu Gebot, um jenen Vorschriften die Befolgung zu sichern; so hatten sie doch — als welche den Thron zunächst umgaben — auf das Ohr und auf das Herz des Monarchen durch Rede, That, und heilige Gebräuche einen vielfältigen Einfluß. Derselbe, der alles Irdische zu seinen Füßen sah, mochte durch religiöse Schrecken von allzufrechem Mißbrauch der Gewalt abgehalten werden; und waren es oft egoistische Zwecke, wozu die Magier ihr Ansehen brauchten, so gewöhnten sie doch den König, auch außer sich noch etwas für ehrwürdig zu achten, und bewahrten die Völker, die ihre Huldigung wenigstens theilen konnten, vor dem äußersten Grad der Wegwerfung an Einen.

§. 6. Griechische Verfassungen (*).

Von den griechischen Verfassungen hat uns schon der erste Zeit-

(*) Vgl. Manso über den Begriff und Umfang der griechischen Hegemonie. Breslau 1804. Seuffert über den volksthümlichen Geist im politischen Leben der griechischen Freistaaten. Göttingen 1815. Tittmann's Darstellung der griech. Staatsverfassungen. Leipz. 1822. Hüllman's Staatsrecht des Alterthums. Cölln 1820.

raum das Wichtigere gelehrt (s. oben S. 162 f.), sowohl im Allgemeinen als insbesondere von Athen und Sparta. Ihre spätern Veränderungen aber und den wiederholten Wechsel derselben in den Formen und in dem Geist haben wir oben in der detaillirten Geschichte beleuchtet. Zur Ergänzung bleiben uns noch einige Rückblicke, und einige zerstreute Bemerkungen übrig.

Die Verbindung der Griechen unter sich zu einem allgemeinen Staatensystem war fester in diesem Zeitraum, so lange die Hegemonie Sparta's, darauf Athens, und dann wieder Sparta's währte. Aber diese Hegemonie war auch die Quelle innerer Kriege, und was die Griechen dadurch an äußerem Ansehen gewannen, das verloren sie an innerer Freiheit. Die übrigen politischen Bänder (s. oben S. 114) verloren allmälig an Kraft, besonders als nach dem Aufhören der Persergefahr der Gemeingeist erloschen. Der Bund der Amphiktyonen vermochte nicht die Griechen zusammenzuhalten, da sich zu einer schlechten Organisation noch die Ungleichheit der Machtverhältnisse der einzelnen Verbündeten gesellte. Ohnedem war sein Wirkungskreis fast ganz auf religiöse Angelegenheiten beschränkt. Das wichtigste, was er jemals that, war die Anstiftung der heiligen Kriege, welche für Griechenland so verderblich wurden. Niemals hat er die einzelnen Staaten gehindert, sich gegen einander, selbst mit äußeren Mächten zu verbinden, woraus klar hervorgeht, daß Griechenland eigentlich niemals dem rechtlichen Verhältniß nach, sondern nur bisweilen durch die That, d. h. durch die Uebermacht Athens oder Sparta's einen Staatskörper ausmachte.

Sparta blieb länger als die übrigen Staaten seiner alten (Lykurgischen) Verfassung getreu. Der Geist derselben war rein republikanisch, die Form mehr aristokratisch (Könige, Ephoren, Gerusia). Als Wirkung der Herrschsucht, des einschleichenden Reichthums und des Sittenverderbnisses erblicken wir später in Sparta oligarchische Tyrannei.

Athen riß allmälig die aristokratischen Schranken nieder, womit der weise Solon vorsichtig die Demokratie umfangen. Dafür fühlte es abwechselnd die Schrecken der Ochlokratie, der Anarchie, ja mitunter der Oligarchie. Gewöhnlich aber wurde es durch das überwiegende Ansehen einzelner Männer geleitet, welche, zum Theil ohne bürgerliche oder Kriegsgewalt, sonach ohne eigentliche Magistratur, durch den Einfluß hervorleuchtender Talente oder Tugenden sich des Volkes Vertrauen und Folgsamkeit erwarben. Solche freiwillige Huldigung eines aufgeklärten und freiheitsliebenden Volkes konnte wohl nur durch wahrhaft große Gaben gewonnen werden, und gewährt darum einen viel interessantern Anblick als die pflichtmäßige Obedienz der mächtigsten Nation gegen ein erbliches oder überhaupt verfassungsmäßiges Oberhaupt.

Dergleichen Demagogen oder Staatsredner (*) waren Themistokles und Aristides, Cimon, Perikles, Alcibiades, vor allen Demosthenes. Jene führten zugleich die Würde von Feldherren und bürgerlichen Magistraten (wenn gleich nicht fortwährend, und keine, die zur obersten Leitung berechtigte). Dieser war als bloser Redner und

(*) In spätern Zeiten waren gewöhnlich zehn eigens ernannte Staatsredner, welche bei den Volksversammlungen die Stimme führten; früher hatte jeder gesprochen, der sich die Gabe der Rede zutraute.

Patriot die Seele Athens, ja fast des gesammten Griechenlands. Welcher Kenntnisse, welcher Bildung solche Redner bedurften, welche Obliegenheiten, welche Gefahren ihr Amt mit sich brachte, den verschiedenen (im ganzen sich allmälig verschlimmernden) Charakter der Demagogen in den einzelnen Epochen der Republik, ihre gegenseitigen Feindschaften, Kabalen und Verfolgungen, endlich das leicht bewegliche, stürmische Treiben des atheniſchen Volkes bei seinen Versammlungen: dies Alles hat Barthelemy, unter sorgfältiger Anführung der klassischen Beweisstellen, meisterhaft beschrieben (*).

Bei allen Mängeln der atheniſchen Verfassung mögen wir ihren Tadlern kühn entgegenrufen: „Welche Stadt hat Größeres, als Athen bewirket?" — Selbst Rom nicht, wenn wir von seinen traurigen Triumphen wegblicken. Vergleichen wir aber die Hilfsmittel und Hindernisse und Menschenzahl, so wird der Vorzug Athens noch auffallender. Dennoch konnte der genetische Unterschied der Athener von so vielen griechischen Völkern, welche wenig oder nichts Bedeutendes gethan, so groß nicht seyn. Innere und äußere Umstände begünstigten allerdings den Flor Athens; aber das meiste that wohl — die freiere Verfassung.

Der spätere achäische so wie der ätolische Bund hatten blos eine Föderativ-Verfassung; denn die einzelnen Glieder derselben behielten insgesammt für ihre besondern Geschäfte die eigene alte Verfassung. Aber für die allgemeinen Angelegenheiten versammelten sich die Abgeordneten der achäischen Städte alljährlich zweimal zu Aegium, jene der ätolischen Stämme jährlich einmal zu Thermus (Panätolium). Auf diesen Versammlungen wurden die Bundesbeamten gewählt, und die wichtigern Bundesgeschäfte, insbesondere die auswärtigen, verhandelt. An der Spize des achäischen Bundes stund der (jährlich gewählte) Strategos (bei den römischen Schriftstellern Prätor), unter ihm war der Hipparchos (Befehlshaber der Reiterei). Beide Stellen finden wir auch bei den Aetolern. Für laufende Geschäfte war noch ein Ausschuß von zehn Volksvorstehern, die bei den Achäern Demiurgoi, bei den Aetolern Apocletoi hießen, nebst mehreren geringern Beamten. Wir haben die Zernichtung beider schönen Bündnisse durch der Römer Schwert gesehen.

§. 7. Staatswirthschaft.

Die Staatswirthschaft, die heute den wichtigsten Theil der Regierungskunst ausmacht, war bei den Alten zwar nicht vernachläßigt, aber doch bei weitem minder gewürdigt. „Sie fühlten wohl", wie ein geistreicher Schriftsteller sich ausdrückt (**), „daß man produciren müsse, um zu leben; aber daß man leben solle, um zu produciren, ist ihnen nicht eingefallen." — Unter der Rubrik der Gesezgebung und des Handels werden wir Anlaß zu mehreren hierauf Bezug habenden Bemerkungen finden. Für jezt wollen wir nur auf das Finanzwesen (und zwar vorzüglich Athens, weil nur von diesem bestimmtere Nachrichten vorliegen) einige flüchtige Blicke werfen (***).

Viele Rubriken der heutigen Staatsausgaben waren den Griechen unbekannt. Insbesondere erhielten die Magistrate der Regel nach

(*) Voyage du jeune Anacharsis en grèce. T. II. ch. XIV.
(**) Heeren, Ideen III. Th. I. Abtheilung. S. 272.
(***) A. Böckh, die Staatshaushaltung der Athener. Berlin. Reimer. 1817. 2. Bde.

keinen Sold (*). Dafür erheischten aber die Tempel, die religiösen Feste, die Spiele und Theater, die Verschönerung der Städte, und vor Allem die fast ununterbrochenen Kriege außerordentliche Summen, welche man theils durch den Ertrag des Staatseigenthums, theils durch direkte und indirekte Steuern zusammenbrachte. Von Staatsländereien — auswärtige Eroberungen abgerechnet — finden wir wenig Spur (doch besaßen die Tempel oftmals große Bezirke, als gottgeweihtes Eigenthum); aber Fischereien, Salinen, Silbergruben brachten der atheniſchen Schazkammer Vieles ein. Strafgelder, Kopfsteuer auf die fremden Inwohner, Tribute der unterworfenen Inseln und Städte 2c. mochten auch als Gemeingut gelten. Zölle scheinen nur in Seestädten und Häfen erhoben worden zu seyn, waren aber daselbst von großem Ertrag. Die Verzehrungssteuern beschränkten sich auf die Abgaben an Märkten. Direkte Steuern zahlten die athenischen Bürger nicht regelmäßig, sondern meist nur in den — freilich häufigen Fällen eines größern Staatsbedürfnisses. Darunter waren gewisse der Reihe nach bei den reichern Bürgern herumgehende Leistungen (für Spiele, Feste, auch Schiffbau) begriffen (man hieß sie Liturgien); und dann die allgemeine Schazung, die anfangs nach Solons Vorschrift von den drei obern Klassen nach einem Durchschnittstarif entrichtet, später aber mit größerer Genauigkeit für alle Individuen nach dem Maaßstabe ihres Grundeigenthums bestimmt wurde. Ueber den dieser Steuer zum Grunde liegenden Census (τιμημα genannt) ist nicht alles im Reinen unter den Gelehrten. Man will, daß er alle fünf Jahre gehalten worden, und das Vorbild des römischen Census gewesen sey. Die Summe des attischen Territorialwerths (d. h. Privateigenthums) belief sich nach einer durch Demosthenes erhaltenen Schäzung auf 6000 Talente (gegen 15 Millionen Rheinische Gulden). Es wurde je nach den Bedürfnissen, der hundertste, der fünfzigste, ja in Zeiten der Noth der zwölfte Theil dieses Kapitalwerthes als Steuer ausgeschrieben. Eine mittlere Jahrseinnahme der Republik mochte 1200 Talente (ungefähr drei Millionen Gulden) betragen (**). Doch waren hierunter die Tribute der gegen die Perser Verbündeten, welche anfangs nach Delos, später nach Athen geschickt wurden, nicht begriffen. Dieselben beliefen sich zuerst auf 460, dann auf 600 Talente, und endlich noch höher.

§. 8. Die macedonischen Reiche.

Die macedonische Verfassung bietet nicht viel Interessantes dar. Ursprünglich war wohl die Macht des Königs durch den Adel beschränkt. Es schien jener nur der Erste unter den Großen zu seyn. Aber Philipp, dessen Heldengeist imponirte, lehrte seinen Adel gehorchen. Mit jedem Siege, den er auswärts erfocht, wurde er herrischer im eigenen Lande. Eine Leibwache, die er sich aus den Edelsten des Reiches bildete (δορυφόροι), befestigte seine Macht. Schon wurde die Regierung mit dem Nachdruck und in dem Ton der militärischen Gewalt geführt. Gleichwohl enthält noch Alexanders M. Geschichte verschiedene Spuren des Mißver-

(*) Die Unterbedienten, in Athen auch die Richter, bekamen Sold. Daselbst wurden sogar die armen Bürger für ihre Erscheinung auf der Ekklesia bezahlt.

(**) Aeschines berechnet es also unter der Verwaltung des Demagogen Lykurgus.

gnügens, selbst der Empörung der macedonischen Edlen gegen das ungewohnte Joch.

Aber der Welteroberer demüthigte ihren Troz. Er behauptete die Machtvollkommenheit eines orientalischen Despoten und führte auch das Hofceremoniel eines solchen ein. Die Sieger der Perser wurden zur gleichen Sklaverei wie die Besiegten verdammt.

Auch nach Alexanders Tod, in allen Trümmern seines Reiches (Griechenland ausgenommen), blieb dieselbe Verfassung herrschend. Stehende Truppen, worauf sich vorzugsweis die Macht der Herrscher stüzte, drückten das Volk darnieder. Nichts galt als Soldaten und König. Doch scheint im eigentlichen Macedonien die Despotie minder streng als in Syrien oder Aegypten gewesen zu seyn; auch erhielten die weit verbreitete Sprache, Literatur und Sitten der Griechen in allen diesen Reichen wenigstens einen schwachen Begriff, ein Andenken der Freiheit.

§. 9. Römische Verfassung. Uebergang zur Demokratie.

Die römische Verfassung, in ihrem Ursprung, ihrer Ausbildung und ihrem mannigfaltigem Wechsel, hängt so innig mit den übrigen Schicksalen Roms zusammen, daß die Hauptzüge davon nothwendig schon in die detaillirte Geschichte dieses Staates mußten aufgenommen werden. Aber es bleibt uns die gedrängte Zusammenstellung desjenigen, was dort zerstreut vorgekommen, die Vervollständigung desselben, und endlich die allgemeine Beurtheilung übrig.

In Gemäßheit der oben (S. 150 f.) aufgestellten Begriffe war die Verfassung Roms vom Ursprung des Staats bis auf Octavians Alleinherrschaft republikanisch, mit einer anfangs monarchischen, hierauf aristokratischen Form, welche immer mehr zur demokratischen sich neigte, ohne jemals vollkommen eine solche zu werden. Aber noch auffallender als die Form, wechselte, bei dem Strom äußerer und innerer Verhältnisse, der Geist der Verfassung. Alle republikanischen Einrichtungen mochten die Römer nicht vor despotischem Druck bewahren; Tyrannei, Oligarchie, in verschiedenen Gestalten, Ochlokratie, endlich sogar Anarchie sind häufiger als die Freiheit herrschend gewesen.

Nach der, vorzüglich auf Dionysius und Livius Autorität gestüzten, Darstellung der meisten ältern und neuern Schriftsteller hat Romulus dem Volk die höchste Gewalt, insbesondere die Gesezgebung, dem aus desselben Mitte gewählten Senat die Leitung der Geschäfte und den größten Theil der Regierung überlassen, für sich selbst, als der obersten, ja gewissermaßen einzigen Magistratsperson — nur den Vorsiz im Senat, die exekutive Gewalt und die Anführung im Krieg vorbehaltend. Das gesammte Volk soll er in drei Tribus und dreißig Curien (jede der lezten wieder in zehn Decurien) eingetheilt, und durch die aus den Tribus und Curien erwählten 100 Senatoren (deren Anzahl einer der nachfolgenden Könige auf 200, Tarquinius Priscus aber auf 300 vermehrte) den Grund zur Absonderung der patrizischen von den plebejischen Geschlechtern gelegt, diese beiden Stände aber durch das Verhältniß des Patronats und der Clientel in eine enge persönliche Verbindung gebracht haben. Diese, der vorherrschenden Bestimmung nach demokratische Form, sey hiernach durch Servius Tullius mittelst seiner neuen, auf die Vermögensverhältnisse begründeten Einthei-

lung des Volkes in Klassen und Centurien mehr aristokratisch, und nach Vertreibung der Tarquinier — da hiedurch dem Senat auch die Gewalt des Königs zugewachsen — oligarchisch und tyrannisch geworden; was sodann die Gemeinen zum Widerstreben aufgefordert, und den Anstoß zum völligen Umschwung aller Verhältnisse, nämlich zur Umwandlung der Aristokratie in Demokratie, d. h. patrizischer in plebejische Hoheit gegeben habe.

Mit dieser Grundansicht wurden dann von den Schriftstellern über die römische Geschichte die Vorstellungen von allen constitutionellen Verhältnissen Roms, vorzüglich von der Natur und politischen Bedeutung der drei Arten von Comitien, derjenigen nämlich, worin nach Curien, Centurien oder Tribus gestimmt ward, soviel möglich in Harmonie gebracht, und überhaupt die ganze Fortbildung der römischen Verfassung gewürdiget. Aber es blieben dabei so viele Dunkelheiten, Unbegreiflichkeiten und unauflösbare Widersprüche zurück, daß an einem wesentlichen Irrthum in der Grundansicht kaum mochte gezweifelt werden, und eine allgemeine kritische Revision, eine ganz neue, aus den alleraltesten Quellen, so viele derselben in Fragmenten, mittelbaren Ueberlieferungen und Denkmalen der Wiegenzeit Roms noch zugänglich sind, zu geschehende Bearbeitung dieses so hochwichtigen historischen Gegenstandes ein dringendes Bedürfniß schien.

Eine solche hat Niebuhr in seiner ächt klassischen Geschichte Roms zum großen Gewinn der Wissenschaft geliefert, und darin den Freunden der Rechtswissenschaft wie der Geschichte viele, überraschend neue, gleich anziehende als lehrreiche Ansichten eröffnet.

Die wichtigste derselben zeigt uns die Curien als eine blos patrizische Gemeinde, als „den großen Rath der patrizischen Geschlechter“, die Centurien als Nationalgemeinde oder die Vereinigung der beiden Hauptstände, des Adels und der Gemeinen, zu einer Gesammtheit, die Tribus endlich als die rein plebejische Gemeinde.

Es müssen jedoch hier die alten oder ursprünglichen, der Sage nach schon von Romulus errichteten drei Tribus, von den neuern, d. h. von Servius Tullius geschaffenen dreißig Tribus (vier städtische und sechs und zwanzig ländliche, welche zwar später durch den Landverlust an Porsenna eine große Verminderung erfuhren, allmälig aber wieder stiegen und in der Gesammtzahl auf fünf und dreißig gebracht wurden) wohl unterschieden werden. Die ersten waren eine nach Stämmen, die zweiten eine nach Bezirken oder Regionen gemachte Eintheilung des Volkes, und zwar jene des um die patrizischen Geschlechter gesammelten, diese des plebejischen Volkes.

Jeder der drei Romulischen Stämme oder Tribus (der Tities, Ramnes und Luceres) war in zehn Curien getheilt, jede Curie enthielt eine bestimmte Anzahl (wahrscheinlich zehn) Geschlechter. Ein Geschlecht bestand nicht eben aus einer Familie, sondern aus einem Inbegriff freier, durch einen ererbten gemeinschaftlichen Namen — welcher jener des edelsten, oder ursprünglich vorherrschenden Hauses ist — verbundener Familien. Aus diesen Geschlechtern der Stämme — und zwar anfangs blos aus jenem der Luceres (oder Priester?), dann aber auch aus jenem der Ramnes (Krieger?), endlich, was durch Tarquinius Priscus geschah, auch aus dem dritten, der Tities (daher patres minorum gentium) — wurden, aus jedem hundert (also zusammen drei hundert) Männer ausgehoben, zur Bildung des Senates, wie des Ausschusses, oder engeren

Rathes des edlen Volkes. Doch konnte derselbe in wichtigen Dingen nicht handeln ohne Genehmigung des großen Rathes, d. h. der Curien und zwar aller Tribus, selbst schon in derjenigen Zeit, da nur noch eine derselben im Senat repräsentirt war, vielmehr also in der Zeit der folgenden Könige, da auch die Repräsentanten der beiden andern Stämme darin Stimme führten.

Stimmgebend in den Curien waren aber alle — aber auch nur die — adelichen (edelfreien) oder patrizischen Bürger, unter welchen zumal die Ritter hervorglänzten (entweder diejenigen, deren größeres Vermögen sie zum edelsten Kriegsdienst, auf eigenen Rossen, befähigte, oder überhaupt die patrizische Jugend, vielleicht auch ein eigener Stamm, ein kriegerischer Adel neben dem priesterlichen). Ausgeschlossen aber waren, wenn auch nicht die — allerdings zu den Geschlechtern mitgehörigen — Clienten (d. h. diejenigen gemeinen Freien — oder eigentlich Halbfreien — welche gegen einzelne Patrizier als Patronen in einem der Vasallenschaft ähnlichen Verhältniß — Verpflichtung, ja Erbverpflichtung für erhaltenen Nießbrauch von Gründen — standen), welches nämlich zweifelhaft ist, auch nach Zeiten verschieden seyn konnte; doch ganz gewiß die, von den Clienten ursprünglich wesentlich verschiedenen Plebejer, d. h. die Klasse der gemein freien — dem Verband der altrömischen Gentilität nicht angehörigen — Grundeigenthümer, welche nämlich aus den in's römische Bürgerrecht aufgenommenen Fremden — zumal Lateinern — allmälig erwuchs, und bis auf Tarquinius Priscus Zeit ohne alle politische Berechtigung blieb.

Dieser König aber und sein gleich weiser Nachfolger Servius Tullius erkannten die Gerechtigkeit und die Räthlichkeit der Aufnahme der Plebs auch in die Gemeinschaft des politischen Rechts, und bewirkten dieselbe. Der erste, indem er jedem der drei alten Stämme oder Tribus einen zweiten unter gleichem Namen, aber gebildet aus den angesehenern und reicheren plebejischen Familien, zugesellte, und hiedurch die Zahl der Ritter verdoppelte; dieser, indem er die gesammte Plebs zum politischen Stand erhob, und beide Stände mit dem Band einer gemeinsamen Verfassung umschlang.

So wie nämlich die patrizischen Geschlechter in dreißig Curien vertheilt da standen, also wurde jezt die Plebs gleichfalls in dreißig Tribus vertheilt. Aber die plebejischen Tribus bedeuteten keineswegs Stämme, sondern Bezirksgenossen. Eine Tribus also bildeten ursprünglich diejenigen in's römische Bürgerrecht aufgenommenen Fremden, welchen in einer der vier Regionen der Stadt oder der sechs und zwanzig ländlichen Regionen umher Landeigenthum angewiesen war. (Nur die Plebejer erhielten solche Anweisungen zum Eigenthum, gewissermaaßen als Abfindung. Die Patrizier erhielten größere Strecken der Domaine, doch blos zur Nuznießung, die sie dann meist wieder unter ihre Clienten vertheilten). Die Nachkommen der ursprünglichen Mitglieder mit den allmälig neu Aufgenommenen sezten dann die Vereinigung fort.

Die also in den Curien und Tribus einander gegenüber stehenden beiden Stände wurden zur Nationalgemeinde vereinigt in den Centurien. Servius Tullius nämlich theilte die Gesammtheit der Bürger in sechs Klassen nach der Stufenleiter des Vermögens. In der ersten mußte man wenigstens 100,000 asses (2132 Thlr.), in der zweiten 75,000 asses (1600 Thlr.),

in der dritten 50,000 asses (1066 Thlr.), in der vierten 25,000 asses (533 Thlr.), in der fünften 11,000 asses (266 Thlr.) besizen; in der sechsten waren alle Mittellosen. Aus den sechs Klassen zusammen wurden nun 193 Centurien gebildet, jedoch so, daß die erste Klasse (*) (in welcher vor Allen die in 18 Centurien vertheilten Ritter stimmten) deren 98, die übrigen mit einander nur 95 zählten (die zweite 22, die dritte 20, die vierte 22, die fünfte 30, die sechste aber nur 1), wornach die erste Klasse allein, wenn sie einstimmig war, gegen alle andern entschied. Aber auch die Lasten des Staates (Steuern und Kriegsdienst oder Bewaffnung) waren nach demselben Verhältniß getheilt, und die sechste Klasse — worin, neben den ärmern Plebejern, auch die meisten Clienten, als Nichteigenthümer, weil blos erbunterthänige Nuznießer, waren — diente gar nicht im Kriege, wiewohl sie, wenigstens zum Theil, eine mäßige Steuer entrichtete (s. oben S. 183).

In dieser Lage (da die Patrizier auch durchaus die Reichern waren) war noch immer die Vermittlung des Königs nöthig, um die gemeinen Bürger gegen den Druck des Adels zu schüzen. Durch die Vertreibung der Könige, an deren Stelle die patrizischen Consuln kamen, wurde die aristokratische Gewalt des Adels dermaßen vermehrt, daß die Last derselben der Plebs unerträglich schien, und daher auch alsogleich die Versuche zu ihrer Verminderung begannen.

Zwar schon Valerius Publicola (s. Röm. G. §. 5) veordnete, daß von allen Magistraten die Appellation an's Volk gehen sollte; aber diese berühmte lex Valeria (ihr Grundsaz war schon älter, wie aus der Geschichte des Horatiers, bei Liv. I. 26. erhellt) konnte der Plebs wenig fruchten, da solche Berufung nur als außerordentliches Nothmittel galt, und außerdem auf den nach Centurien gehaltenen Volksversammlungen die Vornehmern dominirten.

Aber als die Gedrückten durch entschlossenen Troz die Einführung des Tribunats erlangt hatten, und bald darauf die comitia tributa aufkamen, wo anfangs die Plebejer allein stimmten, und die Stimme des Armen so viel als jene des Reichen galt (Röm. G. §. 5. 6. sq.); so fühlte sich die Plebs so stark unter ihren gesezlichen Vorfechtern, daß sie den Patriziern allmälig jedes Vorrecht entreissen, und so die politische Gleichheit zwischen beiden Ständen bewirken konnte. Wir haben an gehöriger Stelle erzählt, wie der Reichthum der Patrizier durch agrarische Geseze beschränkt, ihrer Willkür im Rechtsprechen durch geschriebene Geseze, ihrer Härte gegen plebejische Schuldner durch Aufhebung der alten gesezlichen Strenge (wornach dergleichen Schuldner als Nexi in die Gewalt der Gläubiger kamen) gesteuert, weiter den Plebejern die Theilnahme an allen hohen Staatsämtern — sonach auch an den damit verbundenen Auspicien, und an der Senatsfähigkeit, welche eine Folge solcher Magistraturen waren — bewilliget, die Wechselehen zwischen beiden Ständen erlaubt, und endlich — durch wiederholte Sanktion — den auf den comitiis tributis gefaßten Beschlüssen die Kraft der Volksbeschlüsse, d. i. allgemein verbindlicher Geseze, ertheilt wurde. Daß auf diesen comitiis tributis seit der Gesezgebung der Decemvirn auch die Clienten der Patrizier stimmten, be-

(*) Die Bürger in dieser Klasse hießen vorzugsweise classici, daher das Wort „klassisch". — Ueber die Zahl der Centurien in jeder Klasse kömmt jedoch Livius mit Dionysius nicht ganz überein.

wirkte zwar anfangs eine sehr fühlbare Opposition gegen den demokratischen Geist der Plebs. Allein allmälig, als das Band der Clientel überhaupt loser, und durch Absterben patrizischer Häuser im Einzelnen häufig zerrissen ward, nahmen auch die Clienten die Interessen wie die Stellung und Rechte der Plebejer an. Zulezt erschienen die Patrizier selbst auch auf den comitiis tributis, doch mit einem wegen ihrer geringen Anzahl sehr unbedeutenden Gewicht.

§. 10. Beschränkung derselben.

Ungeachtet der hergestellten politischen Gleichheit der patrizischen und plebejischen Geschlechter dauerte doch die Absonderung der drei Ordnungen, des Senats, der Ritter, und des Volks (ordo Senatorius — amplissimus — equestris — splendidissimus, — und popularis, dies lezte Wort in engerer Bedeutung, oder im Gegensaz der beiden andern genommen (*), fort. Hiedurch und durch noch andere Umstände, wurde die Demokratie beständig beschränkt.

Der Senat, welcher gewöhnlich 600 Glieder zählte, war überhaupt das höchste Staatskollegium. Alle wichtigern Regierungsgeschäfte trugen die Consuln dem Senat vor; ja selbst diejenigen, welche zum Vortrag an's Volk geeignet waren, wurden zuerst im Senat verhandelt; und wiewohl das Volk in spätern Zeiten das Recht behauptete, auch ohne Mittheilung des Senats zu berathschlagen und zu entscheiden, so wurde doch die Bestätigung des Senats für nöthig erachtet, um den Beschluß zum Gesez zu erheben. Von dem noch später errungenen Entscheidungsrecht ohne den Senat machte es selten Gebrauch. Insbesondere war die Leitung der äußern Angelegenheiten dem Senat anvertraut (S. 326); und in den größten Verbrechen, als Hochverrath, Verschwörung, auch Mord und Giftmischerei, stand ihm die höchste Gerichtsbarkeit zu. Anfangs wurde der Senat nur aus patrizischen Geschlechtern ergänzt; später geschah es meist aus den Rittern, und auch Plebejer gelangten dazu, da jede höhere Magistratur — von der Quästur angefangen — den Eintritt in den Senat, und zwar auf lebenslang gab. Doch wurde zum vollständigen Genuß der senatorischen Rechte die Eintragung in die Liste — daher Patres conscripti — durch die Censoren erfordert. Wer auf derselben oben an stand, hieß Princeps Senatus. In spätern Zeiten wurde die Zahl der Senatoren sehr vermehrt, aber das Ansehen des Senates — was oft der Zweck der Machthaber war — durch den Unwerth seiner Glieder verringert.

Die Ordnung der Ritter rührt, der Sage nach, gleichfalls von Romulus Einsezung her, welcher 300 der tapfersten Jünglinge aus den Tribus für den Dienst zu Pferd gewählt, und zu seiner Leibwache bestimmt habe. Wahrscheinlich bestand dieselbe damals überhaupt aus den reichern patrizischen Jünglingen, und welche hiernach zu Pferd zu dienen vermochten. Wir haben aber schon oben (S. 410) bemerkt, welche Zweifel und Dunkelheiten über den Ursprung und die wechselnden Verhältnisse der Ritterschaft obwalten. Tarquinius der Alte vermehrte ihre Zahl durch Aufnahme von gleichviel plebejischen Rittern. Aber nicht die Abstammung von diesen ersten Rittern (Celeres), nicht der Kriegsdienst als Reiter, sondern der Census verlieh nachmals die ritterliche Würde, zu welcher ein

(*) Eigentlich begriff Populus alle drei Ordnungen, oftmals auch die Bürgerversammlung ohne den Senat, wie in der bekannten Formel S. P. Q. R.

Vermögen von quadringenties H. S. (gegen 17,000 Thaler) erforderlich war. Nach dem bei den alten Republiken häufig geltenden Grundsaz, daß das politische Recht nach der Bewaffnung sich richte, waren diese Ritter schon ursprünglich ein politischer Stand, welcher jedoch später noch mehr durch verschiedene Vorrechte — als Ehrensize im Theater gleich hinter den Senatoren — ausgezeichnet, durch Pachtung der öffentlichen Einkünfte reich, und als Mittelmacht zwischen dem Senat und Volk wichtig war. Wir haben in der detaillirten Geschichte erzählt, in welchem Wechsel, seit C. Gracchus Zeit, die Ritter und der Senat bald ausschließungsweise, bald gemeinschaftlich die Gerichte (judicia) erhalten haben, und welche große Bewegungen darüber entstanden sind. Cicero war die Zierde und ein vorzüglicher Beförderer des Ritterstandes.

Der dritte Stand, wenn gleich dem Rang nach der lezte, war doch durch seine Zahl und seine verfassungsmäßigen Rechte der stärkste, ja eigentlich der Souverain. Die Zahl der Senatoren und Ritter verschwand gegen die große Volksmenge, und konnte, zumal in comitiis tributis, gegen den entschiedenen Willen derselben nicht aufkommen.

Gleichwohl wurde, theils durch die List der Vornehmen, theils durch den natürlichen Lauf der Dinge, die Macht des großen Haufens in Schranken gehalten, und es kam niemals eine reine Demokratie zu Stande.

Um wie Vieles die comitia tributa dem Volke vortheilhafter als die comitia centuriata waren, ist aus dem früher Gesagten klar. (Die Comitia curiata, nach errungener politischer Gleichstellung der Plebejer mit den Patriziern, verloren ihre Bedeutung und hörten allmälig auf). Aber viele Geschäfte wurden fortwährend auf den comitiis centuriatis verhandelt — eine Zeitlang jedoch noch abhängig von der Beistimmung der Curien — und es wußten die Vornehmen auch die comitia tributa, worin die vorzüglichste Stärke der Tribunen bestand, für sich minder schädlich zu machen durch die (s. §. 14. der Röm. Gesch.) von Fabius Maximus angeordnete Verweisung des Pöbelhaufens in die tribus urbanas und der angesehenern Leute in die tribus rusticas. Auf eine ähnliche Weise wurden nachmals (ibid. §. 47.) die als Bürger aufgenommenen Bundesgenossen in acht eigene Tribus vertheilt, um die übrigen von ihrem Einfluß frei zu erhalten (*).

Noch wirksamer wurde die Demokratie dadurch beschränkt, daß man alle zu hohen Staatswürden gelangten Plebejer sammt ihren Nachkommen dem Adel beigesellte, wodurch sie das jus imaginum erhielten, und bald gemeine Sache machen lernten mit den übrigen Vornehmen gegen das geringe Volk. Auf welche Art hiedurch an die Stelle der Aristokratie der patrizischen Geschlechter jene der Optimatenfamilien getreten, und wie hinwieder diese durch die Aristokratie des Reichthums verdrängt worden sey, haben wir oben (Röm. Gesch. §. 14. und 40.) gesehen. Die Familiennamen und das jus imaginum waren wohl eine Hauptursache der niemals

(*) Wir wollen hier eine — nicht neue aber wichtige — Bemerkung, welche nicht nur für Rom, sondern auch für Athen und für alle größern Republiken des Alterthums gilt, in eine Note setzen. Sobald die Zahl oder Ausbreitung einer Bürgergemeinde also zunahm, daß sie entweder schwer oder gar nicht in eine ordentlich berathschlagende Versammlung konnte vereinigt werden, so blieb kein anderes Mittel zur Erhaltung einer gesezlichen und nicht von Stürmen bewegten Freiheit übrig, als das Repräsentationssystem. Aber zu dieser Idee haben die alten Politiker sich nicht aufgeschwungen. Sie getrauten sich nicht, von der ersten Grundlage ihrer Verfassungen allzuweit abzuweichen, und dieselbe war allenthalben in den Zeiten der Kleinheit der Staaten bestimmt worden.

ganz zu erdrückenden Aristokratie in Rom. Auch Athen hatte seine edlen Geschlechter, aber bei dem Mangel von Familiennamen konnten sie weder so scharf von den gemeinen Bürgern gesondert, noch unter sich selbst so innig verbunden, oder durch einen so mächtigen Gemeingeist (esprit de corps) entzündet werden. Auch waren die römischen großen Geschlechter viel reicher.

§. 11. Magistrate.

Unter den Magistraten (Staatsbeamten) Roms waren die beiden Consuln die wichtigsten, und standen überhaupt an der Spize des Staates. Alle Gewalt, welche die Könige gehabt, übten die Consuln im Krieg und im Frieden aus; der Vorsiz und Vortrag im Senat und auf den Comitien, die Aushebung und Anführung der Truppen, die Ernennung der Legionstribunen, und fast alle laufenden Regierungsgeschäfte gehörten Ihnen. Auch die höchste Gerichtsbarkeit und Polizeiaufsicht war anfangs mit ihrem Amte verbunden. Die Einfachheit der Verhältnisse in den ersten Zeiten Roms erlaubte solches. Die kurze Dauer ihrer Macht (*) hinderte den Mißbrauch. — Auch konnte man sich von ihren Verordnungen an's Volk berufen, und sie mußten demselben und vor Niederlegung des Amtes Rechenschaft über dessen Führung geben. In gefährlichen Zeiten, welche die Energie einer unumschränkten Centralgewalt erheischten, wurde entweder den Consuln durch einen Senatsbeschluß solche Macht verliehen (durch die Formel: videant consules, ne quid respublica detrimenti capiat), oder die Consuln — auf Verfügung des Senats oder des Volks — ernannten einen Diktator, welcher alle Majestätsrechte, selbst jenes über Leben und Tod der Bürger, ausübte, aber alsogleich nach geendeter Gefahr, und nie später als nach sechs Monaten seine Macht niederlegen mußte. Der Diktator wählte sich gewöhnlich einen Magister equitum, der sein Gehilfe ward. Als Rom keinen äußern Feind mehr zu fürchten hatte, kam die Diktatur außer Uebung. Sulla erneuerte sie, zum Verderben der Freiheit.

Wir haben (§. 9. und 10. der Gesch. Roms) die Entstehung der Censur, der Prätur und des Aedilenamtes erzählt. Nicht allein der Census, zu dessen Vornahme die Censoren ursprünglich bestimmt wurden, sondern das Sittengericht, welches sie später damit verbanden, machte ihr Amt so wichtig. Denn nicht nur nach dem Vermögen — wiewohl ein bestimmtes Maaß desselben für die senatorische und für die ritterliche Würde, so wie für jede Klasse der Centurien vorgeschrieben war — auch nach den Sitten wurden die Listen aller drei Ordnungen im Volke geführt; und die Furcht vor der Censur hat eine geraume Zeit dem Verderbniß der Sitten Einhalt gethan. Als aber Ehre und Schande aufhörten, mächtige Triebfedern für die Römer zu seyn, so verlor die Censur — welche nach Cicero nichts weiters vermochte, als einen Mann zum Erröthen zu bringen (**) — ihre wirksame Kraft; und endlich erlosch sie völlig. Appius und Piso (kurze Zeit vor Cäsars bürgerlichem Krieg) waren die lezten Censoren der freien Republik. Cäsar selbst, als Diktator, ließ sich die censorische Gewalt unter dem Titel Praefectus morum ertheilen.

Die Prätur stand dem Consulat am nächsten an Ehre und an Gewalt. Außer der Gerichtsbarkeit, zu deren Verwaltung der Prätor ursprüng-

(*) Auch die übrigen Staatsämter dauerten meistens nur ein Jahr.
(**) Fragm. e lib. 4. de republ. ex Nonio.

lich ernannt wurde, mußte er überhaupt die Consuln bei deren Abwesenheit, desgleichen die Censoren ersezen, bekam auch oft (wie überhaupt die großen Magistrate) ein militärisches Kommando. Doch blieb die Rechtspflege, und zwar vorzüglich die bürgerliche, sein Hauptgeschäft. Er hatte eine große Zahl von Richtern unter sich, welche meistens Senatoren, später auch Ritter, oder aus beiden Ordnungen gemischt waren (s. oben). Der bürgerliche Prozeß und überhaupt alle Rechtsgeschäfte waren an viele Förmlichkeiten gebunden, deren Kenntniß lange Zeit ein ausschließendes Eigenthum der Patrizier (diese allein waren damals Rechtsgelehrte) blieb. Aber A. U. 449 und 553 wurden sie durch wiederholten Verrath den Bürgerlichen bekannt gemacht, woraus das Jus Flavianum et Aelianum entstand. Eine nicht unbeträchtliche Erweiterung des römischen Rechtes, dessen erste Grundlagen Gewohnheit oder Herkommen, dann die wenigen Geseze der Könige (jus Papirianum), hierauf jene der XII Tafeln gewesen, welches aber durch die vielen Senatusconsulte, Volksbeschlüsse, und die jährlichen Edikte den Prätoren eine fortlaufende — freilich verwirrende und die Sicherheit der Bürger gefährdende — Vermehrung erhielt. In peinlichen Sachen galt die merkwürdige Unterscheidung zwischen Privatverbrechen — deren Verfolgung bloß dem Beleidigten zustand — und öffentlichen oder Staatsverbrechen, wo Jedermann Kläger seyn konnte (judicia privata et publica). Für die lezten wurde anfangs in jedem vorkommenden Fall ein eigener Quästor ernannt; nachmals kamen andaurende Commissionen (quaestiones perpetuae) auf. Wir finden die wichtige Unterscheidung der Richter der That von jenen des Rechtes, welches die Grundlage der sogenannten „Geschwornen Gerichte" verschiedener neuerer Völker ist (*). Aber die schwersten Verbrechen (peculatus, repetundarum, ambitus, majestatis, und perduellionis) wurden häufig vom Volk selbst auf den Comitien, zum Theil vom Senat, gerichtet. Insbesondere war das Urtheil der Gemeinde vonnöthen, wenn es sich um die Todesstrafe eines Bürgers handelte; und es war dem Beklagten erlaubt — so lang nicht die ganze Abstimmung vorüber war — durch ein freiwilliges Exil sich der Hinrichtung zu entziehen. Ueberhaupt wurden dergleichen Volksgerichte mehr durch Leidenschaften und Eindrücke des Augenblicks, als durch kaltes Recht bestimmt.

Die Polizeigeschäfte wurden von den Aedilen verwaltet, deren Amt man als die erste Stufe der hohen oder eigendlichen Magistrate ansah. Anfangs waren sie nur Gehilfen der Volkstribunen, nachmals wurden außer den gemeinen noch zwei höhere Aedilen (Aediles curules) ernannt, denen außer den allgemeinen Polizeisachen noch insbesondere die Veranstaltung der feierlichen Spiele zur Ehre verschiedener Gottheiten oblag. Spiele, welche die Römer mit Leidenschaft liebten, deren Kosten aber auch oft das Vermögen Derjenigen, die sie gaben, erschöpften. Julius Cäsar ließ bei den Spielen, die er nach seines Vaters Leichenbegängniß gab, das ganze Amphitheater, worauf die wilden Thiere kämpften, mit Silber belegen.

Nach dem Geseze sollte man zuerst Quästor gewesen seyn, bevor man Aedilis curulis wurde. Die Quästoren waren die Großschazmeister des Staates, anfangs zwei, nachmals zwanzig an Zahl, die in die verschiedenen Provinzen geschickt wurden. Auch die Quästur gab den Eintritt in den Senat.

(*) Sehr lesenswürdig ist hierüber Filangieri, la scienze della legislazione T. III. P. II.

Aeußerst wichtige Magistrate waren die Volkstribunen. Wir haben ihres Ursprungs und der wechselnden Verhältnisse ihrer Gewalt in der detaillirten Geschichte gedacht. Als die Plebejer zu gleichen politischen Rechten wie die Patrizier gelangt waren, so hörte im Grund der Zweck des Tribunats auf, oder wurde wenigstens dahin abgeändert, daß dessen Inhaber nicht mehr die Vertreter der Plebs gegen die Patrizier, sondern überhaupt der geringern Bürger gegen die Vornehmern oder gewissermaaßen, nach einer unsern neuern Verhältnissen mehr verwandten Ansicht, der Regierten gegen die Regierenden waren. Sie begnügten sich aber nicht damit, Vertreter zu seyn. Denn seitdem die comitia tributa gewöhnlich, und plebiscita dasselbe wie populiscita waren, so konnte man die Tribunen gewissermaaßen als Depositärs der ganzen Volksgewalt betrachten, indem es ihnen nicht schwer war, den Willen dieses Volkes auf den von ihnen beherrschten Comitien nach Gefallen zu lenken. Sonach waren sie Gesezgeber, wahre Oligarchen, und der That nach weit mehr als die Consuln an der Spize des Staates. Auch gesezlich und dem Aeußern nach hatte ihre Macht und Ehre allmälig zugenommen. Daher geschah es, daß wohl auch Patrizier von Plebejern sich adoptiren ließen, um zu einem so wichtigen Amt gelangen zu können. Auf die Tribunen waren alle Hoffnungen und Besorgnisse der Patrioten so wie der Ehrsüchtigen gerichtet; alle andern Magistrate erzitterten vor ihnen (*), und wir haben gesehen, wie oft — neben manchen unbedeutenden Tribunaten — durch eines Tribuns Verwegenheit und Einfluß der Staat erschüttert, ja gar umgestaltet worden.

§. 12. Beurtheilung.

Wenn wir dies Alles zusammennehmen, so sehen wir in Rom eine künstliche Mischung monarchischer, aristokratischer und demokratischer Formen. Die Macht des Consulats — wenn auch mit vieler Vorsicht beschränkt —, verlieh, wie es der Theorie nach seyn soll, der Regierung, zumal im Krieg, die Einheit und Energie des Königthums. Die Weisheit des aristokratischen Senates, und seine perennirende Gewalt gaben — bei allem Wechsel der Magistrate und der Unstätigkeit des Volkswillens — den Staatsmaximen Festigkeit, den Maaßregeln Zusammenhang, dem ganzen Reich einen beharrlichen Schwerpunkt. Die Volkssouverainetät aber wurde erhalten und ausgeübt in den Comitien, denen nicht nur die Gesezgebung, sondern auch die besonders wichtigen Regierungssachen, die Wahl aller hohen Magistrate, ja selbst ein Theil der Gerichtsbarkeit überlassen blieb. Viele Schriftsteller, auch Joh. v. Müller, haben in solcher Vertheilung der Gewalten eine „bewunderungswürdige Vortrefflichkeit“ erkannt. Andere (wie Herder) erklärten die römische Verfassung „für eine der unvollkommensten auf der Welt, entsprungen aus rohen Zeitumständen, nachher nie mit einem Blick auf's Ganze verbessert, sondern immer nur parteiisch so und anders geformt.“ — Auf welche Seite wird die Ent-

(*) Nachdem Sulla die Tribunen in ihre ursprünglichen Verhältnisse zurückgebracht hatte, wurden sie später von Pompejus wieder erhoben. Er büßte für diesen Schritt, da Cäsar nur durch die Unterstüzung der Tribunen sein Sieger wurde. So ungemessen war die Macht der Tribunen, daß A. U. 693 Einer derselben (Flavius) den Consul Metellus, der nicht unbedingt seinem Willen folgte, in's Gefängniß warf, und, als der ganze Senat dem Consul dahin folgen wollte, seinen Stuhl vor die Thüre des Gefängnisses sezte, um die Senatoren zurückzuhalten. (Dio. I. 37. 52.)

scheidung fallen? — So viel ist gewiß — nicht nur die Theorie, auch die Erfahrung hat es gezeigt — daß diese hochgepriesene Verfassung wesentliche Gebrechen und fast unheilbare Grundübel enthielt, und daß sie — vielleicht mehr als irgend eine andere — die republikanische Tugend der Bürger, auch Talente und Rechtlichkeit der Magistrate als Bedingung ihrer Haltbarkeit und ihrer Güte voraussezte (*). Der beste Consul — abgesehen von allem Uebrigen — konnte schon durch einen schlechten Kollegen außer Stand gesezt werden, das Staatswohl zu fördern. Das Ansehen des Senats nährte den Stolz seiner Glieder, erhielt unter allen demokratischen Formen die Gehässigkeit der Aristokratie, und die feindselige Entgegensezung, die unabläßige Reibung zweier Parteien, der Vornehmern und der Geringern. Das Volk endlich hatte zu viele Gewalt. Es läuft gegen den Begriff des Rechtes, daß das Volk selbst in Staatsverbrechen, sonach in eigener Sache, Richter sey. Die Magistrate, und die es zu werden wünschten, hatten zu viele Aufforderung, demselben zu schmeicheln, durch ungerechte oder gefährliche Vorschläge seine Gunst zu erkaufen, und dabei die Leichtigkeit, es oftmals durch das Organ seiner unmittelbaren Häupter, der Tribunen, zu den verderblichsten Beschlüssen zu verleiten. Ueberall waren die Grenzen der einzelnen Gewalten nicht gehörig bestimmt; sie griffen gegenseitig eine in das Gebiet der andern ein; Kollisionen waren unvermeidlich. Bei den besten Zwecken mußte man zu Ränken, zu Täuschungen, oft zur Gewalt seine Zuflucht nehmen; es war ein unaufhörliches feindseliges Treiben unter einander. Die Bürger wurden ihres Daseyns nicht froh (**). Endlich kam allzuvieles auf den Charakter und die Talente der Magistrate an, insbesondere der Tribunen, in deren Willkür es stand, den Staat zu verwirren, alle Autoritäten zu lähmen, und Unheil über Unheil zu häufen. Gleichwohl waren sie nothwendig zur Verhütung einer aristokratischen Despotie, und daß ein solches Hilfsmittel nothwendig war, beweist wohl die Mängel der Verfassung.

§. 13. Römisches Reich.

Soviel von der Verfassung der herrschenden Gemeinde. Noch bleibt uns jene des römischen Reiches zu untersuchen übrig. Schon in der detaillirten Geschichte (§. 13.) haben wir das Verhältniß Italiens und (§. 30.) der Bundesgenossen überhaupt gegen Rom erklärt. Später wurden (§. 47.) die italischen Bundesgenossen als Bürger in den Schooß der herrschenden Gemeinde, und also auch ihrer Verfassung aufgenommen. Die übrigen Bundesgenossen wurden Unterthanen.

Das Verhältniß dieser Unterthanen zur Gebieterin Rom kann man kaum eine (bürgerliche) Verfassung heißen — es war jenes der Unterdrückung und Rechtlosigkeit. Aber so wie wir die Organisirung der morgenländischen Despotien betrachtet haben, so müssen wir auch dem, zwar traurigen, jedoch lehrreichen, System der römischen Tyrannei unsere Aufmerksamkeit schenken.

(*) Wenn nun — nach Kant — die beste Verfassung diejenige ist, worunter auch Teufel ruhig und friedlich zu leben vermögen: welches Urtheil ist von jener zu fällen, welche blos für tugendhafte Bürger taugt? —

(**) Mit Recht bemerkt Mably, daß schon die blosen Marginalien eines Livius, welche nichts, als eine traurige Abwechslung von innern Stürmen und äußern Kriegen (auch diese flossen aus der Verfassung) enthalten, uns überzeugen können, wie wenig die öffentliche Wohlfahrt in Rom gedieh. Man wünschte sogar Krieg, zur Hemmung der einheimischen Zwietracht. „Welch ein Zustand ist aber das, in welchem der Krieg wünschenswerth erscheint, und wo die Thränen nur dann versiegen, wenn das Blut zu fließen anfängt?" —

Schon oben (§. 30. in fine) haben wir solches System mit zwei Worten charakterisirt, da wir sagten, daß die Verwaltung der Provinzen nach den Grundsäzen der herrischen, nicht nach jenen der bürgerlichen Gewalt geführt wurde. Hierin liegt freilich das Wesen einer jeden Despotie. Aber verschieden ist die Anwendung solcher Grundsäze nach Personen und Umständen. Ein einzelner Despot mag, bisweilen aus Güte, bisweilen aus wohlberechneter Politik, seiner herrischen Regierung den Charakter der väterlichen geben; eine Schaar von unumschränkten Aristen mag aus Scheu vor der Ueberzahl des Volkes, oder, wenn sie liberaler denkt, aus der Idee des gemeinsamen Vaterlandes die Gründe der Mäßigung schöpfen: wo aber ein ganzes Volk, vorzüglich ein republikanisches (*), über andere Völker und fremde Länder herrscht, da ist, wenn nicht hohe Tugend die gebietende Nation im Zaume hält, die Tyrannei unvermeidlich. Die Weltherrscherin Rom wollte die Früchte ihrer Triumphe genießen. Seit A. U. 586 zahlten ihre Bürger keine Abgaben mehr; die Last des Staats in Krieg und Frieden wurde auf die Provinzen gelegt, aus deren Mark sich auch die einzelnen Römer, so viel ihrer dazu gelangen konnten, mittelbar oder unmittelbar bereicherten. In dem Maaße es schwerer ist, ein ganzes Volk, als einen oder wenige Tyrannen zu sättigen, in dem Maaße mußten die römischen Provinzen gedrückter, als z. B. die persischen seyn. Keine andere Verbindung war unter ihnen, als die der Sklavenkette, die sie alle umschlang; vereinzelt und rettungslos waren sie alle preisgegeben an Roms überschwängliche Macht. Wohl waren Geseze vorhanden über die Verwaltung der Provinzen; aber nicht gegen diese Provinzen, nur gegen die Eigenthümerin Rom waren die Statthalter durch dieselben verpflichtet. Und dieses Rom, wiewohl es für die fortwährende Nuzung der Länder als seines Gemeingutes sorgen mußte, hatte doch den Grundsaz angenommen, die Regierung derselben den austretenden Magistraten unter dem Titel der Proconsuln oder Proprätoren als Belohnung zu übertragen; und so sahen auch die Quästoren, Legaten, und wer immer eine bürgerliche oder militärische Gewalt in der Provinz erhielt, dieselbe als ein fruchtbringendes Kapital an, das man nüzen müsse, so gut und so lang man könne. Alljährlich (**) — gemäß der republikanischen Grundsäze und damit recht Viele Theil am Raub bekämen — wurden solche Statthalter in die Provinzen geschickt (***), mit unumschränkter Gewalt über die Einwohner, und schreckend durch militärische Macht. Hier zogen sie mit dem Pomp der Souveraine einher, trieben allenthalben auf schamlose Weise Abgaben, Geschenke, Strafgelder ein, verkauften die Justiz, und führten noch eine Schaar von raubsüchtigen Freunden, Clienten, Unterbeamten, Freigelassenen und Sklaven mit sich, welche alle mit der Gunst ihres Herrn einen einträglichen Handel trieben (†). Die Allgemeinheit solcher Attentate

(*) Doch auch bei der monarchischen Verfassung trifft solches zu. Man denke nur an die Behandlung ausländischer Provinzen durch die europäischen Mutterstaaten.

(**) Dieses war die Regel. Doch wurde oftmals die Gewalt auf mehrere Jahre verlängert. Um wie viel drückender mußte solcher Wechsel der Herren, als z. B. lebenslängliche Satrapien seyn? —

(***) Der Regel nach gebührte dem Senat das wichtige Recht der Provinzenvertheilung. Cäsar im ersten Consulat ließ sich die seinige durch's Volk zusprechen. (s. §. 57.)

(†) Lag die Provinz an der Grenze, so wurden auch die benachbarten Könige und Bundesgenossen gebrandschazt, oder der geringste Vorwand zu einem kriegerischen Raubzug benüzt.

machte sie fast gänzlich straflos. Nur wenn die Frechheit zu weit ging, oder wenn die Provinz mächtige Freunde in Rom besaß, fand eine Anklage statt. Aber meistens war solche das Werk der Privatleidenschaft und Rache, nicht der Gerechtigkeitsliebe. Oft ließ sich der Kläger abkaufen, oder die Richter sprachen nach Gunst. Die meisten wußten sich ähnlicher Sünden schuldig, wie hätten sie streng seyn können? Sehr selten kam es zur Wiedererstattung. Wenn wir betrachten, welch' ein müh- und gefahrvolles Geschäft es selbst für einen Cicero war, die Verurtheilung des abscheulichen Verres zu bewirken, so wird uns solches den eigentlichen Standpunkt geben, die hoffnungslose Lage der Provinzen zu würdigen.

Kriegswesen (*).

§. 14. Persisches Kriegswesen.

Nach dem Geist der Verfassungen, welche wir beleuchtet haben, dann nach klimatischen und andern Umständen, erhielt auch das Kriegswesen der verschiedenen Hauptvölker überall einen eigenen Charakter, und es wirft die Betrachtung desselben ein Licht zurück auf jene Verhältnisse, von welchen es ausging. Noch ist der Krieg zwar meistens Nationalsache: doch kommen auch viele Despotenkriege vor, und es bildet der Unterschied zwischen Truppen und Bürgern sich aus. Die Kriege werden jezt regelmäßiger und im Allgemeinen mit geringerer Wuth geführt. Der Krieg wird zur Wissenschaft.

Die ältesten Kriegszüge der Perser waren jenen der übrigen eroberten Nomadenvölker Asiens ähnlich gewesen — bewaffnete Wanderungen eines Theiles der Nation. Die meisten berittenen Krieger führten ihre Familien und einen ungeheuren Troß mit sich.

Nach Ausbreitung des Reiches, da eine unermeßliche Grenze zu vertheidigen, eine Menge von Völkern im Gehorsam zu erhalten war, wurde das Bedürfniß stehender Truppen gefühlt. Solche unterhielt man auch in allen Provinzen, in größerer oder geringerer Zahl, je nach der Lage derselben. In allen Festungen und Castellen, aber auch auf dem Land in Cantonirung, lagen diese Truppen, unter ihren eigenen Chefs, die unmittelbar vom König, nicht von den Satrapen abhingen. Aber die Haustruppen der leztern dienten auch zu einer bedeutenden Vermehrung der Kriegsmacht.

Leicht war es, sie vollzählig zu erhalten, da jeder Perser — und zwar der Grundeigenthümer zu Pferd — dienen mußte. Die Organisation der Armee war einfach, und der spätern mongolischen ähnlich. Die kleinsten Haufen waren von 10, dann von 100 Mann. Aus diesen wurden größere von 1000 und von 10,000 gebildet. Die Befehlshaber der leztern (Chiliarchen und Myriarchen) ernannte der Feldherr, die Feldherren der König.

Aber bei zunehmender Weichlichkeit verschmähten die Perser den Kriegsdienst, und nahmen Miethtruppen, meistens aus den nördlichen und nordöstlichen Nomadenvölkern (sowohl dies- als jenseits der Reichsgrenze), lieber jedoch von den Griechen. Die Kerntruppen der Perser waren bei den Feinden geworben.

(*) Vergleiche die Schriften von C. W. Hoffmann, Krug, Hüllmann, K. Guischard (genannt Quintus Icilius), Fr. Jos. Jeckel (die Schlachten der Alten u. s. w.), Benicken (Zeitschrift für die Kriegsgeschichte der Vorzeit. Erf. 1821. 1822.) u. A.

Bei besonders wichtigen Kriegen wurden Aufgebote an alle Nationen erlassen, die dem persischen Scepter huldigten. Alsdann strömten unübersehbare Schaaren aus allen Theilen des Reiches herbei, ein buntes Gemisch von Waffen und Kleidungen, Gesichtern und Sitten. Solche Züge erforderten ungeheure Vorbereitungen; sie waren den Ländern verderblich, wodurch ihr Weg ging; aber — wie Xerxes und der lezte Darius erfuhren — gegen mäßige, disciplinirte Heere vermochten sie nichts.

§. 15. Griechisches.

Dagegen zeigten die kleinen Schlachthaufen der Griechen eine überlegene, moralische Kraft. Dieselben bestanden aus Bürgern (in Athen war jeder Bürger vom achtzehnten bis zum sechszigsten Jahr zu Kriegsdiensten verbunden; und in den übrigen Staaten galten ähnliche Geseze), sonach aus Theilnehmern des Entschlusses zum Kriege und seiner Folgen. Sie stritten also mit deutlichem Bewußtseyn des Zweckes, fühlten ihr eigenes Interesse mit demselben verknüpft, und wurden begeistert durch die Idee des Vaterlandes. Auch hatten Erziehung, Beispiel und Kulturstand sie empfänglich gemacht für die Antriebe des Ruhmes und die Furcht der Schande. In den frühern Zeiten wurden sogar nur die vermöglichern Bürger zu den Fahnen berufen, weil diese das meiste Interesse an der Vertheidigung des Staates hatten. In Zeiten der Noth, und später durchaus nahm man es nicht mehr so genau. Selbst blose Schuzverwandte, ja Sklaven wurden bisweilen geworben. Bei den Spartanern zogen die Heloten weit zahlreicher als die edlen Bürger in's Feld.

Eine große Veränderung in allen Verhältnissen bewirkte in Griechenland der um die Zeiten des pelloponnesischen Krieges aufgekommene Gebrauch der Miethtruppen. Luxus und Weichlichkeit einerseits, dabei die Vermehrung einheimischer Kriege aus Herrschsucht und gehässiger Leidenschaft, endlich die Einführung des Soldes auch bei den Bürgermilizen(*), begünstigten jenen Gebrauch. Mangel an Disciplin der Heere, Schwächung der Nationalkraft, endlich Herrschaft des Goldes waren die Folgen davon.

Nach den Grundsäzen republikanischer Eifersucht wurden in Athen gewöhnlich die Feldherren (aus jedem Stamm einer) durch's Loos gewählt. In spätern Zeiten ernannte sie das Volk. In Sparta kommandirten meistens die Könige.

Die Griechen hatten wenig Reiterei (Thessalien ausgenommen); nur die reichsten Bürger dienten zu Pferd. Das Fußvolk bestand aus Schwerbewaffneten (ὁπλῖται), Leichtbewaffneten (ψιλοὶ) und einer mittlern Klasse, die man Peltasten hieß. Ihre Waffen wurden von Zeit zu Zeit verbessert, vorzüglich durch Iphikrates. Mit dem Verlust des Schildes, nicht aber mit jenem der Angriffswaffen, war Schande verbunden, worin, nach Plutarch, die schöne Lehre lag, daß der rechtliche Zweck des Kriegs Vertheidigung, nicht Angriff sey.

Die Wurzelzahl der griechischen Schlachtordnung war acht oder sechszehn. Hiernach gab es Haufen von 128, 256, 512, 1024 Mann u. s. f. Aus den nämlichen Elementen wurde die macedonische Phalanx gebildet.

Die Kriegszucht war streng; Belohnungen und Strafen meist auf das

(*) In Athen und auch wohl im übrigen Griechenland kam der Sold zu Perikles Zeit auf. Er war höher als heut zu Tag.



Ehrgefühl berechnet. Doch strafte man auch mit dem Tod, und selbst mit Schlägen, wiewohl sonst einen Bürger (ja in Athen sogar einen Sklaven) zu schlagen verboten war.

Die Stärke der griechischen Heere bestand in dem Geist, der die Truppen beseelte, und in dem Genie der Anführer. Aber die eigentliche Taktik bildete sich langsam. Man hält Epaminondas für den Urheber der wissenschaftlichen Strategik. Iphikrates war sein würdiger Rival. Später glänzten Demetrius Poliorcetes; Pyrrhus und Philopömen hervor.

Lage und Verhältnisse machten auch den Seekrieg den Griechen wichtig. Ja, es wurden mehr Fehden zu Wasser als zu Land entschieden. Aber die Schiffbaukunst wurde durch natürliche und politische Hindernisse beschränkt. Doch waren schon frühe die Kriegsschiffe von den Handelsschiffen unterschieden durch ihre größere Länge und die Menge der Ruder. Die Erfindung der Triremen, wo drei Ruderbänke über einander waren, macht Epoche im griechischen Seewesen(*), und war bis auf Alexanders Zeiten dessen höchste Vervollkommnung. Später kommen fünfrudrige und noch größere Schiffe vor. Die Seetaktik blieb sehr einfach, und konnte nicht wohl anders seyn, da die Flotten sich in der Nähe bekämpften: aber die Seeschlachten waren noch blutiger als heute.

Nicht viel verschieden, in Waffen, Organisation und Taktik, war von den griechischen das macedonische Kriegswesen. Doch hatten die Könige Macedoniens, besonders die Nachfolger Alexander's M. (also auch die Syrischen und Aegyptischen Könige) lauter stehende Truppen, oder Miethsoldaten. Auch waren ihre Kriege meist nur persönliche, keine Nationalkriege.

Philipp, durch Epaminondas gebildet, macht Epoche in der Kriegskunst. Seine genau und nach weisen Grundsäzen geordnete Phalanx ist bis auf Perseus fürchterlich geblieben. Eine volle Phalanx zählte 16,384 schwerbewaffnete Fußgänger, 8192 Mann leichte Truppen, 4096 Reiter. Die Fronte der Schwerbewaffneten war 1024 Mann, die Tiefe 16 (**). Alle Unterabtheilungen, alle Stellungen der Phalanx beruhten auf dieser bequemen Wurzelzahl. Unwiderstehlich war ihr Stoß auf einem günstigen Schlachtfeld; auf einem unebenen, zerschnittenen Terrain taugte sie nicht. Auch erlag sie der leicht beweglichen Legion.

§. 16. Karthagisches.

Karthago war vorzugsweise eine Seemacht, und zwar eine solche, die nach der Herrschaft des Meeres strebte, soweit dieselbe nach den damaligen nautischen Verhältnissen möglich war, und soweit ihre politischen oder Handelsverbindungen reichten. Darum unterhielt auch der Staat gewöhnlich mehrere hundert Galeeren von großer Bauart und starker Bemannung (***). Die karthagische Flotte, die gegen Regulus focht, zählte 350 Galeeren und führte 150,000 Mann; sie wurde von der (nur wenig schwächern) römischen Flotte mit schrecklichem Verluste geschlagen. Daß es den Römern möglich war, in etlichen Jahren eine mit der karthagischen wetteifernde, ja ihr noch überlegene Marine zu erschaf-

(*) Vrgl. Heeren, Ideen rc. III. Thl.

(**) Die Soldaten trugen 24 Fuß lange Spieße (Sarissen), die über das sechste Glied drei Schuh weit hinausragten.

(***) Die Ruderer waren meist Sklaven; die Streiter aber Soldknechte.

sen, beweist wohl deutlich die Unvollkommenheit der alten Schiffbaukunst und Seetaktik.

Aber Karthago war auch Landmacht, und bedurfte zur Besezung und Vertheidigung so ausgebreiteter Länderstrecken eine große Anzahl stehender Truppen. Die Bürger der herrschenden Gemeinde waren zu wenig zahlreich und dem Kriegsdienst zu abgeneigt, um dieselben aus ihrer Mitte zu erhalten. Nur in Nothfällen griffen die gewerbfleißigen Bewohner Karthago's zu den Waffen, und stellten ein ansehnliches Heer. In gewöhnlichen Zeiten war nur eine kleine Kriegsschaar — die heilige genannt — aus Karthagern bestehend. In derselben dienten die vornehmern Bürger zu Pferd. Einen größern Schlachthaufen und eigentlich den Kern des Heeres bildeten die afrikanischen Unterthanen Karthago's, die Libyer, wie Polybius sie nennt. Aber die Hauptmasse desselben bestand aus Söldlingen, welche Karthago weit und breit unter vielen Völkern und Stämmen warb. Kein alter Staat hat das System fremder Miethtruppen in einem so großen Umfang und so beharrlich wie Karthago ausgeübt. Fast alle Länder, wohin es handelte, waren zugleich seine Werbepläze: mit dem Gold der einen Nation erkaufte es das Blut der andern, und machte abwechselnd den Handelsgewinn dem Krieg, und diesen dem Handel dienen. Heeren (*) hat eine anziehende Schilderung eines karthagischen Heeres geliefert, wo sich die schwerbewaffneten Spanier, die halbnackten Gallier, vermischte Haufen von Italiern und Griechen, die wilden balearischen Schleuderer, und die vielen afrikanischen Horden aus allen Ländern, von Cyrene bis zum atlantischen Meer — insbesondere die numidischen Reiter — versammelt fanden, und sich mit gegenseitigem Erstaunen betrachteten. Auch hat derselbe Schriftsteller die Vortheile und Nachtheile dieses Systems — die Leichtigkeit, Heere zu errichten, und ihren Verlust zu ersezen, die Vervielfachung der Handelsverbindungen und des politischen Einflusses, dagegen aber den fast nothwendigen Verlust solcher bunt unter einander gemengten, meist nur leichten und indisciplinirten Truppen gegen wohlorganisirte Heere, den Mangel an Eifer, und mehr noch an Treue, die Länderverwüstungen und Epidemien, endlich den prekären Zustand einer nicht auf einheimischer Kraft beruhenden Größe — so schön in's Licht gestellt, daß demselben nichts zuzufügen bleibt.

In den karthagischen Heeren spielen auch die Elephanten eine bedeutende Rolle. Diese und die Streitwagen treffen wir auch bei den morgenländischen Nationen, und selbst in den macedonischen Reichen an. Bei der Verbesserung des Kriegswesens wurden sie von geringerer Brauchbarkeit erfunden.

§. 17. Römisches.

Mehr als alle übrigen Völker hat Rom im Krieg geleistet. Denn nur bei ihm war er die Hauptsache; bei den Persern war es der Gehorsam, bei den Griechen die Freiheit, in Karthago der Handel. Macedoniens militärische Größe wurde durch zwei Männer gebaut. Rom hat der seinigen das Genie und die eifrige Beharrlichkeit von Jahrhunderten gewidmet. Dabei sammelte es, da es gegen die verschiedensten Völker, in allen gedenkbaren Lagen und gegen jede Art von Waffen kriegte, einen stets wachsenden Schaz von Erfahrungen, und machte

(*) Afrik. Völker S. 287 ff.

sich durch den vortrefflichen Grundsaz, das Gute auch von Feinden anzunehmen, die besondern Vorzüge Aller eigen (*).

Jeder römische Bürger vom siebenzehnten bis zum sechsundvierzigsten Jahr war zu Kriegsdiensten verbunden, so lang er nicht sechszehn (in Nothfällen auch zwanzig) Feldzüge zu Fuß, oder zehn zu Pferd gethan hatte (**). Nur die lezte Klasse (capite censi) war hievon ausgeschlossen, sonach mittelbar auch von Staatsdiensten, da nur Jener, welcher zehn Feldzüge gemacht, um eine Magistratur sich bewerben durfte. Marius, aus demokratischen Zwecken, nahm zuerst auch capite censos in seine Legionen auf, und nach ihm mußte solches um so nothwendiger scheinen, da nun die Kriege nicht mehr für das Interesse Roms, sondern für jenes einzelner Häupter — ja sogar gegen die Mutterstadt geführt wurden, wornach Diejenigen, die um des Soldes oder der Beute willen dienten, die Willkommensten, und für Jeden zu haben waren.

Die ausgehobene Mannschaft wurde in Legionen gebildet. Die Legio (ursprünglich der Ausschuß der Krieger) bestand regelmäßig aus 1200 Leichtbewaffneten, welche Schleudern und Pfeile führten (Velites), dann drei Treffen des eigentlichen Schlachthaufens (Hastati, Principes und Triarii), die beiden Ersten von 1200, das Dritte von 600 Mann, welche insgesammt Spieße — die Triarier die längsten — trugen. (Dabei hatten alle auch Schwerter, Schilde und Rüstung — die Veliten jedoch Alles geringer.) Noch gehörten 300 Reiter zu einer Legion, welche demnach 4500, mit Inbegriff der Bundesgenossen (***) aber 9300 und in spätern Zeiten oft 12,800 Mann zählte. Zwei Legionen machten schon ein consularisches Heer. Die glänzendsten Siege hat Rom mit verhältnißmäßig kleinen Armeen erfochten. Eine vortreffliche Disciplin, Stärke, Gewandheit, die Frucht unaufhörlicher Uebung („exercitus" ab exercitando, Varro), Heldenmuth in jedem einzelnen Krieger, ersezten die Zahl.

Jede Legion war in zehn Cohorten, jedes Treffen in zehn Manipeln, eine Manipel weiter in zwei Centurien (nur bei den Triariern nicht) getheilt; (die Reiter in Turmen, jede von drei Decurien). Die Cohorte enthielt sonach von jeder Waffengattung einen Manipel. Diese Eintheilung und die ganze Anordnung der Legion, wornach ein Treffen das andere in seine Zwischenräume aufnehmen konnte, gab ihr eine bewunderungswürdige Leichtigkeit, Beweglichkeit — auf jedem Lokal und zu jeder Evolution — und, war sie zusammengerückt, eine furchtbare Stärke im Stoß.

Die römische Infanterie war wohl die beste, die jemals gewesen. Sie hat die Welt erobert. Die Kavallerie mochte nur schwer gegen die numidische, gegen die parthische gar nicht aufkommen. Aber in europäischen Kriegen wird immer das Fußvolk entscheiden. Auch eine Art der Artillerie hatten die Römer in ihren verschiedenen Kriegsmaschinen, deren Wirkung in Schlachten und Belagerungen allerdings furchtbar war. — Von der römischen Marine ist das Nöthige schon in der detaillirten Geschichte gelegenheitlich bemerkt worden. Auch haben wir dort gesehen, daß bei der Belagerung von Veji zum erstenmal den Trup-

(*) So nahmen sie von den Galliern die längern Schwerter an, von Pyrrhus die Lagerverschanzung.

(**) Welche freiwillig noch länger dienten, hießen Evocati.

(***) Die Bundesgenossen (Socii) wurden von den römischen Befehlshabern ausgehoben, und machten immer über die Hälfte des Heeres aus. Von ihnen waren die Hilfsvölker (Auxiliares) auswärtiger Alliirten verschieden.

pen Sold bezahlt wurde. Im Verhältniß der damaligen Preise der Lebensmittel waren die zwei, vier und sechs Obolen, welche zu Polibius Zeiten der gemeine Mann, der Centurio, und der Reiter täglich erhielten, mehr als unser heutiger Sold.

Wir übergehen das Detail der Schlachtordnungen. Vieles in ihrer Theorie war aus ewigen Regeln entnommen. Manches könnte heut zu Tag bei veränderten Waffen nicht mehr brauchbar seyn. Wachsamkeit, Vorsicht, selbst bei anscheinender Schwäche des Feindes (*), Strenge der Disciplin (so oft sie nachließ, was in einzelnen Zeiten geschah, wurden die Römer geschlagen), Kleinheit des Trosses — die Soldaten trugen ihre Bedürfnisse fast alle mit sich — Geheimhaltung des Vorhabens, Erforschung und weise Benüzung des Charakters der feindlichen Völker und Feldherren, geschickte Wahl des Schlachtfeldes, dann eine große Manier des Krieges, welche darin besteht, unverrückten Blickes auf den Zweck loszugehen, schnell und entscheidend zu handeln, nie zu wanken, nie nachzulassen, vorzüglich aber die Kunst, auf die Gemüther der Soldaten zu wirken, ihre physische Kraft durch moralische Triebfedern, ihren Muth durch Begeisterung zu erhöhen — dies waren die Mittel, wodurch die römischen Feldherren siegten, und worin für alle Zeiten das Geheimniß des Sieges liegt.

Freilich fanden sie in den Gesezen ihres Landes und in der Denkungsart ihrer Krieger eine mächtige Unterstüzung. So beschränkt die Gewalt der Civilmagistrate über Alles, was die Person der Bürger anging, so ausgedehnt war die Macht der Feldherren. (Sie hieß imperium, und wiewohl sie den hohen Magistraten von Amtswegen zukam, war doch noch die Förmlichkeit einer feierlichen Uebertragung durch das Volk vonnöthen.) Die Soldaten schworen dem Feldherrn und den Fahnen (**). Die Religion verstärkte das Kriegsgesez. Dieses war unerbittlich. Ungehorsam, Verlezung der Disciplin, besonders Feigheit, wurden äußerst strenge: mit Stockstreichen — mit Tod — bei größern Schaaren mit Decimation — bestraft. Die Soldaten fürchteten sich vor ihren Offizieren mehr als vor dem Feinde. Aber noch mehr als durch Strafen wurde durch die Belohnungen gewirkt, welche meistens auf die Macht eines schönen Ehrgefühles berechnet waren. Doch erhielt der Soldat auch einen verhälnißmäßigen Antheil der Beute, später auch ansehnliche Geldgeschenke, oder Ländereien (anfangs nur vom Feind eroberte, in den Zeiten der aufstrebenden Herrschsucht jene der friedlichen Bürger). Die kleinste Auszeichnung, eine Ehrenwaffe, eine Krone galt für den herrlichsten Preis. Wer ein belagertes Heer befreite, bekam eine Graskrone; eine aus Eichenlaub erhielt, Wer einem Bürger mit Ertödtung des Feindes das Leben gerettet. Diese Bürgerkrone wurde lebenslang getragen, und gab ausgezeichnete Ehre. Andere Arten des Verdienstes hatten wieder andere Kronen. Der siegreiche Feldherr wurde belohnt durch den Titel Imperator, welchen die Armee ertheilte, der Senat bestätigte; durch Aufhängung der spolia opima, wenn er den feindlichen Heerführer erlegt hatte; durch Supplikationen, d. i. religiöse Dank- und Freudenfeste, durch den ehrenvollen

(*) Die Römer, so oft sie lagerten, verschanzten sich, selbst für eine einzelne Nacht. Sie ungewahrt zu überfallen, war fast unmöglich. Die Märsche geschahen meistens in Schlachtordnung.

(**) Anfangs galt ein Bund Heu auf einer Stange dafür, dann wurde das Bild einer Gottheit mit darüber gesezter Hand, für die großen Legionfahnen aber Adler gebraucht.

Einzug der Ovation, und den feierlichern des Triumphes. Dieser Triumph galt für den höchsten Gipfel des Ruhms. Glänzende und entscheidende Siege wurden dazu erfordert — doch in spätern Zeiten war Gunst hinreichend. Ueber drei hundert Triumphe wurden in dem freien Rom gefeiert. Sie hörten auf unter den Kaisern, weil die Legaten derselben nicht unter eigenen, sondern unter den Auspicien des Monarchen siegten.

Vom Kriegs- und Völkerrecht beobachteten die Römer die Form; das Wesen kannten sie nicht. Zwar hielten sie die Kriegserklärung für nothwendig zu gerechter Feindseligkeit, und die Fecialen verrichteten dieses Geschäft, so wie auch die Schließung von Frieden und Bündnissen, unter religiösen Gebräuchen: aber damit glaubten sie auch, sey alles gethan. An dem Feind erkannten sie kaum ein Menschenrecht mehr; und nur sklavische Götterfurcht bewachte die beschworne Treue. Doch der Aberglaube ersann Mittel der Expiation, und leicht fand die Leidenschaft den Vorwand des Bruchs. An die Namen von Caudium, Numantia, Karthago, Korinth, Perseus, Jugurtha — an die Namen aller Länder und Völker und Könige, die ihr Unglück mit Rom in Verhältniß brachte, sind häßliche, abscheuliche, zum Theil schauderhafte Erinnerungen geknüpft. Die äußere Geschichte Roms ist ein fortlaufender Frevel (*).

III. Geseze und Sitten (**).

§. 18. Ueberhaupt.

Dieser Zeitraum hat keine so großen Gesezgeber als der vorige erzeugt. Kein würdiger Nachfolger eines Solon, eines Numa wird genannt. Auch scheint die Wiegenzeit der Staaten die günstigste für die Schöpfungen eines legislatorischen Genie's. Ist einmal einer Nation durch längere Dauer ein bestimmter Charakter eingeprägt, haben ihre Sitten und Gebräuche Consistenz erhalten, so läßt sich wohl theilweis verbessern oder anders gestalten, aber eine völlige Umschaffung oder Wiedergeburt ist schwerer.

In der That ist, was wir von Gesezen dieses Zeitraumes zu sagen haben, meist nur Stückwerk, durch das Bedürfniß des Augenblicks und lokaler Verhältnisse diktirt, keineswegs aber das Ergebniß eines Systems oder einer wissenschaftlichen Gesezgebung. Zwar sind zu einer solchen in den Werken der Griechen, vorzüglich in den Aristotelischen Schriften, schäzbare Materialien enthalten, und die Römer (zumal Cicero) haben selbe benüzt: aber in der Ausübung finden wir noch noch wenig Spur wissenschaftlicher Grundsäze, oder eines allgemeinen Fortschreitens der Gesezgebungskunst.

Auch haben die Hauptvölker noch insgesammt ihre besondern Charaktere, ihre eigenen Nationalphysiognomien beibehalten: ein jedes bildet in seinen Gesezen und Sitten eine eigenthümliche, von allen andern unterschiedene Erscheinung. Erst später hat die Herrschaft Roms einer Menge Völker die Gleichförmigkeit der Sitten und Geseze aufgedrungen, so wie in neuern Zeiten

(*) Raptores orbis, postquam cuncta vastantibus defuere terrae, et mare scrutantur. Si locuples hostis est, avari, si pauper, ambitiosi; quos non oriens non occidens satiaverit; soli omnium opes atque inopiam pari affectu concupiscunt. Auferre, trucidare, rapere falsis nominibus imperium; atque ubi solitudinem faciunt, pacem appellant. Tacit. Agric.

(**) Goguet's Untersuchungen von dem Ursprung der Geseze, Künste und Wissenschaften u. s. w. aus dem Französischen im Auszug und neu bearbeitet von Sattler. Nürnberg 1796.

eine ähnliche Gleichförmigkeit durch das Christenthum und einen gemeinschaftlichen Gang der Civilisation entstand.

§. 19. Persische Geseze.

Von persischen Gesezen wissen wir wenig. Die griechischen Berichte darüber sind sowohl dürftig als verdächtig, und insbesondere ist das leztere von den Xenophontischen Erzählungen zu sagen, welche wohl großentheils erdichtet, oder doch nur von dem Stamm der Pasargaden giltig sind. Doch mag nach den allgemeinen Angaben, und der Analogie der fast beständig gleichförmigen asiatischen Sitten, ein summarischer Umriß gezeichnet werden.

Die ursprünglich rohen Sitten der Perser wandelten sich in medische Weichlichkeit um; bald war kaum ein Unterschied zwischen Siegern und Besiegten mehr; besonders da die Lehre Zoroasters, welche auch über das Privat- und bürgerliche Leben Vorschriften ertheilt, im ganzen Reiche herrschend geworden. Sehr wohlthätig wirkte diese Lehre auf den Ackerbau (*) und alle friedlichen Beschäftigungen, auf Bevölkerung, Erziehung und Sitten. Aber sie hob die beiden Grundübel asiatischer Völker nicht, Polygamie und Ueppigkeit. Die erste (**) machte das Gedeihen schöner Familienverhältnisse unmöglich, veranlaßte die Absonderung und Sclaverei der Weiber, den Gebrauch der Verschnittenen, die Ertödtung der wohlthätigsten menschlichen Gefühle, und ein allgemeines Sinken der Moralität. Die zweite, zum Theil eine Folge des Klima's, zum Theil des natürlichen Uebermuths einer herrschenden Nation, sezt freilich, wo eine bedeutende Zahl sich ihr ergeben kann, eine desto größere Dürftigkeit der Uebrigen voraus, und wir mögen wohl annehmen, daß die durch das Beispiel des Hofes ermunterte ungeheure Schwelgerei der persischen Satrapen, oder überhaupt der Großen und Reichen — wovon die grellsten Züge vorkommen — aus der Entbehrung und Noth der Masse des Volkes ihre Nahrung gezogen.

So wenig lobenswürdig nach diesen beiden Hauptzügen, und dann nach der knechtischen Denkart der persische Charakter im Allgemeinen erscheint, so nehmen wir doch daran verschiedenes Schöne im Einzelnen wahr. Eine große Sorgfalt für die Erziehung geht aus den Schilderungen der Cyropädie sowohl als aus andern Nachrichten (insbesondere auch aus den hieher gehörigen Vorschriften in den persischen Religionsbüchern) hervor. Nur spricht Xenophon von öffentlicher oder Staatserziehung (welche wohl bei den edlen Pasargaden statt fand), diese von Privaterziehung. Man hielt die Wahrheitsliebe für eine charakteristische Tugend der Perser. Sie scheinen — bevor sie durch Sklaverei völlig herabgewürdigt waren — ein lebhaftes Gefühl für Ehre und Schande gehabt zu haben. Ihre Strafgeseze waren mild (wiewohl die Wuth des Despoten derselben wenig achtete). Nur gegen die Richter selbst waren sie streng. Ueberhaupt wurde das Recht mit Eifer gehandhabt, und selbst die Billigkeit und Dankbarkeit durch positive Verordnungen eingeschärft.

§. 20. Griechische. Dorer und Jonier.

Von den griechischen Gesezen haben wir die merkwürdigsten, jene des

(*) Die persischen Satrapen, bei aller ihrer Pracht, bauten häufig das Land. Der jüngere Cyrus rühmte sich gegen Lysander, seine Lusthaine und Gärten selber angelegt, und viele Bäume mit eigener Hand gepflanzt zu haben.

(**) Wir lesen auch von Ehen mit Müttern und Töchtern.

Lykurgus und Solon, schon im ersten Zeitraum beleuchtet (siehe oben S. 167 f. 179); doch bleibt uns noch eine Nachlese übrig, wobei wir gleichfalls unsern Blick fast ausschließend auf Athen und Sparta (und zwar meistens auf jenes) richten werden, da von andern Staaten weniger interessante Nachrichten vorliegen, und jene beiden füglich als die Repräsentanten der ganzen Jonischen und Dorischen Zunge (der zwei Hauptgeschlechter der Griechen (siehe oben S. 114, und 116) (*) gelten mögen.

Durch eine merkwürdige und bleibende Verschiedenheit der Charaktere waren diese Hauptstämme von einander geschieden. An Sitten und Einrichtungen mochte man sie wie an der Sprache erkennen. In allem, was Liebenswürdigkeit und Bildung heißt, waren die Jonier vorzüglich, und zu Allem geschickt; aber unstät, frivol, dem Genusse ergeben. Dagegen zeichneten die Dorer durch Würde, Ernst und Einfachheit sich aus, und durch Anhänglichkeit an alte Sitte. Die Jonier haßten Alles, was Beschränkung der Freiheit schien, hielten mit wachsamer Eifersucht die Vorzüge des Standes und der Geburt zurück, wollten keine andern als demokratische Verfassungen, und den häufigen Wechsel der Magistrate; die Dorer ehrten das Alter der Personen und der Geschlechter, duldeten lebenslängliche Magistrate und dauerhafte aristokratische Formen. Beide waren religiös, vaterlandliebend und tapfer; beide strebten nach großen Dingen, doch die Dorer mehr nach nach Herrschaft, die Jonier nach Ruhm (**).

Die Laster, wozu die ganze Nation sich vorzüglich hinneigte, waren Wollust und Untreue. In spätern Zeiten zumal wurden Wort und Eid unbedenklich in Privat- wie in öffentlichen Geschäften gebrochen; griechische Untreue ward zum Sprichwort.

§. 21. Eheliche und häusliche Verhältnisse.

Seit Cecrops Zeiten verehrten die Griechen die Heiligkeit der Ehe, und harte Strafen waren auf den Ehebruch gesezt. Indessen waren theils durch ausdrückliche Anordnung, theils durch stillschweigende Duldung verschiedene Ausnahmen von der ursprünglichen Strenge aufgekommen. Lykurgus hatte das Ausleihen der Ehefrauen an Andere gesezlich gemacht. Noch andere Verfügungen, über die Erziehung der Mädchen und über die Verhältnisse zwischen beiden Geschlechtern, legten durch Ertödtung der Geschämigkeit und durch Ertheilung zu großer Vorrechte an die Weiber den Grund zu einem ungeheuren Sittenverderbniß, welches, sobald der Geist der Lykurgischen Einrichtungen von den sklavisch beobachteten Formen gewichen war, unwiderstehlich hereinbrach, und den, sprichwörtlich zur Bezeichnung der Ausgelassenheit gebrauchten Namen der Spartanerinen mit verdienter Schande brandmarkte (***).

Dagegen zeichneten die athenischen Frauen sich lange Zeit durch reine Sitten und häusliche Tugend aus. Aber es fehlte ihnen, die da eingeschlossen

(*) Der äolische Stamm — wozu auch die Aehnlichkeit der Dialekte beitrug — verschmolz fast ganz mit dem dorischen. Von den Achäern wurde ein Theil durch die Dorer unterjocht, nur im kleinen Achaja blieben sie frei.

(**) Die dorischen Kolonien in Großgriechenland blieben ihrem Stammescharakter nicht treu, und versanken in frühe Ueppigkeit. Länger war an den kleinasiatischen Kolonisten die jonische Abkunft zu erkennen; bis endlich das ganze Griechenvolk in das gleiche Verderbniß sank.

(***) Die „Andromanie“ war, nach der vielstimmigen Aussage der Schriftsteller, eine den Lacedämonierinen ganz eigene Krankheit.

in den Gynäceen ein einförmiges Leben der mechanischen Geschäftigkeit führten, an Bildung und Liebenswürdigkeit. Ueberhaupt waren in Griechenland die Männer schöner als die Frauen (*) (man hatte in dieser Eigenheit den Ursprung der „griechischen Liebe" gefunden), und die Ehen wurden mehr aus Familienrücksichten, und weil nur Kinder von Bürgerinen das Bürgerrecht erbten, als aus zärtlicher Neigung geschlossen. Um so größer war der Enthusiasmus für die hie und da erscheinenden einzelnen Schönheiten. Wie ließe sich von Griechen was Anderes gedenken? — Die Gesezgeber fühlten ihre Ohnmacht gegen den Hang der Natur, und duldeten meist den Verkehr mit Hetären, welcher in spätern Zeiten fast allgemein ward. Der freiere Umgang mit Männern, und zwar mit den ausgezeichnetsten Männern, gab den Hetären (es waren meist Sklavinen oder Fremde; Bürgerinen, wenn sie dieses Gewerb ergriffen, verloren ihr Bürgerrecht) einen hohen Grad von Bildung; ihr geistvoller, gefälliger Umgang mochte selbst den Ernst des Philosophen aufheitern, und an vielen wurde selbst die Schönheit der Seele (so weit sie verträglich ist mit solchem Stand) nicht minder gerühmt als jene des Körpers. Auch wurde den Berühmtesten aus ihnen — zwar keine bürgerliche Achtung, aber — eine der Vergötterung sich nähernde, leidenschaftliche Huldigung im Leben und im Tode gezollt. Die Namen einer Lais, einer Phryne wurden über ganz Griechenland mit Entzücken genannt; Dichter und Künstler verewigten sie. Kein prächtigeres Monument gab es in Hellas als jenes, welches unfern Athen Harpalus seiner geliebten Pythionice errichtete; Lamia beherrschte, selbst noch alternd, den stolzen Demetrius, den Städtebezwinger; und früher war Aspasia Genossin von Perikles Macht und Ruhm. Die Zahl der Hetären war sehr groß. In Korinth zählte man tausend Priesterinen der Venus. Allmälig nahmen auch freie Mädchen und Matronen die Sitten der Hetären an, aber nicht ihre Liebenswürdigkeit.

Einen grellen Kontrast mit den leidenschaftlichen Verehrern der Schönheit bildeten die Weiberfeinde (Misogyne), deren es in Griechenland in ansehnlicher Menge und zum Theil unter den ausgezeichnetsten Männern gab. Euripides war Misogyn. Melancholisches Temperant, Bizarrerie, oder unglückliche Liebe waren die Quellen dieser Krankheit.

Die väterliche Gewalt bei den Griechen, wie bei den meisten alten Völkern, war groß. Das neugeborne Kind, wenn es gebrechlich schien, oder der Vater sich zu dürftig für dessen Erziehung hielt, mochte dieser zum Tod oder zur Aussezung verdammen. Wer es im lezten Fall aufnahm, behielt es als Sklave. Die Spartaner tödteten regelmäßig die schwächlichen Kinder; in Theben und wenig andern Städten hielt das Gesez diese Barbarei hintan. Allenthalben in Griechenland wurde über die Erziehung sorgfältig gewacht. Der Grundsaz war herrschend, daß der Heranwachsende für den Staat müsse erzogen werden. Daher stand entweder, wie in Athen, die häusliche Erziehung unter Aufsicht und Leitung der Magistrate, und wurde durch Herkommen und Gesez nach gleichförmigen Regeln geleitet, oder sie war — wie

(*) Vorzüglich war solches in Athen der Fall, wie viele Schriftsteller bemerken. Ein Demos, Charmides, Pyrilampus und viele Andere wurden durch ihre Schönheit unsterblich; Alcibiades und Xenophon glänzten nicht minder durch Schönheit als durch Geistesgaben hervor. Die Athenerinen dagegen konnten durch den sorgfältigsten Anzug und alle kosmetischen Künste, wozu selbst das Gesez sie aufforderte, den Mangel der Naturgaben nicht ersezen. (S. Pauw. I.)

in Sparta — öffentlich, und der Staat selbst übte die Gewalt des Vaters aus. Ueberall wurde sehr viel auf die Stärkung und Ausbildung des Körpers gesehen — auf der Kraft der Bürger beruhte die Sicherheit des Staates, und ein kranker Körper drückt auch die Seele nieder. Doch auch der Geist erhielt seine reichliche Nahrung; in's Herz aber wurde vor allem die Liebe des Vaterlandes und der Freiheit gepflanzt.

Eine ungeheure Anzahl Sklaven war überall in griechischen Ländern zur Bedienung der Freien und überhaupt zu den geringeren Arbeiten vorhanden (*). Die Bürger waren dem Staat so viele Zeit und Kräfte in Krieg und Frieden schuldig, daß die Besorgung des Hauswesens, die meisten ländlichen und die Gewerbsarbeiten, ja selbst verschiedene edlere Verrichtungen den Sklaven überlassen werden mußten; und man kann nicht läugnen, daß die Nothwendigkeit solcher Sklaverei die dunkelste Schattenseite in dem Gemälde der alten Verfassungen sey. Doch war nicht allenthalben das Loos dieser Unglücklichen gleich hart. Die Athener behandelten sie mit Milde. Die Geseze ertheilten ihnen Schuz gegen brutale Herren, man verstattete ihnen das Recht der Erwerbung, bahnte ihnen hiedurch den Weg zur Freiheit, die sie oft auch als Geschenk erhielten, und bewies ihnen, wenn sie es verdienten, Vertrauen und Zuneigung. Nicht also die rohen Spartaner, deren Grausamkeit gegen die Heloten edle Gemüther mit Entsezen füllt. Krieg und Handel waren die Hauptquellen, woraus die Vollzahl der Sklaven ergänzt ward.

§. 22. Lebensweise.

Die Privat-Lebensweise der Griechen war freilich nach Zeit und Ort ausnehmend verschieden; auch gehört das Detail mehr dem Archäologen als dem Welthistoriker an; doch mögen einige Hauptzüge hier ihre Stelle finden (**).

Die alte Simplicität verschwand nach den persischen Kriegen; ausschweifender Luxus ersezte sie. Jedoch blieb griechischer Luxus von orientalischem Luxus immer verschieden. Die sinnlichen Genüsse wurden veredelt durch bessern Geschmack, und die Thatkraft erstarb nicht in trägem, asiatischem Wohlleben.

Der Spartaner brachte seine Zeit mit gymnastischen Uebungen und öffentlichen Angelegenheiten hin. Landwirthschaft und Industrie war ausschließend der Sklaven Sache. Die Athener ehrten beide, und liebten insbesondere das ländliche Leben mit wahrer Leidenschaft. Wie sehr sie den Gewerbfleiß geachtet, beweist das Gesez, wornach ein Fremder, wenn er eine Fabrik in Attika errichtete, das Bürgerrecht unweigerlich erhielt, jenes so sehr geschäzte Bürgerrecht, welches wohl Königen bisweilen versagt ward.

Zu dem Reize eines freien, harmlosen, naturgemäßen Lebens, welcher die Athener auf's Land zog, kam noch die Neigung zur Bequemlichkeit und Pracht. Republikanische Eifersucht war, wenigstens in frühern Zeiten, durch stolze Wohnhäuser in der Hauptstadt beleidigt worden: daselbst sollten alle Privatgebäude den Schein einer bescheidenen Gleichheit tragen, und nur die öffentlichen Gebäude Pracht verkünden. Aber ihre Landhäuser moch-

(*) Vergl. Reitemeier's Gesch. des Zustandes der Sklaverei und Leibeigenschaft in Griechenland. Berlin. Mylius 1789.

(**) Einzelne, interessante Züge finden wir zusammengestellt in J. H. von Wessenberg's: „das Volksleben zu Athen im Zeitalter des Perikles.“ Zürich 1828.

ten die Reichen nach Gefallen vergrößern und schmücken; man fand nichts Arges daran.

Die Kleidung beider Geschlechter war meist aus Wolle. Attika und Arkadien erzeugten die beste, und die Athenerinen wußten sie sehr geschickt zu verarbeiten. Aber die milesische oder überhaupt jonische Wolle wurde höher geschäzt. Leinwand holte man aus dem Peloponnes, noch lieber aus Thracien und Aegypten. Seide und Baumwolle dienten zur Pracht. Ueber das anschließende Unterkleid wurde ein Mantel getragen; von den Frauen ein Rock und Schleier. Aber die Spartanerinnen gingen häufig ohne den leztern, welches den Strengen für eine Art der Nacktheit galt.

Allenthalben waren öffentliche Anstalten zum Baden. Reinlichkeit war selbst Religionspflicht. Bäder, Salben, Räucherwerk wurden unter die gemeinsten Bedürfnisse gerechnet.

Die Griechen liebten die Vergnügungen der Tafel, würzten sie durch geistreiche Unterhaltung, und paarten damit noch verschiedene Sinnenlust. Aber die Weiber — die Hetären ausgenommen — blieben von den Mahlen der Männer entfernt. Die Reichen besezten ihre Tafel mit unzähligen Leckerbissen von nah' und fern. Die Schlemmer wußten genau, welches für jede Speise die beste Gegend, Jahreszeit und Zubereitung sey, und eine gute Anzahl Schriftsteller hatte die Kochkunst zum Gegenstand gelehrter Abhandlungen gewählt (*). Syrakus brachte die besten Köche hervor.

Allgemein war der Hang nach berauschenden Getränken; und frühe schon wurde das attische Bier durch die köstlichen Weine verdrängt, welche die griechischen Berggelände und Inseln in Fülle erzeugten. Keine Gottheit hatte so viele Altäre als Bacchus, aber sein Dienst war mit vielen Ausschweifungen verbunden. Wem sind die Rasereien der Bacchantinen und Mänaden unbekannt? Die bürgerliche Macht wagte nicht, denselben Einhalt zu thun, da die Religion sie heiligte. Auch die Männer wurden ergriffen von dieser fanatischen Wuth, doch nicht in dem Grad wie die Frauen. Nur schüchtern ertönte bisweilen aus dem Mund einzelner Weisen (Euripides, Aristoteles) ein Wort des Tadels dagegen. Aus Mangel an Holz, welches zu Tonnen getaugt hätte, verdichteten die Griechen meistens ihre Weine durch Kochen, und gaben ihnen beim Gebrauch durch zugeseztes Wasser die Flüßigkeit wieder, eine Behandlung, welche nach Einiger Behauptung die Weine berauschender und angreifender für die Nerven macht.

Die beliebtesten Vergnügungen waren Musik, Tanz und Theater (s. Kap. III). Auch hatte man eigentliche Spiele, zum Theil den heutigen ähnlich (s. Anach. T. ch. 20).

§. 23. Sitten der Römer überhaupt.

Ueber die Sitten der Römer haben viele und zum Theil vortreffliche Schriftsteller geschrieben (**). Aber gar verschieden sind ihre Ansichten und Urtheile. Die einen sind des Lobes und der Bewunderung voll, die Andern des Tadels und Abscheues. Welchen werden wir beistimmen? — Zwei Unterscheidungen sind hier nothwendig, um sich zu verständigen. Einmal war

(*) Neben vielen ähnlichen Werken wurde insbesondere die Gastronomie des Archestratos gerühmt.

(**) S. insbesondere die inhaltsreiche Schrift: L. Meierotto, Sitten und Lebensart der Römer; dann auch die Wielandischen Anmerkungen zum übersezten Horaz.

die Tugend der Römer weder rein moralisch noch allgemein; fern von ihrem Gemüthe blieb die Blühte der Humanität: sanfte Güte, Weltbürgersinn, thätige Anerkennung des gemein menschlichen Rechts. Ihre Tugend war eine politische Tugend, durch mehrere Härten verunstaltet, das Produkt zusammenwirkender bürgerlicher und religiöser Einrichtungen, und ursprünglicher Beschränkung.

In der Mitte meist stärkerer Völker feindselig hingelagert, mußte Rom, das nach der Herrschaft strebte, was ihm an physischen Mitteln abging, durch moralische Kraft ersezen. Es war eine völlige Dahingebung für's Vaterland, eine Aufopferung aller Privatinteressen für's allgemeine Wohl vonnöthen. Nur ein freies Vaterland konnte solche Liebe einflößen, und nur unter mäßigen, starken, ordnungsliebenden Bürgern kann die Freiheit gedeihen, und nur solche können große Krieger seyn. Schon Romulus, da er seinen Staat auf Ackerbau und Krieg baute, legte den Grund zu dem Römercharakter, und die Errichtung der Republik befestigte ihn. Dem Krieg mögen wir die Härten, dem Landbau die Tugenden dieses Charakters zuschreiben, der Freiheit das Heroische in Beiden.

Zu diesen mächtigen Hauptursachen kam noch der Eifer der Magistrate in Bewahrung der alten Sitte, die strenge Zucht der Jugend inner und außer dem Hause, die gefürchtete Macht des Censorenamtes, und das Ansehen der in alle Handlungen des Privat- und des öffentlichen Lebens verwebten Religion. Aus der Vereinigung so vieler begünstigender Umstände wird begreiflich, wie in Rom länger und allgemeiner als irgend einem Volke glühende Vaterlandsliebe, Eifer in öffentlichen Angelegenheiten, Muth in Schlachten, mit strenger Rechtlichkeit und Unschuld des Privatlebens verbunden, gedeihen und sich erhalten konnten.

Aber bei allem dem dauerte diese Römertugend nicht viel länger als die Armuth und Schwäche des Staates. Wir haben in der Geschichte desselben gesehen, wie nach Besiegung Karthago's mit der Beute der überwundenen Nationen auch das Verderbniß nach Rom gekommen, und wie im Schooße des Glücks und der Herrschaft alle hassenswürdigen Leidenschaften rege, ja zügellos geworden.

Von diesen Leidenschaften, der Habsucht, des frechen Stolzes, der unersättlichen Herrschbegier, wird der aufmerksame Beobachter selbst in den schönern Zeiten schon die Keime wahrnehmen, deren Entwicklung durch oben bemerkte Umstände nur aufgehalten ward. Die Härte der Gläubiger gegen die Schuldner, die zum Theil empörenden Anmaaßungen der Patrizier, die schamlose Verlezung des Völkerrechtes schon in den ersten Zeiten, sind die Belege hiervon.

§. 24. Hauswesen; Ehe; väterliche Gewalt.

Welche Zeit den Römern der Krieg übrig ließ, die wurde meist mit ländlichen Arbeiten hingebracht. Die edle Simplicität jener Consuln und Diktatoren, die hinter dem Pflug einhergingen, ist wohl mit Recht gepriesen worden, und die von Produkten des Feldbaues abgeleiteten Namen eines Fabius, Lentulus, Piso und Anderer sind vielleicht rühmlicher, wenigstens humaner, als die eines Macedonicus, Asiaticus, Creticus. Zwei Morgen für den Bürger war das Maaß der ersten Ackervertheilung, dann wurden sieben gestattet; nachmals schien es Bedrückung, als Licinius Stolo und später Gracchus nur fünfhundert erlauben wollten.

Anfangs und lange wurden die Felder trefflich gebaut, große Männer (wie Cato) schrieben über Agrikultur. Nachmals verdarb der Luxus wie Alles so auch die Landwirthschaft. Italien wurde mit Kunstgärten erfüllt, Brot mußte man aus Sicilien, aus Afrika holen. Dennoch erlosch der Geschmack am Landleben nicht. Die siegenden Feldherren brachten Gemüse und Obstarten aus dem Orient nach Italien. Auf ihren schönen Villen vergaßen viele die Händel des Forums.

Ordnung, Mäßigkeit, Sparsamkeit sind die Tugenden des Landmanns; Weichlichkeit und Ausschweifung kennt er nicht. Also die Römer fast sechshundert Jahre lang. Cato noch verlangte von einem rechtlichen Mann, daß er das väterliche Erbgut unvermindert den Kindern hinterlasse; die edelsten Senatoren strebten nach dem Ruhm guter Wirthe und Hausväter.

Die eheliche Treue wurde lange heilig gehalten. Unverheiratheten Männern gestatte man Concubinen. Auch kommen Spuren von Ausleihung der Weiber vor (Plutarch, Cato). Es war verboten, eine Fremde, eine Sklavin, eine nahe Blutsverwandtin zu heirathen, längere Zeit auch die Verschwägerung patrizischer mit plebejischen Geschlechtern. Ehescheidung aus wichtigen Gründen war dem Mann erlaubt; aber lange trat kein Fall davon ein. Leichter als in Griechenland wurde dem Mann die Enthaltsamkeit; es gab wohl Dirnen in Rom, aber keine Hetären. Dagegen erhoben sich hier die Matronen, als welche minder abgesondert vom männlichen Umgang lebten, über die Griechinen an Kenntniß und Seelenadel. Große Frauen haben in jenem Zeitalter in Rom geglänzt. Doch kommen schon frühe auch Giftmischereien und schändliche Bacchanalien vor. Später aber kannte die Ausschweifung keine Grenze. Weiberintriguen und verbrecherische Leidenschaften waren ein wichtiges Triebwerk der inneren Stürme, und viele Häupter des Staats die ausgezeichnetsten Verführer.

Die väterliche Gewalt war fast unbeschränkt. Die Römer glaubten, daß häusliche Unterwürfigkeit die beste Vorbereitung zum bürgerlichen Gehorsam sey. Aber sie gingen zu weit. Nicht nur in der Gewalt, sondern im Eigenthum des Vaters waren die Kinder; er mochte sie als Sklaven verkaufen, und wurden sie vom Käufer freigelassen, abermal, und zum drittenmal verkaufen; ja er mochte sie tödten, wenn sie Uebels begangen. Solche herrische Gewalt dauerte durch's ganze Leben, sezte sich auf alle Descendenten fort, und bezog sich auf das Vermögen wie auf die Person. Doch konnte der Sohn durch Kriegsdienste und Uebung freier Kunst sich ein Peculium erwerben, und die Emancipation endete die väterliche Macht. Dasselbe Verhältniß war bei adoptirten Kindern.

Auch unabhängig von dem Ansehen des Vaters wurde die Jugend strenge erzogen. Bescheidenheit, Mäßigkeit, Ordnungsliebe, Benüzung der Zeit wurden durch Lehre und Uebung eingeschärft; auch fehlten die gymnastischen Exercitien nicht. Der künftige Bürger sollte zu Allem tauglich werden, seinem Vaterland gleich gut im Krieg und im Frieden dienen. Man suchte dem Charakter Würde, der Seele Festigkeit zu geben, und nährte den Römersinn durch die Vorhaltung vaterländischer Beispiele. In spätern Zeiten kam noch die wissenschaftliche Bildung hinzu; doch wurde sie niemals die Hauptsache.

§. 25. Sklavenrecht. Lebensweise.

Empörend wie bei keinem andern Volk — einzig das spartanische ausgenommen — war bei den Römern das Sklavenrecht. Ja in Sparta,

wo man die Heloten als Staats=Eigenthum betrachtete, fand neben der öffentlichen die Privattyrannei weniger Raum. In Rom waren die Sklaven und Sklavenkinder unbedingtes Privateigenthum des Herrn, durch's Gesez ausdrücklich als „Sachen" erklärt, die man nach Belieben behandeln und mißhandeln möge. Diese Rechtlosigkeit der Sklaven währte ohne Einschränkung bis auf die Zeiten der Kaiser, welche, eifersüchtig auf die höchste Macht, wenigstens das Leben der Knechte unter den Schuz des Gesezes stellten. Indessen gab es immer viele Herren, welche die Sklaven mild behandelten. Das Interesse mochte bei Einigen bewirken, was bei Andern die Großmuth. Auch kommen viele Freilassungen vor, und die Nachkommen der Freigelassenen vermischten sich allmälig mit den römischen Bürgern. Schon in den ersten Zeiten gab es sehr viele Knechte; aber der Luxus vermehrte ihre Zahl ungeheuer. Die häusliche Bedienung (*), die eitle Pracht, der Feldbau und die Gewerbe erheischten solche Menge. Man hat aufgezeichnet, daß ein Senator (Caecilius Claudius) deren über 4000 seinen Erben hinterlassen (**). Auch gab es öffentliche Sklaven, für gemeine Arbeiten, zur Bemannung der Ruderbänke u. s. w. Zur Rechtlosigkeit der Sklaven gesellte sich noch mannigfaltige gesezliche Schmach, und in vielen Füllen eine ganz unmenschliche Mißhandlung. Nicht nur die Sklavenkriege — mehr noch die Verschlechterung des römischen Volks durch die Ansteckung der lasterhaften und verworfenen Knechte (wie hätten also behandelte Menschen nicht alle Moralität verlieren sollen?) war die Bestrafung des verhöhnten Naturgesezes. Ja, im folgenden Zeitraum werden wir Rom selbst als Sklavin seiner Knechte und Freigelassenen erblicken.

An die Stelle der anfänglichen Frugalität und Ehrbarkeit in der Lebensweise trat später eine grenzenlose Ueppigkeit und ein Sittenverderbniß ohne Gleichen. So unersättlich die Raubsucht, so unbändig war die Verschwendung. Die Herren der Welt verschmähten jede Beschränkung ihrer Lust. Was die ausschweifendste Phantasie von Genüssen und Lastern ersinnen mag, wurde in Rom gefunden. Weder Asien — wo mehr Unwerth und Weichheit als positive Immoralität herrschten — noch Griechenland — wo die Vergehungen durch den Schleier der Grazien einigermaßen bedeckt wurden — noch die modernen Hauptstädte — in welchen Religion, Polizei und Gefühl des Anstandes die Verdorbenheit zügeln — können mit Rom verglichen werden. Nur einmal hat die Menschheit das Schauspiel einer weltherrschenden Stadt gesehen: es reicht hin zur Warnung, zum Abscheu für alle Zeiten!

Das Detail der römischen Gebräuche, als Kleidung, Tafel, Vergnügungen, Leichenbegängnisse, werden wir zum Theil unter andern geeigneten Rubriken anführen (s. insbesondere die betreffenden §§. des III. Kapitels), theils mögen wir dessen Kenntniß bei unsern Lesern voraussezen.

(*) Für die geringfügigsten Dienste hatte man eigene Sklaven, wie die Namen Cubicularii Tonsores, Vestispici, Perfusores, Unctores, Lecticarii, Cursores, Structores, Carptores, Diribitores, Janitores, Atrienses, und viele andere zeigen. Actores, Dispensatores, Medici, Chirurgi, Amanuenses waren die höhern Knechte.

(**) In den Zeiten der Kaiser wurde die Zahl noch vermehrt. Athenäus versichert, daß viele Römer seiner Zeit zehn, ja zwanzigtausend Sklaven besaßen.

IV. Völkerverkehr und Handel (*).

§. 26. Ueberhaupt. Persischer Handel.

Der Handel wurde großentheils auf denselben Bahnen getrieben, die wir schon im vorigen Zeitraum angaben. Ohnehin sind wir dort, des natürlichen Zusammenhanges wegen, bei einigen Völkern der chronologischen Ordnung vorangeschritten, und der Verkehr der Nationen erhielt sich ohne große Veränderung auch bei dem Wechsel der Herrschaft.

Phönicier, Babylonier, Kleinasiaten trieben den Handel im persischen Reich und jenseits desselben, so wie sie vor Cyrus gethan. Die Griechen, wenigstens mittelbar und in Friedenszeiten, nahmen Theil daran, und die Völker am Oxus und Indus blieben gewerbfleißig wie zuvor.

Die Perser selbst handelten zwar wenig, aber sie verzehrten viel, und erleichterten den innern und Durchgangshandel durch Anlegung von Straßen, Caravansereien und verschiedene Begünstigung. Baktra und Marakanda (Samarkand) waren die nördlichen Stapelpläze. Im Süden behauptete Babylon seinen alten Ruhm; doch nahm der Handel auf dem persischen Meerbusen ab, weil die Perser, um die Hauptstädte (**) ihres Reiches vor der Möglichkeit des Ueberfalls durch eine feindliche Seemacht zu bewahren, die Schifffahrt auf dem Tigris durch Aufführung ungeheurer Steindämme hemmten. Alexander M. zerstörte dieselben wieder, jedoch nicht vollständig.

§. 27. Griechischer.

Was wir schon im ersten Zeitraume von der Lage des eigentlichen Griechenland, von den griechischen Inseln und Kolonien (s. oben S. 120 ff.), dann von der Bekanntschaft mit den Scythen, endlich von dem ältesten Handel der Griechen (430) gesagt haben, enthält den vorläufigen Ueberblick über die Lebhaftigkeit und den Umfang desselben. Doch erhielt er erst in diesem Zeitraum, mit der politischen Macht des Volkes, seine große Ausbreitung, und später durch die macedonische Macht einen gesicherten Gang.

Aber verschiedene Ursachen bewirkten, daß Griechenland niemals eine den Vortheilen seiner natürlichen und politischen Lage angemessene Handelsgröße erreichte. Den einzelnen Freistaaten, woraus es bestand, schien immerdar die Freiheit, und nicht der Handel, der wichtigste Punkt. Die mancherlei Mittel, wodurch man in neuern Zeiten die Industrie zu heben, zu leiten, und bis auf's höchste einträglich zu machen versteht, waren meist noch unbekannt. Man dachte noch nicht daran, eine jede Kraft des Bürgers zu Geld anzuschlagen, und die Industrie blos als Staatskapital zu betrachten, welches nach Möglichkeit zu nüzen sey. Auch im Handel war die Freiheit vorherrschend, und daher oft die Privatspekulation dem allgemeinen

(*) S. außer dem oft angeführten Werke von Heeren, Ideen ꝛc. desselben Verfassers Zusäze zu der dritten Ausgabe der Ideen, Thl. I. und II. Göttingen 1815. Anderson's Gesch. des Handels von den ältesten bis auf die jezigen Zeiten, aus dem Engl. Riga 7773 — 79. 7 Thle. A. L. Schlözer's Versuch einer Gesch. der Handlung und Seefahrt der Alten. Rostock 1761. Benedikt's Versuch einer Gesch. der Schiffahrt und des Handels der Alten. Leipz. 1806 und 1819.

(**) Auch Susa am Choaspes, der durch einen Kanal mit dem Tigris in Verbindung stand, war in solcher Gefahr.

Interesse nachtheilig. Desgleichen sahen die Bürger für sich die Erwerbung nicht als den Zweck ihres Daseyns an. Die öffentlichen Angelegenheiten beschäftigten sie mehr als ihre häusliche Oekonomie, und Feldbau däuchte ihnen edler als Kunstfleiß. Ja es schien verächtlich, sich den mechanischen Verrichtungen der Gewerbe zu unterziehen, und meist wurden nur Sklaven dazu gebraucht. Doch waren nicht bei allen Staaten dieselben Begriffe herrschend. Demokratische Gemeinden — vor allen Athen — verachteten den Kunstfleiß nicht, wiewohl auch bei ihnen die eigentliche Arbeit meist den Sklaven, nur die Leitung und das Eigenthum der Fabrik den Freien überlassen blieb.

Der Mangel des Geldes war ein weiteres Hinderniß. Zwar sind (nach der Parischen Chronik) fast 900 Jahre vor Christus auf Aegina Silbermünzen geprägt worden (aus Lydien soll die Erfindung gekommen seyn), und bald wurde solches in allen bedeutenden Städten des eigentlichen Griechenlands und der Kolonien nachgeahmt. Aber man hatte nicht genug edle Metalle, nach dem Bedürfniß eines ausgebreiteten Handels; und selbst die Münzzeichen (z. B. eisernes Geld), welche in den meisten Staaten aufkamen (*), auch die Wechselbriefe (deren Isokrates in seinem Τραπεζιτικὸς sehr deutlich erwähnt), mochten jenen Abgang nicht ersezen. Der Zinsfuß blieb allenthalben sehr hoch, und an den meisten Orten der Tauschhandel vorherrschend.

Endlich sezte die unvollkommene Nautik und die geographische Unkunde dem Handel der Griechen eine enge Grenze. Nur die nähern Umgebungen des mittelländischen und des schwarzen Meeres, dann einige vorder- und hochasiatische Gegenden wurden von ihnen besucht. Außer die Säulen des Herkules haben nur Wenige ihrer Seefahrer sich gewagt, wie der berühmte Marseillaner Pytheas, Euthymenes, und einige Andere, von welchen nur zweifelhafte Nachrichten vorliegen. In solchen Verhältnissen konnten auch die Landkarten Anaximander's von Miletus und seiner Nachfolger, und die von einzelnen Reisenden verfaßten Länderbeschreibungen (**) nur eine beschränkte Sphäre erhellen. Die Idee eines Welthandels kam nicht auf.

Aber auf den Meeren, welche Griechenland zunächst umgaben, oder an deren Küste seine Kolonien lagen, und weiter mit den fremden Staaten, deren Verhältniß zu Griechenland nicht feindlich war, endlich aber unter sich selbst von Provinz zu Provinz, trieben die Griechen — als ein in Allem regsames, und ein den Werth der Erwerbung so wie des Genusses kennendes Volk — den Handel lebhaft. Auch die öffentlichen Anstalten begünstigten ihn; alle heiligen Spiele und Feste waren zugleich vielbesuchte Märkte, und überall gab es Geseze zur Erhaltung des Kredits und zur Beförderung des Verkehrs.

Unter den griechischen Handelsstaaten verdient wohl Athen den ersten Plaz. Seine Kriegs-Marine verschaffte — von Themistokles Zeiten an — auch seiner Handelsflagge Ansehen. Die Menge der auswärtigen

(*) Auch die Karthaginenser hatten dergleichen in dem von Aeschines Sokr. u. a. beschriebenen Ledergeld (s. Heeren's Afrik. Völker S. 164.)

(**) Wie die des Scylax von Carianda, Demokrit, Ephorus u. A.; von dem lezten rührt die Klassifikation der nichtgriechischen Völker in Indier, Aethiopier, Celten und Scythen her. Viel später (unter den Ptolemäern) schrieb Eratosthenes zu Alexandrien die erste systematische Geographie, welche wir aber nur aus Strabo, der sie der seinigen zu Grunde legte, kennen.

Besizungen, der Reichthum einer volkerfüllten Hauptstadt, der Industrie freundliche Geseze, die Vortrefflichkeit der Häfen, endlich die durch den Perserkrieg gewonnene politische Präponderanz gaben Athen auch in kommerzieller Rücksicht eine unvermeidliche Ueberlegenheit über seine Rivalen. Die meisten Gewässer des mittelländischen Meeres, vorzüglich gegen Asien — wo der Cimonische Friede die persische Flagge beschränkte — waren von seinen Schiffen erfüllt. Noch wichtiger war sein Handel mit Aegypten, Thracien und Macedonien, und vor allen mit den Ländern des schwarzen Meeres. In spätern Zeiten, als die Macht Athens gesunken war, theilte hier Byzanz nach seiner glücklichen Lage mit demselben den Handelsgewinn.

Durch eine eben so glückliche Lage — vorzüglich in Ansehung der schüchternen Schifffahrt der Alten — behauptete Korinth bis auf seine Zerstörung durch Rom einen äußerst lebhaften und bereichernden Handel nach Ost und West. Selbst Athen wurde in spätern Zeiten durch Korinth verdunkelt.

Wir wollen nicht wiederholen, was schon an andern Orten von dem ausgebreiteten Verkehr der kleinasiatischen Griechen und ihrer Töchterkolonien gesagt ist. Sie behielten denselben auch in der macedonischen Periode, wiewohl die syrischen Städte, insbesondere Antiochia und Seleucia, mit ihnen wetteiferten.

Von der Handelsgröße der Rhodier zeugt, außer den vielen positiven Angaben, auch der Umstand, daß, als ihre Stadt — in der macedonischen Periode — durch Erdbeben zerstört ward, alle Könige und Städte bis tief in Asien die reichsten Beisteuern zu deren Wiederherstellung gaben.

In dem westlichen Theile des Mittelmeeres glänzten Syrakus und Marseille hervor; beide, zumal Syrakus, nicht unwürdige Rivalinen von Karthago. Gegen ihre Flagge konnte hier jene der übrigen Griechen nicht aufkommen. Auch der hetrurische Handel wurde bei ihnen beschränkt. Nach dem Fall Syrakusens und Karthago's hob sich Marseille noch mehr.

§. 28. Handelsrevolution durch Alexander M. bewirkt.

Die wichtigste Handelsrevolution wurde durch Alexander M. bewirkt. Wie derselbe nach der Zerstörung von Tyrus die Stadt Alexandrien in Niederägypten erbauet, ist schon oben (S. 285) erzählt. Unfern der westlichen Nilmündung, auf einer zwischen dem Meer und dem See Mareotis sich hinziehenden Landenge erhob sich diese große, prächtige, volkerfüllte Stadt. Fünf Hafen (wovon einer am mareotischen See) nahmen die Handels- und Kriegsschiffe auf. Das arabische Meer, zu welchem vom Nil ein kurzer Landweg, auch ein Kanal führte, auf der einen, und das vielarmige Mittelmeer auf der andern Seite berührend, war Alexandrien durch die Natur selbst zum Mittelpunkt des Verkehrs zwischen den Morgen- und Abendländern, zum Stapelplaz des Welthandels bestimmt.

Kein herrlicheres Denkmal hat sich je ein König gesezt. Denn als die macedonischen Reiche bis auf die lezten Trümmer zernichtet waren, dauerte doch in einer langen Folge von Jahrhunderten und unter dem mannigfaltigsten Wechsel der Herrschaft die Handelsgröße Alexandriens fort, bis die Entdeckung des Wasserweges nach Ostindien alle Verhältnisse änderte.

Die Ptolemäer erkannten die Vortheile solcher einzigen Lage, und vermehrten sie durch zweckmäßige und prächtige Anstalten. Dahin gehören

die Einrichtung des Leuchtthurms auf der Insel Pharos, welche die Hafen deckte, die Vollendung des schon von den Pharaonen angefangenen (und nach Herodot von Darius Hystaspis fortgesezten) Kanals nach dem rothen Meere, die Anlagen trefflicher Straßen dahin (*), insbesondere nach Berenice und später nach Myoshormos, die Verbesserung dieser und anderer Hafen, die Abschickung erforschender Gelehrten (wie Megasthenes und Dionysius) nach Indien u. s. f. Dabei wurden auch die alten Handelsverbindungen Aegyptens fortgesezt, erweitert, und mit griechischer Thätigkeit betrieben. (Vergl. oben S. 185.)

Eine zweite für den Handel und die Erweiterung des geographischen Gesichtskreises äußerst merkwürdige Unternehmung des in solchen Sachen wahrhaft großen Alexander war die Seereise des Nearchus von der Mündung des Indus bis in den persischen Meerbusen (S. 187). Alexander hatte einen ansehnlichen Theil Vorderindiens kriegerisch durchzogen, und wünschte den Verkehr mit jenen reichen Ländern zu sichern und zu erleichtern. Die genauere Bekanntschaft mit diesem von den Griechen damals noch unbefahrnen Meer und den Umgebungen des Indus ermunterte jezt die vervielfältigten Handelsreisen zu Wasser und zu Land. Die Seleuciden (vor dem Emporkommen der parthischen Macht) und die Ptolomäer theilten sich in den indischen See-Handel; diese befuhren alle Küsten von Arabien bis Ceylon und Malabar. Hippalus wagte zum Erstenmal die Fahrt gerade über's Meer nach Indien. Er fuhr von Ocelis in Arabien aus. Die Seleuciden belebten vorzüglich den Verkehr zu Lande. Seleukus Nikator war mit seinem Heer bis an den Ganges gedrungen. Bengalen, Agra und Delhi traten aus der Dunkelheit hervor, das große Palibothra (an der Vereinigung des Soane mit dem Ganges) wurde entdeckt und blieb von da der wichtigste Stapelort. Vom Indus an durch Mittelasien zogen die Waaren theils auf den im vorigen Zeitraum (oben S. 182) beschriebenen Wegen, theils wurden sie stromaufwärts bis dahin gebracht, wo ein kurzer Landweg zu dem obern Oxus führte, auf dessen Rücken sie hinab in das caspische Meer, dann weiter in den Kur und nach einem abermaligen Landtransport in den Phasis und das schwarze Meer gelangten. (In noch spätern Zeiten wurden anstatt der leztgenannten Flüsse die Wolga und der Tanais [Don] gebraucht.)

Den karthagischen Handel haben wir im vorigen Zeitraum beleuchtet. Auch einige spanische und gallische Städte, wie Numantia, Narbona, Vannes (in Bretagne) u. a. trieben ansehnlichen Handel. Auf Brittanien und einen Theil der Nordseeküsten, so auch auf die skandinavischen Länder, fällt allmälig durch einzelne Entdeckungsreisen und durch Zinn- und Bernstein-Handel ein zweifelhaftes Licht.

§. 29. Römischer Handel.

Die Römer haben den Handel nicht werth geachtet und unmittelbar wenig für denselben gethan. Sie hielten für rühmlicher, die Nationen zu würgen und zu plündern, als gegen Zuführung friedlicher Industrieprodukte

(*) Der Kanal wurde niemals lebhaft befahren. Die Seichtigkeit des arabischen Busens in seinen nördlichen Theilen mag die Ursache seyn. Man schiffte darum den Nil herauf bis Koptos, und von da ging der Karavanenweg nach den im Text genannten südlichern Hafen.

einen freiwilligen Tribut von denselben zu erheben. Mehrere der blühendsten Handelsstaaten sind unter den Streichen des rohen Römerarms gefallen. Zuerst die stillen Etrusker, hierauf Syrakus und Karthago und Korinth. Auch die kleinasiatischen Städte und Rhodus, und selbst Massilia, wurden hart von ihnen bedrängt. Gleichwohl war Rom nicht ohne Handel. Es hatte eine eigene Innung von Kaufleuten (*), prägte Silbermünzen noch vor den punischen Kriegen, und schuf während des ersten derselben sich eine Marine. Nur blieb immer Krieg und Ackerbau vorherrschend. Weiter war Rom, als volkerfüllte, und später als reiche Stadt, immer ein wichtiger Markt. Endlich haben dieselben Handelsnationen, welche früher eine feindliche Behandlung von Rom erfuhren, nach ihrer Unterwerfung den wirksamen Schuz ihrer mächtigen Gebieterin gegen alle andern Feinde genossen. Das Gemälde der wohlthätigen Folgen, welche hieraus für Industrie und Handel flossen, wird der folgende Zeitraum geben.

Gleichermaßen hat die Geographie durch die Römer gewonnen; wiewohl nicht auf demselben Wege als früher durch Tyrus oder Karthago geschehen. Keine Handelsflotten hat Rom in unbekannte Gegenden gesendet, keine Entdeckungsreisen aus Wißbegier oder zu freundlichen Zwecken veranstaltet. Aber seine Legionen sind auf selbst gebahnten Pfaden in's Innere vieler damals noch unerforschten oder nur halb bekannten Länder gedrungen, und haben in Süd, Nord und Ost die Grenzen der Erdkunde erweitert. Die politische Geschichte Roms in dieser und der folgenden Periode enthält die merkwürdigsten solcher Züge; eine Uebersicht der von Rom unterworfenen Länder wird im ersten Abschnitt des dritten Zeitraums folgen.

Zweites Kapitel.

Religion (**).

§. 1. Ueberhaupt. Gelehrten-Religionen.

Die Religionssysteme, welche wir im vorigen Zeitraum herrschend erblickten, dauerten auch in diesem fort; nur wirkten, wie leicht begreiflich, die politischen Revolutionen auf die Grenzen ihrer Herrschaft. So wurde das Sabäische System durch die magische Lehre, und diese nach Alexanders M. Siegen durch die Homer'sche Mythologie beschränkt. Griechischer Kultus wurde über Asien und selbst über Aegypten verbreitet; doch bestanden neben ihm die Landesreligionen fort.

Eine im Aeußern wenig sichtbare, aber die Grundfeste der meisten Volksreligionen gefährdende Veränderung wurde in den Begriffen einer bedeutenden Menschenklasse durch die fortschreitende Aufklärung bewirkt. Zwar im Orient, wo des Menschen Geist durch klimatische und andere Umstände zum Stillstehen fast unausweichlich verdammt scheint, trat solches weniger ein; aber in den weitern Ländern, wo griechische (nachmals auch wo römische) Sprache und Wissenschaft gediehen, da konnte Hesiod's (und Numa's) Lehre nicht mehr genügend seyn.

(*) Lex Claudia verbot den Patriziern persönlich Handel zu treiben. Aber Geld dazu durften sie geben.

(**) Creuzer, über Mythologie und Religionsgeschichte. Vorrede zum 4ten Theile der Symbolik. Sodann die Schriften von Meiner's, Reinhard, Berger, Köcher, Lindemann, Böttiger, Haupt, Thieme u. A.

Es entstanden die Gelehrtenreligionen im Gegensaz jener der Menge — ein Unterschied, der für die meisten Zeiten und Orte gilt. Aber auf eine zweifache Weise entfernten sich die Gelehrten vom Volksaberglauben: einmal, indem sie in trauriges Zweifeln oder trostlosen Unglauben verfielen; oder zweitens, indem sie die Volksbegriffe zu läutern, zu veredeln strebten, und in der Vernunft eine Bestätigung des positiven Glaubens suchten. Sehr wohlthätig würde der Einfluß dieser leztern gewesen seyn, wenn sie alle mit reinem Eifer die Wahrheit geliebt hätten. Aber meistens haben solche Gelehrte an die Stelle der verschmähten Volksurtheile blos eigene Träumereien gesezt, haben chimärische Systeme aufgebaut, und den Triumph ihrer Theorien, nicht aber jenen der Wahrheit gesucht. Mit einer seltsamen Inkonsequenz versagten und versagen meistens diese Afterweisen dieselbe Denkfreiheit, die sie für Sich ansprechen, den übrigen Sterblichen. Sie maßen sich an, wer einen Punkt mehr glaubt, als Sie, wie einen Schwachkopf zu verachten, wie einen Atheisten zu verfolgen, wer einen weniger annimmt, und überhaupt anzufeinden, wer nicht ihre Worte nachspricht. Einige Wenige jedoch, in allen Zeiten und Ländern, werden gefunden, welche der wahren Weisheit huldigen. Sie sind alle zusammen verbrüdert, und ohne Verabredung, ja bei dem verschiedensten Klang der Worte, kommen sie doch mit einander überein in den wesentlichsten Punkten des Denkens, d. h. sie kommen überein mit der Natur und mit der ewig gleichen Menschenvernunft.

Wir werden von den religiösen Meinungen der berühmtesten Gelehrten und Weisen bei der Geschichte der Philosophie ein Mehreres sagen. Den öffentlichen Kultus haben sie wenig angetastet — sie scheuten den Pöbel und die Priester; ihre exoterische (äußere) Lehre war ganz verschieden von der esoterischen, die sie nur wenigen Vertrauten ertheilten. Aber einiges Licht ging dennoch von ihnen in die Welt aus; es wurden wenigstens die krassesten Vorurtheile bestritten, eine bedeutende Anzahl Menschen zum Selbstdenken gebracht, und die Priester selbst zur Vorsicht und Mäßigung gezwungen. Indessen war mehr im Einreissen als im Aufbauen die Kraft dieser Weisen wirksam. So wie sie die alten Religionen wankend machten, so schien auch unhaltbar, was Sie an deren Stelle sezten. Aber es wurde durch sie wenigstens der Boden bereitet, worauf eine zum tief gefühlten Bedürfniß gewordene reinere Lehre später gedeihen mochte.

§. 2. Römische Religion.

Noch haben wir von der römischen Religion zu sprechen. Dieselbe war — so wie Numa sie einführte (*) — hetrurischen Ursprungs, aber gleichwohl in den meisten Stücken der griechischen ähnlich. Auch mochte schon in den frühsten Zeiten auf mancherlei Wegen die griechische Mythologie nach Italien gelangt seyn, und der nachmalige nähere Verkehr der Römer mit den Griechen veranlaßte noch eine genauere Gleichförmigkeit. Wir treffen in Rom dieselben Gottheiten wie in Hellas, nur mit verändertem Namen, dieselben Göttergeschichten, nur minder poetisch, und sehr ähnliche Gebräuche an, nur etwas modificirt nach den übrigen Begriffen und Verhältnissen der Römer, und vermehrt durch einige Nationalgötter (wie Aeneas, Quirinus rc.) und Andere, welche eigens die Klugheit der

(*) Schon Romulus soll sechzig Priester aus den angesehensten Männern gewählt haben. Aber erst sein Nachfolger gab — gleichfalls der Sage nach — dem Religionswesen eine feste Gestalt.

Gesezgeber zu moralischen oder politischen Zwecken geschaffen, als Fides, Terminus u. s. w. So finden wir auch eine ganz ähnliche Gottesverehrung durch Gebete, Opfer (leider auch Menschenopfer! (*), vielerlei Feste, Spiele und Mysterien. Von den heiligen Spielen (den circensischen, amphitheatralischen und scenischen) wird an einem andern Orte die Rede seyn. Die Mysterien waren der Ceres, Proserpina, Bona Dea und dem Bachus geweiht, aber minder wichtig als die griechischen. Der Tempel waren viele, die meisten prächtig; auch wurde in Hainen, Höhlen rc. die Gottheit verehrt.

Das Detail der römischen Mythologie kann ich wohl bei meinen Lesern voraussezen. Doch ist nicht dieses, oder das blose Gerüst, das Materielle der römischen Religion, was den Welthistoriker interessirt, sondern der innere Charakter derselben, und ihr Verhältniß zum Staat und zur allgemeinen Kultur.

Die Römer waren sehr religiös. Kein öffentliches, kein wichtigeres Privatgeschäft wurde ohne Anrufung der Götter und ohne religiöse Gebräuche begangen. Sie glaubten sich ringsum von Göttern umgeben, den Zeugen ihrer geheimsten Handlungen, den Rächern des Lasters, den Leitern und selbst Verkündern des Schicksals. Rom war schon Herrscherin der Welt, als dieser fromme Sinn noch währte. Erst in den Zeiten der Bürgerkriege lehrte die griechische Philosophie die Römer zweifeln; und später riß mit dem äußersten Sittenverderbniß auch Unglaube in den höhern Ständen ein. Wenn wir die Erzählungen des Livius und Plutarch lesen (welche wenigstens den Ton der betreffenden Zeiten, bei Plutarch wohl auch seine eigene Sinnesweise schildern), wenn wir selbst einen Cicero von einem Traum als einer von Gott eingegebenen Ahnung sprechen hören (de divin. I. 28.); so können wir nicht verkennen, daß nicht nur Frömmigkeit, sondern abergläubische Gemüthsart und meist sklavische Götterfurcht ein Hauptzug des Römercharakters bei Großen und Kleinen gewesen.

Trefflich hatten die ersten Gründer des Staats sowohl als seine folgenden Häupter diesen religiösen Sinn genüzt und gepflegt. Sie hatten ihn zu einer Hauptstüze der Verfassung, zum Triebwerk des Gehorsams und des patriotischen Eifers, zum Erhalter der politischen Tugend gemacht. Die Religion war das kostbarste Staatseigenthum; sie antasten hieß gegen die Majestät des Volkes sündigen (**). Hinwieder wurde für Gottlosigkeit gehalten, die Fahnen zu verlassen, den Magistraten nicht zu gehorchen, gegen den Vorzug edler Geschlechter zu kämpfen. Ohne diese heilige Waffe wären die Patrizier viel früher und vollständiger der Plebs erlegen. Alle schwereren Pflichten, alle härteren Opfer wurden den Bürgern im Namen der Götter aufgelegt; alle Tugenden, an deren Erhaltung dem Staate lag, wurden zu Religionspflichten gestempelt; jedes Widerstreben wurde durch Autorität des Himmels gedämpft.

Daher konnten die griechischen Götterfabeln, in so fern sie blos Dichterphantasie, und theils von belustigender, theils von sittenverderblicher Wirkung waren, in Rom keinen Eingang finden. Hier wurde nur aufge-

(*) In großen Gefahren, als bei einigen gallischen Kriegen, wurden Menschen geschlachtet. Nach der Niederlage bei Canná begrub man vier Personen lebendig. Der mildere Gebrauch, alljährlich eine Zahl Menschenfiguren in die Tiber zu werfen, floß wohl ursprünglich aus derselben Quelle.

(**) Auch die Sacra privata (Hausgottesdienst) mußten vom Volke gebilligt seyn.



nommen, was politisch nüzlich schien. Der Charakter der römischen Religion blieb ernst und feierlich; sie reichte den Ausschweifungen weder Deckmantel noch Entschuldigung dar, sondern schärfte die Gebote der Sittlichkeit und des Rechtes durch eine höhere Sanktion ein. Jedoch nicht des öffentlichen Rechts; denn da sie Staatsmaschine und Dienstmagd der Politik war, so gebrauchte man sie (bei Kriegserklärungen, Friedensschlüssen und Bündnissen waren Priester, die Fecialen, nöthig) zur Beschwichtigung des Gewissens, zur Aufrichtung des Selbstvertrauens in den abscheulichsten Kriegen, und zur Beschönigung der gröbsten Attentate gegen das Völkerrecht.

Aus demselben Grunde, daß die Religion in Rom mehr zum Besten des Staates als zu jenem der Bürger vorhanden war, floß auch die Unbestimmtheit ihrer Unsterblichkeitslehre. Es scheint dieselbe nie als ein Hauptpunkt des Glaubens betrachtet worden zu seyn. Die Gebete an die Götter bezogen sich fast ausschließend auf das öffentliche Wohl, und die meisten Erzählungen vom Elysium oder Tartarus galten für Phantasien der Dichter.

§. 3. Römische Priesterschaft.

Der Grundcharakter der römischen Religion — als politischer Triebfeder — ist vornehmlich in den Verhältnissen ihrer Priesterschaft sichtbar, so wie er in denselben auch die Bürgschaft seiner Erhaltung fand. Die römischen Priester machten (wenigstens in der bekannten historischen Zeit; ursprünglich mag ein eigener Stamm der Priester gewesen seyn) weder eine erbliche Kaste, noch einen besondern Stand aus. Ihr Amt war ein Staatsamt, welches man auf ähnliche Weise wie die übrigen erlangte, oder auch als gesezlich mit den hohen Magistraturen verbunden besaß. Einige (wie die Auguren und Flamines) behielten es zwar lebenslänglich; aber da sie vom Volke gewählt, und meistens Glieder des Senats waren, so konnte kein streitendes Interesse aufkommen.

Zu der allgemeinen Aufsicht über den Gottesdienst waren die Pontifices unter ihrem Oberhaupt, Pontifex maximus, bestimmt. Sie wurden auf den comitiis tributis, und zwar lange Zeit blos aus den Patriziern gewählt; und so wichtig schien die Macht des obersten Pontifex, daß nachmals August zur Erhaltung der Herrschaft für nöthig fand, sich dieselbe so wie die consularische und tribunicische zuzueignen.

Von dem größten Einfluß war das Amt der Auguren. Ihre ursprünglich tyrrhenische Kunst erheischte ein besonderes Studium. Die höheren Auspicia — die Beobachtung des Vögelfluges, des Donners und Blizes, dann des Fressens der heiligen Hühner — gehörten ihnen. Kein bedeutendes Staatsgeschäft wurde anders als auspicato vorgenommen; und so standen die Comitien und die wichtigsten Verrichtungen der Magistrate scheinbar unter der Leitung der Auguren, sie selbst aber unter jener der Regierung. Eben so die Aruspices, denen die kleinern Auspicien aus den Eingeweiden der Opferthiere, aus Rauch und Flamme, und aus übernatürlichen Begebenheiten — portentis — übergeben waren. In die nämliche Klasse können wir auch die Ausleger der berüchtigten Sibyllinischen Bücher (*)

(*) Die Legende von der Sibylle von Cumä ist Jedermann bekannt. Die sogenannten Sibyllinischen Bücher, die noch vorhanden sind, haben einen viel spätern Ursprung.

(anfangs Duumviri, nachmals Quindecimviri sacris faciundis) sezen. Außer diesen einheimischen Orakeln nahmen die Römer bisweilen zu fremden, insbesondere zu griechischen Zuflucht. Begreiflich waren Diejenigen, die solche Blendwerke vernahmen oder leiteten, für sich Selbst von der Täuschung frei.

Noch waren die Curionen, Fecialen und mehre Andere, insbesondere auch der Rex sacrorum, dem Gottesdienst überhaupt gewidmet. Aber es gab auch Priester einzelner Gottheiten. So die drei Flamines, Dialis, Martialis und Quirinalis, und zwölf Flamines minores; so die Salier (Verwahrer des vom Himmel gefallenen Schildes), die Luperci (Priester des Pan), Galli (der Cybele), und vor allen die hochverehrten Jungfrauen der Vesta. Dieselben verwahrten das ewige Feuer (Symbol der allbelebenden Naturwärme), und mußten strenge Keuschheit halten. Gräßlich war die Strafe der Uebertretung; doch waren nur 4, nachmals 6 Vestalinen, und wenn sie 30 Jahre (vom 6ten oder 10ten Lebensjahr an) ihren Dienst versehen hatten, so durften sie in die Ehe treten.

Drittes Kapitel.

Kunst und Wissenschaft.

I. Allgemeiner Ueberblick.

§. 1. Griechische und Römische Zunge.

Die zwei Nationen, welche wir oben (Kapitel 1. §. 1.) als an der Spize der Kultur dieses Zeitraums stehend betrachtet haben — Griechen und Römer — werden hier allein uns beschäftigen. Die orientalische Kunst und Wissenschaft haben wir im vorigen Zeitraum beleuchtet. Sie blieb in ihrer Hauptgestalt dieselbe; außer wo sie der griechischen wich, welches nach Alexanders M. Zügen in den wichtigsten Ländern Asiens und in Aegypten geschah. Denn viel weiter als die griechische (macedonische) Herrschaft, wenigstens auf dauerhaftere Weise, wurde der Unterricht und die Sprache der Griechen verbreitet. Was der Aegypter, der Syrer, Babylonier, Kleinasiate, Kappadocier u. s. w., zum Theil was der Jude und was später der Ost-Römer schrieb, Alles wurde eine Bereicherung der griechischen Zunge. Griechische Baukunst und Bildnerei schmückten die Länder bis an den Oxus und Indus, und der parthische Hof vergnügte sich an den griechischen Schauspielen.

Dieselbe Ausbreitung erhielt im Abendland — wiewohl später — die römische Sprache. Hier hatten die Völker vor ihrer Unterwerfung durch Rom noch wenig Kunst und keine Literatur besessen. (Karthago ausgenommeu, von welchem aber leider nichts übrig ist. Doch wissen wir, daß Bücher vorhanden waren. Sicilien uud Unteritalien aber gehörten zur griechischen Zunge). Die Literatur, welche nachmals aufkam, war nicht einheimisch, sondern römisch; so wie auch die Provinzialen Römer wurden.

Auch in den Ländern der römischen Zunge, und noch durch den größten Theil des folgenden Zeitraums erhielt sich das Ansehen der griechischen Sprache, als des vorzüglichsten Hilfsmittels zum Unterricht, oder als der eigentlichen gelehrten Sprache. Wohl verdiente sie durch den Reich=

thum der in ihr vorhandenen Werke (von denen nur noch wenige Uebersezungen vorlagen) und durch ihre vortreffliche Ausbildung diese allgemeine Herrschaft. Auch konnte solche nach den damaligen Verhältnissen nicht anders als wohlthätig wirken. Denn die griechische Sprache war nicht eine todte, sondern eine unter weitverbreiteten Völkern lebende Sprache, sonach der fortwährenden Umbildung nach dem Gange der Geisteskultur empfänglich. Der allgemeine Stand der Civilisation unter den alten Nationen erlaubte ohnehin nicht, daß die Wissenschaften auch ein Gemeingut der untern Klassen würden. Die Kostspieligkeit des Unterrichts bewirkte die Ausschließung auch ohne die Sprache. Und es war, bei den noch scharfen Sonderungen der Nationalcharaktere und Sitten, dem menschlichen Geiste Bedürfniß, daß durch ein gemeinsames Organ der Mittheilung die Gemeinschaft des Strebens und Fortschreitens erleichtert würde. Gleichwohl eifert Juvenal — im folgenden Zeitraum — gegen den übertriebenen Hang für's Griechische. Seine Vorgänger hatten das Studium der griechischen Sprache und Wissenschaft als das unentbehrlichste Mittel des Unterrichts warm und vielstimmig gepriesen.

Was wir oben (Kap. I. §. 2 — 4) von den Ursachen und dem gegenseitigen Verhältniß der griechischen und römischen Kultur überhaupt gesagt haben, ist vorzugsweise auf Kunst und Wissenschaft anzuwenden. Mit alleiniger Ausnahme der Rechtsgelehrsamkeit, welche in Rom erst zur eigentlichen Wissenschaft wurde, haben die Römer in keinem Zweige der Literatur — und auch der Kunst — was Anderes geliefert als Nachbildungen, Auszüge, Kommentare oder Kompilationen der griechischen Originalwerke. Sonach hatten sie gegen die Griechen stets die nothwendige Inferiorität der Nachahmer — wenn auch zum Theil sehr glücklicher Nachahmer — gegen Originalgenie's. Auch erkannten sie, auf wahrhaft liberale Weise, dieses Verhältniß durch Wort und That. Der Unterricht griechischer Meister schien unumgänglich nöthig zu höherer Geistesbildung; es wurden die Namen der edelsten, ausgezeichnetsten Römer in die Matrikeln der Schulen zu Athen, Rhodus ꝛc. eingetragen, und was der Dichter sagte: G„rajis ingenium, Grajis dedit ore rotundo musa loqui etc.“ mochte als Ausdruck des Nationalurtheils gelten.

§. 2. Oeffentliche Spiele.

Wir haben (Kap. I. §. 2.) die öffentlichen Spiele als eine Hauptursache der griechischen Kultur erklärt. Dieselben sind auch als politische und religiöse Einsezung merkwürdig; aber hier scheint der geeignetste Ort zu ihrer Betrachtung.

In unsern Zeiten, bei so völlig geänderten Verhältnissen, und zumal für uns kältere Nordländer, ist es schwer, sich einen Begriff von dem enthusiastischen Eifer zu machen, womit die Griechen ihre Spiele begingen. Bei ihnen waren Spiele und Feste nicht nur Belustigungen; sie waren Bedürfnisse, wichtige Staatsangelegenheiten, lebhafte Märkte, Gottesdienst, Kriegsübung, Nationalband und Gelegenheit zu glänzendem Ruhm. So viele Beweggründe, vereint und auf so reizbare Menschen wirkend, brachten ein Interesse hervor, welches uns schwärmerisch, sogar thöricht erscheint, und wodurch allein die Spiele für Griechenland das werden konnten, was sie wirklich gewesen sind.

Jede Stadt, Jede Nation hatte ihre eigenen Spiele; aber vier waren,

woran ganz Griechenland Theil nahm, als die hochgefeierten Olympischen (deren wir schon oben S. 115. vorläufig Erwähnung thaten), dann die Pythischen — zu Delphi regelmäßig im dritten Jahr einer Olympiade begangen — weiters die Nemeischen und Isthmischen Spiele (jene bei Nemea und diese auf der korinthischen Erdenge).

Ursprünglich bestanden die meisten neben den gottesdienstlichen Ceremonien blos aus den gymnastischen Uebungen des Laufes, Ringens, Kämpfens mit Cesten, Diskuswerfens, auch Wagenfahrens. In dieser Hinsicht war ihr Nuzen gering. Anstatt den Körper zu stärken, erschöpften sie ihn, wie Galenus bemerkt, durch die übertriebene Anstrengung, und in Schlachten waren, als die Kriegswissenschaft in etwas sich gehoben, die Athletenkünste ohne Wirkung. Dagegen mußte der gräßliche Anblick des Pugilats, wo die Kämpfer gleich wilden Thieren sich zerfleischten, empörend für edle Gemüther seyn, oder bei öfterer Wiederholung barbarische Fühllosigkeit erzeugen. Aber später wurden die körperlichen Uebungen mit geistigen Wettkämpfen verbunden, und diesen leztern — den sogenannten musikalischen Uebungen — waren mehrere Spiele — wie die Pythischen — ausschließend, oder wenigstens vorzugsweise gewidmet. Zwar erlangte niemals der Dichter, der die beste Hymne gesungen, oder der Tonkünstler, der die schönste Melodie erdacht, die ausschweifende Lobpreisung Desjenigen, der am schnellsten das olympische Stadium durchlaufen (*): aber dennoch Ruhm genug, um die Seele der Preiswerber durch Nacheiferung zu entzünden, und ihr Genie zum kühnsten Fluge zu stärken. Zudem waren solche Spiele für sich selbst, als Schaupläze aufgeregter Leidenschaften, so wie unverhüllter Menschenformen und lebendiger Kräfte, als Versammlungspunkte ungezählter Volkshaufen aus allen Ländern der griechischen Zunge, auch für die trägste Phantasie erhebend, für die reizbare begeisternd. Endlich fanden hier der Redner, der Philosoph, der Historiker, so auch der bildende Künstler, die herrlichste Gelegenheit, die Schöpfungen ihres Genie's — wenn sie auch ohne Beziehung auf den eigentlichen Wettkampf waren — einer gedrängten und geschmackvollen Versammlung vorzulegen, und durch ihren lohnenden Beifall zu neuer Anstrengung sich zu ermuntern.

Von diesen griechischen Spielen waren die römischen durchaus an Charakter und Zweck verschieden. Die griechischen Athleten waren freie Bürger; an einigen Spielen nahmen die vornehmsten Männer, ja selbst Könige der griechischen Zunge, wenigstens durch Stellvertreter, Theil. Bei den Römern waren die Spiele blose Volksbelustigung, die durch gedungene Leute vom niedrigsten Pöbel oder durch abgerichtete Sklaven geschah. Anstatt, wie bei den Griechen, die edle Ruhmbegierde zu entzünden, durch Wetteifer das Talent zu erhöhen und ein Band der Vereinigung für freie Völker zu seyn, bewirkten die römischen Spiele späterhin das Vergessen der Freiheit, und nährten zugleich die Frivolität und die Barbarei des Charakters. Von den Ausschweifungen und den selbst staatsverderblichen Faktionen des Circus wird noch in der spätern Kaisergeschichte die Rede seyn. Eine noch schärfere Rüge verdienen die amphitheatralischen

(*) Wahrhaft abenteuerlich ist die Ehre, die solchen olympischen Siegern widerfuhr. Sie wurden von den größten Dichtern besungen, in die Annalen verzeichnet, im Triumphgepränge von ihren Mitbürgern eingeholt, oft mit reichen Gaben belohnt und lebenslang verehrt. Es war unmöglich, für den Retter des Vaterlandes mehr zu thun. Aber gerade durch solche Verherrlichung der olympischen Sieger übte und vervollkommnete sich die bildende und redende Kunst.

Spiele, welche wir schon in den Zeiten der Republik in ihrer empörenden Abscheulichkeit erblicken. Im 490sten Jahr nach Erbauung der Stadt wurden zum erstenmal öffentliche gladiatorische Spiele gegeben. Als eine barbarische Privatleichenfeier waren sie schon von Alters her üblich. Von nun an unterhielt der Staat eine stets anwachsende Zahl von Fechtersklaven, deren blutige Kämpfe, abwechselnd mit Thiergefechten, die Lieblingslust des Römervolks wurden. Auch diesen Frevel werden wir unter den Kaisern auf eine noch schauderhaftere Höhe gebracht sehen. — Von den scenischen Spielen, als in das Gebiet der schönen Künste gehörend, wird gleich unten die Rede seyn.

§. 3. Schulen.

Zur Vorbereitung für solche Spiele, überhaupt zur physischen Ausbildung der Jugend, waren bei den Griechen eigene Schulen, die Palästren und Gymnasien, von Staatswegen angeordnet. Ueber Ordnung und Aufsicht in denselben wachten Geseze und Magistratspersonen. Der geistige und moralische Unterricht war von den Gymnasien nicht ausgeschlossen; doch blieb die höhere wissenschaftliche Bildung Privatschulen überlassen, die sich aber mancherlei Begünstigung von Seiten des Staats erfreuten. Die wichtigste darunter war ohne Zweifel die Freiheit, denn nur diese braucht der menschliche Geist, wo er einmal aufgeregt ist, um jede Bahn der Erkenntniß zu brechen, und glorreich zu erfüllen. Zumal jene der Philosophie, als welche keines kostbaren Apparats zu ihren Forschungen bedarf, aber nur in der Luft der Freiheit lebet. Als einst zu Athen — so erzählt Diogenes Laertius — der Demagoge Sophokles die philosophischen Schulen der Aufsicht des Senates unterwerfen wollte, so wurden sie alsogleich von den Lehrern geschlossen; worauf das atheniſche Volk mit preiswürdiger Liberalität sich beeilte, die den Philosophen zugedachte Beleidigung durch eine große Geldstrafe, die es dem unbesonnenen Redner auflegte, wieder gut zu machen.

Kein anziehenderer Schauplaz läßt sich gedenken, als jene Gärten und Hallen der Philosophen zu Athen, zum Theil aus dem Privateigenthum der Lehrer, zum Theil aus den freiwilligen Gaben der Schüler, aus testamentarischen Geschenken von Freunden der Wissenschaft erwachsen und im erblichen Besiz der verschiedenen Schulen Jahrhunderte durch verharrend. Nahe bei der Stadt zwischen den Bächen Cephissus und Ilissus dehnten sich die vorzüglichsten derselben aus. In der Mitte hausten die Epikuräer, nördlich an ihnen die Platoniker, und südlich die Schüler des Aristoteles. „Eine Reihe von Oelbäumen, eine Myrthenlaube trennte die Systeme, und diente dem Gebiet verschiedener Meinungen zur Grenze.“ (Pauw). Lehrer und Schüler lebten, wie eigene Gemeinwesen in wohlgeordneter Verfassung beisammen; aber auch den Fremden war der Zutritt erlaubt. Zwei tausend Schüler hörten die Vorlesungen Theophrast's, und die Schulen der Beredsamkeit waren noch zahlreicher besucht, als jene der Philosophie. Die Genügsamkeit der Lehrer verlangte nur eine geringe Bezahlung, ihre Frugalität diente den Schülern zum Vorbild; man lebte nur für die Weisheit. Die Eroberungen Alexanders und selbst die Herrschaft der Römer vermehrten noch den Glanz dieser Schulen. Aus allen Ländern der weitverbreiteten griechischen Zunge, so wie aus dem fernsten Abendlande strömten wißbegierige Zöglinge dahin, und wiewohl in der politischen

Sphäre die Freiheit zu Grunde gegangen, so dauerte sie doch in den Schulen der Philosophen fort.

Auch in andern Städten, vornehmlich in Rhodus und Alexandrien waren berühmte griechische Schulen; doch erreichten sie den Glanz der athenischen nicht. Insbesondere waren die von Alexandrien fast ausschließend den mathematischen und physikalischen Wissenschaften gewidmet. Den freiern Forschungen der allgemeinen Philosophie, so wie der, erhebend auf die Gemüther wirkenden Beredsamkeit, konnten die ägyptischen Despoten nicht hold seyn. Die Naturwissenschaften dagegen und die Mathematik mochten sie ohne Gefahr begünstigen, ja wohl zu politischen und staatswirthschaftlichen Zwecken nüzen.

Die allmälig aufkommenden Schulen der Römer erscheinen gegen die griechischen in einer ärmlichen Gestalt. Jene der Jurisprudenz ausgenommen (Tib. Coruncanus, Pontifex Maximus, eröffnete dieselben im Jahr 500 der Erbauung Roms), waren sie ganz unbedeutende Privatanstalten, deren Unzugänglichkeit für die höhere Bildung die Römer selbst erkanten (*).

§. 4. Bibliotheken.

Von desto größerer Wichtigkeit mußte in jenen Zeiten die Beschaffenheit der Schulen seyn, je mehr der Selbstunterricht aus Büchern durch die Theurung und Seltenheit der Exemplare erschwert ward. Zwar schrieben viele Freunde des Wissens die Werke ihrer Lieblingsschriftsteller ab (Demosthenes verfertigte mit eigener Hand acht Kopien von Thucydides), und Andere trieben solches Kopiren als ein Gewerbe (**); aber dieß konnte dem Bedürfniß nicht genügen. Auch hatten viele der vortrefflichsten Lehrer ihre Grundsäze gar nicht, oder nur unvollständig der Schrift vertraut. Daher blieb der Wißbegierige auf ihren mündlichen Unterricht beschränkt, aber gerade hiedurch genöthiget, eifrigst aufzufassen und in sein Inneres aufzunehmen, was er nicht geschrieben zum äußern Eigenthum erhielt. Doch kamen auch nach und nach Bibliotheken, wenigstens in einigen Städten, zumal in Athen, auf. Pisistratus soll die erste gesammelt haben. Später legten reiche Privatpersonen dergleichen an. Auch war ein eigener Handelszweig mit Büchern, welche hiedurch in die fernsten Kolonien und selbst in fremde Länder kamen. Die größte Bibliothek der alten Welt wurde in Alexandrien von den Ptolomäern gesammelt, mit unermeßlichem Aufwand. Sie war allernächst dem Gebrauche des Museums gewidmet (einer unseren heutigen Akademien ähnlichen Anstalt, aus welcher eine große Zahl der berühmtesten Gelehrten hervorgegangen), und befand sich wie dieses in dem Theile der Stadt, welcher Bruchion hieß. 400,000 Bände soll sie gezählt haben, und andere 30,000 wurden noch in dem Tempel des Serapis aufgestellt. Die im Bruchion wurden ein Raub der Flammen in Cäsars alexandrinischem Krieg. Doch leistete Antonius einigen Ersaz, indem er aus der den Römern heimgefallenen pergamenischen Bibliothek (welche fast mit der alexandrinischen zu weteifern vermochte) eine ungeheuere Menge Bücher (wir lesen hier wieder die runde Zahl von 200,000 Bänden) seiner Kleo-

(*) Der jüdischen Schulen zu Jerusalem, Alexandrien, Babylon u. a., dann der chaldäischen zu Babylon, und jener der Magier zu Susa wollen wir wenigstens in einer Note erwähnen.

(**) Das gewöhnlichste Schreibmaterial waren Rollen von ägyptischem Papyrus; doch gebrauchte man auch Leder, Leinwand, Tafeln u. s. w.

patra schenkte. Solche Aufhäufung der literarischen Schäze an einem Ort war eine unglückliche Maaßregel; den sie mochten durch einen Zufall alle zu Grunde gehen.

Auch die Römer sammelten schon Bibliotheken. Aemilius Paulus A. U. 590 gab zuerst das Beispiel. Viele ahmten ihm nach. Aber nicht durch Kauf oder Abschrift — durch Raub gelangten sie meistens dazu. Doch trifft solcher Vorwurf Cicero und seinen gelehrten Freund Attikus nicht. Der Lezte beschäftigte eine Menge Sklaven mit Bücherabschreiben, und trieb selbst Handel damit. Die Geschwindschreibekunst durch abgekürzte Zeichen (von Cicero's Freigelassenem Tironische Noten genannt) war eine römische Erfindung.

II. Schöne Künste und Wissenschaften.

§. 5. Griechische Kunst. Ueberhaupt.

Was ließe sich sagen über die griechische Kunst, das nicht schon vielmal und besser gesagt wäre? — Man erkennt, daß diese Kunst einzig ist, das unerreichbare Vorbild für alle spätern Zeiten. Man begreift auch, warum dem also ist, und warum jene Kunst eben so wenig zurückkehren kann, als eine griechische Religion, Dichtkunst, Verfassung, Sitte, mit allen klimatischen und genetischen Charakterzügen des alten Hellenenvolkes wieder erstehen kann.

Das Detail der Kunstgeschichte überlassen wir den Aesthetikern. Unserem Zwecke mögen wenige Säze genügen.

1) Von eben so rohem Anfang als bei den barbarischen Völkern ging die griechische Kunst aus. Phönicier mögen sie etwas verbessert haben. Aber ihre eigentliche Weihe und ihre charakteristische Gestalt erhielt sie durch die Mythologie, oder durch die Götter- und Heroen-Geschichte, welche ihrerseits der Poesie den Ursprung dankte. Was Phidias laut bekannte, daß er das Ideal seines olympischen Jupiter in Homer gefunden, das mochte von allen griechischen Künstlern gelten. Nicht die Natur, die sie umgab, so anmuthig sie war, nicht die Menschengestalten in Hellas, so schön sie sich entfalteten, wurden die Modelle ihrer Werke. Etwas Höheres, was nur in der Dichterphantasie, nicht in der Wirklichkeit lag, schwebte als Urbild den Künstlern vor, und ließ sich selbst in jenen Gestalten erkennen, deren äußern Umriß, oder deren einzelne Züge sie von Sterblichen entnommen.

2) Die Kunst war nach ihrer Anwendung und ihren Gegenständen ganz oder größtentheils öffentlich. Nicht zur Ausschmückung von Privathäusern, zur Befriedigung der Liebhaberei oder der Laune der Reichen, sondern einzig und allein zum öffentlichen Genuß und zum öffentlichen Bedürfniß arbeitete sie. Die Kunst wurde, so wie die Wissenschaft, als etwas Hohes, dem ganzen Volk oder der Menschheit Angehöriges betrachtet; und so konnten auch ihre Produkte nicht Privateigenthum seyn. Sie erbaute Tempel für Götter; Hallen, Theater, Gymnasien, Odeen für's Volk und die Magistrate; sie verherrlichte solche Gebäude und die öffentlichen Pläze durch Statuen der Götter und Heroen oder der Sieger in Kampfspielen, durch Abbildung mythologischer und Helden-Geschichten, durch sinn- und geschmackvolle allegorische Verzierung; gewöhnlich auf öffentliche Anordnung, oft auch auf jene von Privaten, welche die Andacht zu Weihgeschenken, patriotische Freigebigkeit oder Eitelkeit zur Errichtung von Denkmalen trieb. Es ist wohl

begreiflich, daß solche Zwecke und Darstellung geeigneter seyen, den Künstler zu begeistern, als die knechtische Arbeit im Dienst von Privaten oder zu alltäglichem und unedlem Gebrauch. Indessen hatte freilich der allgemeine Kunstsinn der Nation auch auf geringere Produkte, auf Geräthschaften und Fabrikate Einfluß; selbst der Gewerbsmann in Griechenland arbeitete mit Geschmack. Die Schmeichelei gegen die Gewaltigen, denen man Statuen bei ihrem Leben schon errichtete, und die Portraitmalerei, endlich der überhandnehmende Luxus führten die Kunst allmälig auch in's Privatleben ein. Jedoch im eigentlichen Griechenland weniger als auswärts. Pausanias, welcher so viele öffentliche Kunstwerke verzeichnete, hat nicht eines einzigen bei einem Privatmann gedacht.

3) Politische Umstände, Macht und Reichthum der Nation nach den persischen Triumphen, Wetteifer der einzelnen Städte und vor Allem der aufstrebende Geist und das Glück Athens begünstigten den Flor der Kunst. Um unter den griechischen Städten die Erste zu werden, schien nothwendig, auch die reichste, die herrlichste an Kunstwerken und öffentlichen Monumenten zu seyn. Nicht minder als Themistokles und Cimon durch ihre Siege hat Perikles durch die Schöpfungen der Kunst den Primat Athens befestigt.

4) Als aber in dem freien Griechenland die Kunst zur Reife gelangt, und der Geschmack des Volkes gebildet war; da erhielten sich beide als festgewurzelte Pflanzen auch unter der macedonischen und römischen Herrschaft. Ja, die Herrscher selbst huldigten ihnen, und es war denjenigen Kunstwerken, welche große Kraft und Aufwand heischten, der Reichthum und die Machtvollkommenheit derselben günstig. Auch dehnte das Gebiet der Kunst sich aus. Aegypten, Syrien, Kleinasien, Italien wurden geschmückt durch sie. Gleichwohl sank im Ganzen — und wenn auch abwechselnd Perioden der Wiederauflebung kamen — die griechische Kunst, was jedoch erst im folgenden Zeitraum, mit der allgemeinen Abnahme des Genie's und der Kraft, auffallend sichtbar wird.

5) In Gemäßheit dieses allgemeinen Ganges werden in der griechischen Kunst der alte, der hohe, der schöne, und dann der verdorbene Styl unterschieden. Der erste, dessen Charakter das Harte und Geradlinichte ist, herrschte bis auf Phidias Zeiten (um 3530). Wir kennen ihn blos durch Münzen und Beschreibungen. Kraft und Richtigkeit der Zeichnung waren sein Verdienst. Der hohe Styl, voll des edelsten Ausdrucks und majestätischer Würde, der geeignetste für Göttergestalten, jedoch ohne die mildere Schönheit, reicht bis auf Praxiteles (um 3630). Noch sind Werke aus dieser Periode vorhanden. Die Künstlernamen Phidias — der Homer der Kunst — Skopas, Myron u. A. glänzen in ihr. Durch Praxiteles, Lysippus und (den Maler) Apelles, aber nur für ein paar Generationen, blühte der schöne Styl — die Vollendung der Kunst — auf, wo Hoheit mit Reiz sich paarte, und die zarte Wellenlinie wie ein Hauch der Grazien in allen Gebilden lebte. Wir besitzen welche davon, gerade genug, um den Verlust der übrigen in seiner ganzen Schwere zu fühlen. Mehr sind aus den spätern Zeiten der allmälig sinkenden Kunst — oder von dem nachahmenden und gezierten Styl — übrig. Das Höchste war erreicht, der Rückgang fast unvermeidlich. Wer an die vorhandenen Modelle sich hielt, hatte — als Nachahmer — das Feuer und die Kraft des Originalgenie's nicht; wer aber noch weiter gehen wollte, gerieth auf Uebertreibung und Künstelei. Doch gilt dieß nur im Allgemeinen und nach der schärfern

Kritik. Viele Künstler der macedonischen und römischen Periode besaßen die ächte Weihe des Genie's.

§. 6. Baukunst.

Das bisher Gesagte hat vorzüglich auf Bildnerei oder Plastik Beziehung, ist jedoch auch von der Malerei und Baukunst im Ganzen wahr. Mehrere Maler — wie Zeuxis, Parrhasius und vor allen Apelles, haben einen gleichen Ruhm wie die größten Bildner erworben. Mehrere waren zugleich in verschiedenen Künsten groß. Ueberhaupt aber hat die Malerei, deren Werke weniger geeignet zu öffentlicher Ausstellung und weniger dauerhaft sind, auch geringere Schäzung als die Plastik genossen. Es sind sehr wenige und nur spätere Gemälde, wohl aber viele Beschreibungen derselben auf uns gekommen.

Dagegen behauptete die Baukunst auch unter den Griechen den ihr gebührenden Rang, und blieb am längsten ausschließend den öffentlichen Zwecken geweiht. Die republikanische Eifersucht duldete keine Pracht an Privatgebäuden, und die Kunst, welche Götterwohnungen baute, hatte keine Verhältnisse, die sich für das Haus eines Bürgers schickten. Die bekannte Stelle in Dicäarchus lehrreicher Beschreibung Griechenlands, wo der auffallende Kontrast zwischen der Aermlichkeit der Privathäuser und der Pracht der öffentlichen Gebäude Athens bemerkt wird, könnte allein schon jeden Zweifel heben, wenn wir auch so viele andere Beweise nicht hätten. Erst spät, in der Römerzeit, hat die höhere Baukunst dem reichen Uebermuth von Privaten Palläste errichtet.

Wer könnte die Wunder der griechischen Baukunst verzeichnen? Viele wirken noch in ihren Trümmern mit zauberischer Kraft auf uns. Von andern sind genaue Beschreibungen vorhanden, und es ist die aufeinander folgende Anwendung der dorischen, jonischen und korinthischen Säulenordnung, als eben so vieler Stufen der Kunst (analog mit dem hohen, schönen und üppigen Style) zu erkennen(*). Die meisten griechischen Tempel wurden um die Zeiten der Perserkriege erbaut. Die Tempel des Apollo zu Delphi und auf Delos sind etwas früher errichtet, und in der dorischen Ordnung, so auch verschiedene Tempel in Großgriechenland. Der Tempel der Juno auf Samos und jener der Diana zu Ephesus, ein Wunder der Welt, waren wenig jünger, aber schon in der jonischen Ordnung. Der Tempel des Jupiter und jener der Minerva (Parthenon) zu Athen, die großen Tempel zu Olympia, Eleusis und viele andere erhoben sich in kurzer Frist. Um dieselbe Zeit wurden in den meisten Städten prächtige Säulengänge — die Lieblingsgebäude der Griechen — Theater, Odeen, Gymnasien u. s. w. aufgeführt; später aber, unter der macedonischen Herrschaft, Aegypten und Asien mit neuen Städten und einzelnen Bauwerken in griechischem Geschmack erfüllt. Vor allen strahlte die Herrlichkeit Alexandriens.

§. 7. Römische Kunst.

Die Eroberung Siziliens und später Achaja's machte die Römer mit griechischen Kunstwerken bekannt, auch lüstern darnach, aber keineswegs

(*) Doch unterscheidet man die Hetrurische und die Römische Ordnung: von denen jene älter und roher als die Dorische, diese eine Verbindung der Korinthischen und Jonischen ist.

selbst zu Künstlern. Nach den römischen Begriffen von Völkerrecht gehörte Alles dem Sieger, was des Besiegten gewesen; und da die rohen Landleute an der Tiber durch die Waffen nun mächtig und reich geworden, so begehrten sie auch nach vornehmern Genüssen. Daher, nachdem sie Griechenland unterjocht und entwaffnet, ihm das Mark ausgesogen und die Blühte seiner Bevölkerung hingewürgt hatten; so raubten sie ihm noch seine friedlichen Kunstwerke, die kostbarste aber harmlose Zierde, den einzigen noch übrigen Trost in seiner Erniedrigung. Sie schleppten weg, wessen sie habhaft wurden, verdarben dabei und zertrümmerten Vieles, und stellten die unrühmliche Beute als glorreiche Triumphstücke im Vaterland auf. Keine Unbild war den Griechen schmerzlicher; sie glaubten mit zweifach heiligem Recht zu besizen, was die Schöpfung ihrer einheimischen Kunst war, und hingen mit schwärmerischer Leidenschaft an den Denkmalen ihres vaterländischen Ruhms. Nachmals kamen wieder bessere Zeiten. Die Römer, nach vorübergegangenem Siegesrausch, übten weniger Gewaltthat mehr. Auch war es nicht so leicht, den Kunstreichthum Griechenlands zu erschöpfen. (Noch zu Plinius Zeit zählte man blos in Delphi 3000 Statuen, und vom Dianen-Tempel zu Ephesus sagt derselbe Schriftsteller, daß mehrere Bände zur Beschreibung von dessen Kunstschäzen erforderlich wären). Aber Vieles und zum Theil das Beste wurde geraubt, und jedes leere Piedestal, in Tempeln, Hainen und Pläzen erinnerte die Griechen an ihre Schmach und an den Uebermuth ihrer Bedrücker.

Allmälig versuchten die Römer ihr eigenes Künstlertalent. Aber niemals durften sie ihre Werke neben die griechischen stellen. Auch wurden griechische Künstler zu allen bedeutenden Arbeiten gebraucht. Nur in der Baukunst mögen die Römer den selbstständigen Ruhm der Größe und Festigkeit ansprechen. Die Schönheit mußten sie auch hier von den Griechen lernen. Schon die Könige hatten in Rom die erstaunenswürdigen Kloaken, dann das Kapitolium und den Circus maximus erbaut. Nach einem langen Stillstand (denn die Wiedererbauung der Stadt nach dem gallischen Brand geschah flüchtig und schlecht) wurde die Herrscherin der Welt durch eine Menge von Prachtgebäuden geziert. Es stiegen stolze Tempel, Basiliken, Porticus, Bäder, Triumphbogen, Theater und Amphitheater, selbst reiche Privatgebäude empor, alle prangend mit geraubten und gekauften Kunstschäzen, überherrlich, aber beladen mit der geplünderten Völker Fluch. Doch schufen die Römer auch gemeinnüzige und wahrhaft große Werke. Ihre Wasserleitungen, ihre Heerstraßen, Brücken ꝛc. verdienen die Bewunderung aller Zeiten. Kein Volk hat in solchen Sachen das römische erreicht.

§. 8. Gymnastik und Musik.

Von der Liebe der Griechen zur Gymnastik zeuget, was wir oben von den öffentlichen Spielen und Gymnasien sagten. Die meisten Uebungen derselben bezogen sich jedoch auf die Palästrik, welche nicht wohl eine schöne Kunst genannt werden kann. Der Orchestik aber (gleichfalls ein Theil der Gymnastik) kommt diese Benennung zu, weil Schönheit das Grundgesez des Tanzes ist. Der Gebrauch beim Gottesdienst (heilige Tänze kommen fast allenthalben vor), mehr noch die Anwendung auf's Theater, wo man auch die Mimik damit verband, hoben die Orchestik. Insbesondere gewann sie bei den Römern, welche die mimischen und panto-

mimischen Spiele leidenschaftlich liebten, und zur höchsten Vollkommenheit brachten (*). Auch die Palästrik wurde von ihnen geschäzt. Doch beschränkten die Bürger sich auf Privat-Uebungen, und später besuchten sie die griechischen Spiele.

Der Gymnastik wurde die Musik entgegengesezt, aber man nahm dieses Wort in gar verschiedenem und oft sehr ausgedehntem Sinne. Nicht blos die eigentliche Tonkunst wurde darunter verstanden; gewöhnlich rechnete man auch Deklamationen, Tanz und Gebärdenspiel, Poesie und Redekunst dazu (**), oder überhaupt alle geistigen Uebungen (daher die ἀγῶνες μουσικοὶ, im Gegensaz der γυμνικοὶ); oder endlich in noch größerer Allgemeinheit Alles, worauf sich der Begriff der Harmonie natürlich oder figürlich anwenden läßt, sonach fast das ganze Gebiet sowohl der spekulativen Wissenschaften, als der praktischen Philosophie, und die wirkliche Tugendübung. Diese schwärmerische Erweiterung des Begriffes galt vorzüglich in der Pythagoräischen Schule, wie wir unten bemerken werden. Für jezt haben wir nur von der Tonkunst zu reden.

Schon in frühen Zeiten lernten die Griechen dieselbe kennen, im Geleit der Poesie und der sanftern Gesittung. Die ältesten Dichter und so auch die meisten ihrer Nachfolger waren zugleich Tonkünstler, was den Eindruck ihrer Gesänge verstärkte. Daher der Musik nicht minder als der Dichtkunst die erste Civilisirung der Nation zugeschrieben wird. Deßwegen, und weil man ihre mächtige Wirkung auf die Gemüther fortwährend erkannte, hielten die größten Gesezgeber und einsichtsvollsten Magistrate für nothwendig, sie durch Anstalten und Verordnungen zu begünstigen, und mit Strenge über ihre Erhaltung zuwachen (***). Man brauchte sie beim Gottesdienst, bei Volksversammlungen, bei jeder öffentlichen und Privatfeier; unwissend darin zu seyn, war Schande. Aber ihr Charakter war Würde und Ernst, Vergnügen nur ein untergeordneter Zweck. Den Sturm der Leidenschaften sollte sie besänftigen, nicht erregen. So wurden bei Gastmahlen Götter- und Heldenhymnen gesungen, um die Ausschweifung des Trunks zu verhindern; so folgte eine Zahl Flötenspieler den Spartanern in die Schlacht, um den Ungestüm der jungen Krieger zu mäßigen u. s. f. Bei solcher Anwendung schien auch wichtig, den wohlberechneten Erfolg durch unveränderte Beibehaltung derselben Instrumente, Tonarten und Sangweisen zu sichern. Aber die Einführung der Musik auf das Theater, mehr noch der allgemein einreißende Hang des Vergnügens, änderte nach und nach ihren Charakter. Die Musik wurde künstlicher, vollkommener, aber auch weicher, üppiger, gefährlicher für Phantasie und Herz. Solche Aenderung kam zuerst in dem milden Jonien auf, und verbreitete sich bald im eigentlichen Griechenland. Es war vergebens, daß man durch Geseze und Strafen den Neuerungen begegnete, daß die spartanischen Ephoren dem milesischen Timotheus vier Saiten von seiner Zither wegschnitten: bald wurde selbst das grämliche Alter

(*) D. h. indem sie die gedungenen öffentlichen Tänzer durch reiche Belohnung ermunterten. Aber an den Bürgern selbst wurde das Tanzen für eine schändliche Ausschweifung gehalten, wie aus dem Eifer erhellt, womit Cicero den Murena gegen die Beschuldigung des Tanzens vertheidigt. (Pro Muren. 6.)

(**) Die Wunder, die man von der Musik erzählt, konnten nur von der vereinten Wirkung jener Künste herrühren. So muß die Mythe von der Leyer Amphion's, so die Sage von Terpander, der durch die Musik einen Aufruhr dämpfte, verstanden werden.

(***) Plato behauptete, daß Neuerungen in die Musik einführen, so viel heiße, als die Grundfesten des Staates erschüttern.

durch den verführerischen Reiz dahingerissen, und der Tadel einiger strengen Eiferer verlor sich in dem entzückten Beifallsruf der Menge.

Auch die Römer liebten die Musik, doch minder leidenschaftlich als die Griechen, und ohne ihre Erlernung allgemein vorzuschreiben.

Das Detail des Mechanischen und Artistischen von der alten Musik, und ihre Vergleichung mit der neuern ist theils durch die Natur der Sache schwierig, theils für uns unwichtig. Wißbegierige Leser mögen darüber Marpurg's Geschichte der Musik, und Montucla's hist. de Mathematiques zu Rathe ziehen.

§. 9. Dichtkunst.

Ein weiteres Feld öffnet sich hier uns, dessen Blühten uns anziehen, und das wir gleichwohl nur im Vorübergehen begrüßen dürfen. Die vorgezeichneten Grenzen dieses Buches erlauben nicht, von der überreichen Dichtkunst der Griechen und dem unsterblichen Chor ihrer Sänger anders als summarisch zu reden.

Mit Beziehung auf Jenes, was schon oben S. 227 von der ältesten griechischen Poesie gesagt ist, beginnen wir von Homer, ihrem eigentlichen Schöpfer (*), dessen ferntönende Gesänge mit Zauberkraft auf seine Zeit und auf alle folgenden wirkten. Das Zeitalter, das Leben Homer's ist, so wie die ursprüngliche Gestalt seiner Gedichte, mit Dunkelheit umhüllt. Lykurg soll — ungefähr hundert Jahre nach des Sängers Tod — die vereinzelten Bruchstücke derselben gesammelt, und nach Griechenland gebracht haben, wo sie lange Zeit durch die Rhapsoden gleichfalls stückweise und nur aus dem Gedächtniß gesungen wurden, bis Solon durch ein Gesez die Folge derselben ordnete, und endlich der Pisistratide Hipparchus mit Hilfe geschickter Grammatiker aus ihnen die beiden großen Epopöen, die Iliade und Odyssee, zusammensezte. Kein Sterblicher — wenige Stifter religiöser Sekten im Kreis ihrer Bekenner ausgenommen — ist gepriesen worden wie Homer; auch hat kein Dichter so mächtig und vielseitig wie er auf seine Nation und mittelbar auf die übrigen gewirkt. Er hat durch den allgemeinen und bleibenden Enthusiasmus, den seine herrlichen Gesänge weckten, der gesammten griechischen Kultur einen poetischen Charakter gegeben, die Religion durch seine Göttergeschichten bestimmt, patriotische Begeisterung durch Verkündung des Nationalruhms entflammt, hohe Gesinnung erzeugt, schöne natürliche Gefühle angenährt, und den Griechen den ersten freien Blick in die Welt und das Leben ertheilt. Wenn wir die nothwendige Beschränkung seines eigenen Gesichtskreises durch Zeit und Umstände bedenken, so werden wir jene Kenntnisse nicht von ihm verlangen, die er nicht haben konnte; wir werden auch über kleine Schwächen eines Sterblichen wegblicken, und dafür über den Reichthum seiner Ideen, die Tiefe seiner Gefühle, die Wahrheit seiner Ansichten, die Treue seiner Gemälde so sehr als über den Schwung seiner Phantasie und die Musik seiner Worte staunen. Homer kann nie aufhören, erhebend und lehrreich zu seyn; gleichwohl ist wahr, daß er auch übertrieben — wahrhaft abgöttisch — verehrt worden.

(*) Die Gedichte seiner Vorgänger sind verloren. Welche man unter ihrem Namen herumtrug, wurden schon von den Alten für unterschoben erklärt. Aristoteles zweifelte, ob es einen Orpheus gegeben. Auf jeden Fall war die Poesie vor Homer noch in ihrer Kindheit, und ohne bestimmte Gestalt. Er gab ihr einen bleibenden Charakter, und seine genialischen Werke wurden Vorbild und Quelle für jede Gattung der Dichtkunst.

Fast um dieselbe Zeit wie Homer lebte Hesiod zu Askra in Böotien, der Vater des Lehrgedichts unter den Griechen. Seine Theogonie ist neben den Homer'schen Gesängen das Gesez der griechischen Mythologie geworden.

Von den nähern Nachfolgern dieser beiden großen Dichter haben wir wenig Kunde. Aber von den Zeiten Solons (auch er war Dichter) hebt eine glänzende Reihe von Sängern in jedem Zweige der Dichtkunst an. Von dem hohen Pindar, dem zärtlichen Anakreon, den phantasiereichen Bukolikern Theokrit, Bion und Moschus, dann von den nachbenannten Dramatikern und einigen Andern hat das Glück uns Mehreres erhalten. Aber von den Meisten sind nur dürftige Fragmente oder gar Nichts vorhanden. Aristoteles schrieb Regeln der Dichtkunst.

Die dramatische Poesie wurde bald die geschätzteste aus allen. Thespis um die 53ste Olympiade bereitete sie vor durch eine freiere Behandlung der alten Satyre und eine regelmäßigere Anordnung der Chöre. Nach ihm theilte sich das Drama in die Tragödie und Komödie. Jene — das ernste Heldenspiel — war idealisirte Darstellung großer Begebenheiten der Vorzeit; diese — wie man sie treffend charakterisirt hat — die Parodie der Gegenwart. In der ersten sind nach der 70sten Olympiade Aeschylus, Sophokles und Euripides — alle drei gleich groß, doch jeder in seiner Art, der erste durch genialische Kraft, der zweite durch tiefes Gefühl, der dritte durch Kunst ausgezeichnet, — die unerreichten Vorbilder für alle folgenden Zeiten geworden. (Nur Shakespeare und Schiller dürfen sich ihnen vergleichen). Die Komödie war anfangs bloses Pasquill, Verhöhnung namentlich aufgeführter, bisweilen wirklich tadelnswürdiger, bisweilen edler Personen. Aristophanes Werke gehören hieher. Die mittlere Komödie milderte den Unfug der alten durch Weglassung des Namens der Gegeißelten; und endlich stellte die neue Komödie blos ideale Charaktere auf. Von beiden lezten Arten sind nur noch Bruchstücke übrig. Am Meisten ist der Verlust von Menander's Werken zu bedauern. Die Liebe der Griechen für's Theater ging bis zur Ausschweifung. Wir lesen — was jedoch wohl übertrieben ist — daß in Athen auf die Aufführung einiger Tragödien von Sophokles mehr verwendet wurde, als der ganze peloponnesische Krieg gekostet, und daß die Todesstrafe darauf gesezt war, eine andere Verwendung des für Schauspiele bestimmten Fonds auch nur vorzuschlagen.

Die Poesie der Römer fing erst an sich zu bilden. Lange hatten sie blos Götter- und Heldenlieder, die muthwillige Satyre und die sogenannten fescenninischen Verse. Später schrieb Ennius historische Gedichte — nicht für die Unsterblichkeit. Mehr hob sich die dramatische Poesie. Livius Andronikus (3714), ein griechischer Sklave, machte den Anfang. Nach ihm schrieb der geniale aber derbe Plautus, ein beißender Sittenmaler seiner Zeit. Ihn übertraf an Feinheit, Kunst und Geschmack der vortreffliche Terentius, Scipio's des Jüngern Freigelassener und Günstling, Menanders glücklicher Nachahmer. Von ihm an hebt sich die römische Dichtkunst, doch erst im folgenden Zeitraum ersteigt sie den Gipfel.

Auch in Rom waren die scenischen — wie die übrigen — Spiele zugleich eine religiöse und politische Einsezung, und hiedurch wurde die Leidenschaft dafür erhöht. Die Theater waren äußerst prächtig und groß, die Schauspieler, wiewohl sie anfangs für unehrlich galten, stiegen zu Reichthum und Glanz auf. Roscius war der Abgott des Volkes und genoß

Cicero's und vieler Großen Freundschaft. Pylades (unter August) konnte mit stolzem Bewußtseyn zum Kaiser sprechen: „Danke mir und Bathyllus, daß wir das Volk zu beschäftigen wissen!“ — Diese beiden Künstler waren vorzüglich in der Pantomime groß, einer Kunst, die nach Condillac's Bemerkung in keinem nördlichen Lande, sondern nur allda gedeihen konnte, wo die Lebhaftigkeit des Gefühls selbst die gewöhnliche Rede mit ausdrucksvollen Gebärden begleitet, und daher auch das Verständniß ihrer Bedeutung leichter macht (*).

§. 10. Beredsamkeit.

Nicht minder als durch die Dichtkunst glänzten die Griechen durch Beredsamkeit hervor. Wenn jene in einer glücklichen Naturanlage und in der Harmonie der schönsten, klangvollsten aller Sprachen eine mächtige Begünstigung fand: so war diese vorzugsweise die Frucht der freien Verfassung. Gleichwohl hob sich, bei der Leidenschaft der Griechen für Poesie, die Prose nur langsam; selbst Geseze wurden in Versen abgefaßt. Empedokles und Parmenides trugen die Lehrsäze ihrer Philosophie in dichterischer Sprache vor. Endlich bewirkten Pherecydes aus Scyros, und Kadmus von Milet die Aufnahme der ungebundenen Rede. Schriftsteller aller Art, besonders Geschichtschreiber, vervollkommneten sie, und die lebendige Beredsamkeit blühte auf in Volksversammlungen, Senaten und Gerichten. Auch die Redekunst gedieh, und verstärkte die Kraft der natürlichen Suade. In Sicilien stiftete Korax von Syrakus die erste Schule der Rhetorik; bald kamen ähnliche in Griechenland auf. In diesen wie in den philosophischen Schulen herrschten aber nur allzulang die Sophisten, welche mit ihrer spizfindigen und feilen Kunst dem Verstand und Herzen schadeten. Gorgias vor den meisten Andern war berühmt in derselben, und erwarb sich großen Reichthum. Die edlere Beredsamkeit siegte jedoch im Ganzen, und auch hier wie sonst allenthalben hat der Ruhm Athens den der übrigen Griechen überstrahlt. Kaum mögen neben den athenischen Rednern noch andere genannt werden.

Wir haben der merkwürdigsten unter denselben — von Solon und Pisistratus an durch alle Zeiten der Freiheit — als eines Themistokles, Perikles (des Donnernden), Alcibiades, Aeschines, vor Allen aber des großen Demosthenes (**), theils in der politischen Geschichte, theils in jener der Staatsverfassung (S. 406) gedacht. Auch Antiphon, Andocides, Lysias, Lykurgus, Demades und viele Andere haben Ruhm erlangt; aber mehrere schändeten denselben durch feile Gesinnung. Nicht also der ehrwürdige Isokrates, welchem jene zum Theil ihre Bildung verdankten. Isokrates, wiewohl eine schüchterne Bescheidenheit ihn von der öffentlichen Tribune entfernte, hat durch seine schriftlichen Reden, die er zum Theil

(*) Bei der großen Anstrengung, welche die theatralische Aktion, wenn sie den Römern gefallen sollte, erheischte, konnte die Sitte aufkommen, die Deklamation der Rolle davon zu trennen, und einem andern Schauspieler zu überlassen. Endlich machte die Vervollkommnung der Gebärdensprache die Deklamation ganz entbehrlich. Von dem Künstler Memphis wird behauptet, daß er nicht nur leidenschaftliche Rollen, sondern sogar Lehrsäze einer abstrakten Philosophie durch Mimik dargestellt habe!

(**) Diesem herrlichen Manne hat Heeren (Ideen III. Thl S. 411. f) ein würdiges Denkmal gesezt. Und auch sich selbst. In der Auswahl der Lieblingscharaktere spiegelt sich die eigene Seele des Schriftstellers.

an Völker und Könige richtete, und wirksamer noch durch den Unterricht, den er einer großen Zahl von Schülern ertheilte, der Sache der Freiheit sowohl als der bessern Redekunst wichtige Dienste geleistet. Als bei Chäronea die Freiheit fiel, tödtete sich ihr neunzigjähriger Redner verzweifelnd durch Hunger.

In der macedonischen Zeit blühte der edle Demetrius von Phalera; und noch viele Geschlechter hindurch erhielt sich der Ruhm der athenischen Redner, mit welchen auch die Schule von Rhodus wetteiferte. Doch schlich sich an die Stelle der alten Würde und kraftvollen Simplicität ein gekünstelter Geschmack, Ueberladung mit Blumen und tönenden Worten ein, so wie die patriotischen Reden verdrängt wurden durch knechtische Schmeichelei. Dagegen wurde das Studium der Sprache vervollkommnet. Große Männer, selbst Aristoteles, und nach ihm viele andere, erhoben dasselbe. Alexandrien wurde die wichtigste Schule für Grammatik (Kritik und Philologie).

Auch nach Rom wurde die griechische Beredsamkeit verpflanzt, und fand daselbst ein günstiges Erdreich. Schon früher hatten sich die starken Seelen großer Römer in Sachen der Freiheit und des Vaterlandes — oft auch der Partei — in kunstloser und eindringlicher Rede ergossen. Ein Brutus, Appius Claudius, Licinius u. A., mehr noch die beiden Grachus, rissen die gleichgestimmte Menge ihrer Zuhörer hin, und sezten die Gegner in Verwirrung. Allmälig schlich sich indessen — ungeachtet des Widerstrebens altrömischer Eiferer, die darin eine Andeutung des Verderbnisses erblickten — die künstliche Beredsamkeit der Griechen ein. Vergebens wurden (A. U. 591) die Philosophen und Rhetoren durch ein Senatsdekret aus Rom verbannt. Die Zeiten der Einfalt waren vorüber: man fühlte das Bedürfniß des Unterrichts. Die Jünglinge, die nach Einfluß und Aemtern strebten, besuchten die griechischen Schulen; liberale Senatoren überstimmten die Eiferer. In Rom selbst wurde eine Schule der Beredsamkeit durch L. Plotius eröffnet. Schon früher schrieb Cato der Censor eine Rhetorik (*). Von da an trat in dem Forum eine Reihe der herrlichsten Redner auf: der unglückliche Antonius (s. oben S. 369) Cotta, voll Würde und Anmuth, Crassus, Sulpitius — minder glänzend in der pathetischen Rede als in der lichtvollen Entwickelung wissenschaftlichen Rechtes, dessen berühmtester Lehrer er war — Hortensius, der König des Forums genannt, und vor Allen Cicero, der beiden Vorigen Nebenbuhler, Sieger und Freund, der vortrefflichste unter den Rednern Latiums, und würdig neben Demosthenes zu stehen. (Vergl. S. 378. 395.) Andere, zumal Hortensius, übertrafen ihn an äußerlichen Gaben; ihre Reden machten Eindruck so lange sie sprachen. Cicero's Reden gewannen bei bedachtsamer Lesung, und haben sich bei dem Untergang der übrigen erhalten, da man sie vorzüglich würdig der Erhaltung fand.

Diese Männer alle bekleideten hohe Staatsämter, und hiedurch hob sich eben die Beredsamkeit (und Jurisprudenz), da sie den Weg zu solchen Stellen bahnte. Selten gelangte Einer dahin, der nicht Redner war; bei

(*) Um diese Zeit fing auch die kritische Bearbeitung der lateinischen Sprache an. Der gelehrte Terentius Varro machte sich besonders verdient um sie. Noch im 88sten Lebensjahre sezte er seine schriftstellerischen Arbeiten fort. Wir haben Bruchstücke davon. Selbst der große Julius Cäsar schrieb grammatikalische Abhandlungen; die obersten Gewalthaber interessirten sich um die Reinheit der Sprache.

aller Tugend waren Cato und Brutus genöthigt nach Suade zu ringen, und, mit der Fülle der Macht umgeben, hielt der Diktator Cäsar nicht unter seiner Würde, sein schon von Natur vortreffliches Rednertalent fortwährend zu üben, und nach weiterer Vervollkommnung zu ringen.

III. Historie.

§. 11. Griechische Historie.

Das meiste, was wir hier zu sagen hätten, ist bereits unter der Rubrik der Quellen bemerkt worden. Doch haben wir dort nur diejenigen Historiker aufgeführt, welche noch — ganz oder in Fragmenten — vorhanden sind, und manche wurden genannt, die erst im folgenden Zeitraum blühten, weil sie gleichfalls Aufschluß geben über die frühere Zeit. Jezt betrachten wir die Geschichte blos als Wissenschaft, als einen Zweig des literarischen und Kultur-Zustandes dieser vorliegenden zweiten Periode. Ein sehr wichtiger Zweig, weil von ihm vielleicht mehr als von irgend einem andern Wirkungen ausgehen auf die späteste Folgezeit.

Wir haben den dürftigen Zustand der Geschichte bei den Orientalen und überhaupt im vorigen Zeitraum gesehen. Einzig auf Ueberlieferungen und Denkmale, höchstens auf Inschriften (bei den Aegyptern Hieroglyphen) beschränkt, konnte sie nicht den Namen der Wissenschaft ansprechen; und selbst bei den Hebräern, unter denen vortreffliche Schriftsteller aufstanden, war sie mehr Poesie, und hatte fast ausschließend eine religiöse Tendenz. Erst die Griechen haben ihr eine eigene wissenschaftliche Sphäre angewiesen, ohne Abbruch der Schönheit ihr eine pragmatische Gestalt gegeben, und, nach einigen schüchternen Anfängen, in Herodot, Thucidides und Xenophon vollendete Muster der Historiographie erhalten. Wenn gleich alle drei eine unwürdige Behandlung von ihren Mitbürgern erfuhren, so wurden gleichwohl ihre und ihrer Nachfolger Werke mit hohem Enthusiasmus aufgenommen. Die Vorlesung von Herodot's Büchern hatte ein allgemeines Entzücken erregt, und selbst in dem rohen Sparta wurde einem spätern Historiker, Dicäarchus, der über dasselbe geschrieben, die Ehre zu Theil, daß man alljährlich, in Beiseyn der Ephoren, sein Werk vor den versammelten Bürgern ablas.

Der Ruhm, den jene großen Meister erlangten, mochte talentvolle Männer aufmuntern, in ihre Fußstapfen zu treten. Auch standen eine Menge Geschichtschreiber in allen Theilen Griechenlands auf. Philistus in Syrakus, Anaxis und Dionysiodorus in Böotien, Anaximenes von Lampsakus verdienen hier genannt zu werden. Auch Ktesias (s. oben S. 240), wiewohl im Ausland schreibend, gehört hieher; vor Allen aber die beiden berühmten Schüler des Isokrates, Ephorus und Theopompus, von denen der erste die ältere Geschichte der Griechen und der barbarischen Nationen durch einen langen Zeitraum mit rednerischem Schwung erzählte; der zweite aber eine Fortsezung von Thucidides Geschichte, insbesondere aber jene Philipps von Macedonien schrieb, und nach dem Ausspruch von Kennern an Eifer, Kunst und Wahrheitsliebe seinem Vorbild ähnlich war, aber noch strenger als Thucidides in Beurtheilung der Menschen und ihres Thuns.

Unter einer großen Zahl Anderer bemerken wir Xenokrates von Chalcedon, Heraklides Pontikus, Megasthenes, den Verfasser

der indischen Geschichten, den freimüthigen und unglücklichen Kallisthenes, Theophrastus, dessen Freund, und noch mehrere Schüler des Aristoteles, Paläphatus Abydenus, hierauf die vielen Geschichtschreiber Alexanders M., und in der ganzen macedonischen Periode eine dichte Schaar von Geschichtschreibern, die theils in Griechenland selbst, theils auswärts, vorzüglich in Alexandrien, aufstanden, unter denen sich ausgezeichnete Staatsmänner, wie Demetrius Phalereus, Aratus, und vom höchsten Range, wie Ptolemäus Evergetes, auch sonst berühmte Gelehrte, wie Timäus Siculus, Eratosthenes von Cyrene, Apollodorus, Archias, Posidonius, mehrere Apollonius, Didymus u. A. befinden. Auch Fremdlinge, wie der Babylonier Berosus, der ägyptische Manetho u. A., vermehrten, weil sie griechisch schrieben, den Reichthum der griechischen Literatur. Der Wenigen aus ihnen, von denen noch Fragmente übrig sind, haben wir unter den Quellen der verschiedenen Volksgeschichten gedacht, und den aus Allen hervorleuchtenden Polybius (s. oben S. 232) insbesondere gewürdigt. Es ist allerdings zu beklagen, daß von so vielen Schriftstellern theils gar nichts, theils nur unbedeutende Bruchstücke erhalten wurden; aber die spätern, die wir noch besizen, haben wenigstens aus jenen geschöpft. Auch ist es nach den Proben, die vor uns liegen, wahrscheinlich, und bei der Betrachtung des Zeitgeistes in der macedonischen und römischen Periode — denn nur die Freiheit kann Großes erzeugen — leicht erklärbar, daß unter allen Verlornen Keiner war, der einen Thucydides oder Xenophon erreicht hätte.

Ueber die Historiographie der Hebräer (s. oben S. 302 die Quellen ihrer Geschichte) ist in diesem Zeitraum nichts Besonderes zu sagen.

§. 12. Römische.

Dafür fordert Rom unsere volle Aufmerksamkeit. Zwar viele von den Schriftstellern, die wir unter den Quellen dieser Periode aufzählten (oben S. 313 f.), gehören erst dem folgenden Zeitraum an; aber die größten haben schon den gegenwärtigen oder doch gleich den Anfang des nächsten verherrlicht; eine allgemeine Charakteristik derselben mag hier füglich ihre Stelle finden. Vieles davon wird auch auf die griechischen Geschichtschreiber passen.

Unter allen ernsten Disciplinen wurde, die Rechtswissenschaft ausgenommen, von den Römern die Geschichte am Meisten geschäzt. Nationalstolz trieb sie an, sich an den Thaten der Vorfahren zu ergözen, und sie hatten die Wirksamkeit großer Beispiele zur Erhebung des Charakters erkannt. Daher, sobald unter ihnen die Geschichte, mit der allgemeinen Kultur, einigermaßen aus der Kindheit hervortrat, Ehre in reichem Maaß den Geschichtschreibern zu Theil wurde, und bald auch die Ersten im Staate nach dieser Ehre strebten. Nicht weil er Dichter war, sondern weil er die Thaten der Römer besungen, wurde Ennius so laut gepriesen, und seine Leiche der Beisezung im Familienbegräbniß der Scipionen gewürdigt. M. Porcius Cato aber, der in seiner altrömischen Strenge gegen die Einführung verschiedener Wissenschaften, als verschwistert mit Weichlichkeit und Verderbniß, eiferte, suchte seinen eigenen Ruhm durch Verfassung historischer Bücher zu erhöhen. Wenn wir von ihm an durch fast alle folgende Zeiten die Reihe der römischen Geschichtschreiber durchgehen, so finden wir uns meist unter den ausgezeichnetsten — oft erlauchten — Männern des Staates. Fabius

Pictor, dessen Haus Rom so viele Consuln und Diktatoren gegeben, Fulvius Nobilior, Posthumius Albinus, Piso Frugis, Aemilius Scaurus, Lutatius Catulus und viele Andere — insgesammt Consuln und zum Theil aus den vornehmsten Geschlechtern — Hortensius, Atticus, M. Brutus, Asinius Pollio rc., deren Namen allein zu ihrem Ruhme hinreicht, schrieben (wenn gleich jezt meist verlorne) Geschichten; ja selbst der gefürchtete Sulla, der große J. Cäsar, und der glückliche Alleinherrscher Augustus hielten es ihrer nicht unwerth, mit eigener Hand ihre Thaten für die Nachwelt aufzuzeichnen. Auch die Geschichtschreiber des folgenden Zeitraums sind meist ihren Vorgängern ähnlich an Rang und Würde.

Von solchen Männern lassen sich freilich, nach ihrer vollkommenern Ausbildung und ihrem Standpunkt, im voraus ganz andere Werke erwarten, als von unbedeutenden Privatpersonen, denen bei allem Talent und Fleiß der Gang der großen Geschäfte völlig verborgen bleibt. Dieser einzige Umstand schon gibt den alten Geschichtschreibern gegen die neuern eine Ueberlegenheit, die sehr schwer wieder ausgeglichen wird. Aber noch sind Jenen andere Vortheile eigen: sie hatten meist nur ein Volk, wenigstens nur ein Hauptvolk bei ihren Darstellungen im Auge, und bei diesem einen Volke waren Krieg und Staatsverfassung fast die einzigen Punkte, auf die sie Rücksicht nahmen. Leichter war es, so wenige Gegenstände zur Einheit zu verbinden, und lebendig zu schildern, was man selbst und lebendig erfahren hatte, als — wie den neuern obliegt — aus den Schicksalen vieler Völker und aus den vielfältigen Bestimmungen ihres Zustandes, welche zum Theil die neuere Staatskunst erst geschaffen, zum Theil erst ihrer Aufmerksamkeit werth gefunden (als Ackerbau und Handel, Religion, Wissenschaft, Gesezgebung und Finanz rc.), ein beseeltes Ganzes zu bilden (*). Schreiben wir daher den geringern ästhetischen Werth der neuern Geschichtbücher gegen die alten nicht schlechterdings dem geringern Genie ihrer Verfasser, sondern vielmehr dem durch den Gang der Civilisation nothwendig geänderten Ton und Inhalt der Geschichten zu, und erkennen wir, daß, wenn unsere Historiker weniger schön und energisch und national als die alten sind, sie dafür unparteiischer, vielseitiger und genauer, reicher an Materialien (durch die Druckerei und den Verkehr der Völker), mehr ausgesezt dem Tadel und der Zurechtweisung, mit größern Schwierigkeiten der Darstellung ringend, daher desto lobenswürdiger bei dem Gelingen sind.

IV. Mathematische und Physikalische Wissenschaften.

§. 13. Vor Aristoteles.

Diese Wissenschaften hatten die Griechen von den Orientalen erhalten, in mäßiger Ausbildung. Sie führten sie weiter; doch konnte bei erst kurz eröffneter Laufbahn alle Kraft des Genie's die Beschränkung nicht heben, die in dem Mangel großer Vorarbeiten vervollkommneter Instrumente, wohlberechneter Anstalten, und in andern sowohl literarischen als auch religiösen und politischen Verhältnissen lag. Die Fortschritte der Griechen sind unvergleichbar geringer als jene der neuern Zeit.

Bis auf Aristoteles waren die einzelnen Disciplinen weder unter sich,

(*) Vergl. Ancillon vom Unterschied zwischen den alten und neuen Geschichschreibern.

noch von der eigentlichen Philosophie gehörig gesondert; die Gelehrten — welche von Pythagoras an überhaupt den Namen der Philosophen führten — trieben meistens alle zugleich. So wurde einerseits der betrachtende Geist durch die Menge ungleichartiger Gegenstände zerstreut, anderseits bei der Behandlung das Ideale mit dem Realen zum Nachtheile beiderlei Erkenntniß vielfältig vermischt. Die Wissenschaften hoben sich nur wenig, so lange dieses Verhältniß bestand.

Doch wurde durch einzelne große Männer wenigstens die Bahn eröffnet; es wurden Materialien zum Bau gesammelt, und der Grund gelegt.

Um die reine Mathesis haben sich Pythagoras und Thales, auch des leztern Schüler Anaximander (der erste Verfertiger von Landkarten) und Anaxagoras (von welchem unten ein Mehreres) verdient gemacht. Aber Pythagoras entstellte die Wissenschaft der Zahlen durch mystischen Gebrauch; und die wahre Vervollkommnung der Geometrie blieb der Platonischen Schule vorbehalten.

Dagegen wurde die Astronomie durch den Fleiß der jonischen und noch mehr der pythagoräischen Schule gehoben. Thales berechnete eine Sonnenfinsterniß; Pythagoras aber erkannte das wahre Weltsystem, zum Theil bestimmt, zum Theil durch kühne Muthmaßungen; wiewohl solche Lehre, als dem Zeugniß der Sinne zu sehr widerstrebend, außer dem Kreise seiner Schule keinen Eingang fand. Die Jahrsberechnung wurde nach einander durch Thales, Meton und Kalippus verbessert (hievon und von den spätern Fortschritten hierin s. oben Einleit. §. 50.), zur Messung der kleinern Zeittheile aber hatten schon die Orientalen Sonnen- und Wasseruhren erfunden.

Mechanik, Hydrostatik, Hydraulik, und noch mehr die optischen Wissenschaften blieben vorizt noch in der Kindheit. So auch im Ganzen genommen die Naturwissenschaften. Noch war der Gesichtskreis zu sehr beschränkt. Die Produkte ferner Länder und Zonen fehlten dem vergleichenden Beobachter, und man hatte keine Vorrichtungen zu Experimenten. Aus wenigen und mangelhaften Daten ließ sich keine reale Wissenschaft bauen; speculative Theorien, die den Mangel ersezen sollten, verwandelten die Unwissenheit in Irrthum, und die Thorheiten der Magie, die aus dem Fetischmus und Priesterbetrug hervorgegangen, benahmen dem Forschungsgeist die Flügel.

Einige große Geister (wie Demokrit) warfen die Fesseln von sich; doch konnten sie nur Licht in einzelne Räume bringen. Die Zweige der Naturkunde, die dem gemeinen Bedürfniß näher lagen, wurden nicht ohne Erfolg bearbeitet, insbesondere die Metallurgie, und soviel von der Chemie, als die Fabriken und Gewerbe, und auch die Medizin zu ihrem unmittelbaren Gebrauch erheischten.

Die Arzneikunde hatte sich zuerst von der Philosophie und von den übrigen Wissenschaften gesondert, um einen eigenen Gang zu gehen, ohne jedoch von dem bald hemmenden, bald befördernden Einfluß derselben befreit zu werden. Noch weniger machte sie sich vom Aberglauben los; lange Zeit suchten die Kranken in Tempeln Genesung. Die Priester derselben bewahrten die Kenntniß verschiedener Heilmittel als Geheimnisse, und überall wurde die Arzneikunde nur empirisch, nicht rationell getrieben. Der unvollkommene Zustand der Naturwissenschaft hielt sie in unvermeidlicher Beschränkung; Religiosität verbot lange Zeit das Zergliedern menschlicher Leichen.

In diesen Verhältnissen erscheint der große Umfang der Kenntnisse eines Hippokrates wahrhaft bewunderungswürdig. Auf empirische Weise, insbesondere durch Vergleichung der in Tempeln (etwa auf Votivtafeln) verzeichneten Heilungsarten einzelner Krankheitsfälle, war er dazu gelangt: aber er brachte den Geist der Wissenschaft zu solchem Studium, und zog aus zerstreuten Erfahrungen allgemeine Grundsäze (*).

Später gerieth die Arzneikunde auf den entgegengesezten Abweg. Die Aerzte generalisirten zuviel, und zwar nach Hypothesen und idealen Spekulationen, nicht nach Grundsäzen der Erfahrung. Man trug die verschiedenen Systeme der philosophischen Schulen, und mit ihnen Sektengeist und Verblendung auf die Arzneiwissenschaft über, schwor zu einer bestimmten Methode, und huldigte dem Ansehen des Meisters, nicht jenem der Natur. So wurde das Fortschreiten unmöglich, und — mit Ausnahme der Anatomie, welche beträchtlich gewann — war man an richtigen ärztlichen Kenntnissen in Augustus Zeiten ärmer, als in jenen des Hippokrates.

§. 14. Nach Aristoteles.

Von Aristoteles hebt eine neue Periode in der Geschichte der Wissenschaften an. Dieser große Denker, dessen ungeheures Genie das ganze Reich der Erkenntniß umfaßte, sonderte die einzelnen Gebiete derselben durch bestimmte Gränzen von einander ab, gab allen eine streng scientifische Gestalt, und verkündete den allgemeinen Kanon der Vernunft. Wenn seine Entdeckungen in der Philosophie das selbstständige Werk seines Geistes waren, so bedurfte er, um die Naturwissenschaften weiter zu führen, um seine reichhaltige Geschichte der Thiere zu schreiben, der liberalen Unterstüzung seines königlichen Schülers Alexander; und so wurden auch die nachfolgenden Fortschritte der Realwissenschaften durch die kostbaren Anstalten der Ptolemäer befördert.

Insbesondere hat die Mathematik in allen ihren Zweigen durch den Fleiß der alexandrinischen Gelehrten gewonnen. Der große Euklides aus Gela steht an ihrer Spize, ein Schüler Plato's (**) und in der reinen Mathematik eine strahlende Leuchte. Eratosthenes von Cyrene — auch in andern Fächern groß — und Apollonius aus Perga in Pamphilien — der große Geometer genannt — eiferten ihm nach Der lezte erweiterte die Theorie der Kegelschnitte, jene wichtige Lehre, deren Anfänge wir schon bei den Pythagoräern finden, und die gleich unermeßlich in ihrem Umfang wie in ihren Resultaten ist.

Dieselbe Bahn betrat in Syrakus der bewunderungswürdige Archimedes, der in den meisten Theilen der reinen und der angewandten Mathematik Epoche macht. Wem sind seine großen Erfindungen in beiden fremd? — Er selbst hielt, was er durch Maschinen und Brennspiegel zur Vertheidigung Syrakusens gegen die Römer that, für das geringste Monument seines Ruhms.

(*) An ihm wurde sein eigenes Wort erfüllt: „Ἰατρὸς φιλόσοφος ἰσόθεος."

(**) Plato versagte Jedem, der nicht Geometrie studirt hatte, den Eintritt in seine Schule. Derselbe Mann, der sich oft den kühnsten Phantasien überließ, war zugleich der gründlichste Denker. Durchdrungen von dem Vorzug der mathematischen Gewißheit führte er allenthalben, wo diese nicht statt findet, den Grundsaz eines bescheidenen Zweifelns ein, worin ihm die meisten alexandrinischen Gelehrten folgten.

Die mathemathische Geographie wurde durch Hipparchus, Eratosthenes, Posidonius u. A. glücklich bearbeitet. Der erste berechnete die Länge und Breite der Oerter, der zweite maß den Umkreis der Erde, und wurde der Hauptlehrer der Geographie bis auf Ptolemäus. (Von dem Werke dieses Leztern, und zugleich überhaupt von den Mängeln der alten Erdkunde werden wir im folgenden Zeitraum sprechen).

Die drei genannten Geographen waren auch als Astronomen groß, zumal Hipparchus. Von ihm und Sosigenes, als Verbesserer des Kalenders, ist oben S. 21 geredet. Die gesammelten Beobachtungen der Chaldäer, welche Alexander aus Babylon an Aristoteles schickte, hatten solche Fortschritte erleichtert. Das pythagoräische Sonnensystem wurde von Aristarchus vertheidigt. Schon kannte man die Vorrückung der Nachtgleichen, maß die Schiefe der Ekliptik und die Entfernung der Sonne von der Erde.

Die Physik hielt nicht gleichen Schritt mit den mathematischen Wissenschaften. Dieselben Ursachen wie früher hemmten ihren Fortgang. Träumereien speculativer Systeme galten für Naturgeseze. Hypothesen vertraten die Stelle der Versuche. Selbst Aristoteles ist darin minder groß als in andern Fächern; und kaum verdient, außer Theophrastus (Aristoteles nicht unwürdigem Schüler, in der Planzenkunde besonders berühmt), noch ein anderer Physiker genannt zu werden. Verschiedener physikalischer Theorien wird bei der Geschichte der Philosophie Erwähnung geschehen.

In allen diesen Disciplinen sind die Römer für jezt noch theils ganz unkundig, theils blose Schüler der Griechen.

V. Philosophie.

§. 15. Griechische Schulen.

Wiewohl vor Aristoteles Zeiten die Philosophie von den Realwissenschaften nicht einmal dem Begriff nach getrennt war, und auch nachher beide in ihren Fortschritten von einander gegenseitig abhängig blieben, ja, ungeachtet der Trennung, in den meisten philosophischen Schulen wenigstens ein Theil jener Wissenschaften mit gelehret, in den wissenschaftlichen Schulen aber die Hauptsäze der Philosophie niemals ganz übergangen wurden: so mögen wir doch, um die Fortschritte des menschlichen Geistes in jener Spähre leichter zu übersehen, jene beiden Fächer gesondert betrachten.

Das erste Vaterland der griechischen Philosophie war Jonien und Unteritalien. Von da zog sie nach dem eigentlichen Griechenland, besuchte vorübergehend einige Städte, nahm aber bald an den auserlesenen Ufern des Ilissus ihren bleibenden Siz.

Die Stifter und Hauptlehrer der griechischen Schulen — wie auffallend zum Theil ihre Irrthümer, und wie groß die Verirrungen von Vielen ihrer Schüler gewesen — mögen dennoch im Ganzen für die Weisesten und Vortrefflichsten unter den Sterblichen gelten. Wer in die Gallerie dieser hohen Gestalten tritt, fühlt sich durchdrungen von Bewunderung und ehrfurchtsvoller Liebe. Es ist schwer, von ihnen nur Wenig, schwerer, nach Würde von ihnen zu sprechen.

Der Unterschied oder die Uebereinstimmung in den Hauptgrund-

säzen, noch mehr in dem Geist und der Methode der Lehre, sonderte und sammelte die griechischen Weisen in mehrere Sekten oder sogenannte Schulen, welche Namen, Charakter und Ruhm jedesmal von einem ersten Hauptlehrer erhielten, bald länger bald kürzer blühten, sich ausbreiteten, auch Töchterschulen erzeugten, verpflanzt wurden, oder in andere sich verloren. Es war wohl unvermeidlich, daß in solchen Schulen Autorität oft mehr als Wahrheit galt; daß das Interesse der Meinung heftiger als jenes der Vernunft verfochten, der Triumph der Sekte angelegener als jener der Aufklärung begehrt wurde. Dagegen erhöhte das rivalisirende Streben solcher Schulen die Thätigkeit des Geistes. Eine jede mochte durch ihre Methode — als auf einem eigenen Weg — zu Erkenntnissen gelangen, welche die übrigen nicht gefunden hätten, und der Eifer, womit sie gegenseitig, eine die Irrthümer der andern rügten, konnte der Wahrheit nicht anders als förderlich seyn. Auch waren bei der Dürftigkeit literarischer Hilfsmittel und Mittheilungswege, solche Schulen dahin trefflich berechnet, die gesammelten Kenntnisse einzelner Denker vor der Zersplitterung oder dem Verlust zu bewahren. Uebrigens blieben sowohl die Schulen als die Glieder derselben frei und selbstständig. Der Staat maßte sich keine Aufsicht über ihr Inneres an, und jeder Schüler mochte nach Gefallen eine neue Bahn brechen, und eine eigene Schule gründen.

Gott, die Welt, der Mensch sind Gegenstände, deren Wesen ein unzerreißbarer Schleier deckt, und nach deren Erkenntniß die Vernunft unaufhörlich ringt. Speculationen über diese Gegenstände, welche der ordnende Geist der Griechen zuerst in Systeme brachte, wurden und werden vorzugsweise Philosophie genannt. Das Ziel, wornach sie strebt, ist überschwenglich, und liegt in nie zu erreichender Ferne. Leicht geräth, wer es verfolgt, in Irrwege und Abgründe. Um so wichtiger wird, die Grenze auszumitteln, innerhalb welcher Erkenntniß möglich ist, die Art und Weise, wie man zu ihr gelange, und ihre praktische Anwendung als Regel des Handelns. Logik, Dialektik, Psychologie, Kosmologie, natürliche Theologie (überhaupt Methaphysik), endlich Moral (im weiten Sinne, d. h. Tugend, Rechts- und Klugheitslehre) mit Inbegriff der Politik, fassen wir demnach unter der Benennung Philosophie zusammen (*), so wie auch die Griechen, wenigstens in spätern Zeiten, gethan (S. gleich oben §. 13). Aber wir können bei der Aufzählung der Schulen nur ihres Charakters im Allgemeinen, und einiger Hauptlehren erwähnen. Das bunte Chaos ihrer Meinungen, Irrthümer und Systeme, auch die interessante Untersuchung über die Quellen, Verwandtschaften und Fortpflanzung derselben, müssen wir der Spezialgeschichte der Philosophie überlassen (**).

§. 16. Jonische und Pythagoräische Schule.

Die Stifter der beiden ersten Schulen waren Thales zu Miletus in

(*) In einer weitern Bedeutung begreift Philosophie den rationellen Theil aller Wissenschaften in sich. Daher Plato sagte: „Wissenschaft im strengsten Sinn und Philosophie sey Eines“. — und Aristoteles das Wesen der Philosophie in „die Erkenntniß aus Gründen“ sezte. Doch hat auch der nämliche die Philosophie im engern Sinn in Logik, Methaphysik und praktische Philosophie getheilt.

(**) S. das große Werk von Brucker und die gehaltreichen Schriften eines Meiners, Tiedemann, Gurlitt u. A.

Jonien, und Pythagoras in Großgriechenland. Der Vater der jonischen Schule (*), von der Natur mit Tiefsinn und einem ruhigen Blick begabt, wandte sich mit unermüdetem Eifer auf die Erforschung der Natur um ihn her, des Himmels und des Weltalls. Seiner mathematischen und astronomischen Kenntnisse ist oben gedacht. Auch verdient er Lob in der Moral und Politik. Aber bei Erforschung des Weltalls, wo ihn Kalkul und Erfahrung verließen, strauchelte er, wie so Viele nach ihm. Er hielt das Wasser für den Urstoff aller Dinge, und nahm eine Weltseele an, die dasselbe in Thätigkeit seze.

Aus Thales Schule gingen mehrere ihm ähnliche Weise hervor. So Anaximander, sein unmittelbarer Schüler, Anaximenes (der die Luft als Grundstoff annahm), Anaxagoras und Sokrates Lehrer, Archelaus. Der berühmteste unter ihnen ist Anaxagoras, der sich zur Anerkennung eines Urhebers der Welt, der von ihr verschieden, und mit Vernunft begabt wäre, erhob. Auch lehrte er die Unsterblichkeit der Seele, die Realität der Vernunfterkenntnisse und die objecktive Richtigkeit sinnlicher Perceptionen. Bei so hohen Ansichten mußte ihm freilich die griechische Volksreligion eine Sammlung von Thorheiten scheinen, und man vergab ihm solches nicht. Schon die Behauptung, die Sonne sey größer als der Peloponnes, hatte die Zeloten geärgert. Er wurde der Gottlosigkeit angeklagt, und fand, ungeachtet Perikles sein Freund und Schüler war, nur in der Selbstverbannung sein Heil.

Einen ganz verschiedenen Charakter hatte die pythagoräische Schule, den Geist der Schwärmerei nämlich, welcher schon den Stifter beseelt hatte, und von ihm auf die spätesten Nachfolger sich vererbte. Pythagoras, wahrscheinlich aus Samos, Thales und Pherecydes Schüler, verließ, wie man sagt, sein Vaterland, um Polykrates Herrschaft zu entfliehen, und trat, nach vieljährigen Reisen, in Großgriechenland als politischer und moralischer Reformator auf. Zu Croton, welches damals von Pöbelmacht bedroht und durch Sittenverderbniß tief herabgebracht war, stiftete er durch Lehre, Beispiel, und durch den Einfluß einer zahlreichen Verbrüderung, die er an viele mystische und symbolische Gebräuche — die Haupttendenz war Selbstbeherrschung — band, eine bewunderungswürdige Revolution, deren Wirkung sich nicht auf Croton beschränkte, sondern — durch den Eifer einzelner Schüler, und durch Stiftung von Töchteranstalten — über viele Städte Großgriechenlands, ja selbst nach Afrika verbreitete. Aber er selbst erfuhr noch die gewaltsame Zerstörung seines Bundes durch die wüthende Gegenpartei. Die Verfolgung war allgemein. Ein Tyrann ließ die Pythagoräer in ihrem Versammlungshause verbrennen. Pythagoras selbst starb nach vielfältiger Bedrängniß.

Die pythagoräische Schule bestand aus äußern und innern Kreisen. Mühsame Prüfungen bahnten den Weg zu den leztern, und erst in diesen wurde man des höhern Unterrichtes gewürdigt. Das Lehrsystem des großen Meisters, wie Alles, was ihn betrifft, ist in schwer zu durchdringendes Dunkel gehüllt. Doch scheint er eine reinere Ansicht von Gott und der Welt

(*) Von den 6 andern mit ihm vorzugsweise sogenannten „Weisen Griechenlands“ ist uns Solon aus der Geschichte bekannt. Die übrigen — „Pittakus aus Mitylene, Bias aus Prienne, Kleobolus aus Lindus, Periander von Korinth und Chilon, Ephor von Sparta“ — genüge es hier genannt zu haben. Sie waren mehr praktische Weise als wissenschaftliche Philosophen. Thales allein war auch das lezte.

gehabt, einen die Materie durchdringenden und beherrschenden Weltgeist, die Unsterblichkeit der Seele (*), und das Walten gleichförmiger, allgemeiner Geseze in allen Reichen der Natur und des Himmels erkannt zu haben. Bei der Unzulänglichkeit der gewöhnlichen Sprache, solche hohe und abstrakte Begriffe würdig auszudrücken, nahm Pythagoras von den Eigenschaften und Verhältnissen der Zahlen so wie von jenen der Töne Anlaß, Beide in die Metaphysik einzuführen, und Arithmetik und Musik als den Typus der Weltordnung zu betrachten. Das Eine und unveränderte Wesen der die Natur beherrschenden Intelligenz ist die *Μονάς*, die wandelbare Materie mag *Δυάς*, und die Summe beider, aber die Welt *Τριὰς* heißen. Weiter die harmonischen Töne gespannter Saiten entstehen aus der Theilung derselben nach den Zahlverhältnissen. Also sind Zahlen der Grund der Harmonie, und da diese in dem ganzen Weltall herrscht, auch aller Naturgeseze, ja selbst der Moral, deren Summe in der Harmonie des Empfindens und Handelns besteht.

Solche, wenn auch geniale, Ideen mußten wohl unvermeidlich auf grause Schwärmereien führen, da die erwärmte Imagination nur zu leicht den Typus für die Wirklichkeit oder das Wesen nahm, und durch Kombinationen von Zahlen und Tönen immerdar neue Lehrsäze schuf.

Viele große Männer sind aus der pythagoräischen Schule hervorgegangen. Aber Allen ist dieser Charakter der Schwärmerei gemein. So der begeisterte Empedokles (der sich in den Schlund des brennenden Aetna stürzte), der Erfinder der vier Elemente, Ocellus der Lukanier, Timäus von Lokri, Archytas von Tarent u. A.

§. 17. Eleatische. Sophisten. Sokrates.

Die Eleatische Schule war eine Tochter der pythagoräischen. Xenophanes (von Kolophon) stiftete sie. Die Welt war ihm ein einziges, ewiges, underänderliches, genau zusammenhängendes Ganzes, und dieses die Gottheit. Ein erhabener Gedanke, ja nach Lichtenbergs Urtheil „der größte, der jemals in eines Menschen Gemüth gekommen“, aber schwer zu erfassen, und der Mißdeutung empfänglich. Auch wurde er durch die Erklärungen und Zusäze eines Parmenides und des eleatischen Zeno (welcher alle Bewegung läugnete) mehr verdunkelt und verunstaltet, als in's Reine gebracht.

Daher suchten Leucipp und Demokrit einen andern Weg. Das System der Atomen und der durch ihre Bewegung nach mechanischen Gesezen gebildeten Welt — sammt allen traurigen Folgerungen dieser materialistischen Theorie — war die Frucht ihrer verirrten Spekulation. Sonst hat Demokrit als Naturkundiger die höchste Achtung verdient, und seine Vaterstadt Abdera verherrlicht.

Sein Schüler Protagoras sezte öffentlich das Daseyn der Götter in Zweifel, wurde darum aus Athen verbannt, und seine Schriften den Flammen übergeben.

Der finstere Heraklit von Ephesus hielt das Feuer für den Grundstoff der Dinge, oder nahm wenigstens eine feurige Weltseele an. Er zeichnete sich mehr durch Stolz und Misanthropie als durch wahre Weisheit aus.

(*) Charakteristisch war dabei die Lehre von der Seelenwanderung, welche auch dem Verbot des Fleischessens zum Grunde diente.

Allmälig erhielt die Philosophie eine minder edle Gestalt. Verstand und Imagination hatten nun so viele Theorien gebaut, als aus den wenigen vorliegenden Materialien zu errichten möglich war. Auf diesem Wege blieb selbst dem Genie nichts Anderes als Verirrung übrig. Man schwebte in den luftigen Räumen der Phantasie umher, und schuf sich abenteuerliche, unzusammenhängende Gestalten. Man spielte mit Worten und Bildern, suchte was der Lehre gebrach, durch blendende Beredsamkeit zu ersezen, und würdigte die wichtigsten Untersuchungen zu bloser Disputirung herab. Solches war der allgemeine Charakter der Sophisten, welche sich über die Städte Griechenlands ergossen, aus dem Unterricht ein einträgliches Gewerbe machten, und zwar die Vielwisserei verbreiteten, aber der soliden Erkenntniß so wie der Moral einen wesentlichen Schaden brachten. Gorgias, Protagoras, Hippias u. A. glänzten unter den ältern Sophisten hervor; der obige Tadel trifft sie minder als ihre Nachfolger.

Gegen den Unfug der Sophisten erhob sich durch Lehre und That der weise und tugendhafte Sohn des Sophroniskus. Die Philosophie, die sich im Himmel verloren hatte, rief er zur Erde zurück, damit sie hier den gründlichen Studien der uns erkennbaren Natur, und vorzüglich der Leitung menschlicher Handlungen vorstehe. Seine anspruchslose, selbst populäre Weisheit, die Rechtlichkeit seines Wandels, die Liebenswürdigkeit seiner humanen Sitten verschafften ihm Eingang in die Gemüther; die Sophisten wurden durch die strenge Consequenz und die feine Ironie ihres Gegners in Verwirrung gesezt, und die hoffnungsvollste Jugend Athens hing mit Entzücken an Sokrates Munde. So glänzender Erfolg mußte wohl bei den Gedemüthigten den bittersten Haß erzeugen. Die Sophisten verbanden sich mit den Priestern und Zeloten, denen das Licht der Weisheit gefährlich schien. Der Tugendhafteste unter den Sterblichen, der die erhabenste Lehre von Gott und der Unsterblichkeit vorgetragen, der die reinste Moral gepredigt hatte, wurde der Gottlosigkeit und des Verderbens der Jugend angeklagt (*). Sein Tod war das erste Attentat des Aberglaubens gegen die Philosophie, aber die Hoheit, womit er ihn litt, der glänzendste Triumph der Weisheit über die Gewalt (3584).

§. 18. Schüler Sokrates. Plato. Aristoteles.

Sokrates hatte keine Schule gestiftet. Nicht in den engen Kreis eines Systems war seine Weisheit gebannt. Von keinem seiner Zöglinge verlangte er das Opfer der Selbstständigkeit im Denken; er entwickelte nur und erhöhte, was in ihnen lag. Darum sah man auch aus ihrem Kreise Männer von der verschiedensten Denkweise, und Stifter von ganz entgegengesezten Schulen hervorgehen. Aristipp, den Genuß liebend, geistreich und von urbanen Sitten, gründete die in Grundsäzen etwas laxe, eine geschmeidige Lebensphilosophie bekennende Cyrenäische Sekte (**). Dagegen wurde der störrische, rauhe Antisthenes der Vater der Cynischen Schule, in welcher die Lossagung von Bedürfnissen, Strenge gegen Sich und Andere, als die Summe der Weisheit gepriesen wurde, oft auch Rusticität und Unflat für

(*) Früher schon hatte Aristophanes durch sein dramatisches Pasquill „die Wolken“ Sokrates verächtlich zu machen gesucht, aber nur sein eigenes Talent durch diese feile Anwendung geschändet.

(**) Dieselbe wurde nachmals verunstaltet, und artete in einen Klubb frecher Egoisten ohne Gefühl, Rechtlichkeit und Sitten aus. Die Maximen eines Theodorus athmen die unheilbarste Verworfenheit.

Würde galten (*). Hier schuf der spitzfindige Euklid (von Megara) die von seiner Geburtsstadt benannte Schule, deren Verdienst Dialektik, und deren Charakter Zanksucht war; und dort der Seher Plato die im Ton bescheidene, in der Lehre wahrhaft erhabene akademische Schule. Mehrere andere herrliche Männer waren unter Sokrates Zöglingen, es genüge hier den vortrefflichen Xenophon zu nennen.

Aber bei Plato und dessen abtrünnigem Schüler Aristoteles, welche die Hauptlehrer der Philosophie für alle folgende Zeiten wurden, müssen wir noch etwas verweilen.

Mit einer kühnen Phantasie begabt, von inniger Liebe für alles Schöne, Wahre und Gute durchdrungen, und seinen Reichthum von Ideen, Gefühlen, Ahnungen mit blühender, volltönender Rede (die nach Quinctilian eher die Sprache der Götter als der Menschen schien) verkündend, war Plato vortrefflich geeignet, den Enthusiasmus des reizbaren poetischen Griechenvolkes zu erwecken, und noch auf die späten Geschlechter mit zauberischer Kraft zu wirken. In den Realwissenschaften besaß er die gründlichsten Kenntnisse (S. 461 Note); in der Moral war er Sokrates würdiger Schüler; aber in der Metaphysik neigte er sich zu Pythagoras Schwärmereien hin. Doch folgt, wer die Kraft zu solchem Flug besitzt, ihm gerne nach in die ätherischen Regionen, wo er die Urformen der Dinge und das ewig Wahre, Gute und Schöne erblickt. Nur in dem Reich der Ideen ist das Unwandelbare und Gewisse; im Gebiet der Sinnlichkeit hat nur Veränderung und Meinung statt. Die Seele des Menschen, gleichwie sie aus dem Himmel stammt, und ihres frühern Aufenthaltes, freilich nur dunkel — fast nur ahnend — sich erinnert, — wird auch dahin zurückkehren, zur Urquelle der Vollkommenheit. Auch über Politik schrieb Plato; aber wie in den metaphysischen Dialogen bleibt auch hier der Charakter der Schwärmerei vorherrschend. Die platonische Republik ist eine geniale aber unausführbare Idee.

Unzufrieden mit diesem dichterischen Ton der Lehre verließ Aristoteles die Akademie und gründete eine eigene Schule. Dieser umfassendste, tiefsinnigste aber zugleich trockenste aller Denker macht Epoche in den meisten Zweigen des Wissens. Nicht einzelne Erkenntnisse — wie groß ihre Zahl sey — die Totalität derselben war es, wornach er strebte, und vorerst die Prüfung des Grundes, worauf sie ruhen, und der Wege, wodurch man zu ihnen gelangt. Er ist der Vater der Logik. Seiner Verdienste um die Realwissenschaften wurde oben gedacht (§. 14). Auch die Poesie und Redekunst bearbeitete er systematisch; Moral und Politik auf dieselbe streng wissenschaftliche Weise. Viele Bücher über die Verfassungen einzelner Völker sind verloren gegangen. Auch die übrigen Werke des Stagiriten haben mancherlei Verstümmlung und Verunstaltung erfahren.

(*) Der Hauptgrundsaz der cynischen Sekte ist allerdings der Lobpreisung werth und bei größerer Ausbreitung geeignet, ein Volk von Freimännern zu bilden. Das berühmte Wort des macedonischen Fürsten: Wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich Diogenes seyn, — was heißt es anders als: Wenn ich nicht herrschte über die Menschen, so wollte ich doch Keines Diener seyn? — Aber dieser hohe Zweck — Freiheit von Leidenschaft, Sorge, und Menschenfurcht — ließ sich verfolgen ohne Bizarrerie und Unflätigkeit. Freilich wäre dann ein Diogenes (Krates u. A.) im Leben weniger bemerkt, und nach dem Tode weniger gepriesen worden. Wenigstens würden die frommen Schriftsteller, welche sonst die Tugenden der Heiden nur glänzende Laster nannten, zu Gunsten des cynischen Helden keine Ausnahme gemacht haben. (Vergl. Joh. Chrysost. de vita monast. L. II.)

Die Natur der behandelten Gegenstände, Gedrängtheit des Styls und vielleicht absichtliche Dunkelheit erschweren das Verständniß derselben. Um so ausgebreiteteren Beifall erhielten sie, da sie mancherlei Deutung zuließen, und den Scharfsinn übten. Auch mochte die aristotelische Dialektik als allgemeines Rüsthaus für streitfertige Philosophen und Theologen der verschiedensten Sekten dienen.

§. 19. Stoische und Epikuräische Schule.

Außer der Akademie (von Akademus, einem ehemaligen Besizer des Grundes also genannt) und dem Lyceum (hier hausten die Peripatetiker oder Aristoteliker) erhoben sich noch die Gärten Epikurs und die Halle Zeno's (die Stoa) zu dem Ruhm auserlesener Size der Weisheit.

Aus dem Schooße der cynischen Schule ging die vollendetere Stoische Lehre hervor. Zeno (von Citium auf Cypern), anfangs Zögling des Krates, läuterte, veredelte die Grundsäze der Cyniker, und stellte in seinem Begriff des Weisen das höchste Ideal menschlicher Würde auf. Nur Eines ist, wornach der Weise strebt — die moralische Vollkommenheit, die Tugend. Außer dieser gibt es kein Gut, und nichts ist bös als das Laster. Von dieser erhabenen Stelle blickte Zeno gleichgiltig, verachtend herab auf Glück und Unglück, Vergnügen und Schmerz, als welche fremd sind dem selbstständigen Werthe des Menschen, seinem freien Willen und seiner moralischen Kraft. Auch gibt es nur eine Tugend, die allgemeine Gesinnnng des Rechtthuns, und gleichwie bei dem Geraden oder bei der Wahrheit kein Mehr oder Minder Plaz greift, und was im Geringsten davon abweicht, alsogleich krumm oder unwahr ist, also ist auch die Tugend entweder ganz oder keine.

Dagegen hielt Epikur die Glückseligkeit für die Aufgabe des Weisen. Sich nach Möglichkeit Vergnügen schaffen und dem Schmerz entfliehen, heißt weise seyn. Die Summe des Glückes aber besteht in der Gesundheit des Körpers und der Seele. Daher machen sinnliche Genüsse, selbst die feinern und edlern, dasselbe nicht aus. Ruhe des Gemüths gehört dazu, Freiheit von Leidenschaften, Mäßigung, das süße Wohlwollen, und vor allem die Seligkeit eines reinen Bewußtseyns.

Bei so widerstreitenden Grundsäzen scheint befremdlich, daß in den Resultaten und in der wirklichen Ausübung zwischen beiden Philosophen so viele Uebereinstimmung herrschte. Epikur war tugendhaft, und Zeno vergnügt; dieselben Handlungen und Handlungsweisen wurden von Beiden gebilligt oder getadelt. Ohne es zu wollen, beförderte Zeno durch seine moralischen Vorschriften das Glück der Menschen; und Epikur huldigte der Tugend, indem er ihre Sanktion — das Selbstbewußtseyn — anerkannte. Wohl unserem Geschlechte, daß die Erkenntniß der Pflicht und die Stimme des Gewissens unabhängig sind von den Systemen der Schule; —

Auch in der speculativen Lehre waren Epikur und Zeno getrennt. Ein höchster, allgegenwärtiger Geist, so erkannte dieser, beseelt und beherrscht die Welt. Die Seelen der Menschen sind Ausflüsse desselben; Wiedervereinigung mit ihm steht jener des Weisen bevor, wenn sie in ursprünglicher Reinigkeit sich erhalten. Epikur (so wie er Aristipps praktische Lehre verschönte) bildete das theoretische System von Demokrit aus. Er sah in der Welt nichts als Atomen und wechselnde Verbindungen derselben nach

nothwendigen Gesezen. Auch die Seele war ihm solch' eine vorübergehende Verbindung — sie zerfließt in dem Momente des Todes, in dem Meer der Atomen. Die Götter läugnete er mit Worten nicht: aber da er ihnen nur ein unthätiges Daseyn in seliger Ruhe zuschrieb, ohne Zusammenhang mit der übrigen Welt, ohne Sorge um unser Geschlecht, so wurden sie überflüssig und für das Bedürfniß der Menschen so viel als gar nicht vorhanden.

Auf dem glatten, mit Phantomen umgebenen Weg der epikuräischen Lehre war Ausgleiten und Verirren schwer zu vermeiden. Auch arteten die spätern Epikuräer in grobe Wollüstlinge und freche Gottesläugner aus, während auch die Stoa sich mit unwürdigen Nachfolgern Zeno's füllte, ohne Kraft zur Erfassung seines hohen Ideals, ohne den Willen, demselben zu entsprechen, aber voll Dünkels, hochtrabender Worte, leerer Affektation und verächtlicher Gleißnerei.

Nicht minder hatte das Lehrsystem der Akademie sich verändert. Xenokrates — welchen Plato vergebens aufgefordert, den Grazien zu opfern — Polemo und Krantor blieben dem Meister noch treu. Aber Arcesilaus sezte an die Stelle des bescheidenen Zweifels und der sorgfältigen Unterscheidung des Scheins von der Gewißheit, die nackte Behauptung, daß es nichts Gewisses für uns gebe, weder im Reiche der Sinne noch in jenem des Verstandes. Die nachfolgenden Lehrer milderten bisweilen diesen absprechenden Ton. Karneades (von ihm an wird die dritte, so wie von Arcesilaus die zweite Akademie gerechnet) gab wenigstens Wahrscheinlichkeit zu.

Auf noch grellere Weise als selbst die mittlere Akademie, läugneten die Skeptiker jede Erkenntniß. Pyrrho (von welchem auch die Sekte benannt wird), schon zu Aristoteles Zeit, hatte aus dem vielfachen Widerstreit der philosophischen Systeme sich den Grundsaz abgezogen, daß gar keine objektive Warheit sey. Den Sinnen traute er so wenig als dem Verstande, und so versank er zulezt in den Zustand eines völligen Indifferentismus, ohne Freude und Schmerz, Hoffnung und Furcht, Bejahen oder Verneinen. Die Geschichtschreiber haben uns ganz abenteuerliche Außerungen des Pyrrhonismus aufbehalten. Einige hielten sogar den Saz: daß nichts Gewisses sey, für zweifelhaft, und sie wollten sich nicht als zu einer Sekte gehörig betrachten, weil ja Keiner wissen könne, wie der Andere denke!

Die Römer haben keine philosophische Schule gestiftet. Als sie mit Geistesbildung vertraut wurden, so theilten sie sich in die griechischen Systeme. Insbesodere war Cicero der akademischen Lehre in speculativen Sachen zugethan; in der Moral bekannte er sich mehr zu den Grundsäzen der Stoa. Seine Schriften sind äußerst reichhaltig; er ist in philosophischen Kenntnissen nicht minder als in der Beredsamkeit der Erste der Römer. Lucretius, dessen Phantasie die Lehren Demokrits und Epikurs verschönte, ist mehr Dichter als Weiser. Cato und Brutus waren praktische Stoiker.

Dritter Zeitraum.

Geschichte von Augustus bis Theodosius M.,

oder

von der Schlacht bei Aktium bis zur großen Völkerwanderung.

Vom J. d. W. 3953 bis 395 nach Chr. Geburt.

Erster Abschnitt.

Allgemeiner Blick auf diesen Zeitraum.

Erstes Kapitel.

Quellen.

Ungeachtet jezt die Barbarei wieder einriß, und mit allem Guten, was die alte Welt erbauet, auch die Wissenschaften allmälig verschwanden, so hat doch solches Loos die Geschichte später als fast alle andern getroffen. Die erste Hälfte des Zeitraums hat noch vortreffliche, die zweite wenigstens mittelmäßige Historiker hervorgebracht, und es sind uns, wenn gleich Vieles zu Grunde ging in den nachfolgenden Stürmen, doch noch ansehnliche Reste ihrer Werke geblieben. Außerdem ist das Andenken mancher Begebenheiten durch Denkmale aller Art, Münzen, Medaillen und andere Kunstwerke, Gebäude, Trümmer derselben, Inschriften u. s. w. erhalten worden, und manche hat die Stimme der Ueberlieferung den spätern Zeiten verkündet.

Die Verheerungen des Mittelalters werden uns vielfachen Anlaß geben, von zertrümmerten Herrlichkeiten der altrömischen Welt, von Tempeln und Pallästen, in Rom selbst und in den Provinzen, von Heerstraßen, Wasserleitungen, Amphitheatern, Lagern und Kastellen 2c. zu reden. Der Ruinen des stolzen, wollustathmenden Bajä mag hier, unter so vielen ähnlichen, flüchtig gedacht werden: aber Herkulanum und Pompeji ziehen vor allen den sinnenden Blick auf sich. Im 79sten Jahre nach Christus wurden durch einen schrecklichen Ausbruch des Vesuv Herkulanum, Stabiä und das prächtige Pompeji (die „berühmte campanische Stadt“ bei Tacitus) mit Asche bedeckt. Mehr als anderthalb tausend Jahre blieben sie vergessen im tiefen Grabe, bis sie allmälig — durch wiederholte, anfangs zufällige, darauf planmäßig angestellte Nachgrabungen — „das Leichentuch der Asche von sich werfend“ demselben wieder entstiegen. Auf der ganzen Erde ist wohl kein Monument, das so vernehmlich und mit so wundervollem Eindruck, wie diese Städte, zu uns aus alten Zeiten spräche. Andere Denkmale sind durch fortwährenden Einfluß der Witterung und Barbarei unerkenntlich geworden und tragen Spuren der wiederholten Zertrümmerung an sich. Diese Städte hat eine augenblickliche Katastrophe mitten im Gewühl des Lebens überrascht, und dieses Leben geht (oder ging wenigstens zur Zeit der Entdeckung, denn nachher wurden die beweglichen Sachen weggebracht) aus tausend Kleinigkeiten, als häuslichen Geräthschaften von scheinbar ganz frischem Gebrauch, aus der Stellung und Gruppirung der Skelete, selbst aus den Spuren der

Räder auf dem Straßenpflaster, anschaulich hervor. An solchen Sachen war vorzüglich Pompeji reich; Herkulanum hat uns in Handschriften einen köstlichen Schaz gegeben. Doch sind viele Rollen in Asche zerfallen, viele noch unberührt, und im Ganzen ist wenig Hoffnung, einen verlornen Haupt-Schriftsteller wieder aufzufinden. Die Regierung hat in der jüngsten Zeit mit vermehrtem Eifer und zweckmäßiger Vorsicht die Nachsuchungen in beiden Städten erneuert.

Die allgemeinen Geschichtschreiber dieser Periode haben wir großentheils schon unter den Quellen der beiden ersten Zeiträume (oben S. 58. und 231. Abschn. 1. Kap. 1.) genannt; es bleibt uns von einigen noch die nähere Charakterisirung, und dann die Ergänzung des Verzeichnisses übrig.

Nach der Hälfte des ersten christlichen Jahrhunderts blühte der ältere Plinius, der unermüdete Forscher der Natur und der Geschichte. Außer verschiedenen historischen Werken, die verloren sind, hat er, unter dem Titel Naturhistorie, aus zweitausend alten Schriftstellern einen überaus lehrreichen Auszug in 37 Büchern auf Art einer Encyclopädie verfaßt, und hiedurch die schäzbarsten Kenntnisse des Alterthums und die interessantesten Züge zu dessen Gemälde der Vergessenheit entrissen, und durch die Nacht der darauf folgenden Zeiten auf uns gebracht. Er hat, wie Buffon sagt, nach einem größern Plan als selbst Aristoteles gearbeitet. Die ganze Natur schien er ermessen und sie nicht groß genug für den Umfang seines Genie's gefunden zu haben. Wem ist nicht aus seines würdigen Neffen, des jüngern Plinius, Briefen bekannt, daß der kühne Mann ein Opfer seiner Wißbegierde wurde, als er den tobenden Vesuv, bei eben der Explosion, die Herkulanum verschüttete, von Nahem zu betrachten suchte?

Von weit geringerem Werth und Umfang als Plinius Sammlung ist jene des Aulus Gellius, die Frucht seiner in Athen in eifriger, aber zum Theil steriler Arbeit zugebrachten Winternächte; und selbst jene des Athenäus von Naukratis (welche den Titel Deipnosophisten führt) ist bei dessen ungleich größerer Gelehrsamkeit und Einsicht dennoch zum Theil in's Kleinliche gehend, zum Theil eine Niederlage boshaften Wizes. Beide gehören ihrem Inhalt nach mehr dem vorigen Zeitraum an.

Sextus Julius Afrikanus, der erste christliche Chronograph, der um's Jahr 228 eine von Erschaffung der Welt bis auf seine Zeiten reichende Geschichte schrieb, ist nur noch in den Bruchstücken vorhanden, welche Eusebius, der sich sehr häufig an ihn hielt, seinem eigenen Werke einverleibte.

Dieser gelehrte, hochgepriese Bischof von Cäsarea († 340.), dessen — in der Ursprache verlorne, in der lateinischen Uebersezung (von Hieronymus?) aber noch vorhandene — Chronik bis auf das Jahr 325 reicht, ist der Erste, welcher die alte Geschichte in dem Geiste bearbeitete, daß daraus der Vorzug der hebräischen Nation und ihrer Sagen und die Irrthümer der Heiden erhellen, und hierdurch der christlichen Lehre eine Stüze erwachsen möge. Dieser Geist des Eifers, mag er sonst verdienstlich seyn, ist doch der wissenschaftliche nicht, und verträgt sich weder mit aufrichtiger Forschung noch mit treuer Darstellung. Vorzüglich ist derselbe in der Geschichte Konstantins M., dann aber auch in der Kirchenhistorie sichtbar; und Eusebius Ruhm würde deswegen bei den Orthodoxen unverwelklich grünen, wenn nicht der Verdacht des Arianismus denselben befleckte.

In einem melancholischen Ton sind die sieben Bücher Geschichte von dem Spanier Paulus Orosius (Hormesta, oder moestitia mundi? —) ge-

schrieben (um 420). Hat gleich einer der größten Könige (Alfred M. von England) das Werk einer eigenhändigen Uebersezung gewürdigt, so ist es dennoch von sehr mittelmäßigem Werth und eine klägliche Aufzählung aller Trübsal und Noth, welche das Menschengeschlecht von seinem Anbeginne für und für gequälet; woraus dann hervorgehen soll, daß die Bedrängnisse jener Zeit — Alarich hatte so eben Rom geplündert (410), und die Schrecken der Völkerwanderung waren ringsum hereingebrochen — nicht der christlichen Religion, wie die Heiden ihr gerne vorwarfen, sondern einem bleibenden Verhängniß zuzuschreiben seyen.

Auch die spätern Chronikenschreiber sind zum Theil (mittelbare) Quellen für diesen vorliegenden Zeitraum. Aber es ist zweckmäßiger, ihrer erst in ihrer eigenen Zeit — dem Mittelalter — umständlichere Erwähnung zu thun. Die übrigen gleichzeitigen Schriftsteller aber werden wir unten bei den Volksgeschichten oder bei jener der Literatur zu nennen Gelegenheit haben.

Zweites Kapitel.

Chronologie.

Sowohl der neuen Aeren, welche in diesem Zeitraum entstanden, als auch der Schwierigkeiten, die bei der Bestimmung des Geburtsjahres Christi eintreten, haben wir schon oben in der Einleitung gedacht. Die chronologische Ordnung der Begebenheiten nach Christus ist größtentheils im Reinen, und bei dem Eintritt der neuen Aera — welche jedoch von Schriftstellern dieser Periode noch nicht gebraucht wird — hört auch der Einfluß der aus der ältesten Zeit herrührenden Verwirrung auf. Es bleibt uns daher blos die tabellarische Zusammenstellung des Synchronismus übrig (s. nebenstehende Tabelle).

Drittes Kapitel.

Schauplaz der Begebenheiten.

§. 1. Ueberhaupt. Umfang des römischen Reichs.

Die historische Welt hat jezt fast dieselbe Grenze wie das römische Reich. Ein großer Schauplaz allerdings, der die schönsten Länder von drei Welttheilen in sich faßt, und worauf vor Kurzem noch ein reges Leben und ein vielstimmiges Völkergedränge geherrschet. Jezt ist der Schauplaz — einige Blutscenen abgerechnet, meist schweigend und öde, das Leben der Völker entschwunden, und was die Geschichte zu erzählen hat, fast ausschließend auf die Revolutionen der Hauptstadt oder die Hofhaltung des Weltbeherrschers beschränkt. Selbst die Namen der meisten Nationen gehen unter, wie ihre genetischen Charaktere, und es wird der edelste Theil der Menschheit in eine willkührlich abgetheilte Heerde verwandelt, die gegen den Herrn in keine Betrachtung kömmt. Wenn wir, betrübt über dieses Schauspiel, den Blick nach Jenseits der römischen Grenze wenden, so sehen wir, so weit das Dämmerlicht es gestattet, in Osten — in Parthien, oder nachmals (dem mittlern) Persien, und in Sina —

J. d. W.			
IXtes Jahrhundert. 3834			
3835			
3837			
3838		Korinth zerstört	
3848	Untergang Baktriens.		s.
3850			
3851			
3853			
3865			
3882			
3893			
3895			
3896			
Xtes Jahrhundert. 3906			
3912			
3918			
3919			
3921			
3922			
3924			
3926			
3931	Schlacht bei Charrä.		
3936	(Haran)		ischer Kalender.
3937			
3940			
3942			
3946 bis 3950	Krieg gegen Antonius.		
3947	(Herodes M.)		
3953			

wir derjenigen erwähnen, welche von Konstantin M. herrührt, da sie von langdauernden Folgen, nicht nur in politischer, sondern auch in kirchlicher Hinsicht gewesen ist.

Gemäß derselben waren 4 große Präfecturen, Orient, Illyricum, Gallien und Italien, deren jede in eine Anzahl Diöcesen, und diese weiter in Provinzen getheilt waren. Die Diöcesen Thracien, Pontus, Asien, Aegypten und Orient (im engern Sinne) mit ihren Hauptstädten Konstantinopel, Cäsarea, Ephesus, Alexandrien und Antiochia — machten die erste Präfektur aus. Die zweite bestand aus den Diöcesen Macedonien (Hauptstadt Thessalonice) und

(*) Mit Ausnahme Arabiens, das aber auch heut zu Tag nur dem Namen nach türkisch ist. Auch war die Grenze gegen Persien nicht genau dieselbe wie heute.

schrieben (um 420). Hat gleich einer der größten Könige (Alfred M. von England) das Werk einer eigenhändigen Uebersezung gewürdigt, so ist es dennoch von sehr mittelmäßigem Werth und eine klägliche Aufzählung aller Trübsal und Noth, welche das Menschengeschlecht von seinem Anbeginne für und für gequälet; woraus dann hervorgehen soll, daß die Bedrängnisse jener Zeit — Alarich hatte so eben Rom geplündert (410), und die Schrecken der Völkerwanderung waren ringsum hereingebrochen — nicht der christlichen Religion, wie die Heiden ihr gerne vorwarfen, sondern einem bleibenden Verhängniß zuzuschreiben seyen.

Auch die spätern Chronikenschreiber sind zum Theil (mittelbare) Quellen für diesen vorliegenden Zeitraum. Aber es ist zweckmäßiger, ihrer erst in ihrer eigenen Zeit — dem Mittelalter — umständlichere Erwähnung zu thun. Die übrigen gleichzeitigen Schriftsteller aber werden wir unten bei den Volksgeschichten oder bei jener der Literatur zu nennen Gelegenheit haben.

Zweites Kapitel.

Chronologie.

Sowohl der neuen Aeren, welche in diesem Zeitraum entstanden, als auch der Schwierigkeiten, die bei der Bestimmung des Geburtsjahres Christi eintreten, haben wir schon oben in der Einleitung gedacht. Die chronologische Ordnung der Begebenheiten nach Christus ist größtentheils im Reinen, und bei dem Eintritt der neuen Aera — welche jedoch von Schriftstellern dieser Periode noch nicht gebraucht wird — hört auch der Einfluß der aus der ältesten Zeit herrührenden Verwirrung auf. Es bleibt uns daher blos die tabellarische Zusammenstellung des Synchronismus übrig (s. nebenstehende Tabelle).

Drittes Kapitel.

Schauplaz der Begebenheiten.

§. 1. Ueberhaupt. Umfang des römischen Reichs.

Die historische Welt hat jezt fast dieselbe Grenze wie das römische Reich. Ein großer Schauplaz allerdings, der die schönsten Länder von drei Welttheilen in sich faßt, und worauf vor Kurzem noch ein reges Leben und ein vielstimmiges Völkergedränge geherrschet. Jezt ist der Schauplaz — einige Blutscenen abgerechnet, meist schweigend und öde, das Leben der Völker entschwunden, und was die Geschichte zu erzählen hat, fast ausschließend auf die Revolutionen der Hauptstadt oder die Hofhaltung des Weltbeherrschers beschränkt. Selbst die Namen der meisten Nationen gehen unter, wie ihre genetischen Charaktere, und es wird der edelste Theil der Menschheit in eine willkührlich abgetheilte Heerde verwandelt, die gegen den Herrn in keine Betrachtung kömmt. Wenn wir, betrübt über dieses Schauspiel, den Blick nach Jenseits der römischen Grenze wenden, so sehen wir, so weit das Dämmerlicht es gestattet, in Osten — in Parthien, oder nachmals (dem mittlern) Persien, und in Sina —

Jahr			
3834			
3835			
3837			
3838		Korinth zerstört	
3848	Untergang Baktriens.		
3850			...s.
3851			
3853			
3865			
3882			
3893			
3895			
3896			
3906			
3912			
3918			
3919			
3921			
3922			
3924			
3926			
3931	Schlacht bei Charrä.		
3936	(Carran)		
3937			...rischer Kalender.
3940			
3942			
3946 bis 3950	Krieg gegen Antonius.		
3947	(Herodes M.)		
3953			

IXtes Jahrhundert. Xtes Jahrhundert.

wir derjenigen erwähnen, welche von Konstantin M. herrührt, da sie von langdauernden Folgen, nicht nur in politischer, sondern auch in kirchlicher Hinsicht gewesen ist.

Gemäß derselben waren 4 große Präfecturen, Orient, Illyricum, Gallien und Italien, deren jede in eine Anzahl Diöcesen, und diese weiter in Provinzen getheilt waren. Die Diöcesen Thracien, Pontus, Asien, Aegypten und Orient (im engern Sinne) mit ihren Hauptstädten Konstantinopel, Cäsarea, Ephesus, Alexandrien und Antiochia — machten die erste Präfektur aus. Die zweite bestand aus den Diöcesen Macedonien (Hauptstadt Thessalonice) und

(*) Mit Ausnahme Arabiens, das aber auch heut zu Tag nur dem Namen nach türkisch ist. Auch war die Grenze gegen Persien nicht genau dieselbe wie heute.

VIIItes Jahrhundert.

	Par(	Römer.	Kulturgeschichte.
3708	.		
3710	.	Pyrrhus besiegt.	
3715	.		
3720	.	I. Punisch. Krieg.	
3722	.		
3725	Baktri		
3728	Par		
(od. 3734)		. . . .	Tib. Coruncanus.
3733	.		
3735	.	Claudius Pulcher.	
	(Se		
3737	.		
3742	.		
3743	.	Friede.	Livius Andronikus.
3748	.		
3752	.	. . . . .	Q. Fab. Piktor.
3756	.	Hamilkar †.	
3759	.	Cisalpinien bezwungen.	
3760	.		
3762	.		
3763	.		
3765	.	II. Punischer Krieg.	
3767	.		
3768	.	Cannä.	
3776	(	. . . . . .	Archimedes.
3777	.	Metaurus.	
3778	.		
3782	.	Zama.	
3787	.	Flaminius.	
3794	(	Scipio Asiat.	
3795	.		
3798	.		
3801	.		
3802	.	Hannibal †.	
3803	.		
3806	.		
3816	(	Paul Aemil.	Terentius († 3822).

Die historische Welt hat jezt fast dieselbe Grenze wie das römische Reich. Ein großer Schauplaz allerdings, der die schönsten Länder von drei Welttheilen in sich faßt, und worauf vor Kurzem noch ein reges Leben und ein vielstimmiges Völkergedränge geherrschet. Jezt ist der Schauplaz — einige Blutscenen abgerechnet, meist schweigend und öde, das Leben der Völker entschwunden, und was die Geschichte zu erzählen hat, fast ausschließend auf die Revolutionen der Hauptstadt oder die Hofhaltung des Weltbeherrschers beschränkt. Selbst die Namen der meisten Nationen gehen unter, wie ihre genetischen Charaktere, und es wird der edelste Theil der Menschheit in eine willkührlich abgetheilte Heerde verwandelt, die gegen den Herrn in keine Betrachtung kömmt. Wenn wir, betrübt über dieses Schauspiel, den Blick nach Jenseits der römischen Grenze wenden, so sehen wir, so weit das Dämmerlicht es gestattet, in Osten — in Parthien, oder nachmals (dem mittlern) Persien, und in Sina —

ein ähnliches Schauspiel; in Süden ist todte Wüstenei; in Norden und Nordosten aber, in ungezähmter Wildniß, springt der Geist des Muths und der Freiheit. Die Wälder Germaniens und die weiten Steppen des Scythenlandes, worauf bis dahin ein fast undurchdringliches Dunkel geruht, öffnen sich dem historischen Blick, und mit neugewecktem Interesse betrachten wir die rohen, ungeschwächten Söhne der Natur, welche das Verhängniß dazu erzogen hatte, das verdorbene Blut der Römlinge zu erfrischen, und der dahinsterbenden Menschheit ein neues Leben zu ertheilen.

Diese Gegenden der Mitternacht werden wir zum Theil bei der Geschichte der Völkerwanderung betrachten. Hier mag eine Uebersicht derjenigen unter den römischen Ländern stehen, welche wir nicht schon früher zu beschreiben Gelegenheit nahmen.

Von dem Rücken des Atlas bis zu den Grampischen Bergen (Hochschottland), zum Rhein und zur Donau, dann vom westlichen Ocean bis zum Euphrat und zum kaspischen Meer, in einer Breite von 300 und in einer Länge von 600 geographischen Meilen erstreckte sich die römische Herrschaft. Alle Länder in dieser unermeßlichen Begränzung — mit alleiniger Ausnahme Mauretaniens, Brittaniens und Daciens, welche erst später erobert wurden — gehörten schon zu Augustus Reich, und dasselbe verlor in mehreren Jahrhunderten nicht eine Provinz. Die heutigen Staaten von Portugal und Spanien, Frankreich mit allem Land bis an den Rhein, vier Fünftheile von Großbritanien, ganz Italien und alle Inseln des Mittelmeeres, Südteutschland bis zur Donau, Illyrien, Ungarn, Siebenbürgen, alle Länder des türkischen Reichs in Europa, Afrika und Asien (*), in diesem noch weiter die kaukasischen Länder, endlich die Staaten von Tripolis, Tunis, Algier und das Meiste von Marokko. Welch' ein Reich! — Eine Vereinigung der allerschönsten, blühendsten, gesegnetsten Länder und der edelsten, kräftigsten und gesittetsten Völker der Erde! — Und wie wahr und deutungsvoll sind die Worte des großen v. Müller: „Es war ein harter Schlag für die Menschheit, als dieses Reich fiel! ja wohl daß es errichtet, und über so viele Millionen die höchste Gewalt Einem Sterblichen anvertraut wurde!“

§. 2. Eintheilung.

Unter den wechselnden Eintheilungen, welche die Kaiser diesem Reiche zum Behuf der bürgerlichen und militärischen Verwaltung gaben, müssen wir derjenigen erwähnen, welche von Konstantin M. herrührt, da sie von langdauernden Folgen, nicht nur in politischer, sondern auch in kirchlicher Hinsicht gewesen ist.

Gemäß derselben waren 4 große Präfecturen, Orient, Illyricum, Gallien und Italien, deren jede in eine Anzahl Diöcesen, und diese weiter in Provinzen getheilt waren. Die Diöcesen Thracien, Pontus, Asien, Aegypten und Orient (im engern Sinne) mit ihren Hauptstädten Konstantinopel, Cäsarea, Ephesus, Alexandrien und Antiochia — machten die erste Präfektur aus. Die zweite bestand aus den Diöcesen Macedonien (Hauptstadt Thessalonice) und

(*) Mit Ausnahme Arabiens, das aber auch heut zu Tag nur dem Namen nach türkisch ist. Auch war die Grenze gegen Persien nicht genau dieselbe wie heute.

Dacien (*). Die dritte enthielt 3 Diöcesen, Gallien (Hauptstadt Trier), Spanien und Brittanien; und eben so viel die vierte, nämlich Illyrien (**) (Hauptstadt Sirmium), Afrika (Hauptstadt Karthago), und Italien mit der Hauptstadt Rom. Im Verhältniß des Umfangs oder nach andern Rücksichten war dann jede Dioces weiter in 7, 8, auch 12 bis 14 Provinzen (das ganze Reich in 117) getheilt, deren meist willkührliche Begrenzung nicht so bequem zur Uebersicht ist, als die natürlichen, folglich ewigen Ländertheilungen, oder die Zungen der Völker.

§. 3. Italien.

Den Hauptsiz der Herrschaft, Italien, haben wir schon oben S. 129 betrachtet. In der Mitte der römischen Welt gelegen, mit den fernsten Provinzen übers Meer hin in leichter Verbindung, wohlbevölkert und groß genug, um eine imponirende Masse von Kräften zu fassen, dabei gegen Feindes-Angriff geschüzt durch die fast insularische Lage und die hohe Alpenmauer — schien Italien zur Herrscherin über alle Umgebungen des Mittelmeeres schon durch die Natur bestimmt. In langem Frieden, und Jahrhunderte hindurch der Mittelpunkt, wohin die besten Säfte des ungeheuren Reiches strömten, erholte sich Italien von den Verwüstungen der Bürgerkriege, und erhielt durch Reichthum, Flor und Pracht einigen Ersaz für die vergessene Freiheit. Außer Rom, welches die Kaiser auf eine der Hauptstadt der Welt würdige Weise verherrlichten, glänzten noch viele Städte, wie Ravenna — späterhin die Residenz — und Mailand — der Stolz des Po-Thales — Aquileja — die starke Grenzfestung gegen nordische Feinde — Padua, Verona, Ancona, Nola, Neapolis, Capua und viele andere Städte, über die fruchtbaren Gefilde des schönen Landes. Wir mögen annehmen, daß seine Bevölkerung die der neuern Zeiten um ein Drittheil überstieg.

§. 4. Celtische Länder.

Die Celtischen Länder, Hispanien, Gallien und Brittanien, in ihrer natürlichen Begränzung durch die Pyrenäen, Alpen, den Rhein und das Meer, besaßen bei weitem die ihrem Umfang entsprechende Stärke nicht. Die beiden ersten erholten sich nur langsam von ihrer schrecklichen Verblutung unter dem Römerschwert, und Brittanien arbeitete sich kaum aus der Wildheit empor.

Die schwankende Eintheilung Hispaniens in das dies- und jenseitige wurde verändert. August, welcher durch Besiegung der tapfern Cantabrer und Asturier die Unterwerfung der Halbinsel vollendete, sonderte sie in die drei Provinzen Lusitanien (Portugal südlich am Duero, dazu der größere Theil von Leon und dem spanischen Estremadura), Bätica (Andalusien und Granada) und Tarracon-

(*) Nicht das eigentliche Dacien zwischen der Donau und dem Krapak, sondern die nähern Süddonau-Länder, auf welche nach dem Verluste Daciens der Name übertragen worden.

(**) Sonach hatte „Illyrien" eine gar sehr verschiedene Bedeutung: Ursprünglich verstand man darunter blos die Ostküste des adriatischen Meeres; dann wurde Pannonien und Noricum dazu geschlagen (Dioces Illyrien). Das große Illiricum aber begriff überhaupt die Länder südlich an der Donau, oder genauer — als Präfektur — das Land von Hellas bis zur Donau, mit Ausnahme Thraciens und des eigentlichen Illyriens.

nensis (grösser als beide übrigen) ab. Der Siz der Macht war von der alten Tarraco nach Karthago nova gekommen. Zwischen den Städten phönicischen, karthagischen (oben S. 183) oder einheimischen Ursprungs, deren viele noch stehend, viele in Ruinen den alten Flor Hispaniens verkündeten, stiegen jezt auch römische Kolonien, wie Augusta Emerita (Merida), Valentia, Cäsaraugusta (Zaragoza) auf, und wetteiferten mit jenen. Noch war der Reichthum der Gebirge unerschöpft, so wie die Fruchtbarkeit des Bodens; noch zeichneten die Einwohner durch Tapferkeit und erfinderischen Geist sich aus. Edle und große Männer traten auf unter ihnen. Nichts fehlte als der Segen der Freiheit.

Die Unterscheidung der vier gallischen Hauptprovinzen (s. oben Kap. 4. §. 58.) dauerte fort, doch erweiterte Augustus die Grenzen Aquitaniens bis an die Loire. Das celtische Gallien wurde jezt häufiger Lugdunensis, von seiner stolzen Hauptstadt Lugdunum (Lyon) geheißen. In das östliche Belgien rückten immer mehr teutsche Stämme ein; daher das linke Rheinufer von Helvetien bis nach Holland den Namen Germania, mit der Unterscheidung in superior und inferior bekam. Diese Provinzen boten einen sehr ungleichen Anblick dar. Das narbonnensische Gallien, welches früher und auf minder blutige Weise bezwungen worden, und bei dem Genusse eines dem italienischen ähnlichen Himmels schon länger die Einflüsse marseillischer und römischer Gesittung erhalten, glich an Schönheit, an Reichthum und an Menge blühender Städte dem cisalpinischen Gallien. Hier prangten (außer Marseille) Tolosa, Nemausus, Arelate, Aquä Sextiä und viele Andere. Aber die übrigen Provinzen litten noch an den Wunden der Cäsar'schen Kriege und an Resten alter Barbarei. Mehr als eine Million Menschen, die Blühte seiner Bevölkerung, hatte es in jenen Kriegen verloren, und später mußte es den kräftigsten Nachwuchs zu den Legionen senden. Aus dem lebensreichen Gedränge seiner 300 freien Völkerschaften war eine zahme Heerde geworden, und viele von den 800 Städten (Ortschaften), welche Cäsar eingenommen, blieben verödet. Freilich hatten sie meist nur aus elenden Hütten von Brettern und Stroh bestanden(*). Aber der natürliche Fortgang der Kultur, zu welcher die ersten Schritte schon geschehen waren, würde sie bald empor gebracht haben. Der Einfluß einer regelmäßigen Administration, die Anziehungskraft der bürgerlichen Gewalten oder der militärischen Standlager, mitunter auch die Vortheile der Handelslage beförderten jezt das Wachsthum einiger Städte. Lugdunum, Augustodunum (Autun), Vesontio (Besançon), Burdigala (Bordeaux), Mogontiacum (Mainz), Vannes (in Bretagne), vor allen Trier (Augusta Trevirorum) nebst mehrern andern hoben sich empor; doch blieben die meisten — unter denselben auch Lutetia Parisiorum (Paris) — in ihrem ärmlichen Zustand, und im Ganzen hatte das Land sich noch nicht erholt, als die hereinbrechenden Barbaren es von Neuem verheerten.

Brittanien (die Zinninsel, oder das Land der bemalten Menschen, auch Albion, Hochland, geheißen), welches Cäsar vergebens angegriffen, und Augustus der Eroberung kaum werth gehalten, wurde, unter den Kaisern Claudius, Nero und Domitian, bis an die caledonischen

(*) Vergl. Vitruvius, L. II. c. 1.

Berge erobert. Von dieser Insel, jezt die Gebieterin der Meere und weiter Länder in allen Welttheilen, war damals nichts als die Wildheit ihrer Bewohner bekannt. Pomponius Mela (unter Claudius) hoffte (L. II. c. 6.), daß durch die Siege der Legionen einiges Licht über dieses Fabelland kommen könne; der vortreffliche Agricola, welchen Domitians Eifersucht an der Vollendung der Eroberung hinderte, sicherte wenigstens das gewonnene Land durch eine Reihe von Verschanzungen, welche er zwischen den beiden Seearmen von Edinburg und Dunbarton (Firth of Forth und Firth of Clyde) aufführte. Hadrian befestigte weiter südlich die Linie von New-Castle bis Carlisle: aber der Legat des Antonius Pius, Lollius Urbicus, rückte wieder an Agricola's Grenze vor, und verstärkte sie durch einen auf einem steinernen Grund aufgeführtem Wall von Rasen. Severus endlich zog längs des Hadrianischen Walls eine Mauer von Steinen. Auch Brittanien erhielt zum Ersaz für seine wilde Freiheit, und für Ströme vergossenen Blutes — römische Kultur. Zwar blieb es meist Hirtenland, aber auch Städte blühten auf. York, der Siz der Regierung, diente verschiedenen Kaisern zur Residenz, und London war schon damals durch Handel wichtig.

§. 5. Das Land von den Alpen zur Donau.

Weniger ausgedehnt und kultivirt als die celtischen Länder, aber durch die Lage — als Vormauer Italiens und Constantinopels gegen die nördlichen Völker — und durch den kriegerischen Geist der Einwohner wichtig waren die Provinzen von den Alpen und dem Hämus bis zur Donau.

Unter diesen war jedoch Helvetien bis zum Rhein noch ein celtisches Land, und gehörte zu Gallien (zum Theil zu germania prima, zum Theil zur belgischen Provinz Sequanien (*), zum Theil — gegen die penninischen Alpen — zum lugdunensischen Gallien). In vier Kantone — Urbigenus, Ambronicus, Tigurinus und Tugenus — vertheilt, lebten die Helvetier, seit ihrer Niederlage durch Cäsar, in ruhigem Gehorsam, welchen zum Ueberfluß noch die Kolonien von Aventicum, Noviodunum, Vindonissa und Augusta Rauracorum (Avenche, Nion, Windisch und Kaiseraugst) sicherten. Die alten verbrannten Städte wurden langsam wieder erbaut.

Von dem Gebirgstock des Gotthard über die Lepontischen und Tridentinischen Alpen, an den Quellen des Rheins und des Inns, dann zwischen diesen Flüssen bis zum Brigantinischen oder Bodensee und zur Donau von ihrem Ursprung bis zum Einfluß des Inn — aber auch südlich über das Gebirg Adula bis an die See'n Oberitaliens und die Etsch — dehnte sich das Rhätische Land, welches in seinem nödlichen Theile, vom Bodensee bis zur Donau, Vindelicien, oder das niedere Rhätien (Rhaetia secunda), so wie der südliche Theil Hohenrhätien (Rhaetia prima) hieß. Im Osten des Innstromes aber bis an die Quellen des Savus und den Kahlenberg (Mons Cetius), von den Julischen Alpen bis zur Donau, war Noricum, ein rauhes Hirtenland, reich an Eisen, und voll starker Menschen. Aber ohne Verbindung mit den Völkern des großen Teutschlands jenseits der Donau, wie hätten Noricum und Rhätien der noch ungeschwächten Macht des weitherrschenden Rom widerstehen mögen? Augustus unterwarf sich

(*) In engerer Bedeutung wurde aber Sequanien nur bis zum Jura gerechnet.

dieselben, doch erst nach schwerem Kampf. Veldidena (Wilten in Tyrol) war die Hauptstadt Rhätiens; Tridentum, Curia u. a. dieß- und jenseits der Alpen zierten das Land. Aber größer und wichtiger war in Vindelicien die schöne Augusta Vindelicorum (der Wenden am Lech — Augsburg), und ansehnlich die Städte Brigantium, Regina Castra (Regensburg), Batava Castra (Passau), mit mehreren andern. Auch Noricum — wiewohl das alte Noreja zerstört ward — füllte sich unter den Kaisern allmälig mit Städten, wie Lentia (Linz), Cetia (St. Pölten) und das wichtige Juvavia (Salzburg).

§. 6. Donau-Länder.

Von den Norischen Grenzen und von der langsam aufblühenden Vindobona (Wien) bis dort, wo an der Save-Mündung die Städte Taurunum und Singidunum (Semlin und Belgrad) die Grenze Mösiens deckten — über einen Theil Oestreichs, Steiermarks und Krains, Niederungarn, Slavonien und Bosnien — hieß das Land Pannonien, und wurde, nach dem Laufe der Donau, in superior und inferior getheilt. Von den berühmten Städten dieses von der Natur so reichen, und durch die Römer trefflich angebauten Landes sind das prächtige Sirmium (bei Mitrowiz?) und Carnutum (bei St. Petronella?) ganz und wiederholt, andere wie Mursa (Essek), Petovia (Pettau) zum Theil zerstört worden. Kein Land war mehr als dieses den nordischen Barbaren preis gegeben.

Das große Dacien, von der Donau (oder Theiß — zwischen beiden Flüssen wohnten nachmals die metanastischen Jazyger) bis zu den Karpathen und zum Tyras (Dniester), also Oberungarn, Siebenbürgen, Moldau und Wallachei, blieb nur von Trajan bis auf Aurelian eine römische Provinz. An die Stelle von Decebalus zerstörter Hauptstadt, Sarmizegethusa (unfern des eisernen Thors in Siebenbürgen?) baute der Sieger Ulpia Trajana (Varhely, Ulpianum — Klausenburg) und andere Städte. Schon war Meadia wegen seiner Bäder berühmt. Alba Julia (Karlsburg), Tibiscum (Caransebes), zierten das allmälig aufblühende Land; aber der Sturm der Völkerwanderung, der zuerst auf dasselbe fiel, zerstörte Alles.

Da zogen sich diejenigen Einwohner, welche die Gesittung liebten, auf den Ruf Aurelians über den Ister (also hieß die untere Donau von Axiopolis [Rossavgt] an) nach Mösien, und gaben der Ufergegend des großen Flusses den Namen Dacia ripensis. Aber Mösien erstreckte sich bis an den Hämus, und von Pannonien bis an's schwarze Meer. (Man unterschied das obere und niedere Mösien [prima und secunda], wovon dieses jezt Bulgarien, jenes Servien heißt). Außer der Grenzfestung Singidunum waren Naissus (Nissa) im obern, Nikopolis aber, Serdica (Sophia) und Dionysopolis (Varna) im untern Mösien berühmt. Das Land war reich an Getraide, die Einwohner voll Kraft und Muth.

§. 7. Hämus-Länder.

Die illyrischen Gebirge, welche, unfern der adriatischen Küsten, von den Alpen zum Hämus ziehen, sonderten Pannonien und Obermösien — und tiefer in Süden auch Macedonien — von Illyricum (in

engerer Bedeutung) ab. Dieses Küstenland, Japidia, Laburnia (Morlachien) und Dalmatia, sammt den vielen dazu gehörigen Inseln, unter einem fast italischen Himmel, an romantischen Lagen überreich, und in alten wie in neuen Zeiten von einem Geschlecht kühner Seefahrer bewohnt, wurde durch die Prachtliebe der Kaiser mit Städten und Palästen geziert. Die meisten davon liegen jezt in Trümmern, wie Scardona, und vorzüglich — wo nun Spalatro — das einst so stolze Salona, in dessen Gärten Diocletian reinern Lebensgenuß als früher auf dem Throne fand.

Die Länder südlich am Hämus, Thracien, Macedonien und Griechenland nebst den Inseln haben wir früher (oben S. 109 f. und S. 279. Kap. 3. §. 2.) betrachtet. Griechenland hieß jezt Achaja, und kaum nimmt die politische Geschichte mehr Notiz von der kleinen Provinz, aus welcher einstens die Besieger Persiens hervorgegangen. Bei aller Achtung, welche die Römer, fast unwillkürlich, dem griechischen Genie zollten, mochten sie doch dem Lande, das nur durch die Freiheit groß gewesen, den alten Glanz nicht wiedergeben. Viele Städte zerfielen; Athen wurde durch die Gothen geplündert. Von den beweglichen Kunstschäzen war das Beste nach Rom gekommen. In Macedonien erhob sich Thessalonice über alle Städte des Landes. Den Eingebornen blieb der Ruhm ererbter Tapferkeit. Das einst wilde Thracien wurde durch Verlegung der Residenz nach Constantinopel (Byzanz) der Mittelpunkt des Reichthums und der Pracht. Schon früher hatten verschiedene Kaiser es mit neuerbauten Städten geziert. Neben denselben behauptete Perinthus (Heraklea) den alten Ruhm. Auf dem Lande dauerte zum Theil die Rohheit der einheimischen Stämme fort.

§. 8. Die Morgenlande.

Auch die Morgenlande Roms, Kleinasien, Syrien, Phönicien, Palästina, auch Mesopotamien und Armenien, die beständigen Zankäpfel zwischen Rom und Mittelasien, haben wir an geeigneter Stelle beschrieben. In Mesopotamien behaupteten die Römer bis auf Jovian die wichtige Grenzfestung Nisibis. Auch in den kaukasischen Ländern, Colchis, Iberien und Albanien — vom schwarzen bis zum kaspischen Meere — war seit Pompejus ihre — jedoch von Scythen und Parthern oder Persern häufig bestrittene — Herrschaft gegründet.

Noch fühlte Kleinasien die Nachwehen des Mithridatischen Kriegs. Viele alte Städte — wie Halikarnassus, Knidus, Cycikus — lagen in Trümmern. Andere, wie Troas (Alexandria), Sardes, Ancyra, Sinope behaupteten ihren alten Glanz, oder vermehrten ihn, wie Smyrna und Ephesus. Viele stiegen neu empor, wie Laodicea, Apamäa, Nicäa, und Diocletians gewöhnliche Residenz, Nikomedia. Von diesen und einer Menge anderer Städte zeigen heute meist nur Trümmer die ehemalige Herrlichkeit, und zugleich, um wie viel besser noch die römische als türkische Herrschaft gewesen. Die Erhebung Constantinopels hatte gute Folgen für das benachbarte Kleinasien.

Auch Syrien prangte mit neuen Städten, meist aus den Zeiten der seleucidischen Macht. Ein anderes Laodicea und Apamea, Emesa, das alte Beröa (Aleppo), Edessa, vor allen aber Antiochia am Orontes, die stolze Hauptstadt Asiens, waren mit reichen und wollüstigen Einwohnern erfüllt. Palmyra hob bis auf Zenobiens Fall ihr Haupt stolz über die Wüste. Auch in Palästina mehrten, verschönerten sich die Städte; aber

Aelia Capitolina glich dem alten Jerusalem nicht. Phönicien zeigte nur Reste alter Herrlichkeit; doch war die Rechtsschule von Berytus berühmt.

§. 9. Afrika.

Ueber Gaza, zugleich Grenzfestung und Handelsstadt, ging die Straße nach Aegypten. Acht Millionen Einwohner zählte dieses Land, welches seit Alexanders Zeit den Segen des fruchtbarsten Bodens mit dem reichsten Handelsgewinn verband, und so viel als ganz Gallien ertrug. Alexandrien, volkerfüllt und prächtig, mochte für die dritte Stadt des Reiches gelten.

Marmarika und Cyrenaika wurden weit verdunkelt durch Aegypten. Seit dem Fall von Karthago war der Handel hier und in den Syrtenländern sehr vermindert, und barbarische Stämme fielen durch Einfälle schwer. Doch erhob sich Karthago selbst von Neuem aus der Asche, und war die Erste, wenn auch nicht mehr Herrscherin, der 300 Städte ihres alten Gebiets.

Numidien war eine der Kornkammern Roms. Auch Mauretanien, welches erst unter Claudius Provinz wurde, zeichnete sich durch Fruchtbarkeit aus. Man theilte es in Mauretania Cäsariensis und Tingitana, von den Hauptstädten Cäsarea (Algier) und Tingis (Tanger) also genannt. Noch andere Städte, durch Handel reich, zierten die Küste. Auch im inneren Land stiegen welche empor. Suetonius Paulinus ging zwar über den Atlas, aber ohne Erfolg. Ganz Nordafrika war noch ein Siz der Kultur und der Fülle.

Viertes Kapitel.

Allgemeinste Gestalt der Welt.

I. Charakter des Zeitraums.

§. 1.

Wir haben den raschen Fortgang der Völker von der Wildheit zur Kultur, von der Schwäche zur Kraft, von der Unerfahrenheit zur Weisheit gesehen. An der Einrichtung der Staaten ist eifrig und mit Erfolg, hier zur Begründung der Freiheit, dort zur Befestigung der Herrschaft gearbeitet worden. Der reifende Verstand hat allenthalben in göttlichen und menschlichen Dingen Schäze der Erkenntniß gesammelt, und Vieles davon ist in die Ausübung, in's Privatleben und in die Gesellschaft übergegangen. Industrie, Kunst, Wissenschaft und Ausbreitung des Verkehrs unter Menschen und Völkern haben in steigendem Verhältniß die Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens vervielfältigt, und endlich sind die wichtigsten Nationen der Erde in eine große Masse — sonach in die Gemeinschaft der Anwendung ihrer, einst getheilten oder feindseligen Kräfte — zusammengetreten.

Nach so wichtigen Fortschritten, und bei dem gehäuften Schaze der Erfahrung, mochte man nicht mit Grund noch Größeres für die Folge erwarten? — Aber solcher Hoffnung entgegen — wenn sie je gehegt ward — erblicken wir einen traurigen Stillstand, ja wohl einen Rückschritt in den Bestimmungen der Menschen. Als ob das Höchste bereits erreicht gewesen, was unter den Umständen jener alten Zeit, und nach dem Gang, welchen die Bildung der Menschen jener Vorwelt genommen, erreicht werden konnte, fing der Rück-

gang, scheinbar unausweichlich, an; so wie auf die Periode der vollen Mannskraft das hinfällige Alter folgt. Die Triebräder der alten Verfassungen, wodurch die Freiheit sollte geschüzt werden, waren abgenüzt, und es fehlte an Geist oder an Kraft, sie wieder herzustellen oder neue zu erbauen. Ermattet durch die langgedauerte Anstrengung gaben sich die Bürger des größten Reiches, das jemals die Erde sah, und welches den edelsten Theil der Menschheit begriff, der ungemessenen Gewalt eines Einzigen hin, mit eben der Apathie, womit auch die Völker die Vernichtung ihrer einst so standhaft vertheidigten Nationalität ertrugen. Man schien kein anderes Bedürfniß mehr zu kennen als Ruhe, Bequemlichkeit und in allen Genüssen eine mit der Verminderung der Empfänglichkeit im Verhältniß stehende Steigerung des Reizes. Wenige Spuren von Genie; im Physischen wie im Moralischen Abnahme der Kraft, träges Benüzen, zulezt Vergessen der vorhandenen Erfindungen, bescheidenes Nachtreten in den früher geebneten Bahnen, aber keine neue Ausbeute in Kunst und Wissenschaft; in der Religion Rückkehr des kindischen Aberglaubens, wohl auch verzweifelter Unglaube — allenthalben Erschlaffung, und hieraus — beschleunigt durch äußere Stürme — der Untergang.

Zwar diese Charaktere passen nur auf das römische Reich; aber eben dieses enthielt ja den größten, wenigstens den merkwürdigsten und fast allein historisch bekannten Theil der Menschheit. Sonach möchte es scheinen, daß die Ursache jener traurigen Bestimmungen blos in der Bildung solchen Weltreiches, wodurch die Schicksale aller Völker an das Verhängniß des einen Rom geknüpft wurden, und nicht in einem allgemeinen Altern der Menschheit gelegen habe. Allein nie wäre unter den edelsten Völkern das Weltreich, noch in demselben die despotische Alleinherrschaft aufgekommen, wenn nicht Kraft und Geist schon früher erschlafft wären. Nur über alternde Staaten mochte Rom mit so geringer Mühe seinen Scepter strecken; und hätten die Hauptmächte, auf deren Sturz jenes seine Größe baute, die jugendliche Energie der Spanier besessen, Rom wäre im Kampfe verblutet, bevor es siegte. Dieses Rom selbst aber — hätte es nicht schon gealtert — wäre durch die Tugend eines Cato und durch Brutus Muth gegen Cäsar und Augustus gerettet worden.

So wahr jedoch und folgenreich die Idee von den Stufenaltern der Völker und der gesammten Menschheit ist (wobei freilich nicht nur wie bei einzelnen Menschen bald ein natülicher Gang, bald eine selbst verschuldete Beschleunigung des Dahinwelkens, sondern auch, was bei jenen nicht statt findet, eine Verjüngung oder Wiedergeburt eintreten kann), so soll sie gleichwohl nur dazu dienen, die Hauptgestalt der großen Perioden, um deren Ueberschauung zu erleichtern, durch die hervorspringendsten Züge zu bezeichnen. Die weitere Ausführung überlassen wir der Philosophie der Geschichte der Menschheit. Die Weltgeschichte, als eine bescheidenere und strengere Wissenschaft (Vergl. Einleit. §. 84.) darf bei ihren Darstellungen sich nicht in das Reich der Ideen verlieren, sondern muß sich mit dem positiv gegebenen Zusammenhang der Begebenheiten begnügen. Es ist auch eine solche Darstellung — in vorliegendem Falle — lehrreicher, wenigstens praktischer, als die erhabenste Ansicht der Ideen. Denn wenn es ein Verhängniß oder ein Gesez der Natur ist, das die Staaten dem Greisenalter und der Auflösung entgegen führt, so mögen wir demselben nicht entweichen; wird aber das Unheil als Folge des Selbstverschuldens oder auch der Verirrung dargestellt, so kann ein späteres Geschlecht

daraus die eindringlichsten Lehren für seine eigenen Einrichtungen und Handlungsweisen schöpfen.

In diesem Sinne besteht der Charakter des vorliegenden Zeitraums darin, daß derselbe das imposante Bild einer Universalmonarchie und ihrer Wirkungen im Guten wie im Bösen enthalte. Denn außer Rom kömmt jezt fast gar Nichts vor in der Geschichte, und das Schicksal schien alle Umstände in Beziehung auf dieses Weltreich absichtlich dahin vorbereitet und angeordnet zu haben, daß alle Folgen einer solchen Macht, unter jeder Voraussezung, mit überzeugender Klarheit vor uns träten.

II. Summe der politischen Begebenheiten.

§. 2. Römisches Weltreich.

Nachdem die Römer unter der langen Gewalt des aus Klugheit gütigen Augustus die Freiheit vergessen, hierauf unter seinen nächsten Nachfolgern alle Schmach und alle Schrecken der Tyrannei ertragen gelernt, endlich in der Folge eines Domitian auf einen Titus den auffallendsten Beweis von dem schwankenden Loos eines durch unbeschränkte Alleinherrscher regierten Volkes erfahren hatten: trug es sich durch eine außerordentliche — in der Geschichte aller Länder und aller Zeiten isolirte — Fügung zu, daß sie fast hundert Jahre lang in unabgebrochener Reihe lauter vortreffliche Monarchen erhielten, bei deren Weisheit und Güte die unbeschränkte Gewalt ein Glück schien, da sie ihrer Tugend freien Wirkungskreis verlieh und ihnen gleich den Göttern zu dem Willen auch die Macht ertheilte, dem ganzen Geschlechte wohlthätig zu seyn. Gleichwohl was haben sie mit ihrem unermüdlichen Eifer, mit ihrer wahrhaft väterlichen Liebe, mit den liberalsten Regierungsmaximen bewirkt? — Ordnung, Ruhe, Wohlhabenheit, Flor des Ackerbaues und der Gewerbe, ungestörten Verkehr über alle ihre weiten Länder, und Verschönerung derselben durch stolze Monumente einer geschmackvollen, meist auch nüzlichen Pracht in Tempeln, Palästen, Heerstraßen, Brücken, Wasserleitungen, Bädern und andern Gegenständen bürgerlicher Verfeinerung. Aber bei Allem dem, und obschon, die Grenzprovinzen abgerechnet, ein tiefer Friede die vielen einst feindseligen, nun aber brüderlich und fest zu einem Staat verbundenen Völker beglückte, war — selbst unter einem Trajan und Marc Aurel — die Abnahme des Genie's, der physischen und moralischen Kraft, sonach der Menschenwürde — welche wohl mehr werth ist, als Wohlhabenheit und Friede — in der ganzen römischen Welt zu bemerken. Und es kann uns dieses nicht befremden. Selbstgefühl ist die Bedingung der Charaktergröße; wie könnte aber solches aufkommen da, wo man Nichts mehr sich selbst, sondern Alles der Gnade eines Herrn, wenn auch des besten — verdankt? — Wie wäre möglich, das Prekäre eines Zustandes zu vergessen, worin Alles von der Laune — oder auch dem Charakter — Eines Sterblichen abhängt? — Die übergroße Verehrung dieses Einzigen kann auch nicht anders als nachtheilig auf die Würdigung des Verdienstes wirken. Tugend, Genie und Kraft genießen keiner selbstständigen Achtung mehr, sondern nur in so fern ein gütiger Blick des Herrn auf sie fällt. Ja, sie können sogar für Verbrechen gelten, wenn der Despot argwöhnisch ist. Das demüthige Bewußtseyn dieses Verhältnisses drückt den Geist nieder, und der edle Wetteifer erstirbt, wenn der höchste Ruhm der eines guten Knechtes ist. Können

Wohlfeilheit und Ruhe Ersaz für solchen Verlust geben? — Aber die Gewohnheit der Erniedrigung tilgt zulezt sogar das Gefühl derselben, und es ist keine bessere Schule für Sklaven als die Sklaverei. Sonach läßt sich mit Wahrheit sagen, daß Nichts in Despotien gedeihen kann, was Erhebung und Kraft erheischt, und daß nothwendig, weil Beides eine Wurzel hat, solche Staaten so arm an Tugenden als an Talenten werden.

Um wie viel mehr, wenn das Despotenreich zugleich ein Weltreich ist? — Denn in einem solchen hört auch der Nationalwetteifer und jene Anstrengung auf, welche die Folge der Noth ist, oder einer gefahrvollen Stellung zwischen feindseligen Mächten. Das kleine Athen, das nur 20,000 Bürger zählte, hat in einigen Menschenaltern mehr und größere Künstler, Weise und Helden erzeugt, als der ungeheure römische Staat, welcher wohl 120 Millionen Einwohner enthielt, in einem halben Jahrtausend hervorbrachte! — Auch wird, je größer das Reich, und je schwerer demnach für einen Einzigen dessen Ueberschauung ist, die Gewalt der Statthalter um so unumschränkter und desto größer die Gefahr für den Bürger seyn, selbst unter einem guten Fürsten tyrannisirt zu werden. Endlich hört in der Universalmonarchie auch die lezte Zuflucht der Gedrückten, die Verlassung der bedrängten Heimath auf. Man ist nicht rettungslos, so lange noch irgend an einem zugänglichen Ort die Freiheit blüht; nur dann wird die Tyrannei ohne alle Scheu ihr Haupt erheben, wenn sie weiß, daß ihr nicht zu entrinnen ist.

Die Römer, welche jenseits ihres Staates Nichts als Meer und Wüstenei oder unwirthbare Länder von Barbaren sahen, befanden sich in dieser traurigen Lage, und lernten ganz deren Schrecknisse kennen, als nach Marcus Tod auch die Tugenden der Antonine verschwanden, und eine Folge von meist bösen, zum Theil verworfenen Kaisern das ganze Gewicht der Sklaverei auf die zahmen Völker legte; während die wenigen guten oder mittelmäßigen Fürsten nur eine vorübergehende und theilweise Linderung brachten.

§. 3. Ursachen seines Verfalls.

In dem Fortgang und der Ausbildung dieser Despotie, und in der Abspannung, welche von einem Weltreich unzertrennlich ist, haben wir die Hauptursache von dem Verfall und der Auflösung eines Staates zu suchen, welcher, nachdem er einmal in solcher Ausdehnung errichtet und befestiget war, nach der in ihm enthaltenen Masse physischer Kräfte, und nach seiner von dem weisesten Fürsten erhaltenen Organisirung und innigen Verknüpfung unerschütterlich begründet auf die längste Dauer schien. Jedoch kamen noch mehrere theils innere theils äußere Umstände hinzu, welche den Ruin beschleunigten und vollständiger machten. Auch von jenen Umständen sind die meisten als Folgen der Despotie im Allgemeinen oder als nähere Bezeichnung der römischen Despotie zu betrachten. Montesquieu und nach ihm viele Andere haben dies Alles schon in so deutliches Licht gesezt, daß wenig Neues mehr zu sagen bleibt.

Die Gewalt der Kaiser beruhte in ihrem Ursprung, und so auch in der Fortdauer auf militärischer Macht. Hieraus floß eine ausnehmende Begünstigung des Soldatenstandes, welche die Quelle unsäglicher Bedrückung für die Bürger wurde, und zulezt auch dem Throne Gefahr brachte. Die Soldaten, im Bewußtseyn ihrer Stärke, hielten sich für befreit von der

Unterthanspflicht, und sahen sich bald als Herren des Reiches an. Die Ordnung der Nachfolge oder der Wahl des Kaisers war nicht durch's Gesez bestimmt; die Soldaten maßten mit Beziehung auf die veralteten Verhältnisse das Recht sich an, den „Imperator“ zu ernennen. Die Prätorianer — die kaiserliche Garde — gaben das Beispiel, die übrigen Armeen folgten. Ihre widerstreitenden Ansprüche brachten verderbliche Kriege hervor. Welche Maaßregeln auch einsichtsvolle und kräftige Fürsten gegen dieses Grundübel ergriffen — es war unheilbar; immer blieb der Präfectus Prätorio dem Kaiser gefährlich, und jeder General, nach dem Maaß seines Verdienstes, mochte Furcht erwecken; um so mehr, da bei den eingetretenen Veränderungen des Kriegswesens weder der Name Roms noch die Idee eines gemeinsamen Vaterlandes den Truppen mehr Scheu gebot. Schon längstens waren die weichlichen Römer des Kriegsdienstes entwöhnt; aus Provinzialen, meist in den wildern Grenzländern, wurden die Legionen gebildet, und diese Streiter — zwar auch „Bürger“ dem Namen nach, seit Caracalla's Zeit (*), waren doch ohne Interesse für Rom, das sie nicht kannten, und zum Theil voll ererbten Hasses gegen dasselbe, oder untereinander. Zulezt wurden Barbaren, sogar in ganzen Haufen und unter ihren eigenen Anführern, in Sold genommen, wodurch denselben der Weg zu den obersten Staatswürden geöffnet, und Gelegenheit zum gefährlichen Verrath gegeben wurde. Die Erhebung der christlichen Religion und die Verlegung der Residenz nach Constantinopel, da sie alle alten Verhältnisse störten, wurden weitere Gründe der Schwäche, und die Theilung des Reichs — die anfangs nur vorübergehend, dann aber bleibend geschah — vollendete sie. Doch erhielt sich das morgenländische Reich durch die Festigkeit seiner Hauptstadt und andere Umstände, freilich bedrängt und langsam dahinschwindend, bis auf die Osmannische Zeit: aber das abendländische erlag jezt schon seiner eigenen Erschöpfung und der aus Norden hereinbrechenden Flut.

§. 4. Außerrömische Welt.

Germanische Völker waren es, welche unmittelbar diese große Revolution bewirkten, wiewohl auch asiatische Horden daran Theil nahmen. Jenseits des Rheins und der Donau hatten die Römer niemals festen Fuß gewonnen. Die Natur hatte hier in Wäldern und Wildnissen ein starkes Volk aufgezogen, welches das morsche Gebäude der Weltherrschaft zertrümmern, ein neues Geschlecht pflanzen, und den Boden zu einer neuen Ordnung der Dinge bereiten sollte. Schon in dem Zustand der Vereinzelung boten die Teutschen den Waffen der Weltbesieger Troz. Als sie sich in größern Massen vereinten, wurden sie furchtbar auch im Angriff. Verschiedene Ursachen, insbesondere der Stoß anderer Völker aus dem tiefen Norden und Osten, trieben die Germanen auf's römische Gebiet. Ein Schwarm drängte den andern. Auch Scythien ergoß seine Schaaren, und die Allgemeinheit der Bewegung machte sie unwiderstehlich. Germanen theilten sich in das abendländische Reich.

Minder glücklich stritten die Parther gegen Rom. Trajan demüthigte sie. Aber eine innere Revolution, die eine persische Dynastie auf den Thron Mittelasiens sezte, gab dieser Macht ihre Furchtbarkeit wieder. Dennoch blieb der Euphrat ihre, wie vom Verhängniß bestimmte, Grenze.

(*) D. i. seit der Ertheilung des Bürgerrechts an alle Provinzialen. (s. III. Abschn. Kap. I. §. 3.

In den Bewegungen Hoch- und Nord-Asiens haben neuere Schriftsteller (*) den Grund der Völkerwanderung gefunden. Sina blieb eine eigene Welt.

Zweiter Abschnitt.

Detaillirte Geschichte des dritten Zeitraums.

Erstes Kapitel.

Geschichte des römischen Reichs.

§. 1. Quellen überhaupt.

Wir haben im ersten Abschnitt die geographische Uebersicht dieses unermeßlichen Reiches gegeben und der hundert Nationen, über die es seinen Scepter streckte. — Welches sind nun die Quellen seiner Geschichte? — Derselben haben wir allerdings in ansehnlicher Menge und großentheils von befriedigender Glaubwürdigkeit. Zwar geben sie uns meist nur über die Person des Kaisers und über seine nächsten Umgebungen, über die Angelegenheiten der Hauptstadt, und in den Provinzen nur über jene Bewegungen Kunde, die auf Thronfolge oder Usurpation oder Einfälle der Barbaren Bezug haben: aber wir können auch mit Billigkeit viel mehr nicht verlangen. Durch die Vereinigung so vieler Völker unter eine Herrschaft verloren sie alle mit ihrer Selbstständigkeit auch ihren gesonderten Kreis des Wirkens und des Leidens. Sie kommen fortan nur als Theile des großen Ganzen in Betrachtung, welches selbst nur durch seine Centralgewalt Persönlichkeit hat, und lebt. Was hat uns, außer der allgemeinen Charakteristik der in trauriger Einförmigkeit fortbestehenden Verfassung, Kultur und Sitte, die Geschichte Sina's in Jahrtausenden Anderes gelehrt, als Regenten- und Dynastienwechsel, Hofintriguen, Empörungen und äußern Krieg? Und was lassen sich auch in den einzelnen Provinzen eines solchen, zum sklavischen Gehorsam gewöhnten Reiches für besondere Ereignisse denken, als die zufällige Folge guter oder böser Statthalter, die leidende Theilnahme an den Umwälzungen der Hauptstadt und der blutbezeichnete Lauf feindlicher Heere? — Aber selbst durch ihre Dürftigkeit und traurige Gestalt kann eine Geschichte lehrreich werden; denn sie enthält in treuer Darstellung das Leben der Völker, oder ihren Todesschlummer, und die Gründe von Beidem.

§. 2. Insbesondere.

Unter den Quellen der römischen Kaisergeschichte nehmen Denkmale (s. oben S. 470.), Münzen und Inschriften eine vorzügliche Stelle ein. Wir bemerken aus den leztern insbesondere das berühmte Monumentum Ancyranum, oder die in einem Tempel zu Ancyra gefundenen Inschriften über Augustus Leben und Thaten. Von Kaisermünzen ist eine gar große Menge in verschiedenen Sammlungen vorhanden, und zur Berichtigung der Chronologie sowohl als zur Bewährung mancher wichtigen Begebenheiten von vielfältigem Gebrauch. Mehrere der im vorigen Zeitraume (oben Kap. 4. §. 2.) genannten Geschichtschreiber, als Vellejus Paterculus,

(*) Desguignes Hist. des Huns, etc.

Plutarch (Galba und Otho) Florus u. A., so auch die Geographen Strabo, Pomponius Mela, Pausanias und Ptolemäus — wozu wir hier noch Julius Solinus (um 250), Julius Honorius von Ravenna, Vibius Sequester, dann die verschiedenen Itineraria (annotata und picta), die sehr interessante Notitia dignitatum utriusque imperii (*), und die merkwürdige Peutingerische Tafel (**) sezen — gehören auch für die gegenwärtige Periode.

Unter den ihr eigenthümlichen Quellen verdient Dio Cassius Coccejanus von Nicäa († 229.), als über einen großen Theil der Periode reichend, die erste Stelle. In 80 Büchern hat derselbe die römische Geschichte von Aeneas bis auf seine Zeiten, und zwar in den lezten 30 die Kaisergeschichte, gründlich und schön beschrieben. Die 34 ersten Bücher des Werkes sind verloren, einige andere sind verstümmelt, und von den 20 lezten ist nur ein dürftiger Auszug des Xiphilinus (um 1050) noch vorhanden. Für die Geschichte Augusts ist Dio vorzüglich wichtig.

Von geringerem Umfang, aber vom reichsten Gehalte sind C. Cornelius Tacitus Werke (um 100), als die Jahrbücher, welche von Tiber bis auf den Tod des Nero, und dann die Historien, welche von da weiter bis auf den Tod Domitians reichten. Von den Annalen ist Einiges, und von den Historien das Meiste verloren gegangen. Aber genug ist uns übrig, um daraus den großen Meister in der historischen Kunst, den tiefdenkenden Staatsmann und Menschenkenner, das unerreichte Vorbild einer gedrängten, inhaltsschweren Sprache zu bewundern. Je mehr Vorkenntnisse man zu seinem Studium bringt, desto mehr lernt man aus ihm. Er zeigt uns die Verworfenheit und das Elend eines in Sklaverei versunkenen Volkes, und seine Schilderung Tibers ist eine in alle Zeiten tönende, imposante Warnung.

Sein Zeitgenosse, Suetonius Tranquillus, hat uns die Biographien der ersten 12 Kaiser hinterlassen. Ohne mit Plutarch sich vergleichen zu dürfen, ist Suetonius gleichwohl nicht ohne Werth, und voll interessanter Notizen.

Philo Judäus und Flavius Josephus, deren wir schon oben S. 73 unter den Quellen der hebräischen Historien gedachten, sind es in diesem Zeitraum auch für die die jüdische in sich fassende, römische Geschichte. —

Der Panegyricus und die Briefe des jüngern Plinius belehren uns in blühender Sprache über den Charakter des besten Fürsten und Roms schönste Zeit.

Herodianus (um 238), ein Grieche, der Geschichtschreiber der Kaiser vom Tode M. Aurels bis auf den jüngern Gordian, schließt die Reihe der guten Historiker.

Seine Nachfolger, die sogenannten Scriptors historiae Augustae minores im Anfang des 4ten Jahrhunderts: Aelius Spartianus, Vulcatius Gallicanus, Trebellius Pollio, Flavius Vopiscus, Aelius

(*) Dieselbe steht in Graevii Thesaurus T. VII. und ist auch besonders mit dem lehrreichen Kommentar des Guid. Pancirollius gedruckt.

(**) Diese berühmte, durch Conrad Celtes aufgefundene, von Conrad Peutinger — ihrem nachmaligen Besizer — genannte Tafel, d. z. T. in der kaiserl. Bibliothek zu Wien, ist nach der Meinung der meisten Gelehrten eine im 13ten Jahrh. verfertigte Kopie eines aus dem 4ten Jahrh. herrührenden Originals, und eigentlich ein bloses Itinerarium durch Europa und Asien, von den Säulen des Herkules bis zum indischen Ocean.

Lampridius und Julius Capitolinus, haben das Leben der Kaiser von Adrian bisauf Carinus — zu summarisch und ohne weise Auswahl der Begebenheiten, jedoch wie es scheint, mit Unparteilichkeit, und in einer für ihre Zeit noch Lob verdienenden Sprache — geschrieben. Die Periode ihrer Kaisergeschichte ist diejenige, worin die meisten Lücken sind, und wo daher die breviaria historiae Romanae von S. Rufus, Eutropius und Aurelius Victor (in der zweiten Hälfte des 4ten Jahrh.) öfters unsere Zuflucht werden.

§. 3. Fortsezung.

Später vermehren sich wieder die Schriftsteller, aber sie theilen sich in zwei Klassen, Heiden und Christen, deren widersprechende Ansichten zu mancher Verwirrung Anlaß geben. Unter jenen ist der abtrünnige Julianus in seinen „Cäsarn" (um 360) ein höchst interessanter, geistvoller, aber leidenschaftlicher und beißender Erzähler. Gemäßigt — so daß er Vielen ein Christ schien — bieder, getreu und sachkundig ist dagegen Ammianus Marcellinus (*) (um 370), von dessen 31 Büchern römischer Kaiserhistorie nur die lezten 18 übrig und vorzüglich bei der Geschichte des Konstantinischen Hauses wichtig sind. Fünfzig Jahre später hat Zosimus dieselben Geschichten wie Ammianus, aber nicht mit derselben Unpartheilichkeit, beschrieben. Von seinen 7 Büchern sind 5½, von August bis Gratian, übrig. In Methode und Darstellung ist er über seine Zeit.

Aus den christlichen Schriftstellern haben wir schon oben (S. 471) den Lobredner Konstantins M., Eusebius, benannt. Auch als Kirchengeschichtschreiber gehört er, mit seinen Nachfolgern, Sulpitius Severus (um 400), Theodoretus (450), Philostorgius (430), Theodorus (525), Evagrius (536), Palladius (430), Sokrates, Sozomenus (Beide um 440), Epiphanius (500) unter die Quellen der römischen Geschichte, weil die Schicksale der Kirche in innigem Zusammenhang und vielseitiger Wechselwirkung standen mit jener des Staates. Nur muß die Kritik niemals den Standpunkt dieser Historiker vergessen.

Eine gleiche Vorsicht hat sie — wiewohl aus andern Gründen — bei der Benüzung der zum Ton gewordenen Lobreden auf die einzelnen Kaiser, deren in ansehnlicher Menge vorhanden sind, anzuwenden.

Die Dichter, Magnus Ausonius von Bordeaux († 349), Claudius Claudianus (von Alexandrien, um 400), der geistreiche Reisebeschreiber Claudius Rutilius Numatianus (um 440), und Apollinaris Sidonius, der aufgeklärte Bischof in Auvergne, mögen mit vollem Recht den historischen Quellen über die lezten Zeiten Roms beigezählt werden.

Der Codex Theodosianus und Justinianeus enthalten die Verordnungen der Kaiser von Konstantin M. an, und sind demnach eigentliche Geschichte. Aber auch mittelbar, als Beleuchtung der Verfassung und aller bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse sind dieselben, oder vielmehr überhaupt das römische Recht eine ungemein reichhaltige, wiewohl etwas schwer zu benüzende und noch nicht hinreichend benüzte Quelle für die Geschichte Roms nicht nur unter den Kaisern, sondern auch in jeder frühern Zeit.

(*) Nicht zu verwechseln mit dem Chronikenschreiber Marcellus, Comes von Illyrien (um 534).

Endlich bemerken wir noch, daß viele spätere Chronikenschreiber, insbesondere aber die byzantinischen Schriftsteller (deren wir in der mittlern Geschichte gedenken werden), als mittelbare oder Quellen der zweiten Art (s. oben S. 10) für den gegenwärtigen Zeitraum zu gebrauchen sind; auch daß viele Bruchstücke von sonst verlornen Historikern durch den Fleiß späterer Sammler, als Photius, Constantinus Porphyrogennetes, Suidas, Stephanus, Tzetzes u. A. erhalten worden.

I. Abtheilung der Kaisergeschichte.

Von Augustus bis Commodus.

§. 4. Augustus.

Weit günstiger als Cäsars Lage nach geendetem Bürgerkrieg war jene des Octavian nach der Schlacht bei Aktium. Schon in den Feldern von Philippi ging die Freiheit unwiederbringlich unter. Ihre lezten Vertheidiger fielen in der Schlacht oder durch Proscription. Auch hatte eine erneuerte Erfahrung das Unheil einer Republik ohne Tugend gelehrt, und die weisern Bürger erkannten die Nothwendigkeit der monarchischen Gewalt. Man war der langen Erschütterungen müde, und verlangte Ruhe um jeden Preis. Schon hatte die Gewohnheit das Gehässige der Herrschaft gemildert; die wichtigsten Bürger waren an das Cäsar'sche Haus durch Dankbarkeit, gegenwärtiges Interesse oder Hoffnung gefesselt; den Armen däuchten "Brod und Spiele" mehr als die Freiheit werth. Gleichwohl hatte Octavian das Bild des ermordeten Cäsar unablässig vor Augen, und er glaubte die Herrschaft, so wie er sie mehr durch Politik als durch Waffen errungen, so auch fortwährend durch jene erhalten zu müssen. Interesse, Talent und Neigung trafen hier in einem Punkt zusammen, und künstlicher als durch Octavian wurde nie ein Volk um die Freiheit betrogen.

Nachdem er dem Senat durch Ausstoßung seiner verächtlichsten Glieder einige Würde wiedergegeben, und durch Einführung persönlicher Anhänger dessen Unterwürfigkeit gesichert, sich auch als Princeps Senatus an seine Spize gestellt hatte, äffte er ihn und das Volk durch die Erklärung, daß er die höchste Gewalt, die er nur nothgedrungen zur Rettung des Staates übernommen, jezt wieder in den Schooß der republikanischen Autoritäten niederzulegen gedenke. Der Senat sollte noch betteln um das Joch, das ihm bereitet war — und that es; worauf Octavian, nach einigem Widerstreben, sich gefallen ließ, unter dem Namen und mit der ausgedehnten Gewalt eines Imperators über alle Armeen Herr des Reiches zu bleiben. Doch nur auf 10 Jahre, nach deren Verfluß jedesmal das Spiel wiederholt ward. Dabei wurden die Formen der Republik, die Comitien, die Wahlen der Magistrate, nicht angetastet; nur behielt der Fürst — princeps — zu welchem Lieblingstitel ihm noch der Name Augustus (der Erhabene, Erlauchte) ertheilt ward, die consularische, tribunicische und censorische Gewalt, nebst jener des Pontifex maximus, vereint für sich und auf lebenslang. Eine starke Leibwache, das Kriegskommando selbst in Rom und die Ernennung der Statthalter in jenen Provinzen, wo die Kernlegionen lagen — die übrigen sollte der Senat ernennen — be-

festigten die Gewalt. Noch andere Vorrechte und Privilegien vervollständigten sie. Aber sie sollte dem Volk ein Geheimniß bleiben. Durchaus durfte man ihn nicht „Herr“ nennen. Fern vom Gepränge der Majestät in Ton und Lebensweise, tolerant gegen freimüthige Rede und Schrift, und den Launen des Volkes vielfältig nachgebend, schien er in planmäßig geübter Leutseligkeit und Güte nur zum Wohlthun mächtig. Die Römer vergaßen allmälig seiner frühern Grausamkeiten, freuten sich seiner Geschenke, seiner Popularität und des Namens der Freiheit; die Provinzialen rühmten die Ordnung, Ruhe und den friedlichen Geist seiner Herrschaft; Dichter und Gelehrte endlich, die er ehrte und belohnte, erhoben den erlauchten Musenfreund zum Himmel. Aber bei Allem dem ist er dem strengern Urtheil der unbefangenen Nachwelt nicht entgangen. Die Philosophie unterscheidet genau die äußere von der inneren Güte der Handlungen, mag nicht Großmuth nennen, was blos die Politik eingab, und blickt gleichgiltig selbst von der Begnadigung Cinna's (*) hinweg, wenn der Verräther Cicero's sie ausspricht. Von der ersten Erscheinung Octavians auf dem Welttheater bis zum späten Hintritt war sein Thun und Reden eine einstudirte Rolle. Sein Inneres änderte sich nicht, aber seine Außenseite, jener des Chamäleons ähnlich, nahm (wie Julian so deutungsvoll in seinen „Cäsarn“ sagt) nach einander eine blasse, eine rothe, dann eine schwarze Farbe, und zulezt das sanfte Incarnat der Liebesgöttin und der Grazien an.

An dem Ruhm von Augustus weiser und glücklicher Verwaltung hatten seine Minister Cilnius Mäcenas, Vipsanius Agrippa, und Messala Corvinus den größten Theil. Allen Freunden des Guten und Schönen ist Mäcenas theuer. Liberalität der Grundsäze und ein tiefer Blick in die Geschäfte machten ihn zum Rathgeber geschickt, Liebenswürdigkeit des Umgangs verstärkte den Eindruck seiner humanen Lehren, und er verdiente durch seine Freimüthigkeit, Günstling und Vertrauter des Herrn der Welt zu seyn. Die Kriegssachen leitete Agrippa, der Sieger des S. Pompejus und des Antonius, anerkannt der erste Mann im Staat nach Augustus und dessen Eidam. Auch Messala war groß in den Künsten des Krieges und des Friedens, und den Musen vertraut.

§. 5. Fortsezung.

Der Umsturz der Republik hatte den Geist der auswärtigen Politik so sehr als jenen der innern Regierung geändert. Wornach konnte der Besizer der römischen Welt noch weiter lüstern seyn? Was konnte er außer den Grenzen dieses Reiches gewinnen, das ihn für die Gefahren und Mühseligkeiten des Krieges entschädigte? Und wenn er seine Legaten schickte, war es nicht bedenklich, einem Unterthan Gelegenheit zu selbstständigem Ruhm zu geben? — Auch heischt das Interesse des Despoten, jede Bewegung und jede Veränderung zu meiden.

Dieses Alles erwägend — abermals stimmten die Eingebungen der Klugheit mit jenen der Menschlichkeit überein — beschloß Augustus, zwar den Muth der Legionen durch kleine Kriege und Behauptung der Grenzen zu üben, aber doch im Großen den Umfang des Reiches nicht mehr zu erweitern; und dieser Grundsaz der Mäßigung wurde von den meisten Im-

(*) Doch, was Clio nicht that, hat Melpomene vermocht. Niemand wird Corneille's „Soyons amis, Cinna!“ ohne Erhebung lesen.

peratoren nach ihm befolgt. Rom führte fortan fast nur Vertheidigungskriege (*). Aber zu solchen konnte freilich bei der ungeheuren Ausdehnung der Grenzen selten der Anlaß fehlen, und Augustus selbst, wiewohl er dreimal den Tempel des Janus schloß, zählte mehr Kriegs- als Friedensjahre.

Auch erfuhr er mehr als einmal den Wechsel des Glückes. Zwar die Parther, geschreckt durch seine Rüstungen, gaben die gegen Crassus eroberten Adler zurück, und selbst ein indischer (oder südarabischer) König ehrte Augustus durch eine Gesandtschaft. Auch wurden durch Besiegung der Cantabrer und Asturier (welche allein noch in Spanien widerstanden), durch Eroberung von Rhätien, Vindelicien und Noricum — welche Drusus und Tiberius vollbrachten — durch Unterwerfung Mösiens und Pannoniens — was einen blutigen Kampf erheischte — weiter durch Siege in Kleinasien und Afrika die Grenzen gerundet; aber ein Heer ging in der arabischen Wüste verloren, ein anderes focht ohne Erfolg gegen Aethiopien, und ein drittes, unter Varus, wurde von den Teutschen vernichtet.

Viel größer noch war Augustus häusliches Unglück. — Er hatte keinen Sohn; seine Tochter Julia, welche nach einander an Marcellus, Agrippa und Tiber vermählt wurde, schändete sich durch Ausschweifungen, und ihre Söhne — von Agrippa — starben (**). Livia, seine zweite Gemahlin, war ein ränkevolles Weib, und von den Stiefsöhnen, welche sie ihm zubrachte, betrübte Drusus ihn durch seinen Tod und Tiberius durch sein Leben. Diesen lezten — wiewohl er dessen böse Gemüthsart durchschaute — mußte er zum Sohn und Erben annehmen, damit die Herrschaft nicht an völlig Fremde käme. Und so starb der glücklich gepriesene Augustus, nachdem er seine Freunde alle überlebt hatte, im 76sten Jahre des Alters und im 44sten seiner ungetheilten Gewalt (J. Chr. 14).

§. 6. Tiber (***).

"So wie ein Fluß oft nur langsam und geräuschlos den Damm unterwühlet, dann aber plözlich ihn einreißt, und unwiderstehlich über Felder und und Wiesen stürzt: also die Despotie in Rom, jenes unter August, dieses unter Tiber." (Montesquieu). Nachdem der tückische, argwöhnische, in Ränken beinahe ergraute Tiber zuerst durch eine — wohl unnöthige aber in seinem Charakter liegende — Verstellung den Senat geäfft, hiernächst den Aufruhr der pannonischen und teutschen Legionen (der leztern durch des Germanicus, seines Neffen, Treue) gedämpft hatte, tilgte er den lezten Schein der Volksmacht durch die Verlegung der Comitien in den Senat, und umgab sich mit den Schrecken des Majestätsgesezes. Hinfort wurden nicht nur die kleinsten Handlungen, sondern auch Worte und Schrift — wenn sie nicht unbedingt Sklavensinn athmeten — Gedanken sogar, die man in den vertrautesten Ergießungen belauschte, zu Verbrechen gestempelt, die Heiligkeit gerichtlicher Formen zum Dienst der blutigsten, schaamlosesten Tyrannei mißbraucht, alle Bande der Natur, der Liebe, des Vertrauens frevelnd zerrissen, und die Verworfenheit des Zeitalters zu leich-

(*) Die Eroberung Brittaniens und Mauretaniens, und dann die Kriege Trajans sind die einzigen bedeutenden Ausnahmen von Augustus Grenzsystem.

(**) Nämlich C. und L. Cäsar; der dritte, Agrippa Posthumus, ein elender Mensch, wurde erst von Tiber getödtet.

(***) Er. Horn: Tiberius, ein historisches Gemälde. Leipz. Hinrichs, 1811.

ter Vermehrung gleich abscheulicher Angeber, Richter und Henker benützt. Nur die Scheu vor dem edlen Germanicus, welchen das Volk liebte, und das Heer vergötterte, hielt noch eine Zeit den vollen Ausbruch der Wuth zurück. Der Held starb (wahrscheinlich vergiftet; doch dieses Verbrechen, wie so viele andere, deckt ein nächtlicher Schleier). Mit ihm sah das Volk verzweifelnd seine lezte Hoffnung sinken, und fühlte zum Erstenmal, was es heiße, Nichts in sich selbst, und Alles — Segen oder Verderben — in Einem Sterblichen zu haben. Tiberius, welchem vom Menschen nur die Gestalt geblieben schien, theilte seine Zeit unter Handlungen der ausgesuchtesten Grausamkeit (*) und der unnatürlichsten Wollust. Aelius Sejanus, Präfectus Prätorio, der würdige Günstling eines solchen Herrn, unterhielt und verschärfte noch die Blutscenen in Rom, während Tiber auf Caprea in thierische Schwelgerei versank. Aber Sejanus, nach dem Throne lüstern, suchte sich den Weg dazu durch Tödtung der Verwandten des Kaisers zu bahnen, und vergiftete selbst dessen Sohn. Allein der Verrath wurde entdeckt, und an Sejanus, seinem Haus und seinen Freunden blutig gerächt. Noch ein Jahrzehend wüthete und schwelgte Tiberius fort, ohne Sättigung für seinen Blutdurst, ohne Aufheiterung für die düstere Stimmung seiner Seele. Er starb im 78sten Jahre seines Alters (37) — man sagt gewaltsam — nachdem er 23 Jahre den Thron geschändet, und hinterließ den Ruhm eines vollendeten Tyrannen.

§. 7. Cajus. Claudius. Nero.

Cajus (Caligula), Germanicus Sohn, wurde von den Prätorianern zum Imperator ausgerufen. Der Senat und das Volk — des Vaters gedenkend — erkannten ihn mit Freude. Aber, nach kurzer Täuschung durch verstellte Güte, erblickten sie in ihm ein Ungeheuer ohne Gleichen, das alle, selbst widerstreitende Laster vereinte, und bei welchem blos zweifelhaft war, ob Grausamkeit oder Verworfenheit, oder Unsinn vorherrschte (**). Er verhielt sich zu Tiber, wie dieser zu August, und schien nur darum zu regieren, um der Welt zu zeigen, „was Alles die Menschen sich gefallen lassen.“ (Joh. v. Müller). Und nicht das Volk, nur einige Einzelne, Cassius Chärea an der Spize, erhoben sich gegen den Unmenschen, und tödteten ihn (41).

Der Senat, im Taumel der Freude, vermaß sich, die Wiederherstellung der Freiheit und die Verwünschung der Cäsar'n zu dekretiren. Aber noch bestand er aus denselben Menschen, deren Feigheit selbst einem Tiberius zum Eckel gewesen, und in Tagesfrist ward ihm gelehrt, daß nicht er, sondern die prätorianische Garde Herr des Reiches sey. Noch immer war dieselbe dem Cäsar'schen Hause ergeben. Also erhielt Claudius den Thron, des Cajus Oheim, gleich schwach an Leib und Seele, von der Geburt an eine elende Menschenfigur, woran, nach seiner eigenen Mutter Ausdruck, die Natur zur Stümperin geworden. Zitternd hatte er sich bei dem Ausbruch des Tumultes hinter einen Vorhang verkrochen; da ersahen ihn einige plündernde Prätorianer, zogen ihn hervor, und riefen ihn zum Imperator aus. Ein Geschenk

(*) Mori volentibus vis adhibita vivendi. Nam mortem adeo leve supplicium putabat, ut, cum audisset, unum ex reis, Cornelium nomine, anticipasse illam, exclamaverit: Cornelius me evasit! et in recognoscendis custodiis precanti cuidam poenae maturitatem responderit: nondum tecum in gratiam redii. Sueton.

(**) Da ein solcher Charakter kaum begreiflich ist, so schreibt man seine Unthaten einer durch Krankheit bewirkten Verrücktheit zu.

an die Soldaten, und der Einfluß des damals in Rom anwesenden Herodes Agrippa, Königs der Juden, befestigte die Ernennung. Jezt wurden die Mörder des Cajus hingerichtet, und eine Regierung begann, deren Schmach stolzen Gemüthern noch unerträglicher als die Schrecken des Cajus schien (*). Zum Erstenmal sah die Gebieterin der Welt sich ganz offenbar von liederlichen Weibspersonen und verworfenen Freigelassenen niedergetreten; bei aller Gutmüthigkeit des Kaisers übten jene in seinem Namen eine freche Tyrannei, und dem Volke wurde in der Dienstbarkeit seines Oberhauptes gegen solche Kreaturen seine eigene Erniedrigung kund. Messalina und Agrippina hießen die Frauen des Halbmanns: ihre Namen gelten noch heute zur Bezeichnung weiblicher Verworfenheit. Die Erste, nach unerhörten Schandthaten, wurde umgebracht auf Befehl des Freigelassenen Narcissus. Agrippine bewog den Kaiser, ihren Sohn aus erster Ehe, Domitius Nero, mit Zurücksezung des edlen Britannicus, welchen ihm Messaline geboren, zu adoptiren, und tödtete endlich den Gemahl, um dem Sohn die Herrschaft zu sichern (54).

Auch erhielt er dieselbe durch die Prätorianer und deren Oberhaupt Burrhus, führte sie anfangs mit großem Lob, und endete als ein Scheusal. Denn als er in grenzenloser Ausschweifung jedes bessere Gefühl erstickt hatte, vermochten weder Ehre noch Pflicht, noch Menschlichkeit mehr, seine Leidenschaften zu zügeln. Wer denselben in Weg trat, mußte sterben, und durch die Gewohnheit des Mordens wurde das Blutvergießen selbst zur Leidenschaft. Er schlachtete nach einander seinen Halbbruder Britannicus, dem er das Reich geraubt, seine Mutter, die um seinetwillen so viele Verbrechen begangen, seine Gemahlin Octavia, die seiner Buhlerin verhaßt war, diese Buhlerin Poppäa selbst in einem Anfall von Wuth, seinen Vormünder Burrhus, dem er die Herrschaft verdankte, seinen Lehrer Seneca, der ihn früher zum Guten gelenkt. — Einen Sohn hatte er nicht, sonst würde er er auch diesen gewürgt haben. Der tugendhafte Thrasea, der geistvolle Lucanus, viele Senatoren, Ritter und Bürger, aus den geringfügigsten Anlässen, eine Menge Juden und Christen, unter dem Vorwand jener berüchtigten Brandlegung (**), die er selbst veranstaltet, wurden getödtet, und diese Blutscenen wechselten ab mit beispiellosen Sünden der Lust und verächtlicher Gaukelei.

Endlich erwachte der Grimm des zu schamlos verhöhnten Volkes. Allenthalben brach der Aufstand aus, in Spanien, Gallien und in Rom selbst. Der feige Wüthrich, von seiner Garde verlassen, vom Senat als Verbrecher verurtheilt, verbarg sich in dem Hause eines Freigelassenen, und gab sich beim Herannahen der Feinde verzweifelnd den Tod (68). Noch heute liegt in Rom auf seinem Namen die Verwünschung des Volkes (***).

§. 8. Aeußere Kriege. Brittanien.

Bei aller Verworfenheit dieser Cäsarn, und bei aller Tyrannei, die sie in Rom selbst, und in ihren nähern Umgebungen übten, genossen doch die

(*) Daher die, wiewohl fruchtlose, Empörung des Befehlshabers in Dalmatien, Camillus, deren Geschichte durch die Großthat der heldenmüthigen Arria verherrlichet ist.

(**) Vgl. jedoch, was hievon unten III. Abschn. II. Kap. §. 4. gesagt wird.

(***) Mit Nero erlosch das Haus des Augustus, welches reicher an Gräueln als irgend eines in der Geschichte ist. Zur Uebersicht seiner Schicksale fügen wir die genealogische Tabelle desselben an.

Cäsar Octavianus Augustus † J. 14.
Gemahlin 1. Scribonia. 2. Livia, (ihr erster Gemahl Tiberius Claudius Nero.)

I.
Julia † 17.

Gem. 1. M. Cl. Marcellus. 2. Agrippa. 3. Tiber.

2. C. Cäsar, † 4.
2. L. Cäsar, † 2.
2. Agrippina † 35. Gem. Germanicus.
2. Julia, † 30.
2. Agrippa Posthumus † 14.

Tiberius Nero † 37.
Gem. 1. Vipsania. 2. Julia.

Drusus Cäsar † 25.

Nero Claudius Drusus † 9.
Gem. Antonia minor (Tochter des Triumvirs.)

Germanicus † 19.
Gem. Agrippina.

Nero. † 22.
Drusus. † 35.
Cajus Calig. † 41.
Agrippina. † 59.
Gem. 1. Cn. Domitius. 2. Claudius.

Claudius † 54.
Gem. 1. Messalina.
2. Agrippina.

1. Britannicus. † 57.
Octavia. † 59.
Gem. Nero.

1.
Domitius Nero † 68.
Gem. 1. Octavia. 2. Poppäa Sabina.

Provinzen unter der nun regelmäßigern Verwaltung und gegen die Erpressungen des republikanischen Roms gehalten, ein vergleichungsweises Glück (wovon unten, Abschn. III.). Auch nach Außen war wenigstens keine Abnahme der Macht zu verspüren. Gegen die ungeheure Kräftenmasse des römischen Reiches, bevor es innerlich zerfallen, wie konnte ein Feind im Angriff aufkommen? — Zwar die Teutschen schreckten durch ihren wilden Muth; aber das hatten sie selbst unter dem großen Cäsar gethan: und in den Kriegen der ersten Kaiser war, ungeachtet der Varischen Niederlage, dennoch im Ganzen die Ueberlegenheit der römischen Waffen sichtbar (s. unten Kapitel II.). Entscheidender war ihr Fortgang an den übrigen Grenzen. Mauretanien, welches die Waffen ergriffen, um seinen von Caligula ermordeten König zu rächen, wurde unter Claudius erobert. In Osten gewann Nero's Legat, Corbulo, Armenien gegen die Parther, und jenseits des Meeres wurde Cäsars Plan — die Unterwerfung Brittaniens — endlich in Erfüllung gesezt. Jedoch nicht vollständig; denn, nachdem die Legaten des bei aller persönlichen Erbärmlichkeit im Kriege glücklichen Claudius (*), Plautius und Ostorius, die Icener, Briganten und den tapfern Karaktakus, König der Siluren, bezwungen; nachdem, unter Nero, Suetonius Paulinus auf Mona (Anglesey) den grauenvollen Hauptsiz der Druidenmacht zerstört, und an der Themse die Schaaren der heldenmüthigen Boadicea bis zur Vertilgung geschlagen hatte; nachdem weiter — unter den folgenden Regierungen — der vortreffliche Agricola in glücklichen Feldzügen bis nach Caledonien (Schottland) gedrungen: so blieben dennoch die nördlichen Stämme unbesiegt, und fielen durch Einfälle den südlichen Provinzen schwer. Zwar Agricola, dessen Flotten ganz Caledonien umfuhren, und der selbst Hibernien (Irland) drohte, würde wohl die Unterwerfung beider bewirkt haben, wenn nicht Domitian, der seines Feldherrn Größe mit feiger Scheelsucht betrachtete, ihn zurückberufen hätte. Später, bei allmälig sinkender Stärke des Reiches, war Eroberung weniger möglich. Auch beschränkten sich die folgenden Kaiser, nach den glücklichsten Kriegen, auf die Behauptung Südbrittaniens (ungefähr $\frac{4}{5}$ der Insel), welche sie mühsam und nur unvollständig, selbst durch Wall und Mauer gegen die Streifereien der Caledonier deckten.

§. 9. Judäa.

Wir sind hier bei der Zusammenstellung der brittanischen Angelegenheiten der Hauptgeschichte Roms vorangeschritten. Dasselbe mag uns in Rücksicht der Juden vergönnt seyn, gegen welche unter Nero sich der Krieg erhob, der ihren Staat und Tempel zerstörte.

Herodes M., der Würger des Makkabäischen Hauses, König von Judäa, während der römischen Bürgerkriege jedesmal der Freund der siegenden Partei und zulezt von Augustus mit ansehnlicher Gebietsvermehrung begnadigt, gab seinem Reiche Wohlstand und Glanz, stellte den Tempel mit großer Pracht wieder her, verschönerte Jerusalem und viele Städte des Landes. Er starb im zweiten Jahr unserer Zeitrechnung.

Seine drei Söhne: Archelaus, Philipp und Antipas, theilten das Land nach Augustus Ausspruch. Aber bald wurde — angeblich

(*) Claudius war selbst 16 Tage in Brittanien, eroberte einige Festungen und hielt einen Triumph!

wegen Archelaus Tyrannei — Judäa mit Samaria und Idumäa, zur römischen Provinz erklärt. Auch mit den Nebenländern verfuhren die Römer nach Willkür, bis der lobenswürdige Herodes Agrippa, ein Enkel des großen Herodes, durch Cajus und Claudius wohlverdiente Gunst (s. oben S. 491.), den ganzen Staat zur eigenen Verwaltung als König erhielt. Nach seinem Tode (44) hörte der Schein der Selbstständigkeit wieder auf. Römische Statthalter regierten das Land, wiewohl man dem jüngern Agrippa einen kleinen Theil prekarisch überließ.

Bei aller Unterdrückung durch Waffen und Machtsprüche hatten doch die Juden seit langer Zeit in Rom selbst eine wichtige Rolle gespielt, als Mäkler, Wechsler, Kaufleute, oder auch als zahlreicher Pöbelhaufe, dessen Geschrei und Arme listige Partei-Häupter benützten. Schon Cicero, in seiner Rede für Valerius Flaccus, klagt darüber. An dem gegen die Mörder Cäsars erhobenen Sturm hatten die Juden einen großen Theil, und es wird ihr Name noch bei verschiedenen Revolutionen genannt. Im Ganzen waren sie den Römern verhaßt, selbst verachtet, aber ihr Geld lockte zu Plünderungen an. Fortwährende Erpressungen der Statthalter vermehrten den Widerwillen, welchen schon von Anfang die Juden gegen das römische Joch empfanden, und auch gegen die Herodianer, als Sklaven Roms, vielfältig geäußert hatten. Alte Weissagungen von einem kommenden Messias erleichterten jedem Betrüger oder Fanatiker die Aufregung der verblendeten Menge, welche den Sohn Mariens, weil er nicht mit irdischer Macht erschien, verkannt hatte. Endlich entstand gegen die allzuschreiende Bedrückung des Statthalters Gessius Florus ein allgemeiner Aufruhr der Juden (66). Jerusalem und alle Festen des Landes fielen in ihre Gewalt; der Präfekt von Syrien wurde geschlagen. Da sandte Nero den Feldherrn Vespasianus gegen sie mit großer Macht. Vergebens war der Eifer der Juden, ihre Wuth, ihre Verzweiflung. Es wurde erfüllt, was mit Seherblick verkündet worden, und was unausbleiblich war nach dem Geist des Volkes und den Umständen der Zeit. Das Judenthum hatte sich selbst überlebt. Blinder Eifer mochte die todten Formen nicht wieder beseelen; Wuth ohne Wägung der Kraft, Parteihaß bei höchster Bedrängniß — konnte sie wo anders hin als zum Verderben führen? — In einer Reihe blutiger Gefechte schrecklich hingewürgt, ließen die Verzweifelten nicht ab vom ungleichen Kampfe. Noch blieb ihnen die Hauptstadt; da wurde Vespasian von seinem Heere zum Imperator ausgerufen, zog nach Rom, und überließ dem Sohn, Titus, die Beendigung des Krieges. Welche Schrecknisse die schwärzeste Phantasie zu ersinnen vermag, häuften sich in der unglücklichen Stadt. Der Tod in tausend Gestalten, am schrecklichsten durch Hunger (man sah Mütter ihre Kinder verzehren!), fraß das zusammengedrängte Volk. Die Leiden der Wirklichkeit wurden geschärft durch die Grauen des Aberglaubens und die Schrecken der unsichtbaren Macht. Die Spaltung in verschiedene Parteien vollendete das Unheil. In förmlichen Schlachten zerrissen sich unter einander die Vertheidiger derselben Stadt, und forderten durch gehäufte Frevel — zumal die Zeloten (also hießen die Wüthendsten) — den Grimm des Siegers auf. Umsonst bot der gütige Titus Gnade an. Nur stürmend, durch Flammen und über Berge von Leichen, konnte er den Weg sich bahnen durch die Straßen Jerusalems. Unter dem Geheul der Verzweiflung sank die Stadt Davids, sank der ehrwürdige Tempel in Schutt und Asche. Eilfmalhunderttausend Menschen waren umgekommen in diesem

Krieg, Hunderttausend wurden gefangen (*). Der Rest der Nation wurde zerstreut über die Länder, und verlor, bei aller Erniedrigung, die Anhänglichkeit an's Mosaische Gesez, den fanatischen Eifer und die Hoffnung auf einen Messias nicht. Als Kaiser Hadrianus später auf der geheiligten Stätte Jerusalems eine profane Stadt, Aelia Capitolina, und auf Zion einen Tempel Jupiters bauen ließ, entbrannte von Neuem die Kriegsflamme. Bar-Kocheba (Sohn des Sternes), der vermeinte Messias, war der Anführer der Schaaren, die von allen Enden herbeiströmten zum verzweifelten Kampf. Aus Brittanien berief Hadrian den Feldherrn (Julius Severus) und die Legionen gegen den wüthenden Feind. An sechsmalhunderttausend Menschen verloren das Leben. Viele wurden als Sklaven verkauft; der Uebrigen Loos war völlige Zerstreuung, Druck und Schmach. Aber fortan und als auf den heutigen Tag haben sich die Nachkommen dieser merkwürdigen Nation, ohne Vermischung mit den übrigen Völkern, unter denen sie meist in Verachtung und gegenseitiger Abneigung leben, erhalten, hartnäckig den überlieferten Lehren und Sazungen anhängend, allem Neuen widerstrebend, ohne Nachgiebigkeit gegen den Geist der Zeiten und Orte, lebendige Mumien der alten Welt.

§. 10. Vespasian. Titus. Domitian (**).

Wir kehren nach Rom zurück. Hier wurde nach Nero's Tod der 70jährige Sulpitius Galba, welchen die spanische Armee zum Imperator ausgerufen, von dem Senat bestätigt. Nach wenig Monaten ermordeten ihn die Prätorianer, die er durch übertriebene Strenge erbittert hatte. Sie gaben das Reich an Salvius Otho, einen Hauptgenossen von Nero's Schwelgereien, doch im Grunde edelmüthigen, dabei talentvollen Mann. Schon früher hatte die germanische Armee, der spanischen nachahmend, ihren Feldherrn Aulus Vitellius zum Imperator ernannt. Seine Truppen zogen über die Alpen. Italien, seit Langem des Krieges entwöhnt, war in banger Bestürzung. Da verlor Otho ein Treffen bei Bedriacum, und gab sich heroisch den Tod, um des Bürgerbluts zu schonen. Aber Vitellius, durch seine Legaten Sieger, rückte nach, freute sich des leichenvollen Feldes, und nahm vom Throne Besiz, um ihn durch thierische Völlerei zu schänden. Bald bezahlte er die Freuden der Tafel mit einem schmählichen Tod (69).

Flavius Vespasianus, dessen Truppen nach blutigem Kampf solche Rache übten, war von der morgenländischen Armee mit dem Purpur bekleidet worden, und verdiente seine Erhebung. Endlich einmal sah Rom einen Kaiser, der mit Einsicht und Kraft auch den Willen des Guten vereinte, der die Imperatorwürde als eine Verpflichtung, nicht als blosen Titel des Genusses ansah. Er ehrte den Senat, ließ von demselben sich die Gewalt bestätigen, beruhigte das Reich, verschönerte Rom, füllte die erschöpfte Schazkammer, und kriegte gegen die Juden, Parther und Britten glücklich, zweifelhaft gegen die Bataver (s. unten Kap. II.). Die Hin-

(*) Die Kritik muß jedoch diese Nachrichten des Josephus der Uebertreibung zeihen.

(**) Weber, Kaiser M. Salvius Otho, eine Biographie. Frankf. 1815. Cramer, D. Vespasianus, s. de vita et legislatione Flavii Vespasiani imper. comment. Jena. 1785.

richtung der tugendhaften Eponine (*), überhaupt herrische Strenge und etwas engherzige Geldliebe sind Flecken seiner (neunjährigen) Regierung.

Dagegen erfreute Titus (79), sein Sohn, das Menschengeschlecht durch die volle Liebenswürdigkeit einer schönen Seele. Nur zwei Jahre besaß ihn der Thron; noch waren sie durch natürliche Unglücksfälle getrübt. Aber sie haben hingereicht, den Namen des Fürsten, welcher „den Tag für verloren achtete, an dem er Niemanden Gutes erwiesen", mit unvergänglicher Glorie zu schmücken.

Sein ihm unähnlicher Bruder Domitianus (81) — wiewohl auch er nicht ohne gute Anlagen war — ahmte als Herrscher die verworfenen Cäsar'n nach. Der Gebieter der Welt brachte seine Zeit mit frivolen Beschäftigungen oder in ärgerlicher Lust zu, wurde Räuber aus Verschwendung, Tyrann aus Furchtsamkeit, und ließ mit frechem Uebermuth sich Herr und Gott nennen, während er das Verdienst seiner Diener scheute, Sklave seiner Verschnittenen und der Zeichendeuter war, und — was in Rom noch nie geschehen — von einem barbarischen Feind den Frieden kaufte. Diurbaneus Decebalus, König von Dacien, war es, der solchen Tribut erpreßte, nachdem er die Legionen geschlagen und einige Provinzen verwüstet hatte. Domitianus wurde ermordet auf Anstiften seiner Gattin (96). Der Senat, welcher geduldig das Werkzeug seiner Tyrannei gewesen, verwünschte das Andenken des Todten.

§. 11. Nerva. Trajan (**).

Von jezt an, fast hundert Jahre lang, genossen die Römer das wunderwürdige Glück einer fortwährend weisen und väterlichen Regierung. Die Fürsten, welche in dieser Zeit den Scepter führten, gelangten nicht durch den Zufall der Geburt zur Herrschaft, und wurden nicht in der Jugend schon durch Hoheitsgedanken verderbt. Adoption, welche nur das Verdienst bestimmte, brachte immer den Würdigsten zur Thronfolge; Dankbarkeit, Nacheiferung, Ehrgeiz dem Vertrauen zu entsprechen, munterten zur Pflicht auf. Der Kretenser Coccejus Nerva, ein tugendhafter Greis, von den Verschwornen zum Nachfolger Domitian's ausersehen, und von dem Senate dazu ernannt, sanftmüthig und rechtlich, beim Besiz der höchsten Gewalt der Freiheit Freund, nur nicht energisch genug für das Bedürfniß seiner Zeit, wurde der Wohlthäter der Welt dadurch, daß er den vortrefflichen M. Ulpius Trajanus — Spanier von Geburt und damals Feldherrn in Teutschland — zum Sohne, Reichsgehilfen und Thronfolger erklärte.

Von Trajan (98) ohne Rührung und Wärme reden, hieße den Sinn für die edelste Humanität verläugnen. Dieser „beste Fürst" — Zeitgenossen und Nachwelt nannten ihn also — dessen Tugenden man nach Jahrhunderten noch den Kaisern als hohes Vorbild pries (durch den Zuruf: Sis felicior Augusto, sis melior Trajano!), stellt uns in seinem Charakter die schönste Vereinigung aller großen und liebenswürdigen Eigenschaften dar. Während er mit hellem Blick und väterlichem Sinn alle Zweige der Verwaltung seines unermeßlichen Reiches durchdrang, und was die Weisheit eingegeben, kraftvoll, beharrlich vollführte, mit dem treuesten Eifer über die öffentliche Wohlfahrt, so wie über die Rechte der Einzelnen wachte, und nur darum zu regieren schien, um der Welt die gute Seite der Alleinherrschaft im

(*) Wer kennt die treue, heldenmüthige Gattin des unglücklichen Rebellen Julius Sabinus nicht? — Tacit. und Xiphil. in Vespas.

(**) J. Genersich, Trajan, ein biogr. Gemälde. Wien, 1811.

strahlendsten Licht zu zeigen: huldigte er selbst mit liberalem Geist den Grundsäzen der Republik, vermaß sich nicht wie seine Vorfahren, über dem Geseze zu stehen, gab dem Senat Freiheit durch seinen Willen, Würde durch seine Achtung wieder, stellte die Volkswahlen und das selbstständige Ansehen der Magistrate her, ließ die Majestätsgeseze schweigen, und entfernte von sich das niederdrückende Schaugepränge der unumschränkten Gewalt. Allen Bürgern zugänglich und unter ihnen wie der Vater unter geliebten Kindern, wie der Freund unter Freunden lebend, schien er blos durch höhere Tugend ausgezeichnet; so wie er selbst keinen Maaßstab der Gunst als jenen des Verdienstes kannte. Seine Sitten — bei aller Liebenswürdigkeit — waren nicht tadellos, aber selbst seine Verirrungen zeugten von der Zärtlichkeit seiner Seele, und man nahte sich um so vertrauensvoller Demjenigen, an welchem man doch einige Schwächen der Menschlichkeit erkannte. Daß ein solcher Mann den Musen hold und Freund ihrer Freunde gewesen, würden wir wohl voraussezen mögen, wenn auch die Zeugnisse darüber verstummt wären; so wie auch die Verbindung der größten Liberalität im Wohlthun, in öffentlichen Anstalten und Monumenten, mit dem frugalen Tone des eigenen Lebens zum Ganzen dieses Charakters gehört.

Bei so vielen glänzenden Zügen bedurfte er wohl des Kriegsruhmes nicht. Aber auch in diesem kam er Cäsar'n nahe, den er in andern Stücken so weit übertraf. In zwei Kriegen gegen den trozigen Decebalus rächte er Domitian's Schmach. Ganz Dacien wurde eine römische Provinz. Der König, über den Trümmern seiner Macht, gab sich den Tod. Noch glorreicher waren die parthischen Züge. Seit Crassus Zeit war der Parther Name den Römern schrecklich gewesen; unverwischt zeigte Syrien die Spuren alter und neuer Verwüstungen. Trajan führte seine Legionen über den Euphrat, unterwarf sich Armenien, Mesopotamien, sezte über den reißenden Tigris, eroberte die Königssize Seleucia und Ctesiphon, und drang bis zum persischen Meerbusen. Auch das nördliche Arabien wurde bezwungen, der Abfall der Tigrisländer gezüchtigt, und den Parthern ein anderer König gesezt. Vielleicht hätte Asien durch Trajan ein bleibendes Gesez erhalten, wären nicht durch den Tod seine großen Plane vereitelt worden. In dem kritischen Zeitpunkt einer abermals über alle Eroberungen ausbrechenden Empörung starb der Kaiser (117), und es stürzte zusammen, was er hier mühsam gebaut hatte.

§. 12. Hadrian. Antoninus. M. Aurel (*).

Denn Aelius Hadrianus, sein Nachfolger durch Verwandtschaft und vermuthete Adoption, gab — man will aus Neid gegen Trajan's Größe, wahrscheinlicher aus Friedensliebe und richtiger Würdigung der Umstände — alle Eroberungen jenseits des Euphrat zurück, und beschränkte seinen Ruhm auf Erhaltung der innern Wohlfahrt und Stärke. Wenige Fürsten glichen ihm an umfassender Kenntniß der Geschäfte, wenige an Thätigkeit und Eifer. Alle Provinzen seines weiten Reiches durchreisete er zu Fuß und ließ einer jeden den Segen wohlthätiger Einrichtungen zurück. Auch gelehrt und den Künsten freundlich war er, aber minder sanft und liebenswürdig als Trajan. Er wußte, daß er Herr sey, und ließ es fühlen. Die lezte Periode seines Lebens ist von Härten, selbst von Ungerechtigkeiten nicht frei, so daß nach seinem

(*) K. A. Buchholz, Marc Aurel. Berlin, 1806. Roth's Bemerkungen über das Zeitalter der Antonine. Nürnberg, 1817.

Tode der Senat, der von Trajan's Güte den Maaßstab nahm, anstand, seinem Andenken die gewöhnlichen Ehren zu erweisen (138).

Er hätte selbes schon darum dankbar feiern sollen, weil Hadrian in der Person des adoptirten Titus Antoninus Pius sich den tugendhaftesten aller Menschen zum Nachfolger gegeben hatte. Zwar haben uns die Geschichtschreiber nur wenig einzelne Handlungen dieses edlen Fürsten und wenig von den Begebenheiten seiner Regierung erzählt; aber doch genug, um ihm die Liebe und Verehrung der spätesten Geschlechter zu gewinnen. Sein Name blieb immer dem Volk theuer und ein Ehrenname, welchen viele seiner Nachfolger sich beilegten, ohne Antonine zu seyn. Während seiner 23jährigen Verwaltung herrschte Ruhe, Ueberfluß und — bis auf unbedeutende Grenzirrungen — Friede in der römischen Welt. Unterthanen und Magistrate schienen die stillen Tugenden ihres Fürsten nachzuahmen. Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Ordnungsliebe beglückten das Reich; gehässige Leidenschaften, unsittliche Triebe verbargen sich. Auch äußere Völker faßten Achtung und Zutrauen für einen Monarchen, welcher „lieber einem Bürger das Leben erhalten, als tausend Feinden es nehmen" mochte, und schlichteten ihre Fehden nach seinem Ausspruch. Seit Numa, mit welchem man ihn billig verglich, hatte Rom keinen solchen Gewalthaber besessen.

Antoninus hatte gleich bei seiner Erhebung und auf Hadrian's Verlangen den hoffnungsvollen Marcus Aurelius und den L. Verus adoptirt. Der lezte war der Sohn jenes schönen Aelius Verus, welchen der Liebhaber des Antinous früher adoptirt, ein schneller Tod aber weggerafft hatte. Die ausgezeichneten Vorzüge Marc Aurels, die frühe Annahme desselben zum Mitregenten durch Antoninus, welcher ihm auch seine Tochter Faustina vermählte, endlich der Beschluß des Senats bestimmten ihn zum Nachfolger des hingeschiedenen Kaisers (161), aber er erklärte alsogleich den L. Verus zum Mitherrscher und Augustus. Doch Verus überließ seinem Thronkollegen, dessen Ueberlegenheit er anerkannte, ohne Einspruch die Leitung der Geschäfte, und sich selbst der Thatlosigkeit und dem Genuß der Lust. Nur in dem parthischen Kriege, der bald nach Antoninus Tod begonnen, ermunterte er sich zu einiger Anstrengung. Doch nicht sowohl er, als sein Legat Avidius Cassius, war Sieger der Parther, und drang bis Ctesiphon. Schon im achten Jahre des Reiches starb Verus.

Desto ungetheilter war der Eifer, die Thätigkeit und der Ruhm des großen Marcus, der an Tugend, Rechtlichkeit und Milde Antoninus gleich, an Kraft der Seele ihn übertraf, wenigstens geprüfter war, und mit dem Glanz der Herrschergaben die Würde der erhabensten Philosophie verband. Ja, diese — stoische — Philosophie, deren Lehren in der frühesten Jugend schon ihn durchdrungen, mag wohl sich selbst den Ruhm aneignen, welcher die Person und die Regierung des vollkommensten aller Fürsten schmückt. Keiner hat ihre Vorschriften so rein wie er aufgefaßt, so innig ihre Würde empfunden, so getreu und durch's ganze Leben sie in Erfüllung gesezt. So wurde dieses Leben der schönste praktische Kommentar über die Grundsäze Zeno's, welche der kaiserliche Weise auch sonst durch Rede und Schrift (*) verkündete. Aber bei aller Strenge in Lehre und eigener Ausübung hatte Marcus mit den Schwächen Anderer eine gutmüthige Nachsicht, gar wohl-

(*) Die „Betrachtungen" Marc Aurels über sich selbst wurden von ihm während des Kriegsgetümmels geschrieben. Hoher Sinn mit edler Simplicität verbunden, charakterisiren sie.

thätig aus Gefühl so wie aus Pflicht, und erschien eben so würdig der Liebe als der Verehrung der Menschen.

Unter diesem Kaiser erfuhr das Reich den ersten nachdrücklichen Stoß von den Völkern des Nordens. Auf Dacien stürmten Bastarner und Alanen, von den hinter ihnen befindlichen Gothen gedrückt, und die Donau-Völker, in einen großen Bund vereint, brachen in's römische Land. Bis Aquileja wälzte sich der Strom, und zu diesem Schrecken der Markomannen (sie waren die stärksten des Bundes) gesellte sich eine Pest in Italien, Aufruhr in mehreren Provinzen und der fortdauernde parthische Krieg. Nach einem achtjährigen, müh- und gefahrvollen Kampf und verschiedenem Glückswechsel schloß der tapfere Marcus (174) einen rühmlichen Frieden, und eilte nach den Morgenländern, wo Avidius Cassius sich zum Kaiser aufgeworfen. Aber es wurde derselbe von seinen eigenen Leuten getödtet, worauf Marcus, der ihn beweinte, den Rebellen verzieh. Ein neuer Ausbruch des teutschen Krieges hielt den Kaiser bei den Legionen zurück. Seine Seele litt beim Anblick der Verwüstung, und sein Körper erlag der unaufhörlichen Mühe. Er starb zu Sirmium (180), beweint wie Trajan, und empfing noch von späten Geschlechtern den Tribut einer dankbaren, religiösen Verehrung.

§. 13. Commodus.

Man war geneigt zu hoffen, daß die Tugenden des Vaters auf den Sohn sich vererben würden; aber die Hoffnung schlug auf eine traurige Weise fehl. Marc Aurel's einziger, freilich nur aus liebevollem Herzen hervorgehender Fehler war seine allzugroße Nachsicht, zumal gegen theure Personen. Er hatte seine Gattin, Faustine, deren Laster und Ausschweifungen ihm allein unbekannt blieben, unwandelbar geliebt und geehrt; in seinem Sohn Aurelius Commodus, ungeachtet der Keim des Bösesten in demselben lag, glaubte er gute Anlagen zu entdecken, und hoffte ihn durch Lehre und Beispiel zum würdigen Nachfolger zu erziehen. Er nahm sogar den Jüngling zum Mitregenten an, um ihn frühzeitig an die Geschäfte zu gewöhnen, gab ihm die besten Lehren, und empfahl sterbend die unerfahrne Jugend desselben der Sorgfalt und Treue seiner geprüftesten Freunde. Vergebens! Bald enthüllte sich zum Schrecken der Römer die ganze Abscheulichkeit dieses ersten „im Purpur gebornen“ Prinzen. So wie einst Nero fing er mit zügelloser Ausschweifung an, und endete mit entsezlicher Grausamkeit und Unsinn. Eine Menge der edelsten Senatoren und Bürger wurden Opfer seines ungereizten Blutdurstes, welchem er mitunter auch seine eigenen Kreaturen und die Genossen seiner Lüste schlachtete. Auch seine beiden vornehmsten Günstlinge, Perennis und Cleander, die Werkzeuge und Rathgeber seiner Tyrannei, nachdem er ihren Erpressungen beifällig zugesehen, gab er ohne Widerstreben der Wuth des Volkes preis. Und immer verworfener wurde sein Gemüth. Nicht eine gute Empfindung, nicht eine ehrbare Neigung blieb in demselben zurück. Seine Zeit brachte er entweder in schändlicher Lust, oder bei den Spielen des Amphitheaters zu, nicht als Zuseher, sondern als Kämpfer, anfangs gegen wilde Thiere, darauf gegen Menschen. Seine Schmeichler erfreuten ihn durch die Vergleichung mit Herkules, dessen Name und Attribute er sich auch auf Münzen und Statuen beilegte. Aber bald zog er den Ruhm des Gladiators jenem des Gottes vor, und entweihte die Majestät des Throns durch öffentliche Aus-

übung eines mit natürlicher und gesezlicher Schande gebrandmarkten Gewerbes. Sieben hundert fünf und dreißigmal sahen die Römer ihren Kaiser und den Sohn des Marcus auf der Arena kämpfen. In den Fechtschulen that er es täglich, ja er ließ sogar einen (freilich kaiserlich erhöhten) Sold aus der Fechterkasse abreichen, und zählte mit abenteuerlichem Stolze die vielen Siege auf, die er — mit ungleichen Waffen — über seine mitleidswürdigen Gegner erkämpfte.

Diesen Fürsten ertrug das römische — an die Verwaltung der Antonine gewöhnte — Volk dreizehn Jahre! Ja noch länger hätte es ihn ertragen, wäre er nicht durch einen von seiner Buhlerin bestellten Ringer erwürgt worden (193). Jezt erst, als der Tyrann todt war, brach die lang verhaltene Wuth in laute Verwünschungen aus. Aber der Senat, da er jezt erst dem „Gladiator, dem Mörder, dem Feind des Vaterlandes" Commodus fluchte, sprach seine eigene Schande aus.

Es kann uns nicht befremden, die Regierung eines Commodus auch nach außen schmachvoll und unglücklich zu sehen. Bald nach seines Vaters Tod hatte er den Frieden von den Teutschen erkauft, da er die Mühseligkeiten der Feldzüge scheute. Aber fortwährende Einfälle barbarischer Nationen in's römische Gebiet, denen man mühsam widerstand, verkündeten den herannahenden Verfall.

II. Abtheilung.

Von Commodus bis zum Untergang des abendländischen Reichs.

§. 14. Charakter dieser Geschichte.

Von jezt an wird die römische Geschichte traurig. Es mehren sich von innen und außen die Anzeigen des Verderbens. Das Verhängniß ist dem Reiche näher gerückt; mit allem Ringen vermag es nicht, demselben zu entweichen.

Als eine nothwendige Folge von der Größe des Reichs sowohl, als von dessen despotischer Verfassung, war, selbst unter den guten Kaisern, die moralische Kraft zusehends geschwunden, und je mehr die Apathie des Volkes zunahm, desto größer wurde die Uebermacht der Soldaten. Im Gefühl derselben verschmähten sie schon längstens die alte Kriegszucht, ertrozten sich immer neue Begünstigungen, und wurden den Bürgern gefährlicher als den Feinden. Sie betrachteten sich als die Herren des Reiches, und kein Kaiser konnte mehr ohne ihre Gunst die Krone weder erwerben noch behaupten. Sie verriethen oder ermordeten unbedenklich dieselben Imperatoren, die sie ernannt hatten, so oft ihnen Habsucht, Zorn, Furcht vor einer stärkern Armee oder sonst eine Leidenschaft solchen Frevel eingaben. Die meisten Kaiser gelangten auf eine blutige Weise zum Thron, und verloren ihn also; auch waren sie großentheils Geißeln des Reiches, Menschen ohne Namen, ohne Verdienst und Würde. Die wenigen Bessern vermochten nichts gegen den Geist der Zeit, und wurden das Opfer ihrer guten Gesinnung. Durch unablässige innere Kriege zwischen Kaisern, Gegenkaisern und Aufrührern wurden die Provinzen erschöpft und entvölkert, während die barbarischen Nationen ihre Macht durch Bündnisse stärkten, und täglich gegen Rom eine drohendere

Stellung nahmen. Eine fast einförmige Reihe von Kaisermord, von inneren Kriegen und von barbarischer Verwüstung ist die Summe der jezt folgenden Geschichten, welche dazu durch die immer zunehmende Dürftigkeit der Schriftsteller noch unfruchtbarer werden, und nur wenig einzelne Züge von höherem Interesse mehr enthalten.

§. 15. Pertinax. Severus.

Die Verschwornen gegen Commodus, unter ihnen Lätus, der Präfekt der prätorianischen Garde, hatten zu dessen Nachfolger den Präfectus Urbi, Helvidius Pertinax, ausersehen, einen ehrwürdigen Greis, welcher von dem gemeinsten Stande blos durch Verdienst zu den höchsten Stellen sich emporgeschwungen hatte, und auch sogleich die freudige Anerkennung des Senats und des Volkes erhielt. Nicht also die Prätorianer, welche, allein mißvergnügt unter dem allgemeinen Jubel, den Tyrannen zurückwünschten, der ihrem Uebermuth geschmeichelt hatte. Doch leisteten sie, in der ersten Bestürzung und auf Lätus Aufforderung, den Eid, und in 3 Monaten brachen sie denselben, als sie die Ordnungsliebe und tugendhafte Strenge des Pertinax erkannten. Aus ihrem befestigten Lager schickten sie eine Rotte von Mördern nach dem Palaste, und das Volk sah mit Entsezen das Haupt des Fürsten, von dem es die Rückkehr der Tage des Marcus erwartete, auf einer Lanze durch die Straßen getragen.

Hierauf, mit unerhörter Frechheit, versteigerten die Prätorianer das Reich. Didius Julianus, ein reicher Senator, that das höchste Gebot — 1300 Thaler auf den Mann — und es ward ihm gehuldigt. Der feige Senat, mit verstecktem Grimm, applaudirte; das Volk knirschte vor Wuth. Aber die Heere in Illyricum und Syrien riefen ihre Generale Septimius Severus und Pescennius Niger zu Imperatoren aus. In Brittanien erklärte Clodius Albinus sich für die Freiheit. Severus rückte auf Rom, wo der unglückliche Julian, von den Prätorianern verlassen und vom Senat verurtheilt, für seinen vermessenen Kauf unter dem Schwert des Henkers büßte (194). Auch Niger und Albinus, beide getäuscht durch Sever's verstellte Freundschaft, erlagen Einer nach dem Andern dem großen Kriegstalent und der gewissenlosen Tücke dieses Fürsten, welcher in eben dem Maaße sein grausames Gemüth enthüllte, wie seine Kräfte wuchsen. Plautianus, sein Minister, ein wahrer Sejan, war das vornehmste Werkzeug und endlich das Opfer seiner Tyrannei. Aber die vielen Hinrichtungen, zum Theil der edelsten Menschen, der unschuldigsten Angehörigen seiner Feinde, die Plünderung und Verwüstung von Städten und Ländern und alle Gräuel seiner Bürgerkriege schlugen nur äußere Wunden, welche geheilt werden mochten: die Regierungsgrundsäze Sever's dagegen waren ein bleibendes Gift, welches an die innersten Theile drang. Sein Leben hatte er in Lagern zugebracht, und er kannte keine andere Verfassung als die soldatische. Unbedingter Gehorsam war nach ihm die erste Pflicht des Bürgers wie des Soldaten; strenger Befehl der wahre Ton für den Regenten wie für den Feldherrn, und der Kriegerstand — als bereites Zwangswerkzeug und die Stüze der Fürsten — der erste im Staat. Diesemnach haßte er Ton und Formen der Republik, welche die Antonine geehrt hatten, trat in den Staub den Senat, welcher das Recht der Berathschlagung, wohl gar der Vorstellung sich anmaßte, verachtete das Volk, als welches blos zum Dienen und Tragen vorhanden, und vermehrte durch Geseze

und Gunst das früher schon drückende Uebergewicht der Soldaten. Zwar die prätorische Garde, welche das Reich verkauft hatte, wurde hart von ihm bestraft durch Demüthigung und Entlassung; aber er wählte sich eine neue, die viermal stärker war, und aus einem Ausschuß aller Legionen bestand. Mit derselben gedachte er nicht nur Rom und Italien, sondern auch die Armeen zu schrecken, wenn sie etwa aufrührerisch würden. Und er erreichte seinen Zweck, gab aber auch seinen Nachfolgern in dem Präfectus Prätorio selbst den fürchterlichsten Feind.

Uebrigens hatte Severus große Herrschergaben. Er erließ — wenn gleich immer im Despotenton — viele gute, wohlthätige und gerechte Verordnungen, und baute einen Theil desjenigen wieder, was die Bürgerkriege zerstört hatten. Auch in äußeren Kriegen focht er mit Kraft und Glück. Die Araber, Parther und Caledonier fühlten die Schwere seines Arms. Diese lezten drängte er besonders hart, doch litt er auch Vieles durch die Winterkälte ihres rauhen Landes. Aber Mühe und Verlust, Alter und Krankheit konnten nicht seinen Eifer brechen. Nur sein Tod — er starb zu York, 65 Jahre alt — (211) gab den Caledoniern Ruhe.

§. 16. Caracalla — Alex. Severus.

Bassianus Antoninus, den man Caracalla nannte, und Septimius Geta, seine Söhne, schlossen Friede mit den Barbaren, um ihrem eigenen Hader obzuliegen. Der Wille des Vaters und der Zuruf des Heeres hatte sie Beide zu Kaisern ernannt, und hiedurch zu unversöhnlichen Feinden gemacht. Sie eilten nach Rom, befestigten sich jeder in seinem Palaste, und unterhandelten über die Theilung des Reiches, während sie einander nach dem Leben strebten. Bei einer Zusammenkunft, in den Armen der Mutter, welche Vermittlerin seyn wollte, wurde Geta von seinem Bruder getödtet. Dieser ruchlose, wollüstige, jedoch mit Thatkraft versehene, Bösewicht — selbst seinem Vater hatte er nach dem Leben gestrebt — brachte an 20,000 Menschen, als Anhänger, Diener oder Freunde des Geta, um, und tyrannisirte noch fünf Jahre, bis ihn Opilius Macrinus, sein Präfectus Prätorio, tödtete (217).

Dieser, mit seinem Sohne nahm den Purpur, und wurde gestürzt durch den Einfluß einer Frau, der listigen Mösa — Schwester von Severus Gemahlin, Julia Domna (218). Dieselbe verschaffte ihrem 14jährigen Enkel, dem syrischen Sonnenpriester Avitus Bassianus Heliogabalus den Thron, welchen derselbe durch unsägliche Ausschweifungen und Laster schändete. Die Prätorianer befreiten die Welt von ihm und riefen seinen Verwandten, den edlen und liebenswürdigen Alexian (Alexander Severus) zum Kaiser aus (222). Aber wie hätte der Jüngling die eingewurzelten Uebel heilen mögen? Nachdem er gegen das neu entstandene Perserreich mit zweifelhaftem Glück gestritten, hierauf in einem Feldzug gegen die Teutschen die Herstellung der Kriegszucht wohlmeinend versucht hatte, tödteten ihn die aufgebrachten Soldaten (230).

§. 17. Maximinus. — Gallienus (*).

Maximinus, ein Thracier von Geburt, in seiner Jugend ein Vieh-

(*) Baumann, Divus Gordianus, s. de vita et constitutionibus M. Ant. Gordiani. Leipzig, 1792. Alex. Maciejowsky, de vita et constit. Messii Decii. Göttingen, 1818.

hirt, nachmals durch Leibesstärke und Tapferkeit im Heere berühmt, war das Haupt der Verschwornen und wurde als Imperator erkannt. Sein Talent war Morden und Rauben, das er an Bürgern wie an Feinden übte. Der allgemeine Haß lag auf ihm, wiewohl er die Teutschen schlug, und mit starker Hand die Barbaren von den Grenzen abhielt. Es wurden in Afrika der alte Gordianus und sein Sohn, in Rom vom Senat Pupienus und Balbinus, Männer von hohem Verdienst, zu Kaisern ernannt. Aber Gordianus erschlugen Maximin's Freunde; die vom Senat erwählten Kaiser wurden durch die Prätorianer getödtet, und auch Maximin fiel in einem Aufstand seiner Soldaten, worauf der Enkel Gordian den Thron erhielt (238). Er focht mit Glück gegen Perser und Gothen, und erregte schöne Erwartungen. Aber Philipp, der Araber, Präfectus Prätorio, stürzte ihn verrätherisch in den Tod unter dem Getümmel der Gothenschlacht (*). Dasselbe widerfuhr diesem durch den Statthalter Pannoniens, den edlen Messius Decius (250), welcher nach Jahresfrist in einem Krieg gegen die Gothen durch Verrätherei des Trebonianus Gallus blieb. Gallus und noch zwei andere Kaiser starben nach einander gewaltsam, worauf die Soldaten den Licinius Valerianus mit dem Purpur bekleideten (253). Solches gereichte zu seinem wie zu des Staates Unglück. Denn bei aller Redlichkeit der Gesinnung war er zu schwach, den gehäuften Bedrängnissen seiner Zeit zu stehen. Er zog gegen die Perser, welche den Orient verwüsteten, fiel in die Gefangenschaft des Königs Shapur (261), und litt nach dreijähriger Mißhandlung einen schrecklichen Tod. Dessen kümmerte sich Gallienus, sein Sohn, so wenig als der öffentlichen Noth, und genoß der Lust, während von allen Seiten die Barbaren in die Provinzen stürmten, und gehäufte Empörungen der Völker und Statthalter das Maaß des Elends füllten. Achtzehn Kaiser zugleich erhoben das Haupt. Mit Hinzurechnung einiger frühern und spätern Rebellen mag man die Zahl der 30 Tyrannen herausbringen, wovon Trebellius Pollio spricht. Fast alle waren von der niedrigsten Abkunft, aber in einer Zeit, wo nur das Schwert galt, durch soldatisches Verdienst emporgekommen. Nach irgend einem Sieg über Barbaren oder Aufrührer wurden sie von dem Heere, zum Theil gegen ihren Willen, als Imperatoren ausgerufen, und bezahlten insgesammt eine kurze und drangvolle Hoheit mit einem gewaltsamen Tod. Posthumius (Vater und Sohn) in Gallien, Tetricus ebendaselbst, Aureolus in Illyrien, und vor allen Odenathus im Orient zeichneten sich aus. Dieser tapfere palmyrenische Senator, durch Hilfe einiger Stämme der Wüste, hemmte den Siegeslauf des übermüthigen Shapur, und trieb ihn über den Euphrat zurück. Zum Lohne so großer That ernannte ihn Gallienus zum Mitkaiser. Der Orient, welchen er gerettet, verehrte seine Macht, aber häuslicher Verrath tödtete ihn, worauf seine heldenmüthige Gattin, Zenobia, in deren Adern das Blut Kleopatra's floß, die Zügel ergriff.

Während aller dieser Stürme beschränkte sich der thatlose, auch stolze und grausame Wüstling Gallienus auf Rom und Italien ein, gleichgiltig bei der allgemeinen Zerrüttung, bis Aureolus nach Mailand zog. Jezt ermannte er sich zum Streit, und wurde ermordet durch seine eigenen

(*) 244. Im vierten Jahre seiner Thronbesteigung feierte Philipp das tausendjährige Jubelfest von Rom.

Leute (268). Sterbend hatte er den vortrefflichen Claudius zum Nachfolger empfohlen und hiedurch Ersaz für seinen eigenen Unwerth geleistet.

§. 18. Claudius II. — Carinus.

Denn Claudius II., nachdem er Aureolus getödtet, rettete das Reich, welchem ein fürchterlicher Einbruch der Gothen den schnellen Untergang drohte, durch den glänzendsten Sieg. Bei Naissa ward er erfochten; den Ueberrest der Gothen fraßen Hunger und Seuchen. Aber die Donau-Länder und jene des Hämus erholten sich nie mehr von diesem verwüstenden Krieg. Die Götter vergönnten Claudius nicht, sein Werk zu vollenden; die Seuche, die von dem gothischen Lager ausbrach, raffte ihn weg. L. Domitius Aurelianus, welchen er, mit Zurücksezung seines eigenen Bruders Quintillus (*), zum Nachfolger empfahl, erfüllte hierauf was Claudius begonnen.

In wenig mehr als vier Jahren überwand dieser große Krieger den Gegenkaiser Tetrikus, welcher in Gallien, Spanien und Brittanien herrschte, die tapfere Zenobia im Orient, und Firmus in Aegypten, die Alemannen, Gothen (**) und andere auswärtige Feinde, stillte verschiedene Empörungen, und wurde der Wiederhersteller des erschütterten Reiches. Von allen Siegen war jener über Zenobia der schwerste gewesen, diese stolze und standhafte Frau, vor deren Waffen mehr als einmal die Legionen geflohen, und die von Libyen bis an den Hellespont gebot. Erst nach dem hartnäckigsten Kampf erlag sie Aurelian's überlegener Beharrlichkeit und Kraft. Aber dann, in der Stunde der Prüfung, als sie gefangen vor dem Richterstuhl des Kaisers stand, und die Legionen laut ihre Hinrichtung begehrten, verließ die „Königin des Morgenlandes" ihr sonst gewohnter Muth. Sie schob die Schuld — und den Ruhm — ihres Widerstandes auf ihre Rathgeber, und Aurelian, dessen natürliche Großmuth nur zu oft der soldatischen Strenge wich, ließ eine Zahl jener treuen Diener, unter ihnen den geistreichen und hohen Longinus, zum Tode führen. Zenobia selbst, so wie Tetricus, nachdem sie den Triumphzug des Siegers geziert hatten, erfuhren eine gütige Behandlung.

Von Rom aus zog der kriegerische Kaiser abermal nach den Morgenländern, um an den Persern Valerian's Schmach zu rächen; aber einige Feldhauptleute, die seine Strenge fürchteten, tödteten ihn in einer Verschwörung (275).

Das Heer selbst erschrack über solchen Frevel, und bat den sonst verachteten Senat, Aurelian's Nachfolger zu bestimmen. Der Senat, nach mißtrauischem Zögern, ernannte aus seiner Mitte den tugendhaften Claudius Tacitus, einen würdigen Abkömmling des großen Geschichtschreibers. Aber dieser 75jährige Greis, nachdem er das Ansehen des Collegiums, dessen Zierde er gewesen, nach den edlen Maximen der Antonine — freilich ohne bleibende Wirkung — durch Geseze wieder hergestellt, hierauf die Alanen jenseits des Kaukasus geschlagen hatte, starb im 7ten Monat seiner Verwaltung.

Da rief die syrische Armee den Aurelius Probus zum Kaiser aus, ungeachtet Florianus, Tacitus Bruder, den Purpur genommen (276).

(*) 270. Quintillus, der sich dennoch den Purpur anmaßte, litt nach wenigen Tagen einen gewaltsamen Tod.

(**) Doch gab er denselben Dacien preis, weil er für unmöglich hielt, solches zu behaupten. (S. oben S. 477.)

Probus, der so wie Claudius und Aurelian aus einem illyrischen Bauerngeschlecht stammte, verdiente seine Erhöhung durch Talent und Tugend, wodurch er schon als Jüngling hervorgeglänzet. Als die Soldaten des Florianus ihren unwürdigen Herrn getödtet hatten, und Probus Wahl von dem Senat, um dessen Beifall der bescheidene Kaiser mit Unterwerfung gebeten, einstimmig war bestätiget worden, so verdunkelte er durch eine Reihe glorreicher Kriegsthaten den Ruhm Aurelians, während die Liberalität seiner Gesinnungen an Marcus erinnerte. Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit flog er von Land zu Land, um die allenthalben bedrängte Grenze zu schüzen, oder Empörer zu bändigen; schlug in vielen Schlachten die Perser, die Blemmyer, und zumal die Teutschen, denen er nur nach großen Demüthigungen und Opfern den Frieden gab, und suchte die schwächste Seite der römischen Grenze durch eine von Regensburg bis zur Neckarmündung gezogene Reihe von Verschanzungen zu decken (*). Dieser im Lager erzogene und mit solchem Kriegsruhm bedeckte Held hatte gleichwohl eine so rein vernünftige Ansicht der Dinge und so viele Menschlichkeit beibehalten, daß er das Bauen dem Zerstören und die Friedenskünste den blutigen Trophäen vorzog. Sein schönes, wenn gleich chimärisches, Streben ging dahin, einen ewigen Frieden zu begründen, indem er die Barbaren zu civilisiren, und durch Verpflanzung ihrer gefährlichsten Stämme ins römische Gebiet, zum Theil in entfernte Gegenden, ihre Kräfte des Angriffs auf immer zu lähmen gedachte. Alsdann hoffte er, würde der Soldatenstand, diese drückenstdste Last des Staates, entbehrlich, und ein ruhiger Genuß des bürgerlichen Glückes das kostbarste Erbtheil des römischen Reiches seyn. Bis aber diese schöne Zeit einträte, suchte er wenigstens durch Wiedererbauung der zerstörten Städte (über 70 wurden von ihm theils neu erbaut, theils wieder hergestellt) die Wunden der frühern Kriege zu heilen, und die theuer bezahlten Arme der Soldaten zu gemeinnüzigen Arbeiten zu verwenden. Er ließ durch die Legionen Weinberge in Gallien und Pannonien anlegen, Brücken, Kanäle, Heerstraßen in allen Theilen des Reiches bauen, Sümpfe austrocknen u. s. f., aber er erregte hiedurch und überhaupt durch strenge Zucht den Unwillen dieser Krieger, welche gewohnt waren, die Zwischenzeiten der Feldzüge in Müssiggang zu verderben, und im Kriege Freund und Feind zu plündern. Sie ermordeten ihn (282).

Aurelius Carus, Präfectus Prätorio, welchen die Mörder zum Nachfolger wählten, glich zwar Probus an Tapferkeit, aber nicht an Güte. Er war den Sarmaten und den Persern, aber auch dem Senate fürchterlich. Abermals wurden Seleucia und Ctesiphon erobert, und wieder nicht behauptet. Ein Bliz — nach der gewöhnlichen Erzählung — tödtete ihn (283).

Von seinen beiden sehr unähnlichen Söhnen wurde der sanfte Numerianus auf dem Rückzug aus Persien durch seinen Schwiegervater, Aper, ermordet; der wilde und wollüstige Carinus fiel durch die Hand eines Tribuns, dessen Frau er geschändet. Sein Tod gab C. Valerius Diocletianus die Alleinherrschaft (284).

(*) Das Land zwischen dem Rhein und der Donau war zu Cäsars und Augustus Zeiten von seinen teutschen Bewohnern verlassen, und darauf von gallischen Auswanderern und andern Abentheurern besezt worden. Dieselben erkannten die römische Hoheit und entrichteten den Zehent (?), weswegen sie Decumates genannt wurden.

§. 19. Diocletian (*).

Derselbe war Comes Domesticorum (General der Hausgarde) des Numerian, und wurde, als er diesen durch Aper's Hinrichtung gerächt, vom Heer als Imperator begrüßt. Nach Carnius Fall, gegen welchen er nicht ohne Gefahr gestritten, befestigte er seine Macht durch klug angewandte Güte. Bald nahm er einen strengen Ton an, weil er Strenge für Bedürfniß hielt, und in sich die Kraft empfand, solche zu behaupten. Kein Kaiser hat mehr Energie besessen, keiner die Regierungskunst vollkommner gekannt. Und doch war keiner aus so niederem Stand entsprossen; denn sein Vater war Hausſklave (des Senators Anulinus), und Diocletians Name nur von dem Geburtsort seiner Mutter (Dioclea in Dalmatien) abgeleitet. Aber frühe hatte er sich in dem Heere ausgezeichnet, eine Stufe nach der andern erklommen, und nach Numerian's Tod die einstimmige Anerkennung, daß er der Würdigste des Thrones sey, erhalten. In keiner andern Zeit war ein kraftvoller, weiser, in der Staatskunst wie im Kriege, in der Selbstbeherrschung wie in der Leitung Anderer, in der Kenntniß der Menschen wie in jener der Geschäfte bewanderter Fürst so nöthig als jezt, wo der Andrang barbarischer Feinde täglich allgemeiner und furchtbarer wurde, während im Innern die Triebräder der Staatsmaschine abgelaufen, die Verbindung des Ganzen lose, das Heer ohne Disciplin, die Völker ohne Muth waren, und bei dem Mangel eines regierenden Hauses, dessen festgewurzelte Macht imponiren konnte, die Anlockung zu herrschsüchtigen Entwürfen für die Generale um so größer ward.

Diocletian, wiewohl sein Geist das Ganze seiner Obliegenheiten durchschaute, und gerade deßwegen, erkannte die Unmöglichkeit, zugleich allenthalben zu wirken, und die Gefahr ausgedehnter Vollmachten in Unterthanshänden. Darum beschloß er, sich einen Reichsgehilfen zu geben, und ernannte dazu den Maximianus Herculius, einen gemeinen Pannonier, tapfer und thätig, aber minder weise und gebildet als er selbst. Der Name Augustus und die volle Kaisergewalt sollte Beiden gemein seyn. Dann wurden noch zwei Cäsarn (Anwärter der Augustuswürde) ernannt, Maximianus Galerius, ein Dacier, abermals von der niedrigsten Geburt, und der edle Constantius Chlorus, durch seine Mutter aus dem Hause des Kaisers Claudius II. stammend.

Der Geist dieser Mitregentschaft war sehr verschieden von dem frühern, durch Marc-Aurel gegebenen Beispiel der Dyarchie. Was dort zur persönlichen Begünstigung des L. Verus geschah, das wurde von Diocletian und seinen Nachfolgern zum Besten des Reichs, zur leichtern Handhabung der sich häufenden Geschäfte verordnet. Aber nie so vollständig und so unschädlich wurde dieser Zweck erreicht, als unter Diokletian, dessen überlegenes Genie die selbstgewählten Thronkollegen in gehöriger Unterordnung erhielt, und fortwährend die Seele des Ganzen blieb. In spätern Zeiten war dieselbe Maaßregel eine Quelle von Bürgerkriegen, und zulezt von bleibender Theilung; außerdem, daß die vervielfachten Hofhaltungen eine unerschwingliche Last für das erschöpfte Reich wurden.

§. 20. Veränderung der Verfassung.

Mit starker Hand schlugen die vier Kaiser — denn auch die beiden Cäsarn waren durch ihr Talent, Constantius auch durch seinen Charakter, ihrer Er-

(*) Sickel, Diocletianus et Maximianus etc. Lips. 1792.

hebung würdig — die vielen Feinde des Reichs und ihre persönlichen Feinde. Die Teutschen, verschiedenen Namens und Stammes, die Perser, die Mauren, die Blemmyer, die Sarmaten, die rebellischen Gallier, dann mehrere Gegenkaiser wurden bezwungen (nur Carausius in Brittanien erzwang sich die Anerkennung, und blieb Kaiser bis an seinen Tod) und allenthalben die Ordnung und Ruhe befestiget.

Die gemeinschaftliche Hoheit über das ganze Reich blieb Allen, aber zur unmittelbaren Verwaltung waren Constantius die westlichen Provinzen, die illyrischen dem Galerius, Italien und Afrika dem Maximian anvertraut; Diocletian behielt sich Thracien, Aegypten und den reichen Orient vor, woselbst er Nicomedia durch prächtige Bauten und Anziehung einer reichen Volksmenge zu einer seiner würdigen Residenz erhob.

Die Entfernung des Kaisers von Rom (auch Maximian residirte nicht daselbst, sondern zu Mailand) trug mittelbar zu noch größerer Vernachlässigung des Senats und zum Verfall aller noch vorhandenen republikanischen Einrichtungen bei, deren Reste nur zu Rom befindlich und von Bedeutung waren. Die Provinzen, zumal jene des Morgenlandes, waren von jeher mit den Aeußerungen einer ganz unumschränkten Gewalt vertraut, und nur hier und bei den Armeen fanden die Rechte des „Imperators" ihre volle Anwendung. Gewohnheit, Scheu vor dem Volkshaß und das Andenken der ehemaligen Würde, hatten dem Senat noch immer eine achtungsvolle Begegnung von allen Kaisern verschafft, welche nicht offenbar das Schild der Tyrannei aushingen. Er schien noch immer Gesezgeber und Repräsentant der Nation zu seyn. Dies hörte jezt völlig auf, und die Kaiser berathschlagten von nun an bloß mit ihren Ministern. So wurde jezt das System der Alleinherrschaft völlig befestigt, und die Erniedrigung des Volkes auch unverholen durch Sprache und Ceremoniel verkündet. Von jezt an wurde nicht nur der — von den bessern Kaisern einst verabscheute Titel Dominus, welcher das Verhältniß der Knechtschaft ursprünglich bezeichnet, zum ordentlichen Kanzleistyl; man fügte demselben sogar Ausdrücke bei, welche auf religiöse Verehrung und göttliche Würde deuteten, und der ganze Pomp des orientalischen Hofgepränges, das Diadem, die Gewänder von Seide und Gold, die Menge der Hofbeamten und Verschnittenen, die Unzugänglichkeit der Person des Kaisers, und, wenn man vorgelassen wurde, das Niederwerfen zur Erde — Alles machte dem Volk die Erhabenheit des Monarchen fühlbar, und — was wohl die Absicht Diocletians bei Einführung dieser morgenländischen Gebräuche war — hielt die Frechheit des Pöbels und der Soldaten, so wie die Ausbrüche der Freiheitsliebe und der Leidenschaft, durch die zur Gewohnheit werdende Erniedrigung zurück. In zwanzig Jahren einer strengen und durch viele Neuerungen gehässigen Verwaltung erfuhr Diocletian nicht einen Aufstand derselben Soldaten, welche die Edelsten und Gefürchtetsten seiner Vorfahren gemordet hatten, und genoß die ungetheilte Verehrung des Morgen- und Abendlandes.

Aber nachdem er so viele Thaten verrichtet, den Gipfel der Hoheit so lange besessen, sein Wort so lang als Gesez der Menschen gegolten hatte, da erkannte er das Nichtige aller Herrlichkeiten des Thrones, und die glänzende Bürde der höchsten Gewalt. Er legte, nach ruhiger Ueberlegung (*),

(*) Eine vorhergegangene Krankheit mag ihm das Bedürfniß der Ruhe fühlbar gemacht haben; aber es ist nicht wahrscheinlich, daß Galerius ihn zur Abdankung gezwungen.

seine Kaiserwürde nieder, und zog sich in die reizende Einsamkeit des bei Salona von ihm erbauten Palastes und Gartens zurück (305). Maximian, welcher auf Diocletians Zureden gleichfalls vom Throne gestiegen, drang nachmals in seinen Freund, den Purpur wieder zu ergreifen. „Solltest du die herrlichen Kräuter und Blumen sehen, die ich in meinem Garten erziehe, du würdest mir nichts mehr von Wiederannahme der lästigen Regierungssorgen sprechen" — war die schöne Antwort des philosophischen, für Naturfreuden noch unverwöhnten Kaisers, welcher jedoch, nach einigen Nachrichten, von den Erben seiner Gewalt später mißhandelt und zum Selbstmord genöthigt ward.

§. 21. Diocletians Nachfolger. Erhebung Constantins M. (*).

Nach Diocletians Abdankung folgte eine wechselvolle und stürmische Zeit. Das Band der Einigkeit war zerrissen. Galerius und Constantius Chlorus, die nun Augusti waren, ernannten zu Cäsarn den Severus und Maximinus Daza. Zwischen diesen und Galerius und dem Sohn des früh verstorbenen Constantius, Constantin, dann dem alten Maximian, welcher des Privatstandes überdrüssig, den Purpur von Neuem genommen, Maxentius seinem Sohne, den in Rom die Prätorianer damit bekleidet, endlich Licinius, welchen Galerius zum Augustus ernannt hatte, herrschte blutige Zwietracht; und in verworrenem Wechsel sah die römische Welt sich bald durch 2, bald durch 4, bald durch 6 Auguste bedrückt. Galerius wurde als der Erste geachtet. Sein Alter, seine Triumphe über die Perser und die Anhänglichkeit der durch ihn ernannten Mitkaiser schienen ihm solchen Rang zu sichern. Er schändete ihn durch Grausamkeit, und wurde allmälig durch das wachsende Glück des jungen Constantinus verdunkelt. Die Tugenden seines Vaters hatten diesem jugendlichen Helden die Gunst des Heeres erworben, welches ihn gegen Galerius, seines Verfolgers, Willen in Brittanien zum Augustus ausrief (306). Galerius drohte; doch erhielt jener die Anerkennung als Cäsar, und behauptete sich nicht nur in den Provinzen seines Vaters (Brittanien, Gallien und Hispanien), sondern fand bald Gelegenheit zur Erweiterung der Macht.

Der unruhige Maximian war mit seinem eigenen Sohne, dem wilden und übermüthigen Maxentius, zerfallen, und floh zu Constantin, welchem er früher seine Tochter vermählt, und den Titel Augustus ertheilt hatte, erregte dessen Argwohn, und wurde getödtet. Jezt riefen die Römer selbst gegen Maxentius unerträgliche Tyrannei den klugen und tapfern Constantin zu Hilfe. Dieser, als durch die Leidenschaft seines Gegners der Bruch unvermeidlich geworden, rückte gegen die Alpen. Aber er überdachte bekümmert die Gefahr eines ungleichen Streites, von dessen Ausgang sein ganzes Glück, seine Macht, selbst sein Leben abhing. Maxentius hatte seine Legionen — die Veteranen Maximians — durch neue Aushebungen in Italien und Afrika verstärkt; früher schon hatten Severus und Galerius in fruchtlosen Zügen gegen ihn, der Erste das Leben, der Zweite den Ruhm verloren. Constantin mußte die Hälfte seiner Macht am Rhein zur Deckung Galliens zurücklassen, und seine Soldaten marschirten nur zagend gegen den furchtbaren Feind.

(*) Manso, Leben Constantins des Großen, nebst einer Abhandlung geschichtlichen Inhalts. Breslau, 1817.

In dieser Beängstigung des Gemüthes, und da seine aufgeregte Phantasie wohl auch träumend über den Mitteln des Sieges und der Herrschaft brütete, scheint er den Entschluß gefaßt zu haben, durch Annahme des Christenthums, welchem er schon früher hold gewesen, sich die bleibende Anhänglichkeit einer starken Partei in dem ganzen Reich zu verschaffen, und den Eifer seiner vielen christlichen Soldaten für den bevorstehenden Kampf zu begeistern (*). Doch ist der eigentliche Zeitpunkt seiner Bekehrung sehr ungewiß, und es sind Spuren vorhanden, daß er auch nach dem römischen Siege noch lange Zeit zwischen dem heidnischen Aberglauben und der neuen Lehre hin und her geschwankt, und nur allmälig ganz auf die Seite des Christenthums übergetreten. Der Krieg gegen Maxentius wurde nach Wunsch geendet. Die Unthätigkeit des Tyrannen erleichterte dessen Besiegung. Erst als Constantinus sich der Hauptstadt näherte, ermannte er sich zum Streit, verlor eine Schlacht an der milvischen Brücke und auf der Flucht sein Leben; worauf der Sieger unter dem Freudenruf des Volkes in Rom einzog (312).

Indessen war Galerius gestorben. Licinius war Erbe seiner Macht, und ihm an Gesinnung ähnlich; den Orient tyrannisirte Maximinus. Bald verlor dieser in einem Kriege mit Licinius Thron und Leben, und nun hörte auch die Eintracht zwischen diesem und Constantinus auf. Jezt vorzüglich kam dem lezten die Fahne des Kreuzes zu Statten. Es war ein wirklicher Religionskampf, nach den Gesinnungen der Streitenden und den angewandten Mitteln. In einem ersten Krieg erzwang sich der abendländische Kaiser die Abtretung von Illyricum, Dardanien, Macedonien, Griechenland und Mösien; in einem zweiten bekam er Licinius gefangen, und ließ ihn tödten (325) mit seinen Ministern und Generalen, wiewohl er eidlich ihm Sicherheit versprochen.

§. 22. Wirkungen seines Uebertritts zum Christenthum.

Die Erhebung des Christenthums auf den Thron, während sie den Sieg dieser Religion im römischen Reich entschied, und mittelbar auch ihre Ausbreitung in den barbarischen Ländern beförderte, wirkte zugleich mit Macht auf alle politischen und bürgerlichen Verhältnisse, und legte den Grund zu einer völlig veränderten Ordnung der Dinge. Der römische Staat in seiner Gründung und Ausbreitung war großentheils auf Religion gebaut, es waren die Glaubenssäze, so wie die Uebungen und Anstalten der Religion, mit den bürgerlichen Angelegenheiten in vielfacher und gegenseitiger Beziehung, und darum auch die priesterlichen mit den bürgerlichen Gewalten unter allen Formen der Verfassung auf's Innigste vereint gewesen. Jezt aber wurde eine Religion herrschend, deren Zwecke mit jenen des Staates nichts gemein hatten, die — ihren wesentlichen Grundsäzen nach — den Blick vom Irdischen weg auf's Himmlische zog, und eben darum die Unterscheidung eines zweifachen Gemeinwesens und die Sonderung der beiden Gewalten, der bürgerlichen und kirchlichen, nothwendig machte. Indem auf solche Weise der Staat eine seiner stärksten Triebfedern oder Grundsäulen einbüßte, war es hinwieder unvermeidlich, daß nicht die getrennten Gewalten, deren Sphären sich schon in dem Begriffe schwer, und noch

(*) Keinem meiner Leser ist die Legende des Eusebius von der Erscheinung des hl. Kreuzes am Himmel unbekannt. Es ist viel — wohl zuviel — darüber geschrieben worden.

schwerer in der Ausübung mit Genauigkeit begrenzen lassen, vielfältig eine in die andere eingreifen, und hiedurch, da nun jede ihrer Natur zuwider wirkte, eine neue Quelle der Aufreibung und der Zerrüttung öffnen sollten. Die christliche Kirche, vergessend, daß ihr Reich nicht von dieser Welt sey, suchte theils ihre Angelegenheiten auf bürgerliche Weise und durch Hilfe der weltlichen Autoritäten zu betreiben, theils eine Unterordnung der bürgerlichen Zwecke und Gewalten unter ihr eigenes vermeintes Interesse, oder jenes ihrer Vorsteher, zu erringen. Dagegen ließen die Kaiser durch die Idee ihrer unbeschränkten Machtvollkommenheit, oder auch durch die Einlispelungen gewandter Priester, sich verleiten, in Religionssachen entweder selbst diktatorisch zu entscheiden, oder den Leidenschaften der Kirchenvorsteher ihren starken Arm zu leihen, überhaupt die Aufmerksamkeit und Kraft, welche die Staats-Geschäfte so dringend heischten, den kirchlichen Angelegenheiten zu widmen, und das ehemalige System der Toleranz (welches zum Theil aus liberaler Gesinnung, zum Theil aus dessen Verträglichkeit mit dem Polytheismus geflossen) gegen tyrannischen Gewissenszwang — nicht nur in Uebungen, sondern auch in Worten und Gedanken — zu vertauschen. Nicht ohne scheinbaren Grund mochten daher die Heiden klagen, daß bei dem Triumph des Christenthums der schüzende Genius völlig von Rom gewichen, und daß mit den Göttern, deren Verehrung und deren Namen so oft zum Siege begeistert hatte, auch der Sieg selbst von den römischen Fahnen geflohen sey (*).

§. 23. Innere Organisation. Constantinopel.

Unabhängig von der Religionsveränderung ist Constantin's Regierung noch von verschiedenen Seiten merkwürdig. Unter ihm wurde die innere Organisation des Reiches und die Verfassung des Hofes, meistens nach den schon von Diocletian entworfenen Grundzügen vollendet; es wurde, um den Preis der lezten Ueberreste von Freiheit und persönlicher Würde, der feste Zusammenhang des Staates als eines durch Gehorsam verbundenen Ganzen hergestellt, und die allgemeine Ruhe durch genaue Abwägung der Rangverhältnisse und ein bis in das kleinste Detail ausgearbeitetes System der Knechtschaft gesichert. Auch mehrere Veränderungen im Militärwesen trugen hiezu bei, wie die Verkleinerung der Legionen, die Sonderung der bürgerlichen von der militärischen Gewalt und die Verlegung des besten Theils der Truppen in inländische Garnisonen; wodurch freilich die Bürger gedrückt, und die Barbaren zum Angriff auf die entblößten Grenzen ermuntert wurden.

Von Allem dem wird an einem andern Orte umständlicher gesprochen werden (III. Abschn. I. K.); für jezt zieht noch die Gründung der neuen Residenz unsern Blick auf sich. Dieselbe war zum Theil Folge der Religionsveränderung; denn in Rom, dem Hauptsiz des Heidenthums, konnte der christliche Kaiser nicht wohnen; zum Theil gab die Regierung Diocletians (S. 507.) und die Nothwendigkeit, Gothen und Perser als die furchtbarsten Feinde von der Nähe im Zaum zu halten, Anlaß dazu. Sollte aber Rom, das wirklich mehr durch seinen großen Namen, auf welchem

(*) Sehr ungereimt wäre es, aus dem nachtheiligen Verhältniß einer Religion zu einem bestimmten — schon früher auf eine andere Basis gegründeten — Reiche, oder gar aus den in solche Religion geschlichenen Mißbräuchen ein Argument zur Verunglimpfung einer durch selbstständigen Werth sich auszeichnenden Lehre entnehmen zu wollen.

die erbliche Verehrung der Völker ruhte, als durch die Lage zum Siz der Weltherrschaft sich eignete, und dessen unvertilgbare republikanische Monumente einen zu widrigen Schein auf Constantinus und seiner Nachfolger orientalische Hofhaltung würden geworfen haben — sollte Rom verlassen werden, so war im ganzen Umfang des Reiches keine andere Stadt von so ausnehmend glücklicher Lage zur Residenz aufzufinden, als Byzanz; am Eingang des thracischen Bosporus, auf drei Seiten vom Meer umflossen, auf der vierten durch einen Gebirgsabhang gedeckt, der Schlüssel des mittelländischen und des schwarzen Meeres, der Mittelpunkt der wichtigsten Handelswege, die Herrscherin des Uebergangs aus Asien nach Europa, und stolz über beide Welttheile hinblickend, zugleich durch den Reichthum des benachbarten Landes selbstständig, und fast unüberwindlich zu Wasser und zu Land durch nähere und entferntere Naturfesten, welchen mit leichter Mühe die Kunst nur nachzuhelfen brauchte. Diese alte griechische Kolonie, welche unter jedem Wechsel der Herrschaft durch ihre lokalen Vortheile geblühet, hatte doch in dem Kriege zwischen Severus und Niger durch ihre treue Anhänglichkeit an den lezten eine dreijährige Belagerung und traurige Verwüstung erfahren. Langsam erhob sie sich wieder, als Constantinus mit großem Blick die Vortrefflichkeit ihrer Lage erkannte, und bald nach Licinius Besiegung zur neuen Residenz sie ausersah. Constaninopel sollte ein bleibendes Denkmal seines Ruhms, eine würdige Nebenbuhlerin Roms — dessen Tochter oder Neu-Rom es wohl auch genannt wurde — ein prächtiger, starker, volkreicher Siz der Kaisermacht werden. In unglaublicher Schnelligkeit stiegen auch durch den Eifer des mächtigen Monarchen Häuser, Paläste und Tempel empor, und bedeckten die fünf zunächst am Meer gelegenen Berge; zwei andere wurden nach und nach in einem Zeitraum von hundert Jahren überbauet, und endlich noch weiter hinaus Vorstädte für die wachsende Volksmenge angelegt.

Die Hauptstadt eines Reiches, zumal eines despotischen, ist das Herz desselben, woher und wohin die besten Säfte kommen und gehen, dessen Lage und Beschaffenheit also den wichtigsten Einfluß auf alle innern und äußern Verhältnisse der Organisation, der Macht, der Vertheidigung, des Wohlstandes, endlich des gegenseitigen Zusammenhanges der einzelnen Theile äußern. Wie eingreifend daher und vielseitig die Verlegung der bleibenden Residenz von Rom nach Constantinopel auf den römischen Staatskörper habe wirken, und wie schädlich im Ganzen eine solche Erschütterung für ein schon morsches Gebäude habe seyn müssen, ist ohne Erörterung klar. Doch verlor meistens nur der Occident. Der Orient gewann; und während der ganzen Regierung von Constantinus war keine Abnahme der Macht sichtbar. Im Gegentheil schreckte oder beruhigte er durch Waffen und Bündnisse die verschiedenen barbarischen Völker, als die Gothen und andere Teutsche, auch die Sarmaten, und sicherte fast ein halbes Menschenalter hindurch den äußern und innern Frieden des Reiches.

§. 24. Charakter Constantins.

Im 31ten Jahre der Regierung und im 64sten des Alters, 14 Jahre, nachdem er durch Licinius Sturz das ganze Reich vereiniget, starb der „große“ Flavius Valerius Constantinus, gepriesen, vergöttert von der einen, verachtet und geschmähet von der andern Partei (337). Es ist schwer, bei so widerstreitenden Beurtheilungen die Wahrheit auszumit-

teln; und wollten wir auch blos nach bewährten Fakten richten, wer belehrt uns über den geheimen Beweggrund der Handlungen? — Dem unbefangenen Forscher jedoch wird aus der Vergleichung der Nachrichten eines Eusebius und eines Zosimus, aus der Erwägung aller Umstände und des gesammten Lebenslaufes, so viel erkennbar seyn, daß Constantin von der Natur mit guten, zum Theil glänzenden Anlagen begabt, und in der ersten Regierungsperiode ein sehr lobenswürdiger Fürst gewesen sey, daß aber allmälig die Herrschsucht — welche freilich durch die Umstände genährt wurde — seine Tugenden vergiftet, und seinen ganzen Charakter zum Bösen umgewandelt habe. Verstellung, Hinterlist und Grausamkeit mußten seine Hoheitsplane fördern; der Stolz der höchsten Gewalt stumpfte seinen Sinn für das Recht ab, das schöne Vertrauen wich dem tyrannischen Argwohn, und das Mitgefühl erstarb unter den wiederholten Uebungen der Strenge. Wie könnte man Jenen einen wahren Christen, einen guten Menschen nennen, der — außer einer ungezählten Menge gemeiner Opfer — selbst seine nächsten Verwandten der Herrschsucht schlachtete? Der seinen Schwiegervater (Maximian), seinen Schwager (Licinius), mit Verlezung des heiligsten Eides, seinen Neffen, den unschuldigen Licinianus, tödtete? Der seinen hoffnungsvollen Sohn (aus einer ersten Ehe), Crispus, die Freude des Volkes, aber gerade darum von dem Vater argwöhnisch beneidet, heimlich und ohne Untersuchung hinrichtete, und endlich seiner Gattin Fausta, vielleicht nicht ohne Grund, aber doch ohne rechtliche Form, das gleiche Loos beschied? — Und nicht nur solche gehäufte Blutschuld, auch Raubsucht und Verschwendung, Druck des Volkes durch Auflagen, mehr noch durch Nachsicht gegen schlechte Günstlinge, Eitelkeit endlich, Weichlichkeit und aller Uebermuth eines morgenländischen Despoten — diese Flecken alle schänden die lezte Lebensperiode eines Fürsten, der zwar durch die auf dem Todbette erhaltene Taufe nach der Meinung der Orthodoxen von seinen Sünden, in Bezug auf deren Büßung, rein gewaschen, darum aber nicht dem verwerfenden Urtheil der Nachwelt entzogen wurde.

§. 25. Seine Söhne.

Constantin's zahlreiche Familie hatte er selbst durch Hinrichtungen vermindert, doch überlebten ihn drei Söhne aus seiner zweiten Ehe (mit Maximians Tochter) und mehrere Brüder (*), Schwestern und Neffen. Auch hatte er schon früher, mit seinen drei Söhnen Constantin II., Constantius und Constans, auch zwei seiner Neffen, Dalmatius und Annibalius, zu Cäsarn ernannt, ihrer Verwaltung bedeutende Provinzen vertraut, und durch einige Wechselheirathen die Eintracht zu befestigen gesucht. Aber kaum waren des Kaisers Augen geschlossen, als gegen seine Seitenverwandten ein Aufruhr der Soldaten sich erhob, und der zuerst — aus dem Orient, der seine Provinz war — herbeigeeilte Constantius die Hinrichtung von zwei Oheimen, sieben Vettern (worunter die eben genannten, Dalmatius und Annibalius) und mehreren entferntern Angehörigen, auch An-

(*) Diese Brüder (es waren ihrer drei, von Constantius Chlorus zweiter Gattin, Theodora) hatten der Erhebung des Constantius (einzigen Sohnes der — heiligen — Helena) nicht widersprochen, und erhielten nachmals Würden und Schäze zum Lohn. Auch drei Schwestern hatte Constantin. Die Blutscenen vor und nach seinem Tod erinnern an die Gräuel des türkischen Serails. So wahr ist es, daß selbst die Religion den Dämon der Herrschsucht nicht bändigen, und den Fluch der despotischen Verfassung nicht heben mag.

hängern und Freunden derselben, befahl, nachdem er zuvor eidlich ihnen Sicherheit gelobet. Nur Gallus und Julian, die beiden jüngsten Söhne von Constantinus M. zweitem Bruder, entgingen — mit Noth — dem allgemeinen Gemezel; wir werden sie aber bald wieder auftreten sehen.

Den Raub der Erschlagenen riß meistens Constantius an sich; sonst erhielt bei der nun verabredeten Theilung des Reiches jeder der drei Brüder dieselben Provinzen, welche er früher als Cäsar verwaltet; Constantin die Abendlande, Constantius den Orient, Constans Italien, Illyrien und Afrika. Doch sollte dem Aeltesten auch Constantinopel und der Vorzug des Ranges gehören. Aber in kurzer Frist wurde sichtbar, wie wenig diese in Purpur geborenen und erzogenen Prinzen desselben würdig wären. Während Constantius einen langwierigen, meist unglücklichen Krieg gegen die Perser führte, und in neun blutigen Schlachten die römischen Adler wichen, wurde das Abendland durch einheimische Fehde und Empörung zerrüttet. Constantin verlangte, daß sein Loos durch Afrika vergrößert würde, und zog mit Heeresmacht gegen Constans; aber die Feldherren des leztern schlugen seinen Angriff bei Aquileja zurück, und Constantin ward auf der Flucht getödtet (340). Constans riß des Getödteten Länder an sich. Aber es rebellirte gegen ihn in Gallien der General Magnentius (350), ließ ihn ermorden, und nahm den Purpur. In Illyrien rief das Heer den schwachen Veteranio zum Kaiser aus. Constantius, in solcher Gefahr, erhob seinen Vetter Gallus aus dem Gefängniß zur Cäsarwürde, übertrug ihm die Verwaltung der Morgenlande, und zog gegen die Empörer. Veteranio wurde überlistet, und suchte sein Heil in Unterwerfung; der tyrannische Magnentius aber, in der schrecklichen Schlacht bei Mursa, welche die besten Streitkräfte des ganzen Reiches fraß, geschlagen, und darauf durch wiederholte Verluste, so wie durch den Abfall der Seinigen gedrängt, gab sich den Tod. Der sowohl aus Furchtsamkeit als aus natürlicher Anlage grausame Constantius rächte die Empörung durch blutige Gerichte (353).

Indessen hatte Gallus zu Antiochien durch Schwelgerei, Uebermuth und Grausamkeit sich eben so verächtlich als verhaßt gemacht. Seine Gemahlin Constantia (des großen Constantinus Tochter) übertraf ihn noch in jenen Lastern, und munterte ihn auf dazu. Constantius, wiewohl von gleichem moralischen Unwerth, sah mißbilligend und voll Besorgniß den frechen Mißbrauch von Gallus Gewalt, und kaum war er der nähern Gefahr durch Magnentius Tod enthoben, als er — durch seine Verschnittenen aufgereizt — den unbesonnenen, durch List eingeschläferten Cäsar plözlich in Verhaft nehmen, nach Pola schleppen, und, nach dem Urtheil des Kämmerlings Eusebius, durch Henkershände wie einen gemeinen Missethäter sterben ließ (354).

§. 26. Cäsar Julian(*).

Auch Gallus Bruder, Julian, den allein noch übrigen Sprößling des Constantinischen Hauses, hatte jener begünstigte Eunuch („über welchen", nach dem beißenden Ausdruck eines guten Schriftstellers (**) „der Kaiser

(*) Neander, über den Kaiser Julianus und sein Zeitalter; ein historisches Gemälde. Hamb. Perthes. 1812. Wiggers, Dissertatio de Juliano Apostata etc. Rostock. Stiller. 1811.

(**) Ammianus Marcellinus, L. XVIII. c. 4.

Vieles vermochte“) dem Tode geweiht. Die Fürsprache der edelmüthigen Kaiserin Eusebia rettete ihn, und verschaffte ihm bald die Ernennung zum Cäsar, mit der Verwaltung der transalpinischen Länder.

Nur mit Mühe, aber gedrängt durch die Noth, entschloß Constantius sich zu solchem Schritt. Die Perser hatten den Krieg erneuert; in Gallien hatte Sylvanus den Purpur genommen; die Teutschen, die Sarmaten, die Isaurier standen drohend in Waffen. Constantius fühlte sich unvermögend, allein diese Stürme zu beschwören, und glaubte in Julians persönlichem Charakter, mehr noch in dem streng gegen ihn gehandhabten System der genauesten Aufsicht und Abhängigkeit, die Bürgschaft seiner Treue zu finden.

Auch erfüllte Julianus, oder übertraf vielmehr die Hoffnungen — wohl auch die Wünsche — des Kaisers. Die ganze Jugend dieses, seinen Verwandten so unähnlichen Prinzen, wurde unter Druck, Kränkung und Gefahr verlebt. Selbst Gallus Erhebung gab ihm nur eine unbedeutende Erleichterung, und sein Tod neue Gefahr. Aber die Widerwärtigkeiten sind die besten Pflegerinen menschlicher Tugend. Vertraut mit dem Unglück, und gewohnt, nur in sich selbst die Stärkung gegen jede Noth zu suchen, erwarb sich Julian frühe jene Geduld, jene Enthaltsamkeit, jenen männlichen Muth, jenes Mitgefühl mit fremden Leiden, endlich jene Hoheit und Kraft der Seele, welche er nachmals auf so glänzende Weise auf dem größten Welttheater, zum Erstaunen seiner verderbten Zeit, entfaltete. Unter den Bedrängnissen seiner Jugend hatte er meist in stiller Betrachtung oder in den Schriften der Weisen Trost gefunden. Nach Gallus Erhöhung genoß er etwas freieren Umgang mit den Gelehrten und Philosophen, zu welchen seine Neigung ihn hinzog, und ein erwünschter Aufenthalt in Athen vollendete seine wissenschaftliche Bildung, ohne ihm jedoch zu den Geschäften des Kriegs und des Staats die gehörige Vorbereitung zu geben. Sein Genie ersezte diesen Mangel, und, von der Schule weg zum Thron berufen, erschien er in sechsjähriger Verwaltung Galliens als einsichtsvoller, gerechter, väterlicher Regent und als vortrefflicher Heerführer. Die Teutschen (zumal die Alemannen und Franken), welche mit Macht über den Ober- und Niederrhein gebrochen, 45 gallische Städte zerstört, und bis in's Innerste des Landes geschreckt hatten, wurden durch den jugendlichen Cäsar, den Fremdling in den Anfangsgründen des mechanischen Militärwesens, aber vertraut mit den wichtigsten Tugenden des Feldherrn, unerschrocken angegriffen, durch Eifer, Wachsamkeit und Beharrlichkeit ermüdet, durch Genie und Tapferkeit überwunden, und fünfmal in's Innere ihrer eigenen Heimath verfolgt.

Der Glanz solcher Thaten, und ihr Preis, der laute Beifallsruf des römischen Volkes, erweckten Neid und Besorgniß in Constantius unedlem Gemüth. Verworfene Höflinge nährten die geheime Flamme, und die Umstände beschleunigten den Ausbruch. Der Kaiser hatte abermals unglücklich gegen die Perser gestritten. Julianus, dessen Provinzen nunmehr beruhiget waren, wurde aufgefordert, den Kern seiner Truppen zur Rettung des Morgenlandes abzusenden. Wohl erkannte er die wahre Absicht dieses Befehls, und welches Loos ihm solche Entwaffnung drohe. Aber — unfähig einer andern Eingebung, als jener der Pflicht zu gehorchen — ließ er die Truppen sich versammeln und zu ihrer neuen Bestimmung aufbrechen. Liebe für ihren verrathenen Feldherrn, Verachtung gegen Constantius, Anhänglichkeit an die Heimath, und Scheu vor den Mühseligkeiten des weiten Zuges bestimmten

die Soldaten zum Aufruhr. Paris, Julian's gewöhnlicher Winteraufenthalt, war ihr Sammelplaz, und hier, bei nächtlicher Weile, nach der Erhizung eines Trinkgelages, rannten sie mit Fackeln und Schwertern vor den Palast, mit dem verhängnißvollen Ruf: „Julianus Augustus!“ Vergebens waren Weigerung, Bitten, Drohen. Die Wuth der Soldaten schien Julian keine andere Wahl als Thron oder Tod zu lassen. Also schickte er eine Gesandtschaft an Constantius, das Geschehene zu entschuldigen, und um Bestätigung seiner Würde zu bitten, unter Anbietung des billigsten Vergleiches. Constantius, voll Wuth, brach auf von Antiochien nach dem Abendland. Auch Julian, wie keine Hoffnung des Friedens blieb, zog gegen Illyricum. Aber der gelegene Tod seines Gegners befreite ihn von der Nothwendigkeit des Bürgerkrieges (361).

§. 27. Julian (Apostata) als Kaiser.

Das Heer, schon längstens der Herrschaft der Eunuchen müde, die Hauptstadt, das ganze Reich unterwarfen sich jezt Julianus. Dieser vortreffliche Fürst, „der Stolz des römischen Reichs,“ wie ein geistvoller Schriftsteller sich ausdrückt, „aber durch seinen Abfall zum Heidenthum leider! das Skandal der Christenheit“, hat so wie Constantinus M., jedoch mit gewechselter Rolle, von den Schriftstellern seiner Zeit leidenschaftliches Lob und leidenschaftlichen Tadel erhalten. Aber die Lobredner Constantins so wie Julians Feinde gehörten zur siegenden Partei, ihre Stimme hat jene der andern weit übertönt; ja sie ward in den nachfolgenden Jahrhunderten ganz allein vernommen; bis endlich in neuen Zeiten Kritik und Philosophie die Zeugnisse gewogen, nicht länger nach Deklamationen, sondern nach bewährten Thaten gerichtet, und den Charakteren ihre ächte Gestalt wiedergegeben haben. Nach ihrem Ausspruch erscheint Julian als einer der edelsten und größten Kaiser, in Allem was nicht auf Religion sich bezieht. Nur hier beging er den schweren Fehler — selbst politisch betrachtet war es ein solcher — von der bereits siegreichen Fahne des christlichen Glaubens überzutreten zum veralteten Heidenthum, und jenen mit Eifer und Erbitterung — zwar nicht blutig aber doch hart — zu bekämpfen. Wenn wir bedenken, daß solcher Abfall (*) nicht etwa aus Staatsklugheit, wie wohl Constantinus Bekehrung, sondern aus aufrichtiger Liebe und Ueberzeugung geschehen, so werden wir um so mehr erstaunen, wohl auch Mitleid über die Verblendung des Philosophen fühlen; aber die moralische Zurechnung wird minder strenge seyn. Auch liegt in der Jugendgeschichte und in allen Verhältnissen Julians der Schlüssel zu jener sonst unbegreiflichen Verkehrtheit. Schon in der Kindheit war die christliche Lehre ihm eingeschärft worden; aber es geschah durch seine Gefangenwärter, durch die strengen und gefühllosen Diener des Tyrannen Constantius. Dieser, der Sohn des christlichen Constantin und selbst Eiferer für's Christenthum, hatte Julians Vater, Brüder, Verwandte gewürgt, ihn selbst zum Kerker verdammt, und war beständig das Schreckbild seiner jugendlichen Phantasie gewesen. Durch eine natürliche Verknüpfung der Gefühle wurde leicht die Lehre selbst so wie das Haupt ihrer Bekenner der Gegenstand von Julians Haß; und da er von dem Christenthum nicht die reine Gestalt, sondern meist nur dessen Verderbniß sah, Stolz und Leidenschaft der Prälaten, Zwietracht, Verfolgung, Kezerwuth: so gewöhnte

(*) Auf dem Zug gegen Constantius erklärte er denselben; aber schon längstens lag der Entschluß dazu in seiner Seele.

er sich, jene Religion als die Quelle alles Unheils und des moralischen so wie des politischen Verfalles zu betrachten. Dagegen waren die einzigen Freunde seiner reifern Jugend, die geheimen Vertrauten seiner Gefühle wie seiner Sorgen, und in deren Mittheilung er sich von dem drückenden Zwang seiner Erziehung erholte — heidnische Philosophen und Priester gewesen. Diese — zumal in Athen, wo Julian den Studien oblag, und in Verbindung mit den todten Lehrern, welche immerdar seine Freunde gewesen — fachten den Funken zur Flamme an, bestachen durch den klassischen Reichthum der alten heidnischen Welt, durch die hohen Gestalten der Dichtung wie der Geschichte, endlich durch die noch allenthalben prangenden Monumente einer durch die Sinne zum Herzen sprechenden Religion in Tempeln, Götterbildern u. s. w. sein befangenes Gemüth, und erhöhten das aufgeregte Gefühl bis zur Schwärmerei durch jene wohlberechneten Ceremonien der mysteriösen Einweihung, deren begeisternde Macht selbst ein Marc Aurel empfunden. Fern blieb übrigens Julian von dem Volks-Aberglauben der heidnischen Welt. Aus den Büchern der Philosophen hatte er die erhabensten Grundsäze der Vernunftreligion geschöpft, und die Mythen des griechischen und römischen Heidenthums waren ihm nur symbolische Bezeichnungen einer übersinnlichen Lehre, wenn er sie gleich bisweilen durch unwillkürliche Selbsttäuschung in der Wärme der Andacht mit dem Bezeichneten verwechseln mochte. Auf solche Weise wurde die Vorliebe für das Heidenthum die herrschende Leidenschaft seiner Seele, gewann durch den Zwang der Verstellung, welche die Umstände geboten, noch größere Stärke, und als sie endlich hervortrat, so erhöhten die unklugen Reizungen, der allzuheftige Widerstand der Christen sie zur verzehrenden Flamme.

Abgesehen von dieser unglücklichen Verirrung mag Julian als Muster eines aufgeklärten und tugendhaften Fürsten und Menschen gelten. Allenthalben erkannte man in ihm den Zögling der Weisheit, welche allein der Trost seiner bedrängten Jugend gewesen, den Verehrer der Freiheit und des Rechtes, als welcher so lange unter dem Druck willkürlicher Gewalt geseufzet, den Freund aller Menschen, nachsichtig, bescheiden, gefühlvoll, liebend und liebenswürdig. Wenige Charaktere sind so anziehend, so vielfach interessant, wie der seinige, und wunderähnlich scheinen die Reformen, die er in kurzer Frist durch Beispiel und Befehl an dem verderbten Hof des Constantius und in dem weiten Reiche in allen Zweigen der Verwaltung hervorbrachte. Sie würden den Stoff einer lehrreichen und vielumfassenden Darstellung geben; aber da sie nur eine ephemere Erscheinung waren, so kann die Weltgeschichte, als welche vorzugsweise nur was bleibend wirkt, in Betrachtung zieht, derselben blos flüchtige Meldung thun. Denn nicht lange gönnte das Schicksal dem römischen Reich diesen trefflichen Regenten. In dem Krieg gegen die Perser, nachdem er eines Feldherrn aus der Römerzeit würdig gestritten, nach anfangs glücklichem Erfolg, wurde er in den verhängnißvollen Ländern jenseits des Tigris zum Rückzug gezwungen, blieb in Noth und Gefahr immer sich selber gleich, empfing in der Schlacht eine tödliche Wunde, und starb als Held und Weiser (*). Christliche Schriftsteller haben behauptet, die persischen Heerschaaren seyen verkleidete Engel gewesen: die Heiden meinen, ein Christ in Julians Heer habe den „Abtrünnigen" verrätherisch getödtet.

(*) 363. Nur zwanzig Monate währte seine Regierung, und er war erst 32 Jahre alt. Wie Vieles hätte er noch wirken mögen, wäre er diesem Verhängniß entgangen. —

§. 28. Jovian, Valentinian, und Valens. Anfang der Völkerwanderung.

Julian hatte nichts über die Nachfolge angeordnet. Das Heer, welches eines Anführers bedurfte, ernannte der Obersten der Haustruppen, Jovianus, auf übereilte Weise zum Kaiser, einen schwachen, dem Vergnügen ergebenen, aber gutmüthigen Mann und eifrigen Christen. Die Perser, als sie des Helden Tod vernahmen, drängten die Römer heftiger als zuvor, und Jovian, um sich den Thron zu sichern, empfing bereitwillig von Sapor das Gesez des Friedens. Die fünf Provinzen jenseits des Tigris, welche Galerius gewonnen, die Festung Nisibis, welche dreimal der persischen Macht getrozt, nebst den wichtigen Pläzen Singara und Castra Maurorum wurden abgetreten, und dann unter fortwährender Mühseligkeit und Hunger der klägliche Rückzug geendet. Mit Recht wurde Jovian für diesen schändlichen Frieden durch die allgemeine Verachtung und die lautesten Aeußerungen des Volksunwillens bestraft. Aber bevor er durch die Wohlthaten einer friedlichen Verwaltung, wie man von ihm hoffen mochte, den Ersaz für jene schmachvolle Abtretung leisten konnte, noch vor seiner Ankunft in Constantinopel, starb er eines unversehenen Todes.

Die Armee ernannte jezt, nachdem der treffliche Präfekt Sallustius den Purpur ausgeschlagen, den tapfern Valentinian I., einen Obersten der Garde, zum Kaiser (364). Es mag für einen Beweis der allgemeinen Werthlosigkeit unter den Männern des Heeres und des Staates gelten, daß der im Aeußern zwar imponirende, aber in Kenntnissen sehr mittelmäßige, dabei eigennüzige, heftige und grausame Valentinian unter allen Häuptern einstimmig als der Würdigste erkannt ward. Er nahm gleich darauf seinen Bruder Valens zum Reichsgehilfen und Augustus an, überließ ihm den Orient, und behielt für sich die drei übrigen Präfekturen.

Allmälig brach das Verhängniß herein, und es sammelten sich zusehends die Wolken, woraus das zerstörende Gewitter über das Reich stürzen sollte. Fast alle Grenzen zugleich wurden von den Barbaren bestürmt. Mit Mühe und unter wechselnden Schicksalen hielt Valentinian die Teutschen, insbesondere die Alemannen zurück, schändete aber seinen Kriegsruhm durch Verrath und Grausamkeit. Auch in Brittanien, an der Donau, in Afrika wurde gestritten. Valentinian starb an den Folgen des Jachzorns (376). Seine Söhne Gratian und Valentinian II. folgten ihm.

Indessen hatte der elende Valens den Orient tyrannisirt, verschiedene Empörungen mehr durch Glück als Tapferkeit unterdrückt, gegen die Perser mit Verlust, gegen die Gothen aber glücklich gestritten, und die ersten Schrecken der Völkerwanderung erblickt.

Denn um diese Zeit stürzten die Hiong-nu (Hunnen), welche durch asiatische Revolutionen weit her von den mungalischen Steppen bis an den Tanais und die mäotische See getrieben worden, unwiderstehlich über Europa, und eröffneten durch ihren gewaltigen Stoß auf die Völker, welche vom Tanais bis zur Donau haus'ten, die lange Reihe umwälzender Züge und blutiger Zertrümmerung. Die damals weit herrschenden Gothen vermochten nicht, den Hunnen zu stehen; und anfangs die Westgothen, dann auch ein Schwarm Ostgothen baten Valens, sie in sein Reich aufzunehmen als Unterthanen und Kriegsknechte (376). Valens erlaubte ihnen, über die Donau zu gehen, verlangte jedoch Geißeln und die Aus-

lieferung der Waffen. Die römischen Befehlshaber, durch Geiz geblendet, ließen ihnen die Waffen gegen Bezahlung, und erlaubten sich gleichwohl gegen das nun furchtbare Volk die schamloseste Erpressung. Da empörten sich die Gothen, riefen noch mehr Brüder herüber, und ergossen sich wie ein verheerender Strom über Thracien und die angrenzenden Länder. Valens raffte ein Heer zusammen, und wagte, um nicht den Ruhm des Sieges mit dem herbeieilenden Gratian zu theilen, in den Gefilden von Hadrianopel die Schlacht (378 bei Nike). Sie war blutig und von schrecklicher Entscheidung. Valens sah den Untergang seines Heeres, und wurde getödtet. Schreckliche Verwüstung und von beiden Seiten unmenschliche Grausamkeiten bezeichnen den folgenden Krieg. Bis gegen Constantinopel drang der wüthende Feind; aber sein ungelehrter Muth prallte ab von der Festigkeit der Mauern. Das flache Land erfuhr eine schonungslose Mißhandlung.

§. 29. Theodosius M. rettet. Sein Charakter.

Endlich wurde Rettung durch Theodosius gebracht. Der Vater desselben hatte in den Kriegen Valentinians I. in Brittanien und Afrika mit Ruhm gestritten, und war zum Lohn seiner Thaten auf Anstiften treuloser Minister, welche Gratians unerfahrne Jugend täuschten, zu Karthago enthauptet worden. Der Sohn, welcher bereits als Herzog von Mösien durch Besiegung der Sarmaten hervorgeglänzet, theilte des Vaters Ungnade, und wurde nach seiner Heimath, Spanien, in die Dunkelheit des Privatlebens zurückgesandt. Aber in der Stunde der Noth, als Gratian die Schreckensbotschaft von seines Oheims Tod vernommen, als er die Unmöglichkeit erkannt hatte, hier den siegenden Gothen und dort den Teutschen allein zu widerstehen, da ernannte der 19jährige Fürst, eingedenk der Talente des Theodosius und dessen Tugend vertrauend, diesen edlen Verbannten zum Mitkaiser und Augustus, und übertrug ihm mit dem Orient die Führung des gothischen Kriegs (379).

Theodosius entsprach der Erwartung, und mit der Einsicht eines großen Feldherrn, der selbst seinem Muthe zu gebieten weiß, wo derselbe gefährlich würde, besiegte er die Gothen, ohne eine verderbliche Schlacht zu wagen, durch kluges Zaudern, durch Stellungen, Verschanzungen, Märsche und geschickte Benüzung aller Fehler eines barbarischen Feindes. Er beförderte die Uneinigkeit der Gothen, rieb einen Theil durch den andern auf, und gab dem Ueberrest nach einem 4jährigen Krieg einen billigen Frieden (382). Der größte Theil der Nation erhielt Wohnsize im römischen Gebiet, wo sie zwar als Unterthanen des Kaisers, aber doch nach eigener Sitte leben sollten; und aus ihrer Mitte wurde ein Heer von 40,000 Mann unter dem Namen Foederati zum beständigen Dienst des morgenländischen Reiches gebildet, welches durch besondere Begünstigungen ausgezeichnet, durch Verbindung der römischen Kriegskunst mit barbarischer Tapferkeit furchtbar, aber bald den Freunden so gefährlich als den Feinden war.

Auch die innere Verwaltung des Theodosius war krafvoll und weise; doch weder die kriegerischen noch die bürgerlichen Verdienste haben ihm den Beinamen des „Großen" verschafft: sondern sein religiöser Eifer, wodurch er vollendete, was Constantinus begonnen, und sowohl den Triumph der Christen über die Heiden, als jenen der Orthodoxen über die Kezer vollständig machte. Zu diesem Eifer, welchen er vorzüglich gegen die Arianische Lehre bewies, die seit mehreren Geschlechtern den Staat

wie die Kirche zerrüttete (s. unten Religions-Geschichte), kam noch die erbaulichste Andacht und eine kindliche Ergebenheit gegen die Vorsteher der Kirche, welche er als Stellvertreter Gottes auf Erden verehrte. Solche frommen Gesinnungen und so wirksame Dienste wurden billig durch die Lobpreisungen jenes mächtigen Standes belohnt, welcher „in allen Zeiten das Recht sich angemaßt hat, die Ehrenstellen im Himmel und oft auch auf Erden auszutheilen.“ — Die Tugenden des großen Theodosius wurden mit aller Kraft der Beredsamkeit, so gut jene Zeit sie geben konnte, gepriesen, und selbst seine Fehler zu Tugenden gestempelt, wenigstens mit einem verhüllenden Schleier bedeckt. Indessen wird auch der profane Geschichtschreiber das Andenken eines Fürsten ehren, welcher mit ächten Herrschergaben viele Privattugenden verband, mäßig, sittsam, obschon der Regungen der Liebe gar wohl empfänglich, ein Freund der häuslichen Freuden, dankbar, gerecht, leutselig, durch das Glück unverderbt, und, soviel seine Erziehung und Verhältnisse erlaubten, selbst mit den Wissenschaften vertraut war. Intoleranz in religiösen Dingen, gefährliche Unterwerfung unter den Willen der Geistlichkeit, Mißbrauch der bürgerlichen Macht zum Behufe kirchlicher Tyrannei waren die allgemeinen Fehler seiner Zeit, worüber sich zu erheben des großen Mannes freilich würdig ist, aber ihm nicht gegeben war. Dazu kam eine — in gefahrlosen Zeiten fast zur Unthätigkeit steigende — Liebe des Vergnügens und der Ruhe, und ein Jachzorn, welcher bisweilen den Sieg über die sonst milde und verzeihende Gemüthsart des Kaisers erhielt. Die vorübergehende Erschlaffung machte er jedoch wieder gut durch desto größere Thätigkeit in kritischen Zeitpunkten, so wie er die Entrüstung selbst über die blutigen Ausbrüche seiner Leidenschaft durch nachfolgende Reue entwaffnete (*).

§. 30. Seine Mitkaiser.

Eben so fromm und gutmüthig, aber minder kraftvoll und weise als Theodosius, war der junge Gratian. Derselbe hatte bereits durch Schwelgerei und Thatlosigkeit den Ruhm seiner frühern Jahre eingebüßt. Doch solches allein würde ihn nicht gestürzt haben, wenn er nicht durch unklug geäußerte Geringschäzung der Soldaten sein Verderben beschleunigt hätte. Maximus, ein tapferer, ehrsüchtiger Krieger, wurde von den Truppen in Brittanien zum Kaiser ausgerufen, fiel in Gallien ein, und tödtete den Gratian, den seine eigenen Leute treulos verlassen (383).

Theodosius schwankte eine Zeitlang zwischen der Pflicht, seinen Wohlthäter zu rächen, und der edlen Scheu, das erschöpfte Reich den Greueln eines Bürgerkrieges auszusezen. Endlich unterdrückte er für jezt die Stimme der Rache, und erkannte den starken Rebellen als Kaiser der transalpinischen Länder; doch sollten Italien, Afrika und Westillyrien Gratians Bruder, Valentinian II., bleiben. Aber die unerfahrene Jugend des Lezteren war der Verwaltung eines Reiches nicht gewachsen, und sein oder vielmehr seiner Mutter Eifer für die arianische Lehre machten ihn bei dem Volke verhaßt. Der wachsende und arglistige Maximus benüzte diese Umstände, überfiel den sorglosen Valentinian in Mai-

(*) Das harte Urtheil gegen die rebellische Stadt Antiochien kam aus flüchtiger Aufwallung, die nachfolgende edle Verzeihung aus seinem Herzen. Aufrichtig war seine Reue und äußerst merkwürdig seine Buße wegen des Blutbades von Thessalonice. Die Gewalt, welche dabei der muthige Ambrosius übte, könnte wohl, in Zeiten übermächtiger Sultansregierung, den Wunsch nach Rückkehr einer heiligen Schranke entschuldigen.

land, und wurde durch die eilige Flucht desselben ohne Schwertschlag Herr seiner Länder.

Jezt stand Theodosius nicht länger an, die Waffen zu ergreifen, und das Glück unterstüzte seine gerechte Sache. Maximus wurde in Pannonien entscheidend geschlagen, in Aquileja von den Verfolgern ereilt und hingerichtet (388). Der Sieger, nachdem er die Ruhe der Provinzen durch weise Verordnungen gesichert, gab auf großmütige Weise alle Länder des Maximus an Valentinian, zu dessen Schuz er das Schwert erhoben.

Aber nicht lange genoß dieser, auch durch das Unglück nicht weiser gewordene Jüngling der Herrschaft. Arbogast, ein Franke von Geburt, welcher in Roms Diensten sich zur Befehlshaberstelle über die gallischen Heere geschwungen, tödtete den schwachen Prinzen, und sezte — da die Römer eines Barbaren Herrschaft würden verschmäht haben — seinen Geheimschreiber Eugenius auf den Thron, um in dessen Namen zu regieren (392).

Pflicht, Ehre und Politik riefen Theodosius von Neuem zum Kampf. Derselbe war blutig und gefahrvoll. Am Fuß der julischen Alpen erwartete Arbogast mit den Völkern des Abendlandes die Heerscharen seines Gegners, welche von Pannonien her durch die unbesezten Pässe in Italien einbrachen. Schon hatte Theodosius ein Treffen verloren, schon drohte ihn der Feind zu umzingeln, als der gelegene Abfall eines Theils von Arbogasts Truppen die Lage änderte. In der Schlacht, welche nun folgte, schien der Himmel selbst durch Sturm und Ungewitter für den frommen Theodosins zu streiten (*). Nach der Niederlage und Zerstäubung ihres Heeres starben Eugenius und Arbogast, jener verzagt unter den Streichen der erzürnten Sieger, dieser männlich durch seine eigene Faust (349).

So wurde die römische Welt vereinigt unter Theodosius Scepter, und zwar zum leztenmale. Auch freute sie sich nur einige Monate solchen Glückes. Theodosius, kaum 50 Jahre alt, wurde bald nach seinem Siege durch eine Krankheit weggerafft, welche die Folge des mühevollen Feldzuges gewesen (395). Seinem Willen gemäß theilten seine Söhne Arcadius und Honorius das Reich. Jener erhielt das Morgenland, dieser das Abendland. Diese Theilung war bleibend.

§. 31. Honorius im Abendland.

Nach Theodosius M. Tod brach der volle Strom der Völkerwanderung herein. Die alte Geschichte schließt sich hier; die mittlere beginnt. Doch mögen wir noch als einen Anhang die kurze Erzählung vom Untergang des abendländischen Reiches geben.

Dasselbe erfuhr schon unter Honorius die härtesten Schläge. Dieser über alle Beschreibung erbärmliche Prinz, welchem der Vater den tapfern, aber ränkevollen Vandalen, Stilicho, zum Vormund gesezt, regierte, oder schlief vielmehr zu Ravenna 28 Jahre, während welcher Zeit anfangs die gegenseitige Feindschaft Stilicho's und Rufinus (dieser lezte war Arcadius Vormund) das Reich zerrüttete, und dann durch die Züge der Barbaren dessen Zerstücklung begann. Die wüthenden Angriffe, welche die

(*) O nimium dilecte Deo, cui fundit ab antris
Aeolus armatas hyemes, cui militat aether,
Et conjurati veniunt ad classica venti.

Claudian.

Westgothen, zweimal unter dem christlichen Alarich (400 und 403), darauf unter dem heidnischen Rhadagais (405), auf Italien machten, gaben dazu den nähern Anlaß. Denn um das Herz des Reiches zu vertheidigen, rief Stilicho die Legionen von den transalpinischen Standquartieren zurück, und von allen Seiten stürzten die Barbaren über die entblößte Grenze, während in Brittanien, Gallien und Afrika Gegenkaiser aufstanden. Unter den schrecklichsten Verwüstungen durchzogen die Alanen, Sueven und Vandalen Gallien, und brachen über die Pyrenäen in Spanien ein, die Burgunder ließen sich am Oberrhein nieder, und Brittanien blieb nach dem Abzug der Legionen den Picten und Scoten preis. Selbst Italien ward durchplündert. Denn als Stilicho, welcher früher die Gothen zurückgetrieben, von dem argwöhnischen Honorius hingerichtet worden, vermochte Keiner mehr Roms sinkende Majestät zu schüzen. Alarich erschien von Neuem (408), brandschazte die Weltgebieterin, und zog nach einer zweiten Belagerung siegreich in den Palast der Cäsarn ein. Nachdem er eine Puppe, mit Namen Attalus, zum Kaiser erklärt, und darauf, um der Aussöhnung mit Honorius willen, wieder abgesezt hatte, brach nochmals mit diesem Manne des Erbarmens, welchem, hinter den unzugänglichen Festungswerken von Ravenna, mehr an seiner Henne „Roma“, als an der Hauptstadt der Welt gelegen war, und eroberte Rom mit Sturm (410). Im eilfhundert und dreiundsechszigten Jahr nach ihrer Erbauung litt endlich diese herrische Stadt die Wiedervergeltung für das Unheil, welches sie über die Welt gebracht. Das Schwert der Gothen wüthete unter der wehrlosen Volksmenge, öffentliche und Privatreichthümer und die Schäze der Kunst gingen durch Plünderung oder Zertrümmerung unter (*); ein verworfener Pöbel und rachlustige Sklaven benüzten die Verwirrung zu tausendfältigem Frevel.

Alarich starb, und Athaulf, sein Schwager, führte die Gothen nach Gallien. Hier, in Südgalien, und bald auch in Hispanien, bildete sich das große Westgothische Reich. Nördlich an ihnen sezten sich — jedoch etwas später — die Franken fest. In einigen Winkeln der Länder erhielten sich noch durch mehrere Geschlechtsalter die Trümmer, oder der Name der römischen Herrschaft; Afrika ging gleich unter der folgenden Regierung verloren.

§. 32. Untergang des westlichen Reiches.

Denn als nach Honorius Tod (423) der morgenländische Kaiser Theodosius II., welcher gegründeten Anspruch auf die Erbschaft hatte, gleichwohl Honorius unmündigen Neffen, Valentinian III. unter der Vormundschaft seiner Mutter, Placidia (**), zum Kaiser des Abendlandes ernannt (jedoch West-Illyrien für sich behalten) hatte, so beschleunigte anfangs die Schwäche der Weiberregierung, und nachmals Valentian

(*) Doch wurden die christlichen Heiligthümer durch den religiösen Eifer der neubekehrten Gothen beschüzt, und es werden selbst einzelne Züge der Menschlichkeit und des Edelmuthes an diesen siegberauschten Barbaren gerühmt.

(**) Placidia, Honorius Schwester, war zuerst an Adolph und nach dessen Tod an den tapfern General Constantius vermählt gewesen, welchen Honorius als Mitkaiser erkannte, und welchem sie Valentinian III. und die durch ihre Abenteuer berüchtigte Honoria gebar. Zum zweitenmale Wittwe, und mit ihrem Bruder veruneinigt, floh sie nach Constantinopel, von wo sie nach Italien zurückkehrte, um im Namen ihres Sohnes 25 Jahre lang das Reich zu beherrschen.

selbst durch Laster und Trägheit das Verderben des Reiches. Dasselbe besaß damals zwei große Männer, welche vereint den Untergang hätten aufhalten mögen, aber durch ihre Feindschaft solchen beförderten. Bonifacius, Comes von Afrika, wurde durch schändliche Hinterlist seines Rivalen, des Feldherrn Aetius, welcher den Hof von Ravenna beherrschte, zu dem unglücklichen Schritt vermocht, die Vandalen aus Spanien zu seinem Schuze nach Afrika zu rufen. Sie kamen unter dem trozigen Genserich, aber nicht als Freunde, sondern als Eroberer, denen Bonifacius, nach endecktem Betrug des Aetius, sich vergebens mit dem Muth der Verzweiflung entgegenstellte (429). Er sah den schrecklichen Ruin, den unwiederbringlichen Verlust des schönen Landes, führte die Trümmer des Heeres nach Italien zurück, fand jedoch Gnade bei Placidia, und wurde von Aetius im Zweikampf getödtet. Dieser floh zu den Hunnen, kam bald zurück an der Spize eines barbarischen Heeres und erzwang sich, nebst dem Titel Patricius, den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen, und im Grunde die Herrschaft des Reiches. Damals überschwemmte der Hunnen-König, Attila, die Länder vom schwarzen Meere bis zur Marne. Blut und Verwüstung bezeichneten seine Bahn. Es war geschehen um das Abendland, wenn nicht Aetius, mit der verbundenen Kriegsmacht der Römer und Teutschen, den glorreichen Sieg in den Catalaunischen Feldern erfochten hätte (*). Attila's Einfall in Italien im folgenden Jahre war ein vorübergehendes Gewitter. Zum Lohn jener Großthat wurde Aetius von Valentinian, der nach dem Tod seiner Mutter sich ohne Rückhalt dem Verbrechen überließ, eigenhändig ermordet. Der Eunuch Heraclius hatte ihn zu solcher That beredet (454). Bald darauf fiel Valentinian durch das Racheschwert des Senators Petronius Maximus, dessen Weib er geschändet (455).

Der Mörder bestieg den Thron und das Ehebett Valentinians; aber Eudoxia rächte ihren Gemahl. Sie rief den Vandalen-König Genserich aus Afrika herüber. Derselbe kam, plünderte, mißhandelte Rom viel grausamer als früher Alarich gethan, und schleppte unsägliche Beute von dannen. Maximus ward auf der Flucht von seinen eigenen Leuten erschlagen.

Nach ihm usurpirte der General Avitus ein Jahr lang den Purpur, und verlor ihn (456) durch die Empörung des Feldherrn Ricimer, eines Mannes von großen Gaben, aber barbarischer (suevischer) Abkunft, welcher von jezt an 16 Jahre lang das römische Reich beherrschte, wiewohl er nach einander den Kaiser-Titel an Julius Majorianus, Libius Severus, Anthemius (**) und Olybrius gab. Keiner von diesen, selbst der vortreffliche Majorianus nicht, durfte es wagen, selbstständig zu regieren. Der Zorn des Feldherren war das Signal ihres Todes.

Olybrius überlebte Ricimern um ein Jahr, und hatte Glycerius zum Nachfolger (473). Derselbe wurde abgesezt von Nepos, und dieser von dem Feldherrn Orestes, welcher seinen eigenen Sohn Romulus (Momyllus) Augustulus als Kaiser erklärte (475). Aber die eigentliche Macht war bei dem Heer der Bundesgenossen, einem vermischten barbarischen Haufen von Herulern, Scyrren, Turcilingern, Rugiern und Alanen, welche nach Attila's Tod in römische Dienste getreten,

(*) 451. (Bei Châlons sur Marne.)

(**) Anthemius wurde eigentlich vom morgenländischen Kaiser Leo ernannt; aber Ricimer gab seine Einwilligung, und Anthemius wurde sein Eidam.

und durch das Gefühl ihrer Stärke aufgemuntert, begierig waren, das Beispiel ihrer transalpinischen Brüder durch Besiznahme des Landes nachzuahmen. Sie forderten von Orestes das Drittheil der Ländereien Italiens, und griffen zu den Waffen, als er solches verweigerte. Der kühne Odoaker, ein Abenteurer, ungewisser Abkunft, aber von großen Talenten, wurde ihr Anführer, schlug und tödtete Orestes, und bemächtigte sich, jedoch ohne den Kaisertitel, der Herrschaft Italiens (476). Augustulus, durch seine Jugend und Unschädlichkeit, fand Gnade bei dem großmüthigen Sieger, und erhielt eine Pension. Der lezte Nachfolger des großen Cäsar starb vergessen im Privatstand. Das abendländische Kaiserthum erlosch.

Zweites Kapitel.

Geschichte der Teutschen.

§. 1. Quellen.

Ueber den Ursprung und die ersten Schicksale der Teutschen, über ihren und ihres Landes Zustand zur Zeit ihres Auftretens in der Geschichte und durch den ganzen vorliegenden Zeitraum, sind außer einigen schwankenden Sagen und verwitterten Monumenten keine einheimischen Quellen übrig. Selbst jene Denkmale — als Spuren von Verschanzungen, Mauerwerk rc. — rühren mehr von Römern als von Teutschen her, und ohne die römischen und griechischen Schriftsteller würde ein undurchdringliches Dunkel auf der Urgeschichte unsers Volkes ruhen.

Alle Geschichtschreiber der römischen Kaiser sprechen von den Teutschen; denn kaum eine Regierung, und nicht ein Jahrzehend verging für Rom ohne Verhandlungen mit den Teutschen, in Krieg oder in Frieden. Aber aus den zerstreuten Angaben solcher vorübergehenden Verhältnisse, nur von Roms Standpunkt aus, und nur in Beziehung auf dieses Rom aufgezeichnet, mag keine zusammenhängende, keine getreue Darstellung der teutschen Geschichte entnommen werden.

Doch haben auch mehrere Schriftsteller, und zwar einige des ersten Ranges, Germanien zum eigenen Gegenstand der Forschung und Darstellung gewählt; und das Glück hat uns in den Meisterwerken eines Cäsar und Tacitus einen zur Entwerfung eines allgemeinen Gemäldes hinreichenden Schaz von Thatsachen und charakteristischen Zügen erhalten. Beide waren nach ihren Verhältnissen sehr wohl geeignet, die Teutschen kennen zu lernen; beide begabt mit scharfem Blick, gründlichem Urtheil und reifer Kenntniß der Welt und der Menschen. Es sind nur wenige Zeilen, die sie uns über Teutschland hinterlassen haben, aber sie wiegen an Reichthum des Inhalts Folianten auf. Tacitus schrieb eine Abhandlung de situ, moribus et populis Germaniæ anderthalb Jahrhunderte später, als Cäsar die Commentarien über den gallischen (und teutschen) Krieg. Die Vergleichung ihrer Nachrichten wirft zugleich Licht auf die einstweiligen, wenn auch geringen Fortschritte der teutschen Civilisation.

Leider sind die 20 Bücher des Plinius über die Kriege der Römer mit den Teutschen verloren. Aber das sechszehnte Buch seiner Naturhistorie enthält schäzbare, doch meist nur geographische Notizen.

Strabo, Pomponius Mela und Ptolemäus, deren insgesammt

schon früher gedacht worden, haben gleichfalls von teutschen Ländern und Völkern geschrieben. Ihre Nachrichten dienen theils zur Ergänzung, Berichtigung und Erklärung der übrigen Schriftsteller, theils zur Vermehrung der Zweifel und Widersprüche.

Doch alle Zweifel und alle Lücken beziehen sich blos auf ein kleines Detail von Namen und Wohnsizen einzelner Stämme, und auf den bunten Wechsel ihrer Grenz- und Machtverhältnisse. Der Welthistoriker, welcher die Schicksale der Völker nach größern Massen ordnet, und, nichtachtend der kleinen, vorübergehenden Oscillationen, seinen Blick auf den Hauptstrom der Begebenheiten richtet, wird mit dem allgemeinen Gemälde von Teutschlands frühestem Zustand — als welcher lichtvoll aus den angezeigten Quellen hervorgeht — sich begnügen, den Verlust der Nachrichten über das wohl lang und in trauriger Einförmigkeit angedauerte, vielseitige Drängen und Verdrängen germanischer Horden, wovon im Großen keine bleibende Wirkung zurückblieb, ohne Mühe verschmerzen, und die dornenvollen Untersuchungen über ephemere Benennungen lose verbundener Volkshaufen oder über die schwankende Begrenzung ihres wechselvollen Besizes, den vaterländischen Antiquaren überlassen.

§. 2. Das Land.

Jenseits (in Ansehung Roms) der Donau und des Rheins in weite Fernen, welche die mangelhafte Erdkunde jener Zeit in Norden durch das Eismeer, in Osten durch die Heimath der Sarmaten auf zweifelhafte Weise begrenzte, dehnte sich das große, freie germanische Land. Nach solcher Bestimmung waren die Scancischen (scandinavischen) Inseln — denn für Inseln hielt man auch Schweden und Norwegen — und nach Osten das Land bis jenseits der Weichsel und an die Karpathen unter Teutschland begriffen. Ja noch weiter, über Dacien weg durch das Scythenland bis an den Don hat man in größern oder kleinern Massen den germanischen Volksstamm gefunden. Doch dürfte, was von teutscher Raçe südlich am Krapack und längs der untern Donau erscheint, von späterer Einwanderung herrühren (*). Sarmatische (slavische) Stämme treffen wir, so wie das Dunkel von den nordöstlichen Gegenden weicht, schon diesseits der Weichsel an, und der nördliche Theil der großen scandinavischen Halbinsel ist ein altes Erbe des Finnischen Stammes.

Vergebens forschen wir nach dem Ursprung, nach den ältesten Sizen des so weit verbreiteten germanischen Volkes. Aus der Erde ging der Gott „Teut“ hervor, und zeugte „Mann“ den Stammvater der Teutschen; so erzählt die bildliche Sage. Eingeborne ihrer Heimath (αὐτόχθονες, wie die Griechen gesagt hätten) waren die Germanen, eine selbstständige, unvermischte Menschenraçe, so weit die Erinnerungen der Geschlechter reichen (**). Troz ihrer Zerstreuung, und vor Entstehung irgend eines politischen Bandes, stellen sie sich dem Beobachter als eine Nation dar, durch eine merkwürdige Uebereinstimmung charakteristischer Züge, nicht nur in Sitten und Lebensweise, als welche durch ähnliches Klima und ähnlichen

(*) Oder waren es Reste des Stammvolkes, dessen größerer Theil in vorhistorischen Zeiten von der Nähe des schwarzen Meeres nördlich gezogen, und dann von Scandinavien aus wieder südlich gewandert seyn soll? —

(**) Ipse eorum opinionibus accedo, qui Germaniae populos nullis aliis aliarum nationum connubiis infectos, propriam et sinceram et tantum sui similem gentem exstitisse arbitrantur. Tac.

Kulturstand mochten bestimmt werden, sondern in den genetischen Charakteren der Körpergestalt und der Sprache. Zwar diese leztere tritt erst in spätern Zeiten deutlich als eine gesonderte Sprache aus dem Chor nordischer Idiome hervor; aber lange blieben die Teutschen durch ihre hohen Gestalten, durch die blauen Augen und das röthliche Haar ausgezeichnet von fremden Raçen: durch die Natür — leider nicht durch Eintracht! — ein Brudergeschlecht (*).

Laßt uns für jezt die Länder jenseits der Weichsel, und so auch die scandinavischen Länder von der Betrachtung ausschließen (dieselben werden im Mittelalter unsern Blick auf sich ziehen); das eigentliche Teutschland, diesseits des Meeres und jenes sarmatischen Grenzflusses, ist noch allein historischer Schauplaz.

Dieses Land, jezt an Kultur einem Garten ähnlich, mit Städten und hochverfeinten, gehorsamen Schwächlingen erfüllt, war damals wild und unangebaut, von starken, freien Barbaren dünne bevölkert, und fast ein Wald. Von den Quellen des Rheins bis an die pommer'sche Küste, 60 Tagreisen lang und 9 Tagreisen breit, ging der Hercynische Forst (**). Der Schwarzwald (sylva Marciana), der Odenwald, Spessart, Böhmerwald, Thüringerwald und viele andere gehörten zu demselben; aber es ist schwer, die bei den alten Geographen vorkommenden Benennungen (als sylva Gabreta, Semana, Bacenis etc.) mit den neuern zu vergleichen. Nicht einmal vom Teutoburgischen Wald ist die Lage gewiß.

Auch von den Gebirgen Teutschlands geben die Alten nur schwankende und vereinzelte Bestimmungen an. Die Berge am Rhein, Abnoba, im Norden der Donau-Quellen, Taunus, die Höhe bei Frankfurt, Rhetico, das Siebengbirg, Bonn gegenüber, werden oftmals genannt. Der Melibocus, unser Harz-Gebirg (ein Theil des bacenischen Waldes), montes Sudeti (mit sylva Gabreta), der Böhmerwald und Fichtelberg, Asciburgius, das Riesengebirg, zwischen Böhmen und Schlesien, endlich Sarmatici montes und Luna sylva, Zweige der Karpathen, kommen bei Ptolemäus vor, aber seine Ausleger sind uneins in der Erklärung.

Die Nebenflüsse des Rheins (Luppia, Mœnus, Nicer), weiter die Ems (Amisius), die Weser (Visurgis, jedoch nur vom Zusammenfluß der Werra und Fulda an), die Eder und Aller, endlich die Elbe und Saale wurden den Römern durch ihre Feldzüge bekannt. Auch hörten sie von der Oder (Viadrus und Guthalus), von dem Flusse Suevus (Warnow oder Havel?) und von der Weichsel, welche bald Viadrus bald Vistula heißt, und wovon die Griechen träumten, daß sie ein nördlicher Arm des Tanais sey.

Das Land war kalt und unwirthbar. Alljährlich froren die Flüsse zu. Bären, Elenn- und andere Thiere, die jezt nur im höhern Norden hausen, trieben sich am Rhein und Main herum, Flora und Pomona spendeten nur

(*) Von der Benennung Germanen — welche die Römer von den Teutschen brauchen — gibt es verschiedene Ableitungen. Wahrscheinlich ist sie Eines mit Wehrmannen oder Waffenmänner, einem Ehrennamen, mit welchem die Teutschen groß thaten. Der Name Tuiscon, Tuisconen und Teutonen ist von historischen oder mythischen Personen abgeleitet.

(**) Die alten Schriftsteller sowohl als die neuern Gelehrten weichen vielfältig von einander ab in Bestimmung der Lage des Hercynischen Waldes. Cäsar gibt ihm die im Text bemerkte Ausdehnung. Der Name ist heut zu Tage nur noch dem Gebirg zwischen Böhmen und Mähren geblieben.

die dürftigsten Gaben. Haber und Gerste war das einzige Getraide; von feinern Garten- und Baumfrüchten, so auch von Wein nirgends eine Spur. Dichte Waldungen und wildes Gebirge wechselten ab mit Sumpf und Haide. Traurige Nebel bedeckten das Land. Man sah sehr wenig und nur schlecht beurbartes Feld. Weidepläze, von unansehnlichen Pferden und Rindern bevölkert, und wohlbelebte Jagdreviere waren der Reichthum; elende, zum Theil fahrbare Hütten waren die Wohnung der halbwilden Stämme, welche in ihrem unstäten, armseligen Leben mit Verachtung und Mitleid auf die üppigen Römlinge herabsahen.

§. 3. Einwohner.

Die Namen dieser Stämme, so wie sie von den ältesten Schriftstellern, mit vielfältiger Abweichung in Rücksicht der Wohnsize und Grenzen, aufgeführt werden, sind von geringem Interesse. Es genüge uns, einen allgemeinen Blick auf das bunte Gemisch vereinzelter Horden zu werfen, welche meistens erst später, da sie untereinander in bleibende Verbindungen traten, die Gestalt von Völkern annehmen. Tacitus theilte die Germanen in Ingävonen, Istävonen und Hermionen. Die Ersten wohnten in Nordwesten, die Zweiten längs des Rheins, die Lezten im innern Teutschland. Aber Plinius führt noch die Bastarner in Südosten und die Vindiler in Nordosten als Hauptnationen auf.

Zu welcher von diesen Völkerklassen alle einzelnen Stämme gehört haben, darüber herrscht bei den Gelehrten mannigfaltiger Streit (*). Aber soviel ist erkennbar, daß nicht nur zwischen den Stämmen, sondern auch zwischen den Hauptnationen (wenn es erlaubt ist, eine Menge nicht politisch, sondern nur geographisch verbundener Stämme eine Nation zu nennen) eine beständige Eifersucht und Zwietracht herrschte, welche sich, insbesondere zwischen den Völkern Nord- und Südteutschlands, schon frühe gegenseitig blicken ließ, und eine Hauptursache fast alles über Germanien gekommenen Unheils wurde.

Mit Uebergehung der vielen teutschen Völkerschaften, deren Bedeutung gering, deren Daseyn und Name vorübergehend war, indem sie entweder zu Grunde gingen oder mit andern zusammenschmolzen, wollen wir blos derjenigen Erwähnung thun, welche durch ursprüngliche oder später erworbene Macht, durch merkwürdige Charakterzüge oder Großthaten, oder auch nur durch längere Dauer sich auszeichnen (**).

Die nördlichen Friesen (die Nachbarn der Bataver), die wilden Bructerer (an der Ems), östlich an ihnen die dürftigen aber freiheitliebenden Chauken, die mächtigen Sicambrer (um die Lippe und Sieg), die tapfern Catten (Hessen) und Herrmanns Volk, die Cherusker (im Braunschweigischen), werden oft genannt. Aber über alle berühmt wurde der Name der Sueven. Die meisten Völker zwischen der

(*) Penzel, Gatterer, Mannert, Ritter und die meisten Schriftsteller über die teutsche Geschichte haben diese Stämme sorgfältig verzeichnet und geordnet.

(**) Cäsar gibt meistens nur die auf das linke Rheinufer übergegangenen Teutschen an. Dieselben, da sie nicht mehr zum freien Teutschland gehörten, sind in dem Strom der gallischen und römischen Geschichte begriffen. Doch wollen wir aus ihnen die Triboccer im Elsaß, die Vangionen um Mainz, die Trevirer im Trierischen, weiter unten die Tungrer (im Lüttichschen), die wichtigen Bataver und die tapfern Nervier (bei Cambray) nennen. Die Ubier (bei Cölln) kamen erst später herüber.

Elbe und der Weichsel und weit nach Süden hinab gehörten zum suevischen Bund. Die Semnonen (in der Lausitz und Brandenburg) wurden darunter als die edelsten geachtet, und viele Stämme feierten durch periodische Gesandtschaften an dieselben unter religiösen Ceremonien das Andenken des gemeinsamen Ursprungs. Die Langobarden (die westlichen Nachbarn der Semnonen), die Angeln, die Fosi, die sich nachmals unter den Sachsen verloren (bis gegen die Weser hausend), die Völker der cimbrischen Halbinsel, die Rugier (in Pommern, nebst ihnen die Heruler, selbst die Vandalen (eine Menge verbundener Stämme an der Ostsee), die Burgunder (in Westpreußen), und viele andere werden für Sueven gehalten. Lange, geflochtene Haarzöpfe, mehr aber ein glänzender Kriegsruhm, zeichnete die Sueven aus. Unter allen Teutschen waren dieselben die Tapfersten. Es schien unmöglich, ihren Waffen zu widerstehen, „da selbst die unsterblichen Götter ihnen weichen müßten". Später blieb der Name der Sueven vorzugsweise den in's südliche Teutschland vom Lech bis zum Rhein (Schwaben) eingewanderten Stämmen. Die Alemannen, welche vom dritten Jahrhundert an vorkommen, waren meistentheils Sueven (*). Noch merken wir die Hermunduren (zwischen der Saale und Elbe), die Marcomannen (anfangs am Rhein, dann in Böhmen, das suevische Grenz-Volk) und die Quaden (in Mähren und Oestreich) an. Der mächtigen Gothen, welche aus dem südlichen Schweden sollen gekommen seyn, dann des großen Bundes der Franken am Rhein und anderer später auftretender Völker oder Völkervereine werden wir zu gehöriger Zeit gedenken.

§. 4. Aelteste Geschichte der Teutschen.

Die erste bestimmte Erscheinung der Teutschen in der Geschichte — die cimbrische und teutonische Wanderung (113 vor Chr.) — haben wir oben gesehen (s. Kap. 4. §. 45. Röm. Gesch.). Das Andenken dieser furchtbaren Umwälzung erlosch nicht in den Gemüthern der Römer, wiewohl sie mit den Teutschen bis auf Cäsars Zeiten nur geringen Verkehr mehr hatten.

Aber Cäsar gerieth mit Ariovist, einem suevischen Heerführer, in Krieg. Derselbe hatte sich in gallischen Ländern durch List und Waffen mächtig gemacht. Viele teutsche Stämme waren unter seiner Fahne vereint; denn schon war ein großer Theil des linken Rheinufers von Teutschen besezt. Cäsar schlug Ariovist, trieb ihn über den Rhein, und that zwei Einfälle über diesen Strom in das eigentliche Teutschland — ohne Erfolg, wie wir in der römischen Geschichte (s. Kap. 4. §. 58.) erzählt haben.

Durch die Eroberung Galliens erhielt Rom auf einer weiten Grenze die Teutschen zu Nachbarn. Die cisrhenanischen Stämme lernten gehorchen; aber jenseits, in wilderer Natur, hausten trozigere Menschen. Und der große Strom mochte nicht die Herrschbegier der Römer und nicht die Raublust der Teutschen hemmen. Von jezt an war fast ununterbrochener Krieg.

Noch während des Triumvirats und während des lezten Bürgerkrieges wurde auf beiden Ufern gestritten. Die vor den Sueven flüchtigen Ubier

(*) Möser (Osn. Gesch. I. S. 128 f.) hält den Namen „Alemannien" für gleichbedeutend mit „Germanien" oder Heermanien. Viele andere großentheils scharfsinnige Hypothesen über die Bedeutung der teutschen Völkernamen s. ebendaselbst.

ließen mit Roms Willen auf der linken Rheinseite sich nieder. Aber die Sicambrer fielen feindlich in Gallien ein. Agrippa streifte in Teutschland. Augustus selbst kam nach Gallien, und endete den zweifelhaften Kampf (3968).

Nicht auf lange! Die Teutschen brachen abermals über den Rhein, während Rom durch Eroberung Vindeliciens und Noricums auch an der Donau mit denselben zusammenstieß. Doch waren die nördlichen Donau-Ufer dünne bevölkert; nur vom Rhein drohte Gefahr. Ein stehendes Heer, Festungen und Linien schienen nöthig zur Deckung Galliens.

Aber Augusts heldenmüthiger Stiefsohn, Drusus, der hier den Oberbefehl führte, gedachte durch Eroberung Teutschlands des Krieges Quelle zu zerstören. Das Andenken Cäsars begeisterte ihn. Mit großer Macht und Benüzung aller Hilfsmittel römischer Kriegskunst und Politik, unterstüzt von Teutschen selbst (als den Friesen) gegen Teutsche, that Drusus vier Feldzüge in Germanien. Die schiffbaren Flüsse und das teutsche Meer mußten ihm zu Heerstraßen dienen; er grub einen Theil des Rheins ab (fossa Drusiana), auf daß die verstärkten Wasser der Yssel seine Flotte in's Meer trügen, schiffte in die Ems, baute Festen hier und an der Lippe, dann auch auf dem Taunus im Land der Catten, ging weiter, schlug die Sicambrer, Cherusker und andere Völker an der Weser und jenseits derselben bis an die Elbe. Aber bald ging er an die Weser zurück, und starb auf zweifelhafte Weise (3975). Viele Städte auf beiden Rheinseiten erwuchsen aus den Lagerpläzen und Castellen des Drusus.

Tiberius, sein Bruder, verstärkte die Wirkung der Waffen durch Unterhandlung und Arglist. Viele Stämme unterwarfen oder verbanden sich mit ihm. Da versezte er, auf ächte Despotenmanier, ganze Völker in andere Gegenden (40,000 Sicambrer auf die römische Rheinseite), um den Gehorsam zu sichern, und veranlaßte dadurch neuen Abfall und größern Krieg. Domitius Ahenobarbus wagte einen kurzen Streifzug jenseits der Elbe. Tiber stritt mit den Chauken und Langobarden.

Aber Marbod, Heerführer der Markomannen, erschreckt durch das Unglück der Sicambrer, war nach Böhmen gezogen, woraus er die Bojer vertrieb. Seine wachsende Macht drohte Rom. Da zog Tiber von Pannonien aus mit 12 Legionen gegen ihn, und schloß wieder Friede, weil in den Donau-Ländern ein gefährlicher Aufstand entbrannte.

§. 5. Herrmann, der Cherusker-Fürst (*).

Zwischen dem Rhein und der Weser führte jezt den Oberbefehl Quinctilius Varus. Die Teutschen schienen gedemüthigt durch die Waffen; ihre Ruhe, so glaubte Varus, bewies, daß ihnen Muth oder Kräfte fehlten; jezt sollten sie auch bürgerlichen Gehorsam und Römersitten lernen, auf daß der Römer Herrschaft sich befestige. Mit Staunen und Unwillen sahen die Teutschen die Ruthen, die Beile — Merkmale verworfener Knechtschaft nach ihren Begriffen — sahen die Formen der gekünstelten

(*) F. Fröhlich, Arminius oder der Teutschen und der Römer Kampf. Wien, Doll. 1810. Ulrichs v. Hutten Arminius, und G. Spalatinus Geschichte des teutschen Heerführers gegen die Römer, Herrmann, herausgegeben von F. Fröhlich. Wien, 1816. L. Steckling, Hermann, der erste Befreier der Teutschen, historisch dargestellt. Prenzlau und Berlin. 1816. Roth's Hermann und Marbod. Stuttg. 1817.

Rechtspflege, die Macht der Chicane, fühlten die Schmach des aufgedrungenen fremden Gesezes und den ungewohnten Druck willkürlicher Steuern.

Da fachte der Cherusker-Fürst Arminius (Hermann, vielleicht Heermann, Herzog) den geheimen Brand zur Flamme an, und schwur dem stolzen Feind Verderben. Freiheitsliebe gab den einfältigen Natursöhnen List, den brausenden Gemüthern Verschwiegenheit, den Schlechtbewaffneten überlegene Stärke. In trügliche Sicherheit eingewiegt, künstlich gelockt in weglose, wildverwachsene Wälder, vernahm Varus plözlich und auf allen Seiten schreckliches Schlachtgeschrei. Nichts half den Legionen, ihre große Zahl, ihre treffliche Rüstung, ihre Kriegskunst, ihr Römermuth, nichts ihre Verzweiflung. Sturm und Regenströme vermehrten die natürlichen Schrecken des teutoburgischen Forstes. Die Teutschen, vom Himmel begünstigt, stritten wie Löwen. Nach mehrtägiger blutiger Schlacht, durch Mühe, Hunger und Wunden erschöpft, fiel, nachdem Varus und Mehrere der Vornehmsten sich selbst getödtet, der Ueberrest der Römer in dumpfer Betäubung unter den Streichen eines erbarmungslosen Feindes. Viele wurden den Göttern geschlachtet, Einige als Knechte verkauft, eigener und geraubter Reichthum fiel den Siegern heim. Das große Heer war zernichtet, Teutschlands Freiheit erkämpft (*).

Rom fürchtete noch größeres Unheil, und that Gelübde wie in Zeiten dringender Gefahr. Aber die Teutschen verfolgten ihren Sieg nicht. Sie hatten nur zur Rettung des Vaterlandes, nicht der Eroberung willen das Schwerdt erhoben. Ein neues Römerheer erschien unter Tiberius, brach in Teutschland, aber ohne Erfolg, wiewohl einheimischer Hader unter den Teutschen, besonders zwischen Hermann und Segest, dessen Tochter jener entführet, die römischen Waffen begünstigte.

Nachdem Tiber den Thron bestiegen, führte sein Neffe, Drusus edler Sohn, Germanicus, den teutschen Krieg, mit gleichem Ruhme wie sein Vater, und doch im Ganzen ohne Erfolg. Im offenen Feld standen die Teutschen ihm nicht. Viermal drang er tief in Germanien ein; die Natur des Landes und die darnach wohlberechnete Kriegsmanier der Teutschen zwangen ihn immer wieder zum Rückzug. Aber solcher Rückzug war gefährlich. Dem Verderben entrinnen galt für Sieg. Doch schlug Germanicus die Catten, die Marsen und den edlen Hermann, fing dessen Gattin, die hochherzige Thusnelde, und führte sie zu Rom im Triumph auf. Vergebens! Die Teutschen matteten ihn ab durch hartnäckigen Widerstand; manches Treffen war zweifelhaft; Sturm und Wellen zerstörten mehr als einmal die römische Flotte, und zu Land hätte fast der Legat Cäcinna des Varus Loos erfahren.

Allmälig verlor Rom die Hoffnung auf Bezwingung Teutschlands. Kein Römer that mehr, was Drusus, was Germanicus gethan. Es schien genug, die eigenen Grenzen zu decken; und man hätte auch dieses nicht vermocht, wäre nicht die unselige Zwietracht der Teutschen gewesen. Marbod, mit der verbündeten Macht der Quaden, Hermunduren,

(*) J. Chr. 9. Ohne die Feder der Besiegten hätte das Andenken dieser herrlichen Waffenthat noch eine Zeit lang in Bardenliedern gelebt, und wäre dann auf immer erloschen. Kein Monument bezeichnet die Stelle der unsterblichen Schlacht. Unsere Gelehrten rathen hin und her zwischen verschiedenen Provinzen Westphalens. Die neuesten Schriften (von 1816—1824) über die Stelle der Hermanns-Schlacht, sind vom Frhrn. v. Hammerstein, W. Tuppe, v. Hohenhausen, Klostermaier, Petersen, W. Müller u. A.

Semnonen, Langobarden u. a., kriegte gegen Hermann, welchem die Cherusker und viele Völker Nordteutschlands folgten. Zwar siegte Hermann, aber häuslicher Verrath tödtete ihn. Mit ihm erlosch der Ruhm der Cherusker. Auch das markomannische Reich verlor nach Marbods Sturz seine Kräfte, und wurde durch innern Krieg so wie durch römische Ränke zerrüttet.

Dafür erhoben sich andere Völker, zumal gegen den Rhein, und drängten die Römer. Dieselben suchten, nach dem alten System, hinter Mauern und Verschanzungen Schuz. Aber Kaiser Claudius zog seine Truppen auf das linke Rheinufer zurück, und die Teutschen schöpften neuen Muth aus diesem Eingeständniß der Schwäche.

§. 6. Batavischer und markomannischer Krieg.

Bald nachher, als während der Bürgerkriege, nach Nero's Tod, Cl. Civilis, Anführer der Bataver, Aufruhr gegen Roms drückende Herrschaft erhob (69), und sein anfängliches Glück viele gallische Völker zu gleichem Abfall brachte, benüzten die Teutschen solche Gelegenheit des Ruhmes und der Beute. Auch religiöse Begeisterung, durch die Alrune Velleda entzündet, trieb sie in Kampf. Eine Menge Völker des rechten Rheinufers verbanden sich mit Civilis, und während dieser das Römerlager bei Xanten eroberte, rissen jene die meisten Schanzen und Festungen am Rhein nieder. Vespasians Legat, der vortreffliche Petilius Cerealis, hemmte das Glück der Bataver und ihrer Bundesgenossen: doch erlitt auch er große Unfälle, und schloß endlich Frieden, wie es scheint, auf billige Bedingungen.

Seit dieser Zeit vermehrten sich die Angriffe der Teutschen auf's römische Gebiet. Nicht nur am Rhein, auch an der Donau waren sie rührig, und benüzten die Eisbrücke, welche der Winter gewöhnlich über beide Ströme legte, zu räuberischen Einfällen. Immer wachsam, und voll Haß gegen Rom, waren sie meistens mit dessen Feinden verbunden. So standen sie dem dacischen Decebalus bei, schlugen Domitian (85), und erpreßten sich Jahrgelder. Energische Kaiser, wie Trajan, hielten sie in Schranken. Derselbe drang sogar wieder über den Rhein; aber schon zu seiner Zeit bemerken die römischen Schriftsteller, daß das Heil des Reiches nur auf der innern Zwietracht der Barbaren ruhe.

Dagegen erkannten die Barbaren jezt den Vortheil größerer Vereine, und die erste Probe davon war der markomannische Krieg (166—180). Alle Völker vom Oberrhein bis nach Illyrien standen in Waffen bei diesem schrecklichen Krieg. Auch sarmatische Nationen nahmen Theil daran, und es war die ganze Standhaftigkeit des heldenmüthigen Marc-Aurel nöthig, um nach langem und zweifelhaftem Kampf endlich, und zwar mehr durch Unterhandlung als durch Waffen, das Ungewitter zu beschwören. Wir haben schon oben (S. 499.) von den Hauptschicksalen und dem wiederholten Ausbruch dieses merkwürdigen Krieges gesprochen. Die Aufnahme verschiedener barbarischer Haufen in's römische Gebiet, theils als Kriegsvölker, theils als Kolonisten, war eine Folge desselben. Jenseits der Donau behielten die Römer einige Pläze. Unrühmlicher endete Commodus den wieder ausgebrochenen Kampf. Er wich hinter die Donau zurück und kaufte den Frieden.

§. 7. Uebersicht der teutschen Hauptvölker und ihrer Kriege mit Rom.

Unter Severus waren die Teutschen ruhig. Aber von Caracalla bis zum Untergang des Reiches war beinahe nur ein Krieg mit denselben. Die Schaupläze, die Schicksale wechselten; Waffenstillstände, einzelne Verträge wurden geschlossen, aber allgemeiner Friede war fast nie. Teutschland war einem wilden, überall austretenden Ströme gleich. Welche Dämme man gegen ihn aufführe, er reißt sie nieder, und wird er an einer Stelle gehemmt, so wirft er sich furchtbarer auf die andere.

Aber neue Völker treten jezt allmälig auf, an die Stelle derjenigen, die in den ersten Zeiten erschienen: theils wirklich neue, d. h. solche, welche rückwärts in Norden und Nordosten gewohnt hatten, und jezt an die südlichen Grenzen rückten, theils im Grund die alten Stämme nur unter neuen Namen in größere Bündnisse vereint. Unter diesen treten die Alemannen und Franken voran, unter jenen die Gothen mit den Gepiden, die Heruler, Vandalen, Burgunder und Sachsen. Es wäre eine undankbare Mühe, alle Einfälle dieser Barbaren in die römischen Länder und das unaufhörliche Schlachtgetümmel ordentlich verzeichnen zu wollen. Wir haben in der Geschichte der Kaiser gesehen, welche aus ihnen vorzüglich glücklich, oder vorzüglich unglücklich gegen die Teutschen gestritten; an die Folge ihrer Namen reiht sich auch von selbst die chronologische Ordnung der teutschen Kriege. Von der Zeit aber, da aus Raub-Zügen Eroberungsplane werden, und die Trümmer des dahinstürzenden Reiches in den bleibenden Besiz der Barbaren kommen, fängt die besondere Geschichte dieser Völker an, welche wir dem Gemälde des Mittelalters vorbehalten. Für jezt genüge eine flüchtige Uebersicht.

Die Länder am Rhein wurden vorzüglich von Alemannen und Franken, dann auch von Sachsen verwüstet. Unter Caracalla erschien zum erstenmal an den Ufern des Main die wilde Kriegsschaar der Alemannen (211) — nach der gewöhnlichen Darstellung „allerlei Krieger“, doch meist von suevischer Abkunft, mit denen sich auch Gallier (aus den decumatischen Provinzen, s. oben S. 505.) und andere Stämme vereiniget hatten; nach einer würdigern Ansicht jedoch ein teutsches Hauptvolk, keine blos zusammengelaufene Menge. — Von da an durch alle Zeiten blieben sie Gallien, auch Italien und dessen Grenzprovinzen fürchterlich. Doch fielen ihnen auch mehrere Kaiser, insbesondere Maximinus, Claudius, Probus und Julian schwer. Sie nahmen endlich am Oberrhein ihren bleibenden Siz. Ihre Nachbarn, in Westen und Südwesten, wurden die weither von der Ostsee gekommenen Burgundionen, nach langwierigem einheimischen Kampf.

Nördlich an den Alemannen bildete sich der Kriegsbund der Franken, worunter Catten, Bructerer, Sicambrer und viele andere Völker waren. Unter Gordian (237 bis 244) brachen sie zum erstenmal in Gallien ein, und blieben fortan der Schrecken der Abendländer. Als Probus nach vielen Siegen eine Schaar ihrer Gefangenen an die Küste von Pontus versezt hatte, so bemächtigten sie sich einiger Schiffe, und kehrten damit in einem bewunderungswürdigen Zug über die weiten Meere, von der Mündung des Phasis bis an jene des Rheins, in ihre Heimath zurück. Die Küstenländer und Inseln auf dem langen Wege wurden geplündert und

verwüstet. Auch andere Barbaren, Gothen, Heruler u. s. w. ängstigten verschiedene Male das Reich durch Seeräuberei und förmliche Kriegsflotten. Konstantin M. und Julian kriegten glücklich gegen die Franken; aber nach Theodosius Tod sezten sie sich allmälig in Nordgallien fest.

Die Sachsen (auch ein Kriegsbund, schon frühe um die Weser und Niederelbe bis zur Nordsee hausend), welche als Hilfsvölker des Gegenkaisers Carausius zum erstenmal mit den Römern kriegten (286), fielen seitdem den gallischen Provinzen, besonders den Küstenländern und auch Brittanien schwer. Ein Theil von ihnen, mit den Angeln verbunden, eroberte nachmals dieses leztere, von den Römern aufgegebene Land.

Schon früher hatten die Vandalen, Sueven und Alanen (die Abkunft der leztern ist streitig) ihre Waffen weit hin nach Südwesten getragen. Die pyrenäische Halbinsel wurde von ihnen verwüstet und erobert. Die Vandalen giengen sogar nach Afrika über.

Aber unter allen Völkern war den Römern keines so fürchterlich, als die Gothen. Perniciem orbis romani nennt sie Ammianus Marcellinus, und sie rechtfertigten diese Benennung. Ihre Angriffe, so auch die der Heruler, Carper und Gepiden rc. waren mehr gegen die Morgenländer gerichtet; und fast unablässig wurden die Provinzen der untern Donau, aber auch die Hämusländer, ja selbst Klein-Asien und noch entferntere Gegenden von ihnen verwüstet. Wir haben der wichtigsten Kriege der Gothen (seit Caracalla heben sie an), der Erschütterung ihrer Macht durch die Hunnen, der Flucht der Gothen in's römische Gebiet unter Valens, und ihrer bleibenden Niederlassung im Reich unter Theodosius, endlich auch der Verwüstung Italiens und der Stiftung eines mächtigen Reiches in Südgallien und Spanien durch die Westgothen, in der Kaisergeschichte gedacht. Wir werden in der Geschichte des Mittelalters auf Alles dieses zurückkommen, und dann auch in Italien ein ostgothisches Reich unter dem großen Theodorich, durch den Sturz Odoakers, errichtet sehen.

Drittes Kapitel.

Geschichte Asiens.

§. 1. Ueberhaupt.

Die Geschichte Vorderasiens, welche früher so wichtig gewesen, ist in diesem Zeitraum in der römischen enthalten. Auch von den Parthern und Persern ist in der Kaisergeschichte schon Mehreres vorgekommen. Ostasien in seiner Abgeschiedenheit vom großen historischen Schauplaz, und in seiner traurig einförmigen Gestalt, kann nur wenig Interesse ansprechen; Hoch- mit Nordost-Asien aber, wiewohl von hier aus wahrscheinlich die große Umwälzung oder Völkerwanderung ausging, entrückt theils Dunkelheit und Entfernung unserm Blick, theils wird die Darstellung seiner Verhältnisse füglich der Geschichte des Mittelalters, oder dem zusammenhängenden Gemälde jener ungeheuern Völkerwanderung vorbehalten. Sonach bleibt uns für jezt blos die Ergänzung der parthischen und persischen Geschichte und ein Blick auf Sina übrig.

Auf die Quellen der sinesischen Geschichte werden wir bei den neuern Zeiten zurückkommen. Vom parthischen und persischen Reich haben uns theils die römischen und byzantinischen Schriftsteller, welche wir bereits kennen (oder später noch aufführen werden), theils die schon im zweiten Zeitraum genannten morgenländischen Geschichtschreiber, nebst verschiedenen andern (s. d'Herbelot's und Assemann's orientalische Bibliotheken) die Nachrichten geliefert.

§. 2. Parther.

Ungeachtet die Parther nach der Niederlage des Crassus den Orient geschreckt, zum Theil verwüstet, ungeachtet sie noch während des Triumvirats glücklich gegen die Römer gestritten hatten: so wurden sie doch durch den imponirenden Anblick der unter Augustus vereinigten Macht, mehr noch durch innere Zerrüttung und Aufruhr bewogen, den Frieden zu suchen. Phraates IV. gab darum die Fahnen des Crassus an Augustus zurück, und begnügte sich mit der alten Grenze. Die glorreichen Tage Parthiens waren vorüber. Der einheimische Hader, selbst im Königshause, währte fort, und die Römer vermehrten ihren Einfluß. Ein Prinz von einer Nebenlinie des Arsacidischen Stammes, Artabanus III., stiftete nach Vertreibung des römisch gesinnten Vonones ein neues Königsgeschlecht (13); aber er bechwor die Grundübel, die Macht der herrschsüchtigen Satrapen und die Zwietracht im regierenden Hause, nicht. Die Kriege gegen Rom dauerten, jedoch unterbrochen, fort; Armenien war meistens der Zankapfel; Rom behauptete seine Ueberlegenheit.

Später brachte Trajan Parthien dem Untergang nahe. Mit den Waffen in der Hand drang er den gebeugten Parthern einen König nach seinem Willen auf, und behielt die Länder bis an den Tigris für sich. Nach seinem Tode huldigten die Parther dem alten König wieder, welchen Trajan vertrieben; und Hadrians Mäßigung bestimmte abermals den Euphrat zur Grenze. Dennoch erholte das Reich sich nicht. Die Grundmängel der Verfassung und die Ausartung der herrschenden Familie verhinderten es. Der parthische Monarch nannte sich den König der Nationen: aber diese Nationen unter ihren Satrapen, welche selbst den Königstitel führten, ja sogar viele einzelne Städte macedonischen Ursprungs, gehorchten fast gar nicht. Eine wahre Anarchie — jener des Lehnwesens ähnlich — war herrschend geworden. Der Krieg gegen Rom dauerte mit wenig Unterbrechung fort, und meistens unglücklich. Schon hatten die Römer durch Eroberung von Osrhoene festen Fuß jenseits des Euphrat gefaßt. Mehrmals wurden die Hauptstädte des Reiches geplündert. Parthien war seiner Auflösung nahe: aber eine unerwartete Revolution gab ihm Kraft und Furchtbarkeit wieder.

Unter der Regierung des Kaisers Alexander Severus erhob gegen Artabanus IV. der Perser Ardschir Babechan (Artaxerxes) die Fahne des Aufruhrs; entsprossen aus der Hefe des Pöbels und im Ehebruch erzeugt nach Einigen, nach Andern ein ächter Nachkomme des alten persischen Königsstammes. Er selbst, als das Glück seine Empörung begünstigte, und ihn durch den Gewinn einer dreitägigen Schlacht, worin Artabanus fiel, auf den Thron gesezt hatte (226), nahm den Stolz und die Sprache, auch den Titel des „Königs der Könige“ an, und erklärte sich für berufen, die Religion und das Reich des Cyrus in ihrer alten Herrlichkeit zu erneuen.

Fünfhalbhundert Jahre gebot sein Stamm (die Sassaniden) über Mittelasien, bis auf die Zeiten der arabischen Herrschaft.

§. 3. Ardschir. Mittleres persisches Reich.

Zwar waren es dieselben Länder, dasselbe Volk, dieselbe Verfassung sogar, wie jene des parthischen Staats, nur die Dynastie war geändert: doch mit dieser auch der Geist der Regierung; und es erschien das wiedergeborne Perserreich in der jugendlichen Kraft eines solchen, welches ganz neu aus einer Umwälzung hervorgetreten.

Artaxerxes, ungeachtet die Satrapen und der zahlreiche Adel und dessen herrisches Verhältniß zum leibeigenen Volke blieben (im Grund eine polnische Verfassung), erdrückte doch mit starker Hand den Geist der Empörung, so wie die einzelnen Reste der griechischen Freiheit; und tilgte durch Wiederherstellung von Zoroasters Lehre den Samen gefährlicher Parteiung.

Denn es war der Dienst des Ormuzd unter der macedonischen Herrschaft vielfaltig durch die Götter Homers verdrängt worden; und wiewohl die Parther sich zur magischen Lehre bekannten, dennoch blieb viel Heidnisches zurück. Ihre eigenen Bilder ließen die Könige in die Tempel stellen; und die Volksreligion, da kein systematischer Eifer über ihre Erhaltung wachte, wurde entstellt durch Mißbräuche, fremde Sazungen und vielfache Kezerei. Artaxerxes, der fromme Diener des Ormuzd und welcher die politischen Vortheile eines gleichförmigen Kultus und der dankbaren Anhänglichkeit einer mächtigen Priesterkaste erkannte, ließ unter der Autorität einer feierlichen Versammlung der Magier das Wort Zoroasters reinigen von den eingeschlichenen Irrlehren, und alles Volk von den verschiedenen Altären zur einen Verehrung des heiligen Feuers rufen. Die alte Verfolgungssucht der Magier erwachte: die Tempel der Irrgläubigen wurden niedergerissen, und gegen Heiden, Juden, Christen und Kezer mit gleicher Grausamkeit gewüthet. Bald war die große Zahl falscher Bekenner auf ein unbedeutendes Häufchen heruntergebracht.

Und mit der ganzen Macht seines großen neubegeisterten Volkes stürzte jezt Artaxerxes über die Römer. Eine stolze Gesandtschaft hatte zuvor in übermüthigem Ton die Rückgabe aller Länder gefordert, welche einstens in Asien und Afrika zu Darius Reich gehöret. Alexander Severus, bei solcher Gefahr, rückte mit drei Heeren gegen die Perser. Aus den mangelhaften Nachrichten über diesen Krieg läßt sich im Ganzen erkennen, daß von jenen Heeren das eine durch die Perser in den babylonischen Marschländern aufgerieben, das andere nach einigem Erfolg in den nördlichen Gebirgen durch Winterfrost verdünnet, und das dritte durch des Kaisers jugendliche Unerfahrenheit von wichtigen Thaten abgehalten worden. Doch hatte auch Artaxerxes in vielen Gefechten gegen die römischen Kerntruppen die Blühte seines Heeres verloren, und vermochte nicht, eine einzige Provinz dem Kaiserreich zu entreissen, wiewohl dasselbe nach Alexanders Tod von innerem Aufruhr brannte.

Artaxerxes, der Stifter, der kraftvolle Beherrscher und weise Gesezgeber des (mittlern) Perserreiches starb nach zwölfjähriger Regierung (238).

§. 4. Sapor I. und II.

Sein Sohn Sapor I. unterwarf sich Armenien, auf dessen Thron eine Nebenlinie des Arsacidischen Hauses saß, eroberte Carrhä und Ni-

sibis, und schreckte den ganzen Römischen Orient. Valerianus zog gegen ihn, wurde umzingelt und gefangen (260). Sapor, mit Hohn, ertheilte den Purpur einem gemeinen Flüchtling von Antiochien, Cyriades, welcher die Perser selbst nach Syrien führte. Das stolze Antiochien erfuhr eine schreckliche Verheerung; auch Tarsus in Cilicien, viele andere Städte und insbesondere die große Hauptstadt Cappadociens, Cäsarea, traf das gleiche Loos, viele blühende Länder wurden zur Wüste gemacht. Aber des palmyrenischen Odenatus Tapferkeit und Glück nöthigten Sapor, zurück über den Euphrat zu gehen.

Ueberhaupt war die persische Kriegsmacht mehr zur Ueberschwemmung der Länder als zu deren Behauptung geschickt. Der stolze und tapfere Adel, von Jugend auf im Reiten und Bogenschießen geübt, bildete eine zahlreiche und vortreffliche Reiterei, deren Angriff in weiten Flächen fast unausweichlich die Legion erlag. Aber das Fußvolk war ein elendes zusammengetriebenes Gesindel, ohne Muth, ohne Kriegszucht, fast ohne Waffen und nur nach Beute begierig. Die Perser verstanden die Belagerungskunst und jene der Befestigung nicht, und hatten keine regelmäßige Taktik. Ein großer Troß erschwerte die Bewegung so wie die Verpflegung der Heere, und in Gebirgsgegenden vermochten sie gar nichts gegen die abendländischen Völker.

Die Ueberlegenheit der römischen Waffen wurde vorzüglich in dem Kriege Diocletians sichtbar. Armenien, welches den von Rom geschützten arsacidischen Flüchtling Tiridates als König aufgenommen, zog die Rache des Perserkönigs auf sich, und nach Wiedereroberung des Landes drohte Narses den Beschützern des Rebellen. Diocletian gieng nach Antiochien, von wo aus er den feurigen Galerius mit einem starken Heer nach Mesopotamien sandte. In der verhängnißvollen Wüste von Carrhä erlitt dieses Heer durch die persische Reiterei eine völlige Niederlage. Aber ein zweiter Feldzug war um so glücklicher. Galerius nahm seinen Weg durch das armenische Hochland, vermied die gefährlichen Steppen, schlug den Perserkönig in einer schrecklichen Schlacht, verwundete ihn, eroberte sein reiches Lager, und bekam seine Familie gefangen. Der gebeugte Narses bat um Friede, und erhielt ihn gegen Abtretung von Mesopotamien und von fünf Provinzen jenseits des Tigris, worunter das merkwürdige Gebirgsland Karduene (*). Tiridates bekam Armenien, unter römischer Hoheit. Auch Iberien, worin die wichtigen kaukasischen Päße, sollte von Rom aus seinen Beherrscher erhalten (297).

Vierzig Jahre dauerte dieser für Rom so glorreiche Friede. Aber Sapor II. übte Vergeltung. Zwei und siebzig Jahre dauerte das Leben und die Regierung dieses als König gebornen Prinzen (**). Sobald er das männliche Alter erreicht hatte, schlug er mit starkem Arm seine und des Staates Feinde nieder, und eröffnete gleich nach Constantins M. Tod den Krieg gegen das römische Reich. Er drang in Mesopotamien ein, bemächtigte sich, jedoch auf kurze Zeit, Armeniens, erhielt von dessen König, Chosroes, Atropatene abgetreten, und schlug in neun blutigen Schlachten die Heere des Constantius. Gleichwohl vermochte er nicht die Grenzfestung Nisibis zu erobern, und dreimal zerschellte seine Macht an der

(*) Der Carduchischen Gebirge und ihrer kriegerischen Einwohner wird schon in der Anabasis gedacht (L. IV.). Die Kurden stammen daher.

(**) 308 — 380. Nach Agathias Erzählung wurde er noch in dem Leibe der Mutter, welche sein Vater Hormisdas schwanger zurückgelassen, feierlich gekrönt.

Stärke der Mauern und dem Muth der Besazung. Fast durch die ganze Regierung des Constantius dauerte der Krieg mit Rom; nur einigemal durch kurzen Stillstand unterbrochen, wozu nicht die Macht des Kaisers, sondern die Einfälle der scythischen Horden den König nöthigten. Wie glücklich Sapor den erneuerten Krieg gegen Julian geführt, und wie Jovian die von Galerius gewonnenen Provinzen sammt den wichtigsten Grenzfestungen zum Preis des Friedens gegeben, ist oben in der römischen Geschichte erzählt (363). Es war ein schwerer Preis; doch erhielt Vorderasien dadurch Ruhe auf längere Zeit.

§. 5. Sina.

Von Indien hat in diesem Zeitraum die politische Geschichte nichts und die Handelsgeschichte wenig zu erzählen. Sina aber, in der vorigen wie in dieser Periode, bleibt in seiner Isolirung, und ist wie nicht vorhanden für das welthistorische System. Denn soviel wir muthmaßen können, war es immerdar in der Gestalt, worin wir es in neuern Zeiten erblicken, was Verfassung, Kultur, und alle Hauptzweige des geselligen Zustandes betrifft. Die einzigen Veränderungen, die es erfuhr, bestanden im Wechsel der Regenten und der Dynastien, in vielfältiger Empörung, Zertheilung und Wiedervereinigung. Dieser traurige Kreis immer wiederkehrender durchaus ähnlicher Revolutionen, welche blos durch die chronologische Ordnung und die Namen der Dynastienstifter sich unterscheiden lassen, ist weder belehrend noch anziehend (*). Dem Zweck der Weltgeschichte genügt, was wir im Allgemeinen von Sina schon oben gesagt haben, und was wir davon in der neuern Geschichte bei Gelegenheit von dessen Eroberung durch die nördlichen Hirtenvölker noch sagen werden.

Doch wollen wir des mächtigen Tschi-Hoang-Ti, Stifters der Linie Hehu-Tsin (3736), gedenken. Derselbe vereinte das von ihm vielgetheilte Sina von Neuem zu einem Reich, beherrschte es viele Jahre lang, vollendete die große Mauer, und hatte ein ächtes Despoten-Talent. Die heiligen Bücher der Sinesen, welche Sachen enthalten mochten, die seiner Usurpation ungünstig schienen, ließ er alle verbrennen, und verfolgte ihre frommen Vertheidiger mit blutiger Strenge. Der Verlust, welchen die Menschheit in diesen Büchern erlitt, mag zu verschmerzen seyn (auch wenn keines davon wäre wiederhergestellt worden); aber er hätte sie auf gleiche Weise zum Untergang verdammt, hätten sie auch die kostbarsten Schäze der Wissenschaft, der Geschichte und Philosophie enthalten. Sonach opferte er frevelnd seinem herrschsüchtigen Interesse auf, was nicht ihm, nicht einmal seinem Volke, sondern der Menschheit überhaupt gehörte, als die Schöpfung des menschlichen Geistes und ein heiliges Vermächtniß der frühern für die spätern Geschlechter. Heil der Buchdruckerkunst! Kein Tschi-Hoang-Ti wird mehr den Nachkommen die Geisteswerke der Vorfahren rauben! Keiner wird die Muse der Zeiten verstummen machen.

Schon der Enkel Tschihoangti's verlor die übel errungene Herrschaft und im Aufruhr das Leben. Sina zerfiel abermals in kleinere Reiche; aber Liehu-Pang (3776), ein Räuber, dann Feldherr, endlich Kaiser und „Himmelssohn“, vereinte sie wieder, und stiftete die mächtige und länger

(*) Wer möchte sein Gedächtniß mit den Dynastien Tong Shehu, Ta-Tsin, Hehu-Tsin, Han (Si-Han und Tong-Han, die westlichen und östlichen Han), Soeh, U, Tsin, Song u. s. w. belasten? —

dauernde Dynastie Han. Der politische Einfluß Sina's wurde unter derselben in Westen erweitert. Später kommen wieder drei streitende Reiche (Tschenkue), noch später ein südliches und ein nördliches vor. Ueber das lezte herrschten seit dem Ende des vierten Jahrhunderts tartarische oder mongolische Eroberer, welche von der Nähe des See's Baikal ausgegangen.

Dritter Abschnitt.

Allgemeine Betrachtungen über die dritte Periode.

Erstes Kapitel.

Bürgerlicher Zustand.

I. Kultur überhaupt.

§. 1.

Wenn wir die in Mittelasien zerstreuten macedonischen Kolonien ausnehmen, von welchen selbst an das parthische und nachmals das persische Hoflager einige Kultur ausstrahlte, und die von jeher civilisirten indischen Länder, welche jedoch die Entfernung meist unserem Blick entzieht, so ist jezt das Reich der Kultur durch den Umfang der römischen Herrschaft begrenzt. Jenseits, zumal in Norden, ist Barbarei, welche zwar durch die Berührung mit Rom in den näheren Gegenden einige Milderung erhält; bald aber im Geleit der hereinstürmenden germanischen und asiatischen Horden auch über die römische Welt verdunkelnd, zerstörend sich ergießt.

Von da an beginnt eine traurige Periode in der Geschichte der Menschen. Einzelne Blicke haben wir schon in der politischen Geschichte auf das Elend und die wiederkehrende Verwilderung Europa's gethan. Erst im folgenden Zeitraum wurde sie vollständig — erst dort können wir das allgemeine Gemälde davon entwerfen.

Aber selbst in den Zeiten Trajans und Augustus gibt die Kultur der römischen Welt uns den freundlichen, erquickenden Anblick nicht, wie jene, die wir im vorigen Zeitraum in den Ländern der griechischen Zunge und auch im freien Italien blühen sahen. Dieselbe war vielseitig und aufstrebend, durch einheimische Kraft aus unverdorbener Naturanlage entwickelt, die Frucht eines freien und freudigen Lebens der Völker. Die römische Kultur dagegen war das Produkt der Macht und der Staatskunst der Weltgebieter, des übermüthigen Reichthums, der unersättlich nach erhöhten Genüssen strebte, auf der einen, des leidenden Gehorsams, der gelehrig die vorgezeichnete Bahn verfolgte, auf der andern Seite, und überhaupt entstellt durch Verderbniß und Schwäche.

Zwar nicht mit Unrecht mochten die Freunde des Weltreiches rühmen, daß die Vereinigung so vieler Völker unter eine Herrschaft alle Hindernisse weggeräumt habe, welche für die Fortschritte der Einzelnen theils in der Beschränktheit ihrer Hilfsmittel, theils in dem feindseligen Verhältniß zu den übrigen lagen; sie mochten rühmen, daß unter dem Schuz eines tiefen Friedens und durch die Weisheit einer über so viele Länder mit gleicher Fürsorge waltenden Regierung, alle feinern Künste, alle Verbesserungen des Ackerbaues und der Gewerbe, ihre Segnungen über den wichtigsten Theil der

Welt ergossen, daß durch die begünstigte Verpflanzung von Früchten, Kräutern, Bäumen und Thieren, durch den ermunterten Kunstfleiß, dann durch die Wohlthaten eines regen Handels und die gegenseitig von einer Provinz der andern in Zeiten vorübergehender Bedürfniß geleistete Aushilfe der Wohlstand Aller gesichert, und allmälig das unermeßliche Reich durchaus mit herrlichen Städten geschmückt, von trefflichen Straßen in vielfacher Richtung durchschnitten, an Fruchtbarkeit einem Garten ähnlich, reich an Monumenten einer gemeinnüzigen Pracht in Anstalten und Gebäuden, und der glückliche Wohnsiz einer gedrängten, in ruhiger Eintracht und wohlgeleiteter Emsigkeit lebenden Volksmenge geworden sey.

Doch hätten solche Lobredner, bei genauerer Betrachtung, auch die Schattenseite dieses Zustandes nicht verkannt. Sie würden bemerkt haben, daß die Ruhe und Ordnung im Reiche blos die Folge der Erschlaffung und der maschinenartigen Folgsamkeit, der Ueberfluß nur der Antheil der unvergleichbar geringern Zahl, und alle Verfeinerung und Pracht nur schwache Hüllen des Verderbnisses und der Noth waren. Zwei Drittheile der Bevölkerung bestanden aus Sklaven, und auch die sogenannten Freien waren der tyrannischen Willkür Preis. In den Hauptstädten, zumal in Rom, herrschte grenzenloser Luxus und unbeschreibliche Corruption; in den Provinzen oder auf dem Lande war Armuth und Verminderung der Menschen fühlbar; der auffallende Mangel an Geist und Leben zeigte an, daß an den edlern Theilen eine geheime Krankheit nage, und daß kein weiteres Gedeihen, sondern der Verfall bevorstehe (*).

Auch trat er ein, beschleunigt durch den unablässig sich mehrenden Despotendruck und durch die von Außen wüthenden Stürme. Der erste und zweite Abschnitt dieses Zeitraums haben uns hievon schon das Wichtigere gelehrt.

II. Staatsverfassung und Regierung.

§. 2. Römische Verfassung. Jurisprudenz. Der Kaiser.

Wir sind dem Fortgang und der Ausbildung der römischen Despotie in der detaillirten Kaisergeschichte Schritt für Schritt gefolgt. Wir haben gesehen, wie Augustus, unter Beibehaltung der republikanischen Formen, mit künstlicher Politik die Freiheit getödtet, und das Volk an die höchste Gewalt eines Einzigen gewöhnt habe; also daß Tiber es wagen durfte, durch Uebertragung der Comitien in den bereits herabgewürdigten Senat auch das Gerüst der alten Verfassung umzustürzen, und durch Erlassung des Majestätsgesezes die Machtvollkommenheit des Imperators zu proklamiren; in deren Gemäßheit er und die folgenden Cäsarn grausam und übermüthig alle Klassen des Volkes, alle Privat- und öffentlichen Rechte niedertraten; jedoch mehr durch einzelne Gewaltsübungen, und in ihren nähern Umgebungen, als systematisch und im Ganzen; wobei auch immer noch so viele Denkmale, Erinnerungen, Namen aus den Zeiten der Freiheit — in den Ansprüchen des Senats, in den Privilegien römischer Bürger, in dem Wirkungskreis der Magistrate, in dem Ton der Regierung und den häuslichen Sitten der Herrscher — zurückblieben, daß gute Fürsten, wie Trajan oder Marc-Aurel, fast nur als hochverehrte Häupter einer Republik erschienen, während die Tyrannei eines Domitian oder Commodus für gesezwidrige

(*) Vergl. Friedr. Roth, Bemerkungen über die Schriften des M. Cornelius Fronto und über das Jahrhundert der Antonine.

und vorübergehende Bedrückung galt; bis Severus, die Grundsäze der militairischen Gewalt auf die bürgerliche Regierung anwendend, das schon früher, durch Aufhebung des Unterschiedes zwischen Provinzialen und Römern, in den Zustand gleicher Erniedrigung versezte Volk durch das volle Gewicht einer fest organisirten Soldatendespotie erdrückte, mit Hintansezung aller aus der republikanischen Zeit herrührenden Auszeichnungen der Geburt, des Standes, der bürgerlichen und magistratischen Würde; worauf, nach einigen schwachen Blicken vorübergehender Erleichterung, endlich Diocletianus und Constantinus zu den Schrecken der imperatorischen Gewalt noch das imponirende Schaugepränge orientalischer Hofhaltung fügten, und das Gebände der unumschränkten Alleinherrschaft durch Einführung einer wohlberechneten Hierarchie (*) befestigten, welche die Erhabenheit des Regenten über das Volk durch die lange Stufenleiter der zwischen beiden angeordneten, vom Thron ausgehenden, Würden anzeigte und fühlbar machte, und die lezte Erinnerung an die persönliche Würde des Menschen und des Bürgers durch das künstliche System „zahmer, mit Gebräuchen überladener Knechtschaft" tilgte.

Das Wesen der Majestätsrechte, die gesezgebende und die vollstreckende Gewalt, war schon von Augustus an mit der Imperatorwürde verknüpft, und die ausdrückliche Vereinigung der consularischen, tribunicischen, censorischen &c. Gewalt mit dem militärischen Imperium und in einer Person (S. 487) machte, wie aus der Betrachtung jener einzelnen Gewalten nach ihrer ursprünglichen Bestimmung und ihrer durch die Verbindung noch erhöhten Stärke von selbst hervorgeht, der Republik der That nach ein Ende. Die Verfassung war jezt schon despotisch; aber der Geist der Regierung noch nicht; und sowohl der Charakter einzelner Kaiser, als die noch vorhandenen Ueberbleibsel, wenigstens des Gerüstes der Republik, sogar Namen, welche in politischen Dingen immer von großer Bedeutung sind, wirkten noch lange Zeit als wohlthätige Beschränkung der Willkür. Ja, als selbst diese Trümmer der Freiheit auf oben bemerkte Weise allmälig verschwanden, und die despotische Alleinherrschaft der Wesenheit und der Form nach völlig consolidirt schien; so ist doch niemals im römischen Reich eine so ganz trostlose Sklaverei des Volkes, als in den asiatischen Staaten aufgekommen. Ein Grund davon mag wohl schon in der genetischen Verschiedenheit der abendländischen von den morgenländischen Völkern liegen (laßt uns den tröstlichen Glauben erhalten: Europa kann nie — geschehe was da wolle — völlig ein Sina werden!); ein anderer lag in dem Geist der römischen Jurisprudenz.

Dieselbe war zwar in gewissem Sinne die Stüze der Kaisergewalt, durch die glänzenden Theorien, welche von beredten Sklaven zur Vertheidigung der Alleinherrschaft nach ihrem Titel und ihrer inneren Vortrefflichkeit aufgestellt wurden. Die größten Lehrer des Rechtes, von Atejus Capito, dem Zeitgenossen und Schmeichler Augusts, bis auf Tribonian waren Advokaten des Throns, und ihr politisches System war selbst im kleinsten Detail ihrer Privatentscheidungen kennbar. Doch ihnen entgegen hatte sich auch eine andere Sekte gebildet, von Antistius Labeo, dem freiheitsliebenden Gegner des Capito herrührend und durch alle Perioden der Kaisermacht, wiewohl mit stets sich verminderndem Ansehen, fortdauernd, eine Sekte,

(*) Selbst in Gesezen kommt diese Benennung für die angeordneten Rangverhältnisse vor, welche man hiedurch zur Heiligkeit des göttlichen Rechtes erhob.

welche, den republikanischen Grundsäzen treu, eine immerwährende Opposition gegen die Freunde der Knechtschaft unterhielt, und bei dem allgemeinen Zusammenhang rechtlicher Prinzipien auch in das Privatrecht denselben Zwiespalt brachte. Aber beide Sekten (Sabinianer und Proculianer, oder auch Cassianer, und Pegasianer werden dieselben nach dem Namen ihrer berühmtesten Vorfechter genannt) kamen doch darin überein, daß sie den wichtigsten Grundsäzen des Naturrechts eine positive Sanktion gaben, der Willkür der Gerichte durch reiflich erwogene Entscheidungen Einhalt thaten, und das Mein und Dein der Bürger, überhaupt die Privat-Rechte derselben durch allgemeine Maximen und heilige Formen in Schuz nahmen, gegen Beeinträchtigung von Mitbürgern, gegen den Mißbrauch der obrigkeitlichen Macht, ja selbst, wenn auch unzulänglich — gegen die Eingriffe der Kaisergewalt. Wir werden von der Geschichte und den Grundsäzen des römischen Rechtes etwas ausführlicher zu sprechen die beste Gelegenheit im folgenden Zeitraum, unter der Rubrik der Justinianeischen Sammlung, finden. Für jezt genüge uns die Bemerkung, daß der Einfluß der bei den Römern zuerst wissenschaftlich bearbeiteten Jurisprudenz, deren Prinzipien sich freilich meist aus den republikanischen Zeiten schreiben, durch die ganze Dauer der Kaiserregierung als wohlthätige Schranke der Despotie sich erhalten hat, und daß Bürger, welche einmal die Worte „Gesez und Recht" auszusprechen gewohnt waren, unmöglich in die ganze unbedingte Sklaverei asiatischer Nationen konnten gebracht werden.

§. 3. Senat und Volk.

Ein sehr unglückliches Gebrechen der römischen Verfassung war die Unbestimmtheit der Erbfolge oder der Kaiserwahl. Die Erbfolge der wahren oder adoptirten Söhne ist jedoch bei Monarchien, und die willkürliche Ernennung des Nachfolgers durch den jedesmaligen Regenten bei Despotien so natürlich, daß es uns nicht befremden kann, von Beidem schon in den ersten Zeiten der römischen Monarchie verschiedene Beispiele, wenn auch ohne förmliches Gesez, zu finden. Lezteres, die eigene Ernennung des Nachfolgers, wurde in spätern Zeiten sehr gewöhnlich. Aber das Herkommen erheischte sowohl bei der Erbfolge als bei der Ernennung ein feierliches Anerkenntniß des Heeres und des Senats; und im Abgang einer frühern Bestimmung maßten diese beiden Körper sich das Wahlrecht an. Beide konnten sich, je nach der Bedeutung des Wortes Imperator, auf die republikanischen Gewohnheiten berufen; aber das gewaltige Heer mußte wohl den Vorzug über den unbewaffneten Senat erringen, und bald wurde es Sitte, daß das Heer den Kaiser ausrief (wofür es ein beträchtliches Geldgeschenk erhielt), und der Senat ihn bestätigte. Daß anfangs nur die Prätorianer, nachmals auch die übrigen Armeen jenes Recht an sich rissen, ist in der detaillirten Geschichte bemerkt worden, so wie daselbst auch von der Wahl der Reichskollegen und von dem später aufgekommenen Unterschied zwischen der Cäsars- und Augustus-Würde das Nöthige gesagt ist.

Tief unter dem Kaiser, jedoch in den ersten Zeiten noch immer von Bedeutung, waren der Senat und das Volk. Dem Volk ließ August die Comitien zur Wahl der jezt freilich weniger mächtigen Magistrate und zu andern Berathschlagungen; und ungeachtet Tiberius die Comitien aufhob, so finden wir sie doch unter verschiedenen Kaisern wieder, bis auf die Antonine herunter. Freilich war ihr Recht des Beschlusses nur ein Schein, und die

Bescheidenheit Augusts, welcher sich wohl freute, wenn die Comitien einen seiner Anträge oder einen von ihm empfohlenen Kandidaten verwarfen, wurde bei veränderten Umständen nicht wiederholt: doch wurde durch die Comitien das Andenken der alten Freiheit und Volksherrschaft erhalten, und den römischen Bürgern wenigstens einige Achtung und Schonung gesichert. Ihre Zahl war bei Augusts Regierungsantritt 4,063,000 (*) (in Gemäßheit des Monum. Ancyr.). Sie mehrte sich noch immer durch Verleihung des Bürgerrechts an Provinzialen, Fremde und Sklaven. Unter Claudius, welcher solche Neulinge sogar in den Senat aufnahm, zählte man sieben Millionen Bürger. Noch immer genossen sie verschiedene Begünstigungen an Ehre und Habe. (In der Hauptstadt selbst waren Getreide, Oel- und Wein-Spenden an eine ungeheure Volksmenge, dann Spiele, schon von August als Ersaz für die Freiheit gegeben worden. Steuerfreiheiten, Theilnahme an den Wohlthaten des römischen Privatrechtes, Fähigkeit zu Aemtern und Würden u. s. w. waren Vortheile des Bürgerrechtes.) Aber mit Vermehrung der Zahl schwand die Auszeichnung; und als endlich allen Unterthanen des Reichs das Bürgerrecht gegeben wurde, welches nach Einigen durch Caracalla, nach Andern unter den Antoninen geschah, so verlor es völlig seine Bedeutung.

Das Ansehen des Senats konnte bei den geänderten Verhältnissen den Unterdrückern der Volksfreiheit nicht mehr gefährlich seyn; im Gegentheil wußte schon Augustus denselben sehr wohl zur Stärkung und Sicherung seiner eigenen Macht zu benüzen. In Ansehung des Volkes bildete er eine ehrwürdige Mittelmacht, ein gelehriges und treffliches Werkzeug der willkürlichen Gewalt, geeignet, selbst der Ausgelassenheit der Soldaten zu imponiren, und sie durch den Schein einer bürgerlichen Regierung im Gehorsam zu erhalten. Selbst böse Kaiser, wenn sie klug waren, betrachteten den Senat von dieser Seite: den guten Imperatoren war er zugleich ein verehrter Ueberrest der Republik, ein treuer Rathgeber und nüzlicher Gehilfe bei den Lasten der Regierung. Außer der unmittelbaren Verwaltung Roms, Italiens, und der inneren Provinzen (in solche wurden vom Senat aus die Statthalter geschickt), außer der höchsten Gerichtsbarkeit in wichtigen bürgerlichen und peinlichen Fällen, mochte der Senat selbst die gesezgebende Gewalt, als bleibender Repräsentant des Volkes, und die Wahl, wenigstens die Bestätigung der Kaiser ansprechen. Doch war jene Gesezgebung nur ein Schein (so wie die Volkssouverainetät), ein Nachhall früherer Zeiten, und wenn auch einzelne Kaiser sie anerkannten, so nahmen sie wohl selbst oder ihre Nachfolger das prekär verliehene Geschenk zurück. Denn kein Recht mag ohne Garantie bestehen, und womit mochten die wehrlosen Männer des Friedens dem Herrn der Legionen trozen. Allmälig sank der Senat — wir haben seine wechselnden Verhältnisse schon in der detaillirten Geschichte berührt — zum blosen Staatsrath des Kaisers herab, und als Rom nicht mehr Residenz blieb, so war er nichts mehr als eine stumme Reliquie der alten Zeit.

§. 4. Republikanische Magistrate.

Dasselbe war der Fall bei den republikanischen Magistraten, deren Namen und Würde die Kaiser fortdauern ließen; insbesondere bei den Consuln, welche anfangs noch vom Volk, darauf vom Senat, jedoch meist

(*) Die Italiener galten schon früher als römische Bürger. Viele waren auch in den Provinzen zerstreut.

auf den Vorschlag des Kaisers, endlich aber, seit Diocletians Zeiten, vom Kaiser allein ernannt wurden. Noch immer benannte man das Jahr nach ihnen, noch immer galt ihre Würde für den Gipfel der Ehre; die Kaiser selbst verschmähten nicht, damit ihre eigene Person zu schmücken; und wiewohl solche Ehre zu ungeheuern Ausgaben, wegen der öffentlichen Spiele, nöthigte, dennoch strebte der Stolz der Großen mit Leidenschaft nach ihr, und es schien hinreichende Belohnung der Tugend und des ausgezeichnetsten Verdienstes, auch nur nachträglich — denn es wurde oft in solcher Absicht die Dauer des Consulats verkürzt — auf ein paar Monate zum Consul suffectus oder minor ernannt zu werden. Gewalt war keine mehr mit dem Consulat verbunden; es bestand in leerem Gepräng, und war im Grund ein bloser Titel.

So auch die Censur und das Tribunat, welche beide jedoch früher erloschen. Auch die Prätur sank zum blosen Titel herab. Der Willkür ihres Urtheils war schon durch das Edictum perpetuum divi Hadriani gesteuert worden. Später überließen die Prätoren das Richteramt den kaiserlichen Stadtpräfecten, und es wurde ihr Geschäftskreis auf die Veranstaltung von Volksspielen beschränkt.

Die Proconsuln und Proprätoren, d. h. die Statthalter, welche vom Senat aus in die demselben vorbehaltenen Provinzen geschickt wurden (*), hörten bei der neuen von Constantin M. eingeführten Organisation des Reiches fast sämmtlich auf. Nur in wenigen Provinzen ließ man den Namen, aber nicht mehr die Sache fortbestehen. Denn der Kaiser ernannte nun die Statthalter alle.

Der Unterschied zwischen Patriziern und Plebejern verschwand allmälig, da der Geist der unbeschränkten Alleinherrschaft sich nicht mit selbstständigen Privilegien eines Standes verträgt, und ohnehin die alten edlen Geschlechter, ja selbst diejenigen, durch deren Erhöhung die frühern Kaiser den Senat ergänzt hatten, durch Tyrannei, Krieg und Zufall meist zu Grunde gingen, oder mit dem gemeinen Volke sich vermischten. Eine neue Bedeutung des Wortes Patrizius kam auf, als Constantin solchen Titel als eine persönliche, nicht aber erbliche, Auszeichnung einigen wenigen Günstlingen verlieh, welche hiedurch über die vornehmsten Staatsbeamten, die Consuln ausgenommen, den Vorrang und zugleich das Recht der vertraulichen Annäherung zur Person des Kaisers erhielten. Man könnte sie mit den sogenannten „Großwürdeträgern" der neuen Zeiten vergleichen.

§. 5. Kaiserliche Magistrate und Hofämter.

Unter den kaiserlichen Magistraten (**) verdient der Präfectus Prätorio die erste Betrachtung. Das Haupt der Leibwache ist in jedem despotischen Reich eine wichtige und gefährliche Person, und als solche erscheint der Präfectus Prätorio schon unter den frühern Kaisern. Als aber demselben seit Severus Zeiten sammt der höchsten militärischen Macht auch die bürgerliche vertraut wurde, da war er, was der Großvezier eines Sultans, unstreitig der erste nach dem Kaiser, und demselben so wie dem Volke furcht-

(*) Die kaiserlichen Statthalter hießen ursprünglich Legati Augusti pro Prätore, und standen anfangs den Gewaltsträgern des Senats im Rang nach, waren aber mächtiger, weil sie zugleich Armeen kommandirten.

(**) Die kaiserlichen Beamten wurden als Diener des Fürsten (nach liberalen Grundsäzen — des Staates) betrachtet, und bekamen Besoldung für ihren Dienst. Die republikanischen Magistrate waren Gewaltsträger des Volkes gewesen, und hielten sich durch ihre Würde belohnt.

terlich. Denn die ungewisse Dauer des Amtes munterte zu desto schnellerem Raube auf, und es bedurfte nur eines kühnen Schwertschlages, um sich selbst auf den Thron zu schwingen. Als Diocletian drei Reichskollegen neben sich erhoben, so wurden vier Präfecti Prätorio; und Constantin M. behielt diese Zahl auch als Alleinherrscher bei, aber mit der wesentlichen Veränderung, daß er ihnen alles militärische Kommando benahm, und sie blos zu bürgerlichen Oberstatthaltern in den vier großen Präfecturen des Reiches bestellte.

Diese wichtige Sonderung der Civil- von den Militärgewalten, welche nun allgemein eingeführt wurde, war nicht nur der Sicherheit des Hofes und der Provinzen angemessen, sondern auch eine nothwendige Folge davon, daß die gewöhnlich rohen und unwissenden Generale — meistens von der niedrigsten, selbst barbarischen Herkunft, und nur durch die Stärke der Faust emporgekommen — zu den Geschäften einer regelmäßigen und künstlichen Administration nicht geeignet waren, als wozu man mannigfaltiger Kenntnisse, insbesondere des juristischen Studiums bedurfte. Die Rechtsschulen, vornehmlich jene zu Berytus, wurden die fruchtbaren Pflanzstätten der höhern und niedern Obrigkeiten durch das ganze Reich.

In Gemäßheit der Unterabtheilung der Präfecturen in eilf Diöcesen und dieser leztern weiter in 117 Provinzen (S. 473) wurden auch 11 Statthalter des zweiten und 117 des dritten Ranges ernannt. Jene hießen Vicarien, oder Vice-Präfecte, diese meistens Präsides. (Doch wurden die größern oder vorzüglichern Provinzen durch Correctoren, Consularen oder Proconsuln verwaltet. Diese leztern, deren es nur drei gab, waren fast unabhängig von den Präfecten. Der Statthalter Aegyptens führte ausschließlich den Titel Präfectus Augustalis.) Allen war eine verhältnißmäßige Zahl von Unterbeamten zugegeben. (Der Proconsul von Afrika hatte 400 Apparitoren, der Comes oder Vicarius des Orients hatte ihrer 600.) Gerichtsbarkeit und Finanzwesen machten die Hauptgeschäfte ihres Amtes aus.

Die drei Klassen der Statthalter wurden nach ihren Macht- und Rangverhältnissen durch die Benennung Illustres, Spectabiles und Clarissimi (*) unterschieden (unter ihnen standen die Perfectissimi und Egregii), und überhaupt alle hohe Bedienstungen, auch Hofchargen und Militärwürden nach jener dreifachen Kategorie klassificirt. Insbesondere gehörten, außer den prätorianischen Präfecten, auch die Stadtpräfecte von Rom und Constantinopel, die sieben Kabinetsminister des Kaisers, die Consuln und Patrizier, endlich die Oberfeldherren der Reiterei und des Fußvolkes in die erste Klasse.

Unter den sieben Kabinetsministern oder obersten Hofbeamten (**) war der Präpositus der geheimen Schlafkammer, d. i. der Oberkammerherr, der erste. Die republikanische Einfachheit von Augustus Hofhaltung

(*) Je mehr die wahre Größe und Würde des Charakters schwand, desto mehr wurde nach glänzenden Titeln gehascht. Die Kaiser nahmen das Prädikat der „Göttlichkeit" an, und ihre vornehmsten Diener ließen sich „Eure Sincerität, Gravität, Excellenz, Eminenz, Eure erhabene und wundervolle Herrlichkeit, Eure glänzende und prachtvolle Hoheit" nennen.

(**) Nach Maaßgabe des kaiserlichen Vertrauens bildeten dieselben auch den geheimen Rath des Kaisers. Doch war ein eigener Staatsrath (consistorium) vorhanden. Die frühern Kaiser hatten ihn meist aus einer beliebigen Anzahl von Senatoren gebildet. Dieses hörte auf, als Rom nicht mehr Residenz war.

verschwand unter seinen spätern Nachfolgern, und die persönliche Würde der Bürger wurde vergessen. Die frühern Kaiser nahmen blos Haussklaven, höchstens Freigelassene zu ihrer persönlichen Bedienung. Die einzelnen Tyrannen, welche anders handelten, erregten den allgemeinen Unwillen. „August und Trajan würden erröthet seyn, den geringsten Römer zu jenen täglichen Verrichtungen zu gebrauchen, welche heut zu Tag in der Hofhaltung und dem Schlafzimmer eines eingeschränkten Monarchen so begierig von den Edelsten der brittischen Lords gesucht werden" — (Gibbon). Seit Diocletians Zeiten (s. oben S. 507) wurden andere Begriffe herrschend. Von dem Glanze der Majestät fiel der meiste Schimmer auf diejenigen, welche zu nächst der Person des Kaisers standen, und die niedrigsten Dienste wurden durch die Heiligkeit dieser Person geadelt. Der Präfect des Schlafzimmers, ein Verschnittener, wurde über andere Beamten dem Rang nach erhoben, und besaß auch, wenn er einen schwachen Prinzen bediente, eine überwiegende Macht. Selbst sein Stellvertreter oder der zweite Kammerherr hatte den Rang vor den Proconsuln Achaja's und Asiens. Unter der großen Menge der übrigen Hofbedienten waren der Comes über die Kleidung des Kaisers und jener über die Tafel desselben die vornehmsten (der lezte hieß Comes castrensis! was an die ursprüngliche Bestimmung des Imperators erinnerte). Der Magister officiorum — man könnte ihn Staatsminister heißen — war mit der Oberaufsicht über die wichtigsten Reichsgeschäfte beauftragt. Der schriftliche Verkehr des Kaisers mit den Unterthanen, auch die auswärtigen Angelegenheiten standen unter ihm, und wurden in verschiedenen Bureau's (Scrinia) besorgt. Die Hofagenten und Staatskundschafter (Angeber, Spione), deren man unter argwöhnischen Regierungen an 10,000 zählte — eine der gehässigsten Geißeln für Beamte und Unterthanen — waren gleichfalls an den Staatsminister gewiesen. Das Amt des kaiserlichen Quästors kömmt so ziemlich mit den Geschäften eines neuern Kanzlers überein. Die beiden Comites domesticorum, Anführer der Haustruppen zu Pferd und zu Fuß, kommandirten die aus 3500 Mann bestehende Leibwache, welche an die Stelle des alten prätorianischen Heeres getreten. Der Comes sacrarum largitionum endlich und der Comes rei privatæ verwalteten, jener die öffentlichen und dieser die Privateinkünfte und Domainen des Kaisers.

Diese leztern waren theils aus den alten Staatsländereien, theils aus dem Privatvermögen der regierenden Häuser, dann aus den zahlreichen Confiscationen, Geldstrafen und oft willkürlichen Besizergreifungen erwachsen. Tyrannische Kaiser vermengten wohl auch die Staatseinkünfte mit ihren Schatullgeldern: rechtliche Fürsten widmeten jene den öffentlichen Ausgaben. Die Quellen derselben waren die Steuern, deren Gegenstand und Maaß von der Willkür der Kaiser abhing, und welche theils in Grund- und Kopfsteuern (Indictionen hießen sie von den kaiserlichen Ausschreibungs-Edikten), theils in Gewerbsteuern, (aurum lustrale), welche besonders drückend schienen, Zöllen, endlich auch in sogenannten freiwilligen Gaben (aurum coronarium, das man bei mancherlei Anlässen forderte) bestanden. Die Summe der Staatseinnahmen zu Augustus Zeiten haben gelehrte Rechner auf dritthalbhundert Millionen Thaler angeschlagen. Aber mit dem Fortgang der Despotie vermehrten sich die Abgaben, und wiewohl sie niemals die Höhe der heutigen erreichten, so wirkten sie doch, theils im Verhältniß zu dem damals geringern

Nationalreichthum; theils wegen der Mängel der Steuergrundsäze, der Willkür in der Vertheilung und der Strenge in der Einhebung, verderblich auf Ackerbau, Industrie und Bevölkerung. Keine Klagen ertönten lauter als jene über die Erpressungen der kaiserlichen Kammer.

§. 6. Veränderungen im Kriegswesen.

Die Aenderung der Verfassung und aller Verhältnisse des römischen Reiches mußte auch auf das Kriegswesen von mächtiger Wirkung seyn. Zur Erhaltung des Gehorsams von Innen sowohl als zur Vertheidigung der ausgedehnten Grenze war ein stehendes Heer vonnöthen. Seine Stärke betrug unter August 450,000 Mann. Aber es wurde noch weiter vermehrt, und die Nachfolger Constantins M. hatten einen Kriegs-Etat von 645,000 Mann. Bei der Abnahme des Muthes und der Kraft unter den römischen Bürgern, so wie unter den Provinzialen, wurde es zusehends schwerer, diesen Etat aus den Unterthanen des Reiches vollzählig zu erhalten. Selbst die Bevölkerung schwand unter dem Drucke der Zeiten. Auch schien man zu fühlen, daß nur bei National-, nicht bei Despotenkriegen die natürliche Verbindlichkeit des Dienstes für alle Bürger eintrete. Darum suchte man, durch Erhöhung des Soldes und der Belohnungen Leute zu den Fahnen zu locken. Endlich nahm man auch zu gezwungenen Werbungen seine Zuflucht, und vermochte dennoch nicht die Lücken zu füllen. Also nahm man Barbaren unter die Legionen auf, oder hielt ganze Corps derselben als Hilfsvölker im Solde, wodurch man einen zweifelhaften Beistand mit den wesentlichsten Nachtheilen und Gefahren erkaufte.

Die Form der Legion blieb, aber ihre Stärke wurde durch den vorsichtigen Despoten Constantin M. bis auf 1500 Mann verringert. So konnten die einzelnen Legionen nicht mehr selbstständig oder furchtbar seyn, und zugleich mochte jezt der Kaiser sich rühmen, über 132 Legionen und mehrere hundert einzelne Cohorten zu gebieten. Wir haben schon oben bemerkt (S. 510), daß derselbe Constantinus einen großen Theil der Truppen von den Grenzen weg in inländische Garnisonen verlegt habe. Diese hießen dann Palatini oder Scholae palatinae, und hatten vor den Feld- oder Grenzregimentern einen unbilligen Vorzug an Ehre und Sold. Die lange feindselige Stellung zwischen Constantin und Licinius, welche das Inland zu der wichtigsten Grenze machte, hatte den Anlaß zu solcher Neuerung gegeben, die in vielfältiger Hinsicht zum Verderben des Reiches gereichte.

Die Anführung der Truppen stand anfangs bei den kaiserlichen Legaten, welche zugleich Civil-Gouverneurs und durch die Vereinigung beider Gewalten allerdings gefährlich waren. Vielfältig sind sie Rebellen, Thronräuber, oft auch die unschuldigen Opfer des kaiserlichen Argwohnes geworden. Constantin M., mit richtiger Politik, nahm ihnen die bürgerliche Gewalt, und regulirte ihre Rangverhältnisse. Zwei Oberfeldherren, Magistri pedestris equestrisque militiae, traten mit dem Charakter der Illustres, in Rücksicht der Kriegsgewalt, an die Stelle des prätorianischen Präfektes; aber bald wurden für die vier Hauptgrenzen des Reichs, die gallische, italische, illyrische und persische, für jede zwei solcher Oberfeldherren, somit im ganzen acht Magistri ernannt. Fünf und dreißig Unterfeldherren, Duces, Herzoge, standen unter ihnen. Aus diesen wurden

zehn durch den (auch bei bürgerlichen und Hofämtern gebrauchten) Titel Comites, Grafen, ausgezeichnet, und beide Titel oftmals Barbaren ertheilt.

Die römischen Kaiser hatten keine Feinde zur See zu bekriegen; alle Küsten des Mittelmeeres gehorchten ihnen. Daher verfiel die Seemacht, wiewohl Augustus ansehnliche stehende Flotten errichtet hatte. —

§. 7. Verfassung der Teutschen.

Wir haben die Mißgestalten morgenländischer Despotie, die ungeschlachten Verfassungen der ältesten Heroenzeit und künstlichen Systeme späterer griechischer und römischer Staatsformen gesehen. Laßt uns jezt den Anblick eines Volkes genießen, welches in seiner natürlichen Einfalt das Geheimniß einer größern und sicherern Freiheit fand, als mit aller Weisheit und Erfahrung Lykurg und Solon und die größten Staatsmänner Roms ihren Völkern zu geben wußten. Freilich erheischte der rohere Zustand der Teutschen weniger Zwang, Unterordnung und Regel, als gewerbsfleißige, verfeinte, in Städten, zusammengedrängte Völker brauchen. Wo kein Reichthum ist, mehr noch, wo man die Bedürfnisse zu beschränken versteht, dort kann mehr Freiheit seyn. Aber sie verlangt noch Anderes. Waren nicht die rohen Assyrer, die barbarischen Hunnen, Mongolen, Tartaren, Türken Despotenknechte? Und hat nicht im Mittelalter, bei wenig höherer Kultur, die doppelte Tyrannei des Adels und der Priester auf unsern eigenen Vätern gelastet? — Die ältesten Teutschen dagegen waren und blieben Jahrhunderte durch frei, weil ihr schlichter Verstand, ihr fester Wille, ihre natürliche Unverdorbenheit und ungeschwächte Kraft der einheimischen wie der fremden Unterjochung entgegen strebte. Es war ihnen nicht gegeben, Sklaven zu seyn. Die Vermischung mit fremdem Blut, mehr noch die Ansteckung fremder Sitten tilgte diesen Sinn. Auch mußten sie wohl gehorchen lernen, sobald sie auf Eroberung ausgingen. Das Joch, das sie den Ueberwundenen auflegten, wurde — so wollte und will es durchaus die waltende Nemesis — zulezt auf ihren eigenen Nacken gelegt.

Die Teutschen dieses Zeitraums hatten, so wie die reinste Theorie es verlangt, wirklich nicht mehr von ihrer natürlichen Freiheit und Gleichheit aufgeopfert, als unumgänglich zur Erreichung des geselligen Zweckes nach ihrem damaligen Kulturzustand nöthig war. Jedes Familienhaupt, jeder in der Versammlung der Gemeinde mit Schild und Speer begabte Jüngling (Mann, Wehr) war über seine Person, seine Familienglieder, und sein Besizthum unumschränkter, selbstständiger Herr und Gebieter. Aber zwischen den Mannen eines jeden Bezirks (Markgenossenschaft, Gau) bestand eine Vereinigung zur gemeinschaftlichen Nuzung und zur Vertheidigung desselben. Das Eigenthum auf Grund nnd Boden war der Gemeinde, nicht der Einzelnen (*). Diese erhielten jährlich nach Verhältniß ihrer Familienzahl ein gewisses Maaß von Ländereien angewiesen. Die Hauptnuzung war Viehzucht, nicht Ackerbau; Privateigenthum nur über bewegliche Sachen (Vieh, Waffen, einfaches Geräthe, etwa auch über fahrbare Hütten (**), vorhanden. Die Vertheidigung solchen Privat-

(*) Wenigstens bei den Sueven war dieses also, anders bei den Sassen. Daher auch wohl die Grundverschiedenheit des Schwaben- von dem Sachsen-Recht. (Vergl. Möser.)

(**) Auch die festern Hütten waren aus schlechtem Material in der dürftigsten Gestalt errichtet, und wurden nach Laune und Zufall, vereinzelt oder in regelloser Zerstreuung aufgeschlagen.

eigenthums, so auch die Rache für die Privatbeleidigung blieb den Einzelnen oder ihren Verwandten überlassen; vor die Gemeinde kamen nur allgemeine Sachen.

So wie die Familienhäupter gegen die Markgenossenschaft, also verhielten sich die Markgenossenschaften eines ganzen Landes zur Nation. Jede war für sich frei und selbstständig und unumschränkt, aber mit den übrigen zur Gemeinschaft der höhern Nationalanliegen, vorzüglich der Vertheidigung, verbunden. Doch waren nicht nur die Mannien (also hießen die Waffenvereine der Markgenossen), sondern auch die einzelnen Mannen unmittelbare Glieder der Heermannie (Kriegsverein der Nation).

Aber was war es, daß bei aller Freiheit der Glieder, bei der vollen Selbstständigkeit der Einzelnen wie der Gemeinden, die Markgenossenschaften und die Nationen zusammenhielt, daß sie wahre Gemeinwesen blieben, und nicht in wilde Anarchie sich auflösten? — Der Adel war es, die Priester und vor Allem die Sitten.

§. 8. Der Adel. Fürsten.

I. Bei der eifersüchtigen Freiheitsliebe und einer fast ganz rohen Lebensweise hatten doch die ältesten Teutschen schon einen Adel unter sich, der durch Ehre und Einfluß hervorglänzte. Vielleicht war derselbe durch das natürliche Uebergewicht des Reichthums (denn wenn auch nur Heerden das Besitzthum sind, so kann es doch Reiche und Arme geben), vielleicht durch Vorzug an Muth und Tugend (solche mögen in gewissem Maaß erblich scheinen, so lange die Wirkung des väterlichen Beispiels nicht durch andere Gründe entkräftet wird), vielleicht auch dadurch entstanden, daß theils aus eben berührter Ursache, theils aus Zufall oder Gewohnheit aus einigen Familien häufiger als aus andern Anführer und Priester gewählt worden, welches die Würde von jenen zu erhöhen schien, und ihnen neue Wege zur Auszeichnung und zum Reichthum bahnte. Genug, es gab einen Adel, der aber, ohne eigentliche Gewalt, nur mehr Achtung und Zutrauen als die Gemeinen besaß: daher aus seiner Mitte fortwährend die Anführer erwählt, und den Adeligen überhaupt, da sie nach solchen Verhältnissen zur Behandlung der Geschäfte vorzüglich geeignet schienen, auch meist die Schlichtung der kleinern Angelegenheiten, um derentwillen es nicht Noth that, die Gemeinde zu versammeln, so wie die Vorbereitung der größern überlassen wurde. Das Maaß solches Einflusses war jedoch nach Umständen verschieden; auch war der Adel nicht streng und nicht allgemein erblich. Edle Geschlechter mochten zu gemeinen herabsinken, wenn sie geraume Zeit keine tüchtige Anführer zeugten, und einem gemeinen Tapfern mochte das Zutrauen des Volkes die Anführerstelle und hiedurch den Adel geben. Viele Nationen, zumal jene von suevischer Abkunft, hatten Fürsten (Fürst, der Erste, Vorderste), welche den Gerichten des Gaues vorstanden, und bei Volksversammlungen den Vortrag machten. Jene Gerichte, in welchen die Gesellen des Fürsten (comites), oder auch die Alten saßen (man will von diesen Alten, „Grauen“, die Grafen ableiten), hatten anfangs nur wenig zu verhandeln. Ueber Verbrechen gegen die Nation, oder die man wegen ihrer Schwere als solche betrachtete, richteten die Volksversammlungen; Privatbeleidigungen rächten die Betheiligten. Aber, dem Mißbrauch der Selbstrache oder ihrem Uebermaaß vorzubeugen, kam auf,

daß die Obrigkeit dem Beleidigten ein Strafgeld diktirte, welches nicht ausgeschlagen werden durfte, und zwischen dem Beleidigten und dem Gerichte getheilt ward.

Wo bei einem Volke Fürsten waren, hatten sie meist auch die Anführung im Kriege, vorzüglich in National-Kriegen, d. h. in solchen, die nach dem Beschluß des ganzen Volkes und daher auch durch die gesammte waffenfähige Mannschaft desselben geführt wurden. Wo keine Fürsten waren, da wählte man die Heerführer aus dem Adel. Bei größern Nationen schien, wer an der Spize der Heermannie stand, des Titels König in den Augen der Römer nicht unwürdig. Aber die meisten Angriffs-Kriege wurden nicht in der Heermannie, sondern in dem Geleit (oder Gefolge, Comitatus) geführt. Eine Zahl unternehmender Krieger wählte sich einen Häuptling, der sie in irgend einem Zuge, welchen sie unter sich selbst ohne Theilnahme der Nation beschlossen hatten, anführen sollte; oder einzelne Häupter — sie waren meistens Edle, bisweilen auch Gemeine.— bewogen eine größere oder kleinere Menge, sich unter ihre Anführung zu einem kriegerischen Unternehmen zu begeben, behielten sie wohl auch fortwährend, selbst in Friedenszeiten, für dergleichen Zwecke beisammen, und lohnten ihnen durch Geschenke oder einen Antheil der Beute. Wenn solch' ein Führer durch Talent oder Glück sich auszeichnete, mochte er leicht unter der kriegslustigen Jugend seines Volkes oder auch fremder Völker ein mächtiges Heer sammeln, und selbst den Römern furchtbar seyn. Ariovist, der Sueve, war höchst wahrscheinlich blos der Anführer eines Geleites. Treue und Folgsamkeit gegen solche Anführer galt für eine — in der Uebernahme zwar freie, aber nach derselben sehr heilige — Pflicht.

§. 9. Religion. Priester.

II. Auch bei den Teutschen hat sich die wohlthätige Macht der Religion in Bezähmung der Wildheit und Unterwerfung des störrigen Freiheitssinns gezeigt. Dieselben Barbaren, die in stolzer Unabhängigkeit das Joch menschlicher Geseze und das Ansehen der Gerichtsstühle verschmähten, welchen Städte wie Gefängnisse vorkamen, das zwanglose Leben in wilder, freier Natur das einzige Glück und das Schwert der vollgültige Titel der Erwerbung schien, dieselben beugten ihren Nacken ehrerbietig vor den Schrecken einer unsichtbaren Macht, und gehorchten ohne Weigerung dem Priester, welcher unbewaffnet und ohne Gewalt, aber im Namen Gottes sprach.

Das Religionssystem der Teutschen (oder überhaupt der nordischen Nationen, denn die Grundzüge desselben scheinen bis in den tiefsten Norden und zum Theil in Westen dieselben gewesen zu seyn) kann uns, da von ihm keine bleibende Folgen oder Nachbildungen ausgingen, und wir die heidnischen Religionen bereits im Allgemeinen betrachtet haben (s. oben S. 188), nur wenig interessiren. Im Einzelnen liegt ein schwer zu durchdringendes Dunkel darauf; überhaupt aber sind an ihm, neben mehreren dichterischen Phantasien, die allgemeinen Charaktere des Fetischismus, der Menschenvergötterung, und in geringerem Maaß auch der Bilderverehrung (*), erkennbar. Eben so hat es Feste, Opfer und

(*) Mit Recht ist das Vorurtheil gerügt worden, welches den Teutschen deswegen reinere Religionsbegriffe als andern Völkern zuschrieb, weil sie keine menschenähnliche Abbildungen der Gottheit gehabt, auch dieselbe nicht in Tempelmauern eingeschlossen hätten. Bei einem Volk, unter dem weder Baumeister noch Bild-

Orakel, endlich auch die Annahme böser Gottheiten mit andern Religionen gemein. Die oberste Gottheit, Alfadur, scheint, eben weil sie zu erhaben für roh sinnliche Menschen ist, weniger Verehrung als die untergeordneten Götter und Göttinen, vorzüglich als die Götter im Helden-Himmel erhalten zu haben. Aus dem Namen der Asen, den jene Heldengötter, mit Wodan oder Odin ihrem Oberhaupt, führen, hat man geschlossen, daß es asiatische Heroen seyen; man hat sogar die Auswanderung derselben von den Gegenden des schwarzen Meeres nach Skandinavien in die Zeiten von Mithridats M. Fall, welcher den Völkern umher die Unterjochung durch die Römer drohte, gesezt. Wir lassen diese Muthmaßung auf ihrem Werthe beruhen, und bemerken nur noch, daß auch die Teutschen an der dem Menschen zum kostbarsten Erbtheil gegebenen Hoffnung der Unsterblichkeit sich aufgerichtet, jedoch ihre Idee vom künftigen Leben, wie auch allenthalben sonst geschehen, nach ihrem Leben hienieden gemodelt haben.

Des heimathlichen oder nationalen Interesses willen mögen wenigstens einige Bruchstücke des nordischen Mythos hier eine Stelle finden (*). „Es ist ein einziges oberstes Wesen, von dem Alles, das über Alles ist, Allvater (Alfadur). Vor dem Beginn der Zeiten, und ehe der Ewigkeit Urmacht anfing, lang, eh' es Götter gab und Söhne gab, war Allvater, derselbe, der war, der ist und der seyn wird, wandellos, fest und des Wandelbaren ewiger Urgrund; unter ihm lag der unendliche Abgrund; darin waren im Pfuhle vermischt die ersten Keime der Schöpfung, eine Allheit von Nichts, ein Nichts von Allem und ohne Regung, Form und Gestalt. Noch glänzte kein Licht, noch schattete kein Dunkel, der Allvater blickte herab in den ewigen Nachtpfuhl, und der allmächtige Blick zertheilte die neblige Mischung, der Abgrund bebte; die Einheit der Tiefe riß; Unten und Oben entstand; oben Muspel (Muspelheim), Reich des Lichtes, unten Nifelheim (Nebelheim),

---

hauer waren, kann solches keine große Bewunderung erregen. Und es haben auch andere Barbaren auf wolkennahen Höhen oder im geheimnißvollen Dunkel der Wälder religiöse Schauer empfunden.

(*) Hieher gehören die Schriften von Arnos Magnäus, Suhn, Thorlacius, Nyerup, P E. Müller, Rask, Finn, Magnusen, Geiger, Gräter, van der Hagen, den beiden Grimm u. A. Wichtig ist das neueste Werk: Alkuna, nordische und nord-slavische Mythologie von Dr. G. Th. Legis. Leipzig, Hartmann 1831. Urkunden für den nordischen Mythos sind die isländische Edda, die altskandinavischen Sagen (Sögur), altdänische, altschwedische und faröische Volkslieder oder Kämpevisor. Die Sammlung der nordischen Lieder, welche unter dem Namen der Edda bekannt sind, stammt von dem Isländer Sämund Sigfusson Farde (das leztere ist ein Beiname und heißt soviel als der Gelehrte), geboren im Anfange der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts, gestorben 1133. Dies ist die ältere Edda, auch Sämunds Edda (Edda Saemundar hinns froda) genannt. Die jüngere Edda ist in Prosa geschrieben, kömmt wahrscheinlich von Snorro Sturleson, einem gebornen Isländer des 13ten Jahrhunderts (daher Snorra Edda), und enthält in einem Theile Götter- und Heldensagen aus der ältern Edda mit Bruchstücken aus derselben (Dämisögur), in einem zweiten Theile eine Art isländischer Poetik oder eine Abhandlung über die Sprache und die besondern Ausdrücke und Umschreibungen der nordischen Dichter oder der sogenannten Skalden. Auch Snorro Sturlesons großes nordisches Geschichtswerk (Heimskringla) mag für die skandinavische Götterlehre benüzt werden, in wie fern es sich auf Sagen der beiden Edden beruft. Hieher gehören auch mehrere nordische Heldenlieder: die Völsunga-Saga, die Norna-Gests-Saga, Niflunga-Saga u. s. w. Auch die Nachrichten von Tacitus und Cäsar müssen (jedoch nicht ohne Vorsicht) benüzt werden. Man s. Legis Alkuna S. 5. ff.

Reich der Finsterniß. Zwischen den scheidenden Orten gähnte ein gährender Stoff, weniger schwarz als die Nacht, weniger hell als das Licht; ein nicht mehr sinkender Klumpen, der Erde roher Stoff. Ein Funke vom Reiche des Lichtes herabträufelnd erregte die Keimkraft; und ein Riese ward, Ymir, der Urgrund irdischer Verhältnisse. Aus dem Leichname des getödteten Riesen bildete sich die Welt; aus seinem Blute wurden Meere und Flüsse, aus den Knochen Berge, aus den Zähnen die Steine, aus dem Schädel des Himmels Wölbung, aus den Haaren Bäume und das in die Luft geworfene Gehirn ward zu hartmüthigen Wolken. Funken aus Muspelheim genommen und an die Himmelsdecke befestigt, gaben der Erde Licht und Wärme, Tag und Nacht, Jahres- und Monat-Zeit; es waren Sonne, Mond, Sterne. In Muspelheim waren aus Allvater hervorgegangen die Götter. Dieser hatte anfangs Zwerge erschaffen aus Erdenstaub, Bewohner der Gebirge. Der Göttersiz in Muspelheim (dem Orte des Lichtes) hieß Asgard. Eine Brücke verband den Göttersiz mit der Erde, der Regenbogen, Bifröst; die rothe Farbe ist das Feuer der Brücke, was die Verbindung der Götter und Menschen verhindert. Die drei Götter, die den Riesen Ymir bezwangen, bauten das erste Menschenpaar aus zwei am Meeresgestade grünenden Bäumen, der Esche und Erle. Odin hauchte ihnen Seele und Leben ein; der zweite Besieger des Riesen Ymir gab ihnen Verstand, der dritte warmes Blut und glühende Gesichtsfarbe. Aus der Esche wurde der Mann (Ask), aus der Erle das Weib (Embla). Der Menschen Wohnsiz war die Erdenmitte (Midgard). Allvater, der Götter Gott, ist bald der unerforschliche, unbegreifliche, dunkle Gott (Suntur) genannt; bald faßt er (als Odin) Himmel und Erde in sich, und ist dem nordischen Germanen als der Gott des Höchsten, Krieges-Gott (Wodan). Personifikationen von Naturkräften, von Ideen, Vorzügen und Gebrechen des Geistes finden sich im nordischen Götterhimmel; Thor (Donner), Frey und Freya (Sonne und Mond); Jörd Hertha oder Hlodyn (Erde); Hler oder Aegir (Meer), Knoi (Wind), Logi, Lock (Feuer) u. s. w. Baldur ist das Bild der Güte und männlichen Schönheit. Freya die Mondgöttin, Göttin der Liebe und Ehe; sie liebt Barden, Skalden, Liebessang, Frühling und Blumen, ist eine Zauberin, den Elfen hold. Die Götter führen auch den Namen der Asen. Locke mißbrauchte seine Freiheit und ward böser Gott; des Uebels Wirkungen stammen von den Einflüssen Locke's, des nordischen Teufels. Geisterhafte Wesen begleiten den Menschen auf Erden, äußern Einfluß auf ihn und sein Leben; den Jvidien oder Elfen stehet die Pflege der Natur zu; Nättur beschüzt das Land, Trollen sind Geister des Waldes und der Berge. Nornen sind Leiterinen des Menschenschicksals. Wölen, Spadisen helfen den Bedürftigen; Fylgien und Hamingien sind Geburtsgöttinen und Todesgenien. Godheim ist der Aufenthalt der edlen Krieger nach dem Tode; aus den Schädeln erschlagener Feinde trinkt der tapfere Teutsche mit den Göttern Muspelheims den berauschenden Gerstensaft im Göttersaale, Walhalla; der Feige, der nicht auf dem Bette der Ehre starb und die Wunden scheut, des Mannes Auszeichnung und Ehrendenkmal, kömmt nach Nefelheim, wo es kalt ist und finster. Locke wird einst vernichtet; der Nebel und sein Einfluß auf der Erde nimmt ein Ende; ein neues Godheim erstehet, und die Herrschaft des unbegreiflichen Gottes (Alfadurs) dauert nach der Aenderung der jezigen irdischen Verhältnisse in unfürdenkliche Zeit." — Aehnliche Ansichten finden sich auch in den Religionssystemen der Wenden und Slaven.

Die Verehrung der Götter geht immer beim Volk auch auf die vertrauten Diener derselben, die Priester, über. Der Teutsche — in der ältesten Zeiten schon religiös — erkannte die Priester als die Ersten des Volkes. Sie geboten Ordnung und Stille bei den allgemeinen Versammlungen, sie beschworen die Ungewitter einheimischer Fehden, sie gaben den Gerichten das Ansehen, sprachen den fürchterlichen Kirchenbann aus (Jul. Caes. de b. g. VI.), und vollstreckten die im Namen Gottes gefällten Bluturtheile, da einem blos menschlichen Ausspruch der Teutsche getrozt hätte; sie leiteten selbst die Kriegshäupter, ertheilten ihnen durch die Salbung ein heiliges Ansehen (*), und führten an der Spize der Heermannie die Fahne der Gottheit. Die Druiden, deren grauenvolles Priesterthum uns Cäsar schildert, waren wohl nur unter den Celten, nicht unter den Teutschen hausend. Beide aber hatten Priesterinen, denen der Volksglaube besondere Heiligkeit und übernatürliche Gaben lieh. Auch die Barden, die Sänger der Andacht und des Kriegs, waren Priester: ihre Lieder erweckten das Heldenfeuer, begeisterten für Freiheit und Vaterland.

§. 10. Kultur. Sitten.

III. Aber das Ansehen des Adels und der Fürsten und die Heiligkeit des Priesterthums würden nicht hingereicht haben, die lose Verbindung der Teutschen zu befestigen, und den Mangel der Geseze oder regelmäßiger Staatseinrichtungen gut zu machen, wenn nicht der allgemeine Kulturstand und die Sitten der Teutschen ihre Freiheit theils unschädlich gemacht, theils gezügelt hätten.

Verfeinte Völker, welche Ackerbau und Handel treiben, welche ein Heer von künstlichen Bedürfnissen, sonach von Leidenschaften haben, deren gedrängte Menschenmenge die Berührungspunkte und den Conflict der Interessen unzählbar vermehrt, oder welche ausgeartet, schwelgerisch, niedriger Selbstsucht hingegeben sind, solche brauchen die Regel, den Zwang positiver Geseze und die immer bereiten Schrecken einer energischen Strafgewalt. Die Teutschen, welche kein Privateigenthum auf Grund und Boden hatten, den Ackerbau fast gar nicht kannten, aus den Erträgnissen der Jagd und der Viehzucht ihre wenigen Bedürfnisse ohne Mühe befriedigten, und Raum genug in ihrem weiten Lande zur unstäten, zwanglosen Lebensweise, auch, wo sie die Ländereien austheilten, deren immer noch übrig hatten (**), die ohne Industrie, ohne Gold und Silber (außer was durch den kleinen Verkehr an den Grenzen hereinkam), folglich ohne Handel waren — die Teutschen hatten einen langen Codex über „Mein und Dein“ nicht nöthig, und mochten leicht die Schlichtung der aus so einfachen Verhältnissen etwa entstehenden Zwiste der natürlichen Billigkeit ungelehrter Richter, ja wohl der Parteien selbst überlassen.

In Ansehung der übrigen, persönlichen, vorzüglich häuslichen Verhältnisse galten die Sitten statt der Geseze. Und wohl dem Volke, wo solches der Fall ist. Was vermag das Gesez bei verderbten Sitten und bei erkaltetem Naturgefühl? — Der Teutsche war König in seinem Hause, aber

(*) Nur solchen Gesalbten, als „von Gottes Gnaden“ Gebietenden, konnten freie Wehren unerröthend gehorchen. Ein ungesalbtes Oberhaupt wäre als Herr von Knechten erschienen.

(**) Tacit. de morib. germ. XXVI. Hieraus ergibt sich der Schluß auf die vergleichungsweise geringe Bevölkerung Teutschlands in jener ältesten Zeit.

er mißbrauchte seine Herrschaft nicht. Der erwachsene Sohn wurde selbstständig, aber die Natur lehrte ihn kindliche Treue. Die Frau war das Eigenthum des Mannes (auch hatte er sie gekauft, oder geraubt), dennoch ehrte er sie — was Barbaren selten thun — horchte sogar ihrem Rath, strebte nach ihrem Beifall, und hielt die Treue. Das Weib vergalt ihm mit keuscher Liebe und hohem — vielleicht etwas zu männlichem — Sinn. Es waren Strafen auf den Ehebruch gesezt, aber selten gab es Fälle der Anwendung. Vielweiberei erlaubten sich nur die Vornehmern, und dies mehr der Familienverbindung als der Lust willen. Der Naturtrieb wurde nicht vor der Zeit erweckt; darum erhielt sich die Kraft, und vererbte sich. Die Knechte — meist waren es kriegsgefangene Feinde, oft auch durch Vertrag Leibeigene — erfuhren eine milde Behandlung, lebten fast wie die Herren, nur war auf die Tödtung des Knechts geringere Strafe als auf jene eines Freien gesezt.

Auch außer seinem Hause, gegen die Markgenossen und gegen Fremde, war der Teutsche wohlwollend und rechtlich. Gastfreundschaft treffen wir bei den meisten rohen Völkern; nicht so die Treue und Wahrheit, die den Teutschen einst eigen schien, nicht so die Ehrfurcht vor dem Alter, der Tugend, der Würde, welche doppelt schön bei sonst trozigen Gemüthern ist.

Endlich, so los die bürgerliche Vereinigung der Teutschen war — und vielleicht gerade deßwegen, da sie um so weniger Opfer erheischte — mit vollem Herzen hingen sie an der gemeinen Sache. Bei der unbeschränkten Freiheit der Stimmengebung (*) faßten sie meistens einmüthige Beschlüsse; und für's Vaterland und für die Freiheit gaben sie willig das Leben hin.

Aber wie glücklich die Naturanlage eines Volkes sey — und solches war wohl bei den Teutschen der Fall; ihre Tugenden verdankten sie weder einer Lykurgischen noch Platonischen Gesezgebung, sondern sich selbst und allein — gleichwohl sind von dem wilden Zustand manche Gebrechen und Fehler unabtrennlich. Wie viele Anlagen, wie viele Kräfte blieben unentwickelt oder unbenüzt, wo nur die allgemeinsten Bedürfnisse die Thätigkeit anregen, und das Reich der Ideen dem Geiste verschlossen ist! — In trauriger Einförmigkeit, ohne Sorgen, aber auch ohne feinere Genüsse, ohne Laster, aber auch ohne höhere Tugend, geht das Leben der Menschen und der Geschlechter dahin; es gibt kein geistiges Ziel, wornach man strebe. Der Teutsche verträumte den größten Theil seiner Tage in freudenloser Unthätigkeit; aber, wiewohl er die Arbeit scheute, die ihm knechtisch dünkte, so konnte er doch bei dem Gefühl seiner Kraft in träger Ruhe keine Befriedigung finden. Die Leere auszufüllen, die ihm lästig war, ergab er sich mit Leidenschaft dem Trunk und dem Spiel (**). Bei den meisten wilden Völkern ist es also. Berauschende Getränke, welche das Gefühl des Lebens erhöhen, oder doch das Unbehagliche des freudenleeren Zustandes in Bewußtlosigkeit auflösen, eben so Spiele, welche die Leidenschaften erwecken, und die traurige Unthätigkeit der Seele

(*) Meistens wurde der Beifall durch Waffengeklirr, die Mißbilligung durch ein dumpfes Murren oder Zischen erklärt.

(**) Ihr Getränk war Bier (Potui humor ex hordeo aut frumento in quandam similitudinem vini corruptus. Tacit.) Die Römer führten ihnen Wein zu, und so leidenschaftlich begehrten die Teutschen darnach, daß Domitianus verbot, in den Rheinlanden Wein zu pflanzen, weil er die Teutschen zu Einfällen reizte. Die Sucht der Glücksspiele (aber auch die Rechtlichkeit) drückt sich durch den Zug aus, daß der die Freiheit über Alles liebende Teutsche doch oft in der Leidenschaft seine eigene Person auf einen Würfel sezte, und, wenn er verlor, geduldig ein Knecht ward.

durch einige Bewegung unterbrechen, wurden immer von Nationen wie von Individuen auf niederer Kulturstufe geliebt. In diesen und mehreren andern Zügen sind Tacitus Teutsche den heutigen amerikanischen Wilden gleich.

Aus gleicher Quelle floß die Neigung zur Jagd und zum Krieg. Jene war nicht minder Zeitvertreib als Nahrungsweg, und dieser mochte für die edelste Jagd gelten. Vorzüglich als Aufregung zur Thätigkeit wurde der Krieg geliebt. Aber es kam noch dazu das Verlangen nach Ruhm, nach Beute, nach Rache (lauter Affekte, die in der Brust des Wilden hausen), um die Neigung zum Krieg zur herrschenden Leidenschaft des Teutschen zu machen; und da dieselbe weder durch andere Leidenschaften zerstreut, noch durch aufgeklärte moralische Grundsäze, selbst nicht durch Religion gemildert wurde (denn die Religion stimmte überein mit dem Nationalcharakter), so erhielt sie eine ganz unwiderstehliche Stärke. Der Teutsche, sonst so rechtlich in den gemeinen Handlungen des Lebens und im Frieden, hielt alles für Sein, wessen er durch die Stärke der Faust jenseits seiner Gau- oder Landgrenzen sich habhaft machen könne (*). Er glaubte, wer keinen Feind erschlagen, sey nicht der Freiheit werth. Daher, wenn auch die Nation nicht Krieg führte, fast unablässig in Geleiten oder in Privatfehden, auswärts oder im Lande, gekämpft wurde. Die Waffen machten den Stolz, die Freude, die stete Begleitung des Teutschen aus. Bei den Volksversammlungen wie bei den Trinkgelagen erschien er bewaffnet, seine Tänze waren Waffentänze, und als todt bekam er die Waffen mit in's Grab. Doch mehr seine Leibesstärke und sein Muth, als seine Waffen, mochten Furcht erregen. Ungeschickt in der Kunst, das Eisen zu bearbeiten, und selbst die reichen Gänge dieses Metalls im vaterländischen Boden nicht kennend, vermochten es nur wenige Teutsche, sich gute Lanzen und Schwerter zu verschaffen, die meisten Krieger führten blos unbehilfliche Spieße, Streitärte und dünne Pfeile. Ein schlechter Schild war ihre Vertheidigungswaffe. Die Vornehmsten hatten Helme und Küraß, die Gemeinen ein fliegendes Kriegsgewand. Und diese halb nackten und nur halb bewaffneten Barbaren, ohne Kriegszucht und Taktik, schlugen die Legionen, die Sieger der Welt! Aber sie liebten die Freiheit, das Vaterland, den Ruhm; die Bardenlieder gaben Begeisterung, das Schlachtgeschrei (barritus) Wuth und dem Feinde Schrecken; edler Wetteifer der Führer wie der gemeinen Krieger vermehrte die Kräfte, und die Frauen und Kinder, die meist in der Nähe des Ausgangs harrten, entzündeten in der Gefahr den Muth der Verzweiflung.

III. Geseze und Sitten.

§. 11.

Der verdorbene Zustand der römischen Sitten, wie er am Ende des vorigen Zeitraums war, dauerte auch in dem gegenwärtigen fort, und verschlimmerte sich noch. Allmälig erloschen die republikanischen Gebräuche in Ton und Lebensweise; der Sklavensinn, die fortwährende Abnahme der Kraft und Würde war auch in Beschäftigungen, häuslichen und geselligen Verhältnissen und Vergnügungen sichtbar. Nicht minder waren die Geseze, die jezt ergingen, ein Ausdruck davon, und ein Commentar der Verfassung. Aber des Wichtigern von dem Allem haben wir schon unter andern Rubriken erwähnt.

(*) Jus in viribus habent. Pompon. Mela.

Auch von den Sitten der Teutschen ist des natürlichen Zusammenhangs willen schon früher geredet worden. (S. 551 f.)

Den Einfluß der christlichen Religion auf Sitten und Geseze, in Rom und auswärts, wird theils das nächste Kapitel, theils die Geschichte des Mittelalters zeigen. Mannigfaltig und tiefeingreifend war solcher Einfluß, und würde es noch mehr gewesen seyn, wenn der ächte Geist der Lehre bei ihren Bekennern sich länger erhalten hätte.

IV. Völkerverkehr und Handel.

§. 12.

Daß der Sinn der Römer nicht auf Handel gieng, ist schon in der vorigen Periode bemerkt worden (s. oben S. 438). Gleichwohl blühte derselbe in ihrem Reiche. Die Industrie der alten Commercialvölker, welche nun in einen Staat vereint waren, dauerte fort oder lebte wieder auf unter dem römischen Scepter (*), ja er nahm zu, unter Begünstigung der Sicherheit und Ordnung, an Ausbreitung, Thätigkeit und allseitigem Gewinn. Das mittelländische Meer, ringsum von den römischen Provinzen umfangen, die Länder von vortrefflichen Heerstraßen in verschiedener Richtung durchschnitten, Postanstalten (**), gleiche Münzen, Geseze und Rechte, Zusammenhang aller Einrichtungen, und Einheit ihrer Leitung — Alles das gab dem innern Verkehr ein freudiges Leben. Der verschwenderische Luxus der Reichen, zumal in Rom, das allein die Erzeugnisse vieler Länder verzehrte — beschäftigte unzählige Hände, und sicherte der Industrie ihren Lohn. Aber auch nach dem Ausland wurden die begierigen Blicke gerichtet. Alle Zonen mußten der schwelgerischen Stadt an der Tiber ihre Erzeugnisse zollen. Die babylonischen Teppiche, die scythischen Pelze, der Bernstein von den baltischen Gestaden, Elfenbein und Sklaven aus Aethiopien, Räucherwerk, Gewürze in unbeschreiblicher Menge aus Arabien und Indien; aus dem lezteren Land auch Edelsteine, Perlen, Seide und andere Schäze des südöstlichen Asiens. Niemals zuvor war der indische Handel so lebhaft betrieben. Augustus besserte die ägyptischen Schleußen und Kanäle aus, suchte durch Anstalten und Verordnungen den alexandrinischen Handel zu heben, und that selbst einige Kriegszüge nach Arabien und Aethiopien zur Erweiterung commercieller Verbindungen. Noch viele Kaiser, insbesondere Claudius, Trajan, Hadrian, selbst Commodus und später Alexander Severus, auch Diocletian u. A. waren dem Handel freundlich; nicht alle aus gleich liberalen Gründen und nicht durchaus zum Vortheil Roms. Mehrere Schriftsteller (insbesondere Tacitus und der ältere Plinius) beklagen die ungeheuren Summen, welche alljährlich der auswärtige, zumal der indische Handel fraß, und ihre Details darüber rechtfertigen die Klage. Denn nicht nur auf den (S. 182 beschriebenen) Landwegen, sondern noch weit mehr von den Häfen Aden und besonders von Myoshormus aus über's Meer wurde der kostspielige Verkehr mit Indien unterhalten. Alljährlich fuhren 120 Schiffe um die Zeit der som-

(*) Selbst Karthago erstund wieder aus der Asche; und der Geist des vertilgten Volkes ruhte einigermaßen auch auf dem neuen Geschlecht.

(**) Dieselben waren zwar blos zum öffentlichen Dienst errichtet, doch wurde auch Privaten ausnahmsweise ihr Gebrauch verstattet. Wir mögen leicht annehmen, daß der Spekulationsgeist solches nicht unbenüzt gelassen.

merlichen Sonnenwende von leztgenanntem Hafen aus über's arabische, und weiter von Ocelis gerade über's Welt-Meer nach Malabar und Ceylon (der Hafen Musiris auf der Westküste der vordern Halbinsel war der gewöhnliche Stapelort). Dorthin wurden auch die Erzeugnisse der entferntern Länder, Bengalen, Hinterindien (und vielleicht von China) durch die einheimischen Kaufleute gebracht (*). Die reichbeladene Flotte kehrte dann im Dezember oder Jänner auf dem nämlichen Wege nach Aegypten zurück, und von Alexandrien aus ging das Meiste nach Rom. Mehrere Millionen Thaler (Quingenties H. S. nach Plinius) büßte dieses jährlich durch solchen Handel ein. Denn ungeachtet verschiedene abendländische Waaren, als Weine, Glas, Zinn ꝛc. in Indien guten Absaz fanden, so mußte doch der bei weitem größte Theil von dessen Kostbarkeiten mit Silber bezahlt werden. Gleichwohl, da die Ausbeute der Bergwerke ergiebig war, so wurde das Reich an Geld nicht ärmer, und aus dem abnehmenden Werth des Silbers (gegen das Gold gerechnet) bis auf Constantinus M. Zeit herab, mögen wir auf die fortwährende Vermehrung seiner Masse schließen.

Von diesem Kaiser an beginnt die wahre Handelsgröße Konstantinopels. Bald schien es mit Alexandrien wetteifern zu dürfen. Die fast unabgebrochenen persischen Kriege erschwerten den Handel, aber unterdrückten ihn nicht. Um so eifriger wurde er über's schwarze und kaspische Meer getrieben.

Der Handel der Abendländer war minder blühend, und litt auch öftere Störung durch die Kriege der Barbaren. Schon fingen die Anwohner der Nordsee an, durch Seeräuberei furchtbar zu werden. Ueberhandnehmende Noth und Muthlosigkeit lähmten allmälig die Industrie.

Zweites Kapitel.

Religion.

§. 1. Zustand der heidnischen Religionen.

Die morgenländischen Völker, bei der fast gleichförmigen Fortdauer ihres allgemeinen Kulturzustandes, fühlten das Bedürfniß der Religionsänderungen nicht. Die Systeme blieben also dieselben; nur daß, wie im vorigen Zeitraum, politische Wechsel auf den Umfang ihrer Herrschaft einwirkten, und die Zahl der Bekenner theilweise durch Abfall oder Bekehrung zunahm oder abnahm.

Dagegen stürzten die Religionen Griechenlands und Roms, deren Grundpfeiler die Zeit mürbe gemacht, zusammen, und eine neue Religion breitete sich aus, geräuschlos, doch allbesiegend, über die Länder der Erde.

Homer's Mythologie konnte durchaus nur der Sinnesweise eines jugendlichen Volkes, voll reger Phantasie aber ohne reifere Verstandesbildung, entsprechen. Auch die römische Religion sezte Sitteneinfalt und kindliche Leichtgläubigkeit zu ihrem Gedeihen voraus! Das Fortschreiten der Philosophie und der Wissenschaften in Griechenland, so wie die Ueberhandnahme der Sittenlosigkeit und der Verbrechen in Rom untergrub die Altäre, und machte den Dienst der schwachen Götter zu einer leeren Form ohne Eindruck

(*) Ptolemäus kennt die Küste Koromandel und Indien jenseits des Ganges, und nennt eine Menge indischer Städte. Viele lassen sich nicht mehr erkennen (s. Sprengel).

und Heiligkeit. Die Philosophen, jeder auf seine Weise, suchten in ihrer Vernunft die Beruhigung, welche die Hesiodischen Fabeln nicht geben konnten. Vielfach unter einander getheilt durch ihre selbstgeschaffenen Theorien, kamen sie doch alle überein in Verachtung der Volksreligion, deren Säze und Gebräuche sie höchstens als symbolische Bezeichnung der Vernunftideen, weit entfernt vom Sinn der Priester, ehrten, aber gleichwohl der öffentlichen Ordnung willen, im Aeußern befolgten.

Das Volk, unfähig die höhern Speculationen zu fassen, aber die Gleichgiltigkeit seiner Weisen für den Landesglauben bemerkend, und zum Theil selbst durch aufgeregtes Nachdenken an seinen Göttern irre, wandte sich mißtrauisch von den Altären. Traurige Erfahrungen von der Herrschaft eines blinden Glückes in den Angelegenheiten der Menschen, der tägliche Anblick des siegenden Verbrechens und der leidenden Unschuld, endlich der Untergang aller Freiheit und alles Rechtes bei dem Triumph der Despotenmacht — mußten wohl die Zweifel bestärken; und es drang durch alle Klassen der Gesellschaft die geheime Meinung von der Ohnmacht der Götter. Dieselbe wurde begierig aufgefaßt von Vielen, als welche die beschwerliche Einschränkung der Sinnenlust und der bösen Triebe scheuten; von Andern mit trauriger Resignation angenommen, um nicht über unnüzen Sorgen der Zukunft auch die kurze Gegenwart einzubüßen.

Aber dem Menschen ist nicht gegeben, ohne Religion zu seyn. Dem Sinnenrausch folgt eine unausfüllbare Leere nach: in das Gemüth kehren die oft bekämpften Ahnungen mit neuer Macht zurück; ein inneres Bedürfniß, ein geheimnißvoller Zug lenkt unablässig den Geistesblick gegen Himmel. Als die Götter Roms keinen Trost mehr gaben, da versuchten die edlern Seelen den Aufschwung zur erhabenen stoischen Lehre; gemeine Menschen wandten sich an fremde Götter. Jenes gelang nur Wenigen auf genügende Weise — die Stoa erheischt eine Erhebung des Menschen über seine Natur; dieses führte zu noch immer thörichterem Aberglauben, wie denn der abenteuerliche Dienst des Serapis und überhaupt der mysteriösen ägyptischen Gebräuche, in Rom, wo sie anfangs verspottet und verabscheut wurden, später allgemeinen Eingang fanden. Man suchte, was recht dicht verhüllt, und durchaus unverständlich war, da das Verständlichere ohne Beruhigung ließ (*).

§. 2. Der Jüdischen.

Indeß also unter dem wichtigsten Theil der heidnischen Welt alle Altäre wankten, und, was von Gottesverehrung zurückblieb, entweder leere Form war, oder abgeschmackter Aberglaube, untauglich zur Erhebung des Gemüths wie zur Befestigung der Moralität: war auch bei demjenigen Volk, welches den Keim der uralten Anbetung in reinerer Ueberlieferuug bewahrte, das Bedürfniß einer neuen Gestaltung fühlbar geworden. Moses Gesez war

(*) Man wird einige Uebereinstimmung mit den Ansichten des verehrten Joh. v. Müller bemerken, und sonst noch vielfältig die bekannten Ideen dieses und anderer berühmten Schriftsteller in meinem Buche finden. Sollte ich hierüber der Rechtfertigung bedürfen? — Freimüthig habe ich meine Gedanken geäußert, wenn sie auch gegen die bisherigen Meinungen stritten; aber ich bin von der Eitelkeit fern, überall nur Neues sagen zu wollen. Nach dem Zweck meines Buches und der Absicht seiner Leser würde solches bare Verkehrtheit seyn. Mein Grundsaz war, über jeden Gegenstand zu sagen, was, nach treuer Forschung, mir als das Beste und Wahrste erschien, dankbar annehmend, was berühmte Vorgänger mich lehrten, oft auch in meinen eigenen Ideen durch ihr vielgeltendes Wort bestärkt.

allmälig veraltert. Unter ausländischen Oberherrschaft, und nach wiederhergestellter Selbstständigkeit, bei dem sich erweiternden Verkehr mit mächtigen und kultivirten Reichen und der Anlegung jüdischer Kolonien im Ausland (die ägyptischen Juden hielten sogar einen eigenen Tempel zu Leontopolis), war, ungeachtet des Eifers für's Nationalgesez, eine Fortbewegung mit dem allgemeinen Zeitgeist, und das Vertauschen der alten Einfalt mit gefährlicher Verfeinerung unvermeidlich. Zugleich bildeten sich, theils durch das Widerstreben gegen den Geist der Zeit, theils durch ungleiche Würdigung der einschleichenden fremden Begriffe, feindselige Sekten unter den Juden, deren gegenseitige Erbitterung zum Mißverständniß, oder zur Verunstaltung des Sinnes der alten Bücher und Ueberlieferungen führte. Der Samaritaner, welche noch immer auf Garizim ihren eigenen Tempel hatten, wurde schon im ersten Zeitraum (s. oben S. 83) gedacht. Auf ihnen, als Irrgläubigen, ruhte der gemeinschaftliche Haß der ächten Juden. Diese wurden durch die widerstreitenden Lehren der Pharisäer (Pharishim, Eiferer) und Saducäer (Zadikim, Gemäßigte) verwirrt. Denn die Saducäer (sie bestanden aus den Vornehmern und Reichern) hielten sich ausschliessend an's geschriebene Gesez (ob gar allein an den Pentateuch, ist streitig) und dessen buchstäblichen Sinn, befolgten die Pflichten des Menschen und Bürgers, und übten humane Duldung, aber sie verwarfen die Unsterblichkeit der Seele, oder die Belohnungen und Strafen nach dem Tode, die Engel und Geister, die Vorherbestimmung und andere Lehren, welche die Pharisäer theils unter dem Ansehen der Tradition, theils als allegorische Deutung der Schrift, dem Buchstaben des Gesezes hinzugefügt hatten. Verschiedenes davon stammte aus morgenländischen Begriffen, mit welchen die Juden schon während der babylonischen Gefangenschaft vertrauter geworden. Ueber solchen Neuerungen sowohl als über der alten Lehre, am meisten über Zeremonien und Gebräuchen hielten die Pharisäer, die wegen ihrer frommen Außenseite bei der Menge in Ansehen standen, mit der unnachgibigsten Strenge, ohne alle Rücksicht auf die geänderten Verhältnisse, und häufig statt des Kerns die Schale, statt des Geistes den Buchstaben festhaltend(*).

Es näherte sich die Zeit — an dem Zusammentreffen der verheißenen Zeichen mochten die Einen, an dem Bedürfniß die Andern sie erkennen — wo, der Voraussagung Moses und der Propheten gemäß, Israel ein Retter erscheinen würde. Das Volk, an irdischen Interessen hangend, begehrte einen zeitlichen Messias, welcher Davids Thron in vermehrtem Glanz wiederherstellen, und die Juden über alle Nationen der Erde erhöhen sollte. Im Sinne der Weissagungen lag, daß derselbe die alte heilige Lehre in unverhüllter, vollendeter Gestalt, und nicht mehr für die Juden allein, sondern für die ganze, ihrer jezt empfänglich gewordenen Welt verkünden würde.

§. 3. Die Christus-Religion. Ihre innere Vortrefflichkeit.

Der Messias erschien. Fast viertausend Jahre nach der Schöpfung, (3983) und (wie gewöhnlich bestimmt wird) 753 nach Erbauung Roms, wurde zu Bethlehem in Judäa, von einer Tochter des erniedrigten Hauses David, Jesus Christus geboren, der Heiland der Welt, der göttliche

(*) Minder wichtig als diese beiden Hauptsekten und auf die allgemeinen Religions- und Staatssachen nur wenig einfließend waren die Essäer, eine Schaar mystischer Schwärmer, die in abgeschiedener Stille Selbstverläugnung und Abtödtung der Sinne übten, um Gott wohlgefälliger als andere Menschen zu werden. Sie sind die Vorläufer der Mönche.

Lehrer der Menschen. Nachdem er in bescheidener Gestalt, aber in übermenschlicher Weisheit, Erhabenheit und moralischer Kraft, unter den Sterblichen gewandelt, überließ er den Auserwählten unter seinen Jüngern die Fortführung des von ihm begründeten Werkes; und diese — an sich gemeine, einfältige Männer, aber durch den Geist des Meisters geleitet — streuten den Samen, woraus allmälig, in stillem Gedeihen und unbegrenzter Fortsezung, die schönsten Blühten der Humanität, die herrlichsten Früchte der Erkenntniß und Tugend unter den Völkern der Erde hervorgehen sollten.

In ein paar hundert Jahren war die christliche Religion von den Ufern des Ganges bis an's atlantische Meer ausgebreitet; in den meisten Ländern völlig siegreich, in den andern wenigstens aufkeimend und täglich festere Wurzeln schlagend. Eine Unermeßlichkeit der Folgen — an Zahl und Umfang — floß daraus hervor. Die Entstehung des Christenthums ist einer der Hauptringe, woran die ganze Kette aller nachfolgenden Bestimmungen der Menschen hängt.

Welches sind nun die Ursachen dieser wunderwürdigen Umwälzung? — Wodurch erhielt das Christenthum den Sieg in Ost und West, bei rohen wie bei den verfeintesten Völkern, und wodurch seine unerschütterliche Begründung für alle Folgezeit? —

1. Wer mag verkennen, daß die innere Vortrefflichkeit der Lehre die erste und wichtigste dieser Ursachen sey? — Wenn wir sie mit den heidnischen Religionen in Parallele sezen, als deren so viele dem Christenthum völlig erlegen, andere wenigstens zum Theil gewichen sind; so finden wir auf der einen Seite meistens elende Fetische, überhaupt schwache, beschränkte, höchstens menschenähnliche Götter: auf der andern Seite einen einzigen höchsten, einen geistigen und vollkommensten Gott; dort eine Menge unfruchtbarer oder gar immoralischer Glaubenssäze und ein mangelhaftes Pflichtensystem: hier äußerst wenig Positives, im Grunde nur die Bestätigung der allgemeinen Vernunftlehren oder der ursprünglichen Offenbarung, und die reinste, erhabenste Moral, ohne Lücken, ohne Widersprüche, ein vollkommen zusammenhängendes, natürlichs Pflichtensystem, das die reinste Humanität athmet, und allen Forderungen der Vernunft in jeder Hinsicht Genüge leistet. Wir finden endlich auf einer Seite meistens zeitliche oder doch sinnliche Beweggründe zur Tugend, in der Gottesverehrung aber die Furcht mehr als die Liebe wirksam, und die Grausamkeit in blutigen Opfern, nicht die Andacht vorherrschend. Die christliche Religion zieht den Blick ab von der Erde zum Himmel, läßt uns dort eine rein geistige Seligkeit ahnen, und lehret einen Gott der Liebe, nicht der Rache (*).

Einige dieser Vorzüge, zumal die Hauptlehre von einem einzigen und geistigen Gott, Urheber und moralischen Regierer der Welt, sind auch dem mosaischen Gesez eigen. Aber viel reiner und bestimmter in solchen Ideen, viel erhabener und eindringlicher in moralischen Geboten und ihrer Sanktion ist das Evangelium. Die Aussicht auf Vergeltung jenseits des Grabes, von welcher Moses schwieg, ist hier in's hellste und tröstlichste Licht gestellt; die Vernichtungsgedanken sind aufgehoben, die kühnste Hoffnung der Vernunft durch

(*) Gleichwohl sind auch die Schrecknisse der Hölle, so wie die, ziemlich lieblose, Phantasie der Priester (s. z. B. Tertulian de Spectaculis c. 30.) sie ausmalte, bei Bekehrung der Heiden nicht unwirksam gewesen. Die Zuversicht, womit man den Gözendienern die ewigen Flammen ankündete, machte die Schwachen bestürzt; heilsamer Schrecken brachte zuwege, was die edelsten Verheißungen nicht vermochten.

positive Autorität befestigt, und den Ungerechtigkeiten des Schicksals ihre niederschlagende Kraft benommen. Zudem war Vieles in Moses Gesez blos temporär und lokal, Vieles nur Ceremonie, zum Theil Hinweisung auf den künftigen Messias. Dieses Gerüstwerk wurde weggenommen durch Jesus, der nur die ewigen und allgemeinen Wahrheiten einschärfte, nur die Besserung des Herzens gebot, und die Pflichten der reinsten Humanität (*).

Endlich ist die christliche Religion allein geeignet, eine allgemeine zu werden. Alle andern — selbst die mosaische — sind mehr oder minder national, oder klimatisch; sie sind durch den Inhalt der Lehrsäze, durch Gebräuche und Verheißungen, durch Gebote und Verbote auf einen gewissen Raum beschränkt, und mögen ohne Widerspruch mit sich selbst oder mit Naturzwecken nicht allgemein seyn über der Erde. Die christliche Lehre, welche keine lokalen Gottheiten, sondern einen allgemeinen Gott zur Verehrung aufstellt, keine Heilighaltung oder Vertilgung gewisser Pflanzen und Thiere, keine klimatische Diät vorschreibt, die Polygamie nicht gestattet, welche nicht Krieg befiehlt, nicht Triumphe, nicht Herrschaft verheißt, sondern die Gleichheit aller Menschen und Völker ausspricht, allgemeine Liebe, Frieden und Duldung predigt — sie allein kann, so wie die Vernunft selbst und die Humanität, Gemeineigenthum, allumschlingendes Band für die Menschen werden.

§. 4. Eifer ihrer Bekenner. Verfolgungen.

II. Diese göttliche Lehre wurde von den frühern Christen rein aufgefaßt, standhaft bekennt, und eifrigst durch Wort und That verkündet. Nicht nur in Behauptung ihres Gesezes, gleich den Juden, aus deren Mitte sie hervorgegangen waren, sondern auch in Ausbreitung desselben zeigte sich der Eifer der Christen. Es schien Religionspflicht, allen Menschen mitzutheilen, was für Alle verkündet war. Jeder Bekehrte wurde auch Apostel der Lehre in engern oder weitern Kreisen, je nach eines Jeden Verhältniß oder Kraft. Viele aber (und noch bei den spätesten Missionarien ist solcher Eifer kenntlich) machten die allgemeine Verpflichtung sich zum besondern Lebensgeschäft, trugen das Evangelium zu fernen Völkern, nicht achtend Mühe und Gefahr, trozend den Feindseligkeiten der Natur und der Menschen.

Auch wurde der Eindruck ihrer Lehre durch das Beispiel verstärkt. Die ersten Christen, durchdrungen von der Erhabenheit und Schönheit der moralischen Vorschriften, die ihnen der Meister gegeben, und durch ihre Lage aufgefordert, die Verlassung oder Anfeindung der Landesreligion durch einen in die Augen fallenden Vorzug der neuen Lehre zu rechtfertigen — oft auch von Gewissensbissen und Furcht angetrieben, frühere Sünden durch nachfolgende strenge Bußen zu tilgen — erbauten die Heiden durch das Schauspiel eines schuldlosen, tugendhaften Wandels unter allem Verderbniß der damaligen Welt. Die reinen Sitten der Christen, ihre Eintracht und gegenseitige Liebe, ihre Freigebigkeit (häufig wurde sogar eine völlige Gütergemeinschaft eingeführt), ihre stille harmlose Weise, alle diese schönen

(*) Nur wenige sinnliche Religionshandlungen rühren in ihrer Einsezung von Jesus her. Nicht minder einfach ist, was er von den Aposteln und Jüngern als Priestern seiner Kirche ordnete. Da jedoch die reinsten Beweggründe bei der Menge selten die wirksamsten sind; so hat die spätere Vermehrung der Ceremonien und die Erhebung des Clerus, wiewohl das Christenthum durch Beides verunstaltet ward, dennoch dessen weitere Ausbreitung befördert.

Früchte der noch unverdorbenen Lehre, sprachen mit eindringlicher Stimme das Gemüth der bessern Menschen an, und bahnten den Weg zur Ueberzeugung.

Aber minder günstig wurde von den Obrigkeiten und den Kaisern die neue Lehre betrachtet: und es erregt unser gerechtes Befremden, die Grundsäze der Toleranz, welche sonst im römischen Reich mehr als in irgend einem andern und für alle Religionen galten, und in Ansehung des Christenthums beseitiget, und die Bekenner desselben — nicht etwa blos von tyrannischen, sondern meist von den besten und einsichtsvollsten Kaisern — verfolgt zu sehen. Aber die verschiedenen Religionen, welche sich unter der römischen Herrschaft der Duldung erfreuten, übten solche Duldung auch gegenseitig aus, und beruhten mit der herrschenden Lehre auf demselben Grunde. Der Dienst der Landesgottheiten wurde nicht im Geringsten beschränkt, wenn außer ihrem natürlichen Gebiet wieder andere Götter herrschten; und die Religionen aller unter der römischen Herrschaft vereinigten Völker mochten in dem gemeinschaftlichen Reich auch ein gleiches Bürgerrecht ansprechen. Allein die Christen (und so auch die Juden, weswegen auf diesen ein ähnlicher Haß lag) hatten nicht nur eine eigene Gottesverehrung, sondern sie erklärten zugleich gegen alle übrigen, zumal gegen jene des herrschenden Volkes, eine beleidigende Verachtung und einen wirklich feindseligen Abscheu. Ja die Christen führten sogar durch Wort und That einen förmlichen Krieg gegen das Heidenthum. Bei der Zurückgezogenheit, worin die ersten Christen lebten, und dem Schleier, womit sie ihre Gebräuche vor dem Auge der Ungläubigen verbargen, war es diesen schwer, einen richtigen Begriff von dem Charakter der neuen Lehre zu erhalten. Lange Zeit hielt man die Christen blos für eine jüdische Sekte, aber eine solche, die vom Glauben der Väter abtrünnig geworden, und daher nicht einmal jener Duldung würdig sey, welche man sogar den Juden, nachdem ihnen die Kräfte zum Aufruhr durch schreckliche Niederlagen benommen waren, wieder angedeihen ließ. Verläumdungen gegen die Christen, um so wirksamer ausgestreut, da das Geheimnißvolle ihrer Versammlungen mancherlei Verdacht erweckte, vermehrten den Widerwillen gegen sie; und wenn auch die Falschheit davon endlich erkannt wurde, und die Reinheit der Lehre in philosophischer und moralischer Rücksicht an den Tag trat; so konnte doch der grelle Kontrast, den sie mit den herrschenden National-Begriffen und Gebräuchen machte, nicht anders als mißfällig seyn. Ja, der Widerstreit des Christenthums mit denjenigen Grundsäzen, welche das Glück und die Herrschaft Roms vorzüglich befördert hatten, und noch fortwährend zu verbürgen schienen, rechtfertigte nicht nur dessen Unterdrückung vor dem Richterstuhl der Politik, sondern forderte sie (*). Nur ein sehr liberales Staatsrecht, dergleichen noch selten gelehrt, und vielleicht niemals in Ausübung gesezt worden, könnte die römischen Kaiser bei der Verfolgung des Christenthums eines Mißbrauchs der bürgerlichen Gewalt beschuldigen. Wenigstens ziemt Denjenigen hier der Tadel nicht, welche selbst nur allzusehr bereit waren und sind, auch ohne jene Rechtfertigungsgründe, Gewissenszwang und Verfolgung zu üben.

Indessen fehlt viel, daß die gesunde Kritik eine so große Zahl von Märtyrern annehmen könne, als gewöhnlich von beschränkten oder auch absicht-

(*) Vergl. die Note S. 510. Freilich wäre es eine verworfene Politik, welche sich berechtigt glaubte, zeitlicher Rücksichten willen erkannte ewige und heilige Wahrheiten zu unterdrücken. Aber die Wahrheit und der Werth der christlichen Lehre war ja nicht erkannt von den Imperatoren, und konnte darum auch nicht in Betrachtung kommen.

lich übertreibenden Schriftstellern, auf die Autorität eben so verwerflicher Zeugnisse, angegeben wird. Dodwell und Gibbon haben das gemeine Vorurtheil hierüber mit siegreichen Waffen bekämpft und gezeigt, daß, wenn man von dem Heer angeblicher Märtyrer zuerst die Schaaren Derjenigen abzieht, deren Geschichte offenbar blos Legende oder frommer Betrug ist, weiter Alle, welche nicht als Christen, sondern in anderer Eigenschaft, entweder als Schlachtopfer einer allgemeinen Tyrannei, die ohne Unterschied gegen alle Bürger wüthete, oder als Aufrührer (wenn ihr übertriebener Eifer sie zu wirklich strafbarer Widersezlichkeit gegen die kaiserlichen Befehle, zur Beschimpfung der Obrigkeiten, zur Störung der öffentlichen Ordnung oder des herrschenden Kultus u. s. w. verleitete), oder wegen anderer Verbrechen (wie wohl auch zuweilen geschah) getödtet wurden, alsdann in allen zehn Hauptverfolgungen zusammengenommen und in dem ungeheuren Umfang des römischen Reiches nicht so viele Märtyrer übrig bleiben, als die Inquisition in Spanien, die Hugenottenkriege in Frankreich, die Einführung der Reformation in England oder in irgend einem andern Reiche, jedes allein betrachtet, Schlachtopfer gewürgt haben.

Die erste angebliche Christenverfolgung ist jene des Wüthrichs Nero, von welcher jedoch gezweifelt wird, ob sie wirklich die Christen, oder eine andere, in der That verworfene, jüdische Sekte, welche gleichfalls den Namen der Galiläer führte, getroffen habe, und die sich übrigens auf eine kurze Zeit und auf den Umfang der Hauptstadt beschränkte. Die Verfolgung Domitians war eben so vorübergehend, und in Ansehung der Gründe zweifelhaft. Der edle Trajan ordnete ein regelmäßiges Verfahren gegen die Christen an, gegen welche, wie aus den Zweifeln des jüngern Plinius zu schließen ist, bis dahin noch kein allgemeines und bestimmtes Gesez ergangen war. Die Verfügung Trajans zeigt eine durch Menschlichkeit gemilderte, wenn gleich aus Staatsursachen nicht gänzlich aufgegebene Strenge. Hadrian und die Antonine folgten seinen Grundsäzen. Aber Commodus, von seiner Beischläferin Marcia geleitet, war den Christen günstig. Severus, jedoch erst spät, schärfte die Verfolgung. Seiner Nachfolger Gesinnung war ungleich. Insbesondere liebten Alexander Severus und Philipp die Christen. Maximinus mißhandelte sie wie die übrigen Bürger. Aber Decius, abermals ein lobenswürdiger Kaiser, erneuerte die Verfolgung. Dasselbe that Valerianus. Von Gallienus bis auf Diocletian genoß die Kirche einer fast ungestörten Ruhe. Auch Dieser war anfangs den Christen hold. Aber der Cäsar Galerius, der sie persönlich haßte, und die Zudringlichkeit der heidnischen Eiferer, welche aus dem aufstrebenden Gedeihen des Christenthums Besorgnisse für ihre eigenen Altäre schöpften, vermochten den weisen Kaiser zu einer strengern Verfolgung, als alle frühern (303). Doch wurde sie nicht im ganzen Reiche, zumal in den Provinzen des Constantius nicht, in Vollzug gesezt, und Galerius selbst schenkte den Christen seine Gnade wieder. Nach einer abermaligen Verfolgung durch Maximinus Daza wurde endlich das Christenthum (313) durch das von Constantin und Licin gemeinschaftlich erlassene mailändische Edikt in dieselben Rechte wie die heidnischen Religionen eingesezt, und eine allgemeine Gewissensfreiheit verkündet.

Doch wie streng man sich immer die Verfolgungen denke, so bleibt gewiß, daß sie den Fortgang des Christenthums nicht nur nicht aufgehalten, sondern ihn vielmehr befördert haben. Gewalt, wenn sie nicht bis zur Vertilgung

geht, oder gleich das erste Aufkeimen erstickt, ist ein sehr schlechtes Mittel zur Unterdrückung einer auf Ideen gegründeten Verbindung. Viele religiöse Sekten sowohl als politische Parteien wären von selbst und unschädlich erloschen, wenn nicht äußerer Widerstand die Flamme verstärkt hätte. Denn der menschliche Geist hat einen mächtigen Trieb, dem ungerechten Zwang zu trozen. In dieser Selbstthätigkeit findet er einen seiner würdigen Genuß, und je größer der Druck ist, desto freier und erhabener fühlt sich die Seele, die seiner spottet. Wenn die bekämpfte Idee nur einigermaßen von erhebender Art ist — und solches findet vorzugsweise bei religiösen Systemen statt — so werden Enthusiasmus und Heldenmuth die Wirkung der Verfolgung seyn. Die Christen, deren Eifer für ihre Lehre durch den zuversichtlichen Blick auf die überschwängliche Vergeltung jenseits des Grabes gestärkt wurde, lachten ihrer ohnmächtigen Tyrannen, welche durch kurze Qual sie zu beugen vermeinten, und strebten nach der Krone des Märtyrthums als nach dem köstlichsten Gewinn. Sie kamen den Anklägern zuvor, strömten in Schaaren zu den Tribunalen, forderten die Strenge des Richters mit lauter Zudringlichkeit auf (*), und erschöpften oftmals seine Langmuth durch wahre Attentate gegen die allgemeinen Geseze, oder gegen die Majestät der bürgerlichen Gewalt. Der Anblick des Heldenmuths, womit diese edeln Schlachtopfer — hier der Tyrannei, dort der eigenen Ueberspannung — den Tod litten, riß die Zuseher zu ähnlicher Begeisterung hin. Jede Hinrichtung wirkte mehr als die beredteste Entwicklung der Lehre, und es ist mit Wahrheit gesagt worden, „daß das Blut der Märtyrer der fruchtbarste Same gewesen sey zur Vermehrung der Bekenner.“ Die einzige Verfolgung, die wahrhaft gefährlich hätte werden können, war jene des abtrünnigen Julian. Derselbe bediente sich des Schreckens und der Gewalt viel weniger als des Spottes und der Geringschäzung. Er schloß die Christen von den heidnischen Schulen aus, damit sie durch Unwissenheit verächtlich würden; er entfernte sie von Aemtern und Würden, um die Ehrgeizigen zum Abfall zu bewegen; er wandte den Stachel der Satyre an, um sie zu demüthigen, da sie sich nicht widerlegen ließen: er legte es auf Untergrabung der Mauern an, die dem förmlichen Sturme trozten. Auch diese Verfolgung beugte die Standhaftigkeit der Christen nicht.

§. 5. Die Erhebung des Christenthums, begünstigt durch die allgemeine Weltlage und den Gang der Ereignisse.

III. Aber weder die Vortrefflichkeit der Lehre noch der Eifer ihrer Bekenner würde der Kirche einen so glänzenden Fortgang gesichert haben, wenn nicht die damalige Weltlage und die ganze Folge der Ereignisse denselben auf wunderbare Weise begünstiget hätten.

Wie tief schon zu Augustus Zeiten das Ansehen der heidnischen Götter gesunken, und wie bereitwillig das an religiösem Trost verarmte Gemüth der Menschen zur Aufnahme einer befriedigendern Lehre gewesen sey, ist schon oben (§. 1.) bemerkt worden. Die innere Baufälligkeit der veralteten Religion unterstüzte die Wirksamkeit des äußern Angriffs, und es wurde der Sieg des Christenthums erleichtert durch den Mangel an Eifer und Verbindung unter den römischen Priestern (**). Die ungeheure Ausdehnung des römischen Reiches, der wohlgeordnete Zusammenhang seiner Provinzen, und

(*) Selbst von den Kirchenvätern wird dieses bezeugt, aber auch getadelt.

(**) In Persien z. B., wo der Stand der Magier für die Erhaltung der alten Lehre stritt, machten die Christen unvergleichbar geringere Fortschritte.

der durch die trefflichsten Anstalten beförderte gegenseitige Verkehr öffneten der christlichen Lehre ein unermeßliches Feld und die gebahntesten Wege zur Ausbreitung. Auch die Gleichförmigkeit der Sprache erleichterte die Mittheilung, und es konnte der apostolische Eifer in der weitesten Sphäre wirksam seyn, ohne durch die Schwierigkeiten und Gefahren, woran die spätern Missionen oftmals scheiterten, gehemmt zu werden. Der Beredsamkeit der Lehrer kam noch der allgemeine Wunderglaube zu Hilfe, welcher von jeher in der heidnischen Welt geherrscht, und durch den schwankenden Gewissenszustand sowohl, als durch die bedrückte Lage der Völker noch an Stärke gewonnen hatte. Das Gemüth der Menschen, von Unruhe und Traurigkeit erfüllt, nahm begierig alle Zeichen und Wunder auf, die sich ihm darboten, und mochte Trost schöpfen aus den wiederholten Andeutungen von dem Walten einer höhern Macht. Es kam die Meinung auf von der Wundergabe der christlichen Kirche und ihrer vorzüglichsten Glieder. Die Kirche selbst verschmähte nicht, besonders in spätern Zeiten, hievon einen guten Gebrauch zur Ueberzeugung Derjenigen zu machen, die nur für solche Gründe empfänglich waren; und kaum war ein günstigerer Schauplaz der Wunderthätigkeit möglich, als die damalige, von Dämonen, Traumgesichten und Weissagungen beherrschte römische Welt (*).

Geräuschlos, aber schnell vermehrte sich also die Zahl der Bekenner, und die Kirche war fest begründet, bevor sie die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich zog. Der Druck, den sie von jezt an erfuhr, diente nur, den Eifer rege zu erhalten, und das allgemeine Bedrängniß der nachfolgenden Zeiten gab ihm weitere Nahrung. Je mehr sich die Schrecken der Tyrannei und der verwüstenden Kriege über den unglücklichen Einwohnern der Provinzen häuften, um so begieriger ergriffen sie die tröstlichen Aussichten, die ihnen das Christenthum (mit unvergleichbar mehr Bestimmung, Zuversicht und Erhebung als alle heidnischen Religionen) jenseits des Grabes zeigte, und um so williger öffnete sich ihr Gemüth den Eindrücken der Andacht, der Reue und der versöhnenden Buße. Verschiedene Kaiser wurden durch besondere Umstände zu Gönnern des Christenthums gemacht, und die Verfolgungsedikte der übrigen bald durch Gutmüthigkeit, bald durch Sorglosigkeit der Kaiser selbst oder der Statthalter gemildert.

Endlich erwachte zwar, bei der überhandnehmenden Ausbreitung des Christenthums und der für die heidnischen Altäre furchtbar steigenden Gefahr, der schlummernde Eifer ihrer gekränkten und selbst durch Hohn zum Widerstand aufgeforderten Diener. Sie traten in engere Verbindung und rüsteten sich zum ernstlichen Kampf. Die Diocletianische Verfolgung war der Sturm, der aus so drohenden Wolken hervorbrach; aber die Kirche trozte dem Sturm. Denn in allen Provinzen, Klassen und Ständen hatte sie bereits feste Wurzeln geschlagen, und schon verkündete die Pracht der Tempel und das Ansehen der Vorsteher ihre emporstrebende Majestät. Auch verflossen nur 10 Jahre von dem strengen nikomedischen Edikt bis zu jenem von Mai-

(*) Wenn heut zu Tag auch der frömmste Schriftsteller eingestehet, daß wenigstens ein Theil der Wundergeschichten dem Irrthum, der Schwärmerei oder der absichtlichen Täuschung ihren Ursprung verdanken; so wird der Philosoph dagegen ehrerbietig von der Berührung derjenigen sich enthalten, welche nach solcher Sichtung noch dürften übrig bleiben. Auch wird nicht können gemißdeutet werden, daß blos der Wunder-Glaube unter die das Christenthum fördernden Umständen gesezt worden, da ja auch wahre Wunder nur durch den Glauben daran von Wirksamkeit sind.

land (s. den vorigen §.). Später trat der kluge Constantinus völlig zum Christenthum über, und es mag eine solche Bekehrung als ein Beweis von der Ausbreitung und Macht einer Sekte gelten, auf deren Anhänglichkeit der kaiserliche Proselyt die vornehmste Hoffnung des Sieges über seine Nebenbuhler baute.

Von dieser Zeit an war der Triumph des Christenthums so wie der Fall der heidnischen Religion entschieden; und wiewohl Constantinus selbst die Grundsäze einer gleichen Duldung fortwährend bekannte, und höchstens Aufforderung zur Bekehrung, aber keine Strafedikte gegen die Heiden erließ, wiewohl auch unter seinen Söhnen viele Tempel der leztern noch stehen blieben (*); so hatte doch durch die erklärte Gunst des Hofes, welche allmälig in frommen Eifer überging, die christliche Religion ein solches Uebergewicht unter einem Volke von Sklaven bekommen, daß das Heidenthum nicht lange mehr den ungleichen Kampf fortzusezen vermochte.

Fall des Heidenthums im römischen Reich.

Das lezte Ungewitter, welches unter Julian die Kirche bedrohte, ging schnell durch den erwünschten (**) Tod dieses gefährlichen Gegners vorüber; und die Hoffnungen, welche die innern Streitigkeiten der Christen den Heiden hätten geben können, wurden durch die kräftigen Maaßregeln des Theodosius gegen die Kezer vereitelt. Derselbe Fürst gab dem Heidenthum auch unmittelbar den tödlichen Stoß. Schon war dasselbe fast ganz von dem Hofe, von den Schulen und Magistraten und aus dem Lager gewichen; es hatte sich, Rom fast allein ausgenommen, in die Einsamkeit des Landes zurückgezogen, wo es sichtbar dahinwelkte. Aber Theodosius (schon Gratian hatte ähnliche Verordnungen erlassen) hielt für seine Pflicht, den unvermeidlichen Untergang einer abgelebten Religion durch strenge Geseze zu beschleunigen. Vergebens legte der römische Senat durch den Mund des beredten Symmachus die flehendste Bitte um Gnade für den Altar der Siegesgöttin ein; vergebens erhob sich im Gemüth des Kaisers selbst bisweilen die Stimme der Großmuth für einen nicht mehr gefährlichen Feind: jene des Eifers, die unablässig um die Stufen des Thrones ertönte, war mächtiger. Der Senat mußte durch ein eigenes Dekret den Dienst der von ihm verehrten Götter verdammen. Die Priesterkollegien wurden abgeschafft, die Tempelschäze für den Fiscus eingezogen, die Gözenbilder meist vertilgt. Strenge kaiserliche Geseze untersagten alle Opfer und heidnischen Gebräuche; und wenn bei Vollstreckung derselben nur wenig Blut floß, so war solches keineswegs die Folge der Mäßigung von Seiten der Herrscher, sondern der bereitwilligen Folgsamkeit der muthlosen Heiden. Selbst die leeren Tempelmauern entgingen der heiligen Wuth nicht. In allen Provinzen des

(*) Die Handlungen Constantins M. stimmten indessen nicht immer mit seinen gemäßigten Erklärungen überein. Die Heiden konnten an dem täglich erschwerten Druck, der mitunter bis zur Verfolgung stieg, den Einfluß jener siegreichen Feinde verspüren, welche begierig waren, Rache wegen erlittener ähnlicher Unbilden zu nehmen. Von Constantius aber rühmen sogar einige Geschichtschreiber, daß unter seiner Regierung die heidnischen Tempel verbrannt worden; auch steht in dem Codex Theodos. ein Gesez des Constantius, wodurch alle Tempel verschlossen und die Opfer bei Todesstrafe verboten worden. Allein dieses Gesez, gegen dessen Inhalt die deutlichsten Spuren von der Duldung des Heidenthums unter der ganzen Regierung des Constantius streiten, scheint entweder verfälscht, oder doch zu jener Zeit weder vollzogen noch promulgirt worden zu seyn (s. Gibbon).

(**) Nubecula est, cito transitura, hatte der heilige Athanasius prophetisch von Julian gesagt. Die Freude über Julians Tod war unbeschreiblich.

Reichs wurden die Meisterwerke der edelsten Baukunst, die herrlichsten Zierden der Städte, durch Schaaren von Fanatikern zerstört, und nicht selten die verzweiflungsvollen Vertheidiger der Tempel unter deren rauchenden Trümmern begraben (*). Jezt trieb der Schrecken die meisten Heiden in die christlichen Kirchen, und wenn sie gleich im Geheimen die alte Abneigung bewahrten, so wuchs doch in ihren Kindern ein Geschlecht von aufrichtigen Christen heran. In einem Menschenalter nach Theodosius M. Tod war im ganzen Umfang des Reiches auch die lezte Spur des Heidenthums verschwunden.

Auch unter den auswärtigen Völkern wurde durch das Ansehen der Kaiser der christlichen Lehre Eingang verschafft. Die barbarischen Miethtruppen nahmen willig die Gottesverehrung der Legionen an, und von jenen ging leicht die Bekehrung auf die verschwisterten Nationen über. Die Kaiser begünstigten das Missionsgeschäft auf alle Weise. Die Handelsverbindungen öffneten den christlichen Lehrern den Weg nach Aethiopien und Indien, und selbst der persische Monarch ehrte, wenigstens in Friedenszeiten, die Fürsprache des Kaisers für dessen mittelasiatische Glaubensgenossen.

§. 6. Christliche Kirche, ihre älteste Gestalt.

IV. In dem Maaße, als sich das Christenthum ausbreitete, bildete und consolidirte sich auch die innere Verfassung der Kirche, und es hat hinwieder die innige Verbindung der Christen unter einer wohlgeordneten Regierung ungemein viel zum Gedeihen ihrer Lehre beigetragen und ihren Sieg befestiget.

Aber bei der Darstellung des Ursprungs und der Ausbildung dieser so hochwichtigen Kirchenverfassung läuft der Geschichtschreiber mehr als irgendwo Gefahr, den Zorn einer oder der andern kirchlichen Partei, oder aller zusammen auf sich zu ziehen, und wenn es ihm auch geglückt hätte, durch bescheidene Abstraction von Gegenständen, welche mehr in's theologische als in's historische Gebiet gehören — als von Wundern und Dogmen — die Klippen der Polemik zu vermeiden, so bleibt ihm doch hier, wo der Gegenstand streng historisch ist, und völliges Stillschweigen darüber eine wesentliche Lücke ist, das Schwören zu irgend einer Fahne aber seine erste Pflicht verlezen würde, nichts Anderes übrig, als das Geschrei der Eiferer mit Ruhe zu erwarten, und durch treues Streben nach Wahrheit wenigstens den Beifall der Unbefangenen zu verdienen (**).

Indessen läßt sich von den ältesten Zeiten nur sehr wenig Zuverläßiges sagen. Still und verborgen, so wie das Christenthum selbst, entwickelte sich auch die Verfassung der Kirche. Liebe und Eintracht unter den ersten Christengemeinden machten gesezliche Ordnungen entbehrlich. Die Blicke der Christen waren zum Himmel und in's eigene Herz gerichtet. Befolgung von Jesus Lehre schien hinreichend zur Bewirkung des Heils. Aber bald wurde nöthig erachtet, gegen äußere Gefahr sich enger zu verbinden, die Kräfte der anwachsenden Kirche auf einen Punkt, das gemeine Wohl zu lenken, zur

(*) Nur wenige Tempel enigingen dieser allgemeinen Zerstörung. Als der Sturm vertobt hatte, wurden einige (wie das Pantheon in Rom) in christliche Kirchen verwandelt.

(**) Bei der allgemein anerkannten Gelehrsamkeit und Mäßigung des vortrefflichen Mosheim wird es erlaubt seyn, sich ihn hier zum vorzüglichsten Führer zu wählen. Uebrigens ist klar, daß auch bei vorliegendem Gegenstand jenes, was sakramentalisch, überhaupt rein theologisch ist, zu berühren, dem Geschichtschreiber nicht ziemt.

Erhaltung der Einheit aber, und auf daß im Schooße der Gesellschaft keine störenden Leidenschaften aufkämen, ihre *innern Verhältnisse* zu bestimmen. Natürliche Billigkeit, freie Verabredung, Gewohnheit und der Strom der allgemeinen Ereignisse leiteten diese Bestimmung. Das durch Ausbreitung und Erkaltung loser werdende Band der Liebe würde durch positive Verordnungen ersezt; die freie Verbrüderung ging in wohlberechnete Stufenfolge kirchlicher Macht über, und es erhob sich im Laufe der Jahrhunderte, nicht ohne vielfältigen Streit und manchem Wechsel in den Formen und dem Geiste, das künstliche Gebäude der *Hierarchie*.

Aus den Schriften der Apostel und ältesten Väter (*) geht hervor, daß Christus die eigentliche *Kirchengewalt* und so auch eine Abstufung derselben nur ganz im Allgemeinen bestimmt, fast nur angedeutet, und mehr nur das *Lehramt*, die Fortführung seines eigenen Werkes der Liebe und Humanität, seinen Jüngern überlassen habe. Freiwillig und herzlich war die Huldigung, die man diesen ehrwürdigen Lehrern, auf denen vorzugsweise der Geist des Meisters ruhte, erwies. Sie pflanzten mehrere Gemeinden, worüber sie alle mit einander eine väterliche Aufsicht führten, ohne sich in bestimmte Sprengel zu theilen, und ohne Anspruch auf irgend eine mit der freisten Verbrüderung unverträgliche Gewalt. Die ältesten, die vertrautesten ihrer Zöglinge wurden gerne von den Gemeinden als die Nachfolger der Stifter im Amt der Lehrer und *Aufseher* angenommen. Doch jeder nur in *seiner* Gemeinde. Denn die *allgemeine* apostolische Würde erlosch mit den Aposteln selbst. Persönliche Tugenden und Verdienste mochten zwar auch später einzelne Väter über die ganze Christenheit berühmt machen: aber das Bedürfniß der einzelnen Gemeinden erheischte jezt besondere Vorsteher. Ihre Benennung Πρεσβυτεροι und Ἐπισκοποι (welche beide Wörter man mit wenig Unterscheidung brauchte) zeigt den natürlichen Grund ihres Ansehens — das *Alter*, welches zu ehren billig ist — und den geringen Umfang ihrer einfachen Verrichtungen — *Aufsicht* über die Versammlungen, Leitung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten — an; worin ihnen, wenn mehrere Besorgungen nöthig waren, die *Helfer* (Διακονοι) an die Hand gingen. Bei der wachsenden Größe der Gemeinden wurde die Vermehrung der Lehrer, und zum Behuf der Ordnung die höhere Aufsicht Eines derselben über die andern nöthig. Die Gemeinde, etwa auf den Vorschlag der ältesten, erwählte denjenigen, der solche Aufsicht führen sollte, und derselbe hieß nun *Episkopos*, Bischof. Es schien zweckmäßig, den Antritt seines Amtes mit einiger Feierlichkeit zu begleiten, und den Grundsäzen der Verbrüderung war es gemäß und förderlich, hiezu d

(*) Soviel deren in *ächter* Gestalt übrig sind. Aber man hat zur Unterstü hierarchischer Ansprüche sich manche Verfälschung und das Unterschieben ganzer Wer erlaubt. So sind die die sogenannten *Constitutionen* und *Canonen* d *Apostel* unächt: so auch viele Schriften und Briefe, denen man die Namen ein *Hermas*, *Dionysius Areopagita*, *Ignatius*, *Polycarpus*, und vo züglich der *römischen* Bischöfe von *Clemens* an, vorgesezt hat. Die ursprün liche Verfassung der Kirche lernen wir am besten aus den in den *Canonen* d neuen *Testaments* gesammelten apostolischen Schriften kennen. Die Werke d Märtyrers *Justinus*, des *Clemens* von *Alexandrien*, *Origenes*, so jene der *lateinischen* Väter *Tertullian*, *Cyprian*, *Irenäus* und der s tern zeigen uns in Vergleichung mit den ältesten *Kirchenordnungen* und Ein *cilienschlüssen*, auch den *kaiserlichen* *Gesezen* und den betreffenden St len der *Profangeschichtschreiber*, die allmälige *Veränderung* und Au *bildung* der Verfassung. Der eigentlichen *Kirchengeschichtschreiber* hab wir schon oben erwähnt. Frühzeitig wird bei den meisten ein lebhafter Widerst der Ansichten und Leidenschaften sichtbar.

Gegenwart einiger benachbarter Bischöfe zu erbitten. So wurde, noch im ersten Jahrhunderte, der Unterschied zwischen Bischöfen und gemeinen Aeltesten eingeführt.

Aber gleichwie die christliche Lehre auf dem Grunde der mosaischen beruht, also wurde allmälig auch für die Verfassung der Kirche das Modell aus dem Judenthum genommen. Der Bischof wurde dem Hohenpriester verglichen, die Aeltesten den Priestern, die Helfer den Leviten. Hiedurch schlich sich eine wesentliche Veränderung der Begriffe, und eine, den Römern und Griechen fremde, aber unter den Orientalen gewöhnliche, Sonderung des Priesterstandes von jenem der Laien ein (*), und es wurde der Grund zu den stolzesten Ansprüchen des Clerus (der Geistlichkeit im Gegensaz des weltlichen Standes) gelegt. Eine ungemessene, aber natürliche Steigerung der Begriffe (so sagen die Einen, die getreue Auslegung der Worte Christus und der Apostel, so sagen die Andern) führten die Bischöfe dahin, was später der römische mit besonderem Glücke that, sich als Stellvertreter Christi, des ewigen und höchsten Priesters seiner Kirche, geltend zu machen. Nun wurden jene Ansprüche ganz schrankenlos, und es hing ihre Realisirung nur mehr von den Umständen der Zeit und von persönlichen Fähigkeiten ab. Von diesem aufstrebenden Sinn kommen schon in den Zeiten der Verfolgung verschiedene Spuren vor; aber ganz unverhüllt erschien er kurz nach Erhebung des Christenthums auf den römischen Thron. Die Bischöfe erwarben sich eine solche Macht über das Gemüth der Kaiser, daß dieselben nicht nur ihrer alten Rechte in religiösen Dingen (von August an hatten sie die Würde eines Pontifex maximus getragen, und selbst einige christliche Kaiser übten ihr heidnisches Oberpriesteramt aus) größtentheils vergaßen, sondern ihre eigene Person, ihre öffentlichen und Privathandlungen dem kirchlichen Tribunal unterwarfen (**). Von dieser Zeit an machte der geistliche Stand überhaupt, und die Bischöfe insbesondere, einen raschen Fortgang in der geöffneten Bahn. Sie erhielten Privilegien und Immunitäten, Ehren und Reichthümer, Gerichtsbarkeit in kirchlichen und Gewissenssachen (nach stets erweiteter Auslegung dieser Worte), das bestimmte Recht, das sie jedoch schon früher ausgeübt hatten, größere und kleinere Versammlungen (Concilien) zu halten, und darauf Geseze für ihren Stand und (zumal auf allgemeinen Concilien, deren das Erste unter Constantinus M. zu Nicäa [325] saß) Aussprüche in Glaubenssachen zu erlassen. Solche Aussprüche, zu deren Handhabung man früher kein anderes Zwangsmittel als die Androhung von Kirchenbußen, höchstens die Ausschließung aus der Kirche besaß, wurden jezt auch durch die weltliche Macht in Vollzug gesezt, und überhaupt die Autorität kirchlicher Geseze durch bürgerliche Sanction verstärkt.

Zugleich hörte unter den Bischöfen selbst die ehemalige Gleichheit auf. Nach dem Bilde der bürgerlichen Verwaltung, die, besonders seit Constantin's M. Zeit, durch eine regelmäßige Stufenfolge höherer und niederer Beamten nach der Eintheilung des Reiches in größere, mittlere und kleinere Provinzen, geschah, wurde auch die kirchliche Regierung eingerichtet, und meistens schäzte man das Ansehen des Bischofs nach jenem des weltlichen Gewalthabers in derselben Stadt. Ueber den gemeinen Bischöfen

(*) Eine weitere Abstufung von den Diakonen abwärts zu den Unterdiakonen, Akoluthen, Exorcisten, Katecheten, Vorlesern, ja bis zum Thürhüter hinab, vermehrte den Pomp des Gottesdienstes, und machte den Laien die Erhabenheit der eigentlichen Priester-Würde fühlbar.

(**) S. oben S. 519 die Kirchenbuße des großen Theodosius.

erhoben sich nach und nach die Metropolitane, Primaten, Erzbischöfe, Exarchen und Patriarchen. Die Würde der Leztern war der Gipfel der kirchlichen Hoheit. Die Bischöfe von Rom, Antiochien und Alexandrien, dann auch die von Constantinopel und Jerusalem, behaupteten sich ausschließend auf demselben. Schon zeigten sich einige Spuren von den Ansprüchen, selbst von Aussichten Roms auf noch höhern Rang; doch für jezt noch ohne bedeutende Einwirkung weder in die kirchliche noch in die bürgerliche Geschichte.

Ungeachtet des vielfältigen Mißbrauchs der Kirchenmacht zur Unterdrückung der Gewissens- und Geistesfreiheit, zur Erregung der heftigsten — zum Theil blutigen — Meinungskriege, zur Ueberladung des Christenthums mit fremdartigen und lästigen Zusäzen, endlich zur Hemmung und Verwirrung der bürgerlichen Gewalt, läßt sich doch nicht verkennen, daß ohne jene regelmäßige Organisation und imponirende Schärfung der Kirchengewalt das Christenthum überhaupt weder seine Ausbreitung erhalten, noch seine Einheit hätte behaupten können. Es wäre den Verfolgungen der Kaiser erlegen, oder den Stürmen nordischer Barbarei; oder endlich, es hätte sich aufgelöst durch innern Streit.

§. 7. Neuerungen.

Die voranstehenden Betrachtungen über die Ursachen der siegreichen Ausbreitung des Christenthums enthalten zugleich die Summe von dessen Geschichte, soweit dieselbe zum Verständniß der Begebenheiten dieses Zeitraums nöthig ist. Was noch übrig ist, als: das nähere Detail über die innere Organisation der Kirche oder die Festsezung der Hierarchie, die Kirchendisciplin und canonischen Geseze, die Einführung vermehrter Gebräuche, die Erweiterung und Verkünstelung des Lehrsystems, hieraus die Kezerstreitigkeiten und Verfolgungen, endlich auch die Entstehung und Ausbreitung des Mönchthums — dieses Alles sparen wir für die künftige Periode, weil theils die völlige Ausbildung und die Hauptwirkungen der genannten Dinge erst in die mittlern Zeiten fallen, theils auch wegen des innigen Zusammenhanges des Spätern mit dem Frühern die Uebersicht und das Verständniß ungemein erleichtert werden, wenn man jeden dieser Gegenstände vom Keim bis zu den Früchten in einer fortlaufenden Darstellung entwickelt.

Von dem Religionssystem der Teutschen haben wir unter einer andern Rubrik das Wichtigste aufgeführt (S. 548 f.).

Drittes Kapitel.

Kunst und Wissenschaft.

I. Allgemeiner Ueberblick.

§. 1. Ausbreitung und Blühte in den zwei ersten Jahrhunderten.

Wir müssen hier den Anfang der Periode von den spätern Zeiten unterscheiden; auch paßt nicht die nämliche Schilderung auf die Länder der griechischen wie auf jene der römischen Zunge.

Unter den Ursachen, welche im vorigen Zeitraum die Wissenschaften

hoben, war eine der wichtigsten, die Freiheit, geschwunden. Dagegen schien nun durch den bereits gesammelten Schaz von Kenntnissen die Aufklärung fester begründet. Sie hatte sich über mehrere Menschenklassen und über eine größere Zahl von Völkern verbreitet, und die Vereinigung derselben unter der römischen Macht bot den Künsten und Wissenschaften eine Unermeßlichkeit von Hilfsmitteln dar. Der tiefe Friede, welcher, von August an durch lange Zeit, wenigstens die innern Länder des Reichs beglückte, ermunterte durch Ruhe und Sicherheit den stillen Fleiß; eine vermehrte Zahl von Schulen und Unterrichtsanstalten (*), von öffent- und Privat-Bibliotheken (**) kam dem Genie hilfreich entgegen, und das gemeinsame Organ der griechischen, als der gelehrten, und der römischen, als der herrschenden Sprache (***) erleichterte die Mittheilung der Ideen, den Gemeinbesiz der Geisteswerke und die Gleichförmigkeit des Fortschreitens. Endlich waren mehrere Kaiser, wie gleich anfangs Augustus, dann Vespasian, Trajan, Hadrian und die Antonine, eifrige Beschüzer, zum Theil selbst Vertraute der Musen; andere beförderten wenigstens durch Prachtliebe den Flor der Kunst, und der Wetteifer der großen Städte, selbst die Eitelkeit oder Liberalität von reichen Privatpersonen beschäftigte und ermunterte das Talent (†).

So viele begünstigende Umstände konnten wohl nicht ohne Früchte bleiben. August's Jahrhundert ist eine der glänzendsten Perioden in der Geschichte der Wissenschaften und des Geschmacks. Die Musen Latiums eiferten den griechischen nach, und beide, schwesterlich vereint, brachten Licht und Anmuth an die Ufer des Ebro, des Rheins und der Themse. Ihr Reich blieb unvermindert — dem Umfange nach — bis auf die Zeiten der

(*) Die griechischen Schulen blieben noch immer die vorzüglichsten. Doch wurden auch im Abendland, zu Rom, Mailand, Marseille, Trier, Autun, Karthago rc. ansehnliche Lehranstalten gestiftet; und im Morgenland stiegen neue — als in Nikomedia, Constantinopel u. a. — empor. Die Besoldung, welche die Lehrer seit Vespasian, erhielten, mochte die Concurrenz um die Lehrämter vermehren; aber sie legte dem Unterricht Fesseln an.

(**) In Rom wurden durch August und seinen Minister Asinius Pollio, dann später durch Hadrian, sehr reiche öffentliche Bibliotheken errichtet. Die Alexandrinische wurde vergrößert, in Constantinopel durch Constantius II. und Julian eine sehr ansehnliche gegründet, und fortwährend vermehrt. Auch von großen Privatbibliotheken, welche durch die Liberalität ihrer Besizer Gemeingut wurden, kommen mehrere Angaben vor. (S. Heeren, Geschichte d. Stud. der klass. Literatur B. 1. §. ff.)

(***) Stolz und Politik bewogen die Römer, ihre Sprache zur alleinigen Geschäfts- und Gesezessprache im ganzen Reiche zu machen. Nach Valerius Maximus (L. II. c. 2.) mußten selbst die Griechen in Rom, ja sogar in ihrem eigenen Land und in Asien mit den römischen Magistraten lateinisch reden. Aber dessen ungeachtet, und wiewohl nach und nach auch die lateinische Sprache einen großen Reichthum von Werken des Geschmacks und der Gelehrsamkeit erhielt, galt dennoch die griechische durch den größten Theil des Zeitraumes, selbst im Abendland, für ein nothwendiges Mittel und das natürlichste Organ der wissenschaftlichen Bildung.

(†) Der Minister Augusts, als Beförderer der Wissenschaften, ist schon in der politischen Geschichte genannt worden. In spätern Zeiten verdient wohl vor Allen Herodes Attikus (unter den Antoninen) eine ehrenvolle Erwähnung. Derselbe theilte königliche Geschenke an Gelehrte und Künstler aus, gründete verschiedene Bildungsanstalten, erbaute oder stellte wieder her eine Menge von Theatern, Odeen, Stadien, Tempeln u. s. w. in vielen Städten Griechenlands und Asien. S. sur la vie d'Herode Atticus, par M. de Burigny, Mem. de l'Acad. des inscript. T. LI. 8.

barbarischen Einbrüche, und wenn gleich die Begeisterung schon frühe zu erkalten schien, so versagten sie doch bis auf das Zeitalter der Antonine herab den Schriftstellern ihren Beistand nicht.

§. 2. Verfall.

Aber vom dritten Jahrhundert an fielen die Künste und Wissenschaften wie im Sturze von der lange behaupteten Höhe herab. Vor dem Ende des Zeitraums war im Abendland — Italien ausgenommen — die völlige Nacht eingebrochen, und im Morgenland streute die zusehends ermattende Flamme nur noch ein Dämmerlicht umher.

Auch ist nicht schwer, von diesem traurigen Umschwung die Ursachen zu finden. Wie begünstigend die äußern Umstände seyn mögen, sie reichen allein nicht hin zur Hervorrufung genialer Werke. Die innere Kraft des Geistes, die schöpferische, ist hiezu nöthig; und solche gedeiht bei aller Aufmunterung nicht, wo die erste Bedingung, die Freiheit, fehlt; so wenig bei der sorgfältigsten Pflege eine Pflanze gedeiht, wenn ihr der geeignete Boden und die Sonne fehlt. Ein Despot, wenn er auch wollte, kann den Seelen seiner Knechte jenen Schwung nicht geben, wozu nur die Freiheit Kraft verleiht. Und wie könnte er es wollen, ohne Widerspruch mit sich selbst? — Er wird sich nicht verbergen, daß aufgeklärte Bürger zwar die besten Unterthanen, aber unwillige Knechte sind. Wessen intellektuelles Auge durch Philosophie geschärft, wessen Gesichtskreis erweitert ist durch das Studium der Natur und des Menschen, der weiß Recht von Gewalt, Anmaßung von Gesez zu unterscheiden; und wer den Götterfunken des Genie's in sich findet, dem ist Wegwerfung fremd. Dagegen drückt das Gewicht der Sklaverei auch den Geist nieder, und wir mögen unbedenklich die so auffallende Abnahme des Genies unter den Kaisern als nothwendige Folge der despotischen Verfassung betrachten. „Unsere Gemüther" — so läßt der hochherzige Longinus einen Weltweisen sprechen (*), weil ihm selbst solches zu sagen nicht erlaubt war — „unsere Gemüther, wenn sie durch die Gewohnheit einer harten Sklaverei zusammengepreßt werden, sind unfähig, sich zu erweitern, oder jene Höhe zu erschwingen, die wir an den Alten bewundern, welche unter einer republikanischen Verfassung lebten, und mit gleicher Freiheit schrieben und handelten." — Jene großen Alten, voll gerechten Selbstgefühls und persönlicher Würde, mochten unbesorgt dem Strome ihrer Gedanken und Gefühle Worte geben, und aus Allem, was sie umgab, den Stoff der Begeisterung schöpfen: die spätern Römlinge konnten die Erbärmlichkeit ihres — freilich nicht unverdienten — Zustandes sich nicht verbergen; die gewohnte Erniedrigung nahm ihrem Geiste die Schwungkraft, und sie mochten fühlen, daß die Sprache des freien Mannes nicht für Sklaven tauge.

Zudem verloren sich nach und nach die guten Verhältnisse der frühern Kaiserzeit: an die Stelle des Friedens trat eine traurige Folge von innern und äußern Kriegen. Die Musen flohen beim Anblick der Verwüstung, und die verarmten Einwohner, denen es an Mitteln der physischen Existenz gebrach, konnten nicht an Verschönerung ihres Daseyns denken. Solchem Elend der Provinzen sprach die Verschwendung der Hauptstädte Hohn; aber

(*) Zwar gibt Longinus bei dieser berühmten Stelle (de sublim. c. 44) sich das Ansehen, als ob er den republikanischen Philosophen widerlege; aber die Schwäche der Widerlegung, welche indirekt eher eine Bestätigung ist, zeigt deutlich genug die Herzensgesinnung des Schriftstellers.

die edlere Kunst verschmäht es gleichfalls, blos Dienerin des übermüthigen Luxus zu seyn. Indessen schärfte sich fortwährend die Geißel der Despotie. Es kehrten keine Antonine wieder. Selbst diejenigen Kaiser, deren Energie und Tugend den Verfall des Reiches zurückhielt (Claudius II., Aurelian, Probus, Diocletian ꝛc.), waren den Wissenschaften fremd und nur in Lagern oder in Handhabung der Geschäfte groß. Gewohnheit und Drang der Umstände führte zur Verachtung des friedlichen Talents. Nur die Rechtsgelehrsamkeit, deren Studium die künstlichere Staatsverwaltung nothwendig und einträglich machte, wurde mit Erfolg getrieben. In der Arzneikunde, welche gleichfalls unentbehrlich schien, trat man den alten Meistern nach; endlich aber verschlang — was schon früher zum Theil die Eklektik gethan — die mystische und Streit-Theologie die noch aufkommenden Talente.

Die Künste und Wissenschaften der Heiden schienen so innig mit ihrem verabscheuten Religionssystem verbunden, in ihren Werken des Geistes und des Geschmackes stieß man so unausgesezt auf mythologische Gräuel, daß bei den, von noch frischem Eifer beseelten Christen ganz natürlich der Haß von Einem auch auf's Andere überging. Kunstwerke und Bücher der Heiden wurden der Gegenstand einer frommen Verfolgung (früher hatten die Kaiser die Bücher der Christen bekriegt), manches der Unsterblichkeit Würdige ging unwiderbringlich zu Grunde. Die Barbaren, welche in die Provinzen stürmten, und ohne Unterschied das Profane wie das Heilige zerstörten, beförderten unabsichtlich die Wünsche der Zeloten. Zu arm an Genie, um was Neues zu schaffen, hatte man kaum den Geschmack mehr, das Bessere zur Abschrift auszuwählen. Die Manuscripte verschwanden, und der Geist der Menschen, dem es nun vollends an Nahrung und Erhebung gebracht, versank in Lethargie.

§. 3. Ungleich in Griechenland und Latium.

Aber weit später, und weniger vollständig, als im Abendland, geschah solches in den Ländern der griechischen Zunge. Noch spät traten einzelne Schriftsteller auf, deren das Zeitalter Alexanders sich nicht hätte schämen dürfen; noch ehrte, noch liebte hier eine große Menschenzahl Gelehrsamkeit und Kunst. Solche Neigung war durch die Art und Weise, wie überhaupt die hellenische Geisteskultur sich erhoben hatte, ein wesentlicher Zug im Nationalcharakter der Griechen geworden. Die Nachkommen Derjenigen, welche anerkannt die Lehrer der Menschen gewesen, fühlten sich aufgefordert, den ererbten Ruhm zu behaupten; Patriotismus oder Nationalstolz trieb sie an, über die verhaßten Gebieter, deren Waffen und Politik sie hatten weichen müssen, wenigstens an Geist und Geschmack sich fortwährend zu erheben. Dagegen waren die Wissenschaftn und Künste in Rom niemals wahres National-Besitzthum gewesen. Selbst die Sprache hatte hier nicht durch die Volkskultur, sondern nur durch das Genie einzelner Männer, welche Griechenland ihre Bildung verdankten, die Vervollkommnung erhalten, „Der Boden Latiums“ — um mit den Worten Condorcet's zu reden — „war immerdar für die Wissenschaften ein fremder Boden, wo zwar unablässige Pflege sie zum Gedeihen bringen mochte, aber die Ausartung unausbleiblich war, sobald die emsige Nachhilfe fehlte.“ —

Indessen konnte auch Griechenland dem allgemeinen Zeitgeist nicht entweichen. Immer seltener und seltener erschienen wahrhaft erleuchtete

Männer. Der Streit mit den großen Alten war zu ungleich. Muth und Kraft fehlten, um neue Bahnen mit Erfolg zu brechen. Matte Nachahmung blieb allein noch übrig. Nicht die Fortführung der Wissenschaft, die Erklärung der vorhandenen Bücher wurde das Geschäft der Gelehrten. Anstatt der schöpferischen Genie's, welche in schönern Zeiten geglänzet, füllten sich die Schulen und Bibliotheken mit Grammatikern, Kunstrichtern und Commentatoren.

II. Schöne Künste und Wissenschaften.

§. 4. Plastik und Baukunst.

Nach wie vor zeigten die Römer ihre Liebe zur Kunst durch Plünderung des Orients und durch unersättliche Aufhäufung von Kunstschäzen, welche nicht ihre Hand, sondern jene der Griechen geschaffen. Wenigstens blieb ihre Kunst immer unbedeutend gegen die griechische. Aber ihr Reichthum und Luxus nährte und beschäftigte das griechische Talent; ja in Griechenland selbst stiegen auf Anordnung der Kaiser viele herrliche Monumente empor, welche den frühern Raub einigermaßen vergüteten. August Vespasian, und vor allen Hadrian waren große Freunde der Kunst, und brachten sie empor. Dennoch erschien kein Phidias und kein Praxiteles mehr. Von Commodus, und besonders Gallienus an war der Verfall schnell und allgemein (*). (Die Mahlerei war schon früher als die Plastik gesunken).

Aber die unglückliche Periode für die Kunst beginnt mit dem Sieg der christlichen Religion. Vor dem Eifer der Kirche, die sich der erlittenen Verfolgung erinnerte, fand das schönste Götterbild keine Gnade, und noch schien bedenklich, Heiligenbilder an deren Stelle zu sezen. Als diese Scheu aufhörte, war die Kunst schon verschwunden. Welche Werke aber der frommen Wuth der Christen entgingen, die wurden zertrümmert, durch die Streitaxt der Barbaren, oder begraben unter dem Brandschutt der Städte. Auch weggeschleppt wurden viele. Die Materie — selten die Kunst — reizte die rohe Raubgier. Rom hatte einen Theil seiner Kunstschäze zur Ausschmückung Constantinopels hergeben müssen; ein noch größerer ging verloren durch die gothische und darauf die vandalische Plünderung.

Die Baukunst überlebte ihre Schwestern. Zwar die Bestimmung ihrer Grundsäze und Verhältnisse gehört wie bei diesen dem Genie an, aber nach vorhandenen Regeln mag auch der mechanische Fleiß schöne Gebäude aufführen. Zudem können hier Größe und Pracht den Mangel des Geschmacks einigermaßen ersezen. Außerordentlich viele und staunenswürdige Bauwerke stiegen in dieser Periode empor, meist auf das Wort der Kaiser, aber auch vielfältig auf Veranstaltung der Städte oder reicher Bürger. Fast alle hatten den öffentlichen Gebrauch zum Zweck; Privat-Paläste waren vergleichungsweise noch selten. Die Aufzählung der theils herrlichen,

(*) Vierzig Jahre nach Gallienus Tod, bei Constantinus M. Triumph über den Maxentius, wurde dem Sieger ein Ehrendenkmal errichtet. Kein Bildhauer der Hauptstadt war im Stande, es zu verzieren, man mußte die alten Monumente und namentlich den Triumphbogen Trajans berauben, um jenen des Constantinus zu schmücken. Die neuen Verzierungen, womit man die Lücken ausfüllte, machten mit den alten Bildern den kläglichsten Kontrast. (S. Montfaucon l'antiquité expliquée. T. IV.)

theils kolossalen Gebäude in Rom und in den Provinzen wäre endlos. August rühmte von sich, daß er Rom, welches er aus Backsteinen erbaut gefunden, von Marmor aufgeführt zurücklasse. Vieles hatte er selbst geschaffen; Vieles seine Großen und Minister. Agrippa baute das prächtige Pantheon (*). Nero's Uebermuth zeigte sich auch in seinem goldenen Palaste. Die Flavier verewigten sich durch gemeinnüzige Monumente. So auch Trajan, und abermals vor allen Hadrian. Noch steht die bewunderungswürdige Säule, die den Namen des besten Fürsten trägt, und seine Asche bewahrte; noch ist Hadrians Mausoleum, wenn gleich in veränderter Gestalt, vorhanden; noch mögen wir eine Menge römischer Prachtgebäude in und außer Italien, freilich meist nur in ihren Trümmern, bewundern. Aus den Ruinen des Diocletianischen Palastes von Salona ist die Stadt Spalatro emporgestiegen, aber in großen Ueberbleibseln ist noch die Hauptanlage dieses überherrlichen, wenn gleich nicht mehr im reinen Styl errichteten Gebäudes zu erkennen. Kein Land, wo Römer hausten, ist ohne merkwürdige Bautrümmer. Der Erbauung Constantinopels, der Verherrlichung Palmyra's und anderer Städte ist oben bei verschiedenen Gelegenheiten gedacht.

§. 5. Musik und Tanzkunst. (Circensische und amphitheatralische Spiele.)

Die Tonkunst wurde durch neue Erfindungen verbessert, und erhielt sich in Achtung. Auch die Orchestik, zumal in Rom, vervollkommnete sich; was wir vorläufig schon im zweiten Zeitraum anmerkten (s. oben Abschn. 3. Kap. 3. §. 8 f.). Die Pantomimen, überhaupt die scenischen Spiele, wurden mit großer Pracht gegeben (**) und waren von politischer Wichtigkeit.

So auch die circensischen und amphitheatralischen Spiele. Beide gehören zwar nicht in das Gebiet der schönen Kunst, doch mögen wir des Zusammenhangs willen ihrer mit Wenigem gedenken.

Die leidenschaftliche Liebe für beide dauerte bei den Römern fort, und wurde um so ausschweifender, je weniger edle Affekte bei ihnen zurückblieben. Aber die Lehren des Christenthums machten einen zu grellen Kontrast mit den blutigen Fechterspielen, als daß diese nach dem Falle der heidnischen Religion sich hätten erhalten können. Honorius schaffte sie ab; doch wurden seine Edikte nur widerstrebend befolgt, ja es kostete dem edlen Mönch Telemachus das Leben, als er, von menschlichem Eifer entflammt, in die Arena herab sprang, um die unglücklichen Kämpfer zu trennen (***). Als aber endlich die Amphitheater verlassen wurden, da rannte man um so begieriger dem Circus zu. In den Zeiten der Dürftigkeit hatte man sich mit dem Wettrennen zweier Wagen begnügt. Nach und nach wurde die Zahl bis auf hundert vermehrt, und vier Farben, weiß, roth, grün und blau, zur Unterscheidung der Führer bestimmt. Die beiden leztern waren die Haupt-

(*) Unter August lebte auch der klassische Schriftsteller über die Baukunst, M. Pollio Vitruvius.

(**) Die herrlichen Theater waren mit 3000 Sängern und eben so viel Tänzerinen besezt. Ammianus Marcellinus bemerkt mit Unwillen, daß diese allein ausgenommen wurden, als man aus Anlaß eines Getraidemangels alle Fremden, unter ihnen die Lehrer der freien Künste und Wissenschaften, aus Rom wies.

(***) S. die Erzählung dieser tragischen Scene bei Theodoretus L. V. c. 26. Der Eindruck, den sie auf die Zuschauer machte, unterstüzte die kaiserlichen Befehle.

farben, und gründeten, nach der Theilnahme für den Sieg der einen oder der andern Farbe, eine bleibende Sonderung des römischen Volkes in zwei feindselige und unversöhnliche Parteien. Ungeachtet auch wir oft das Schauspiel der frivolen und ausschweifenden Leidenschaften großer Städte vor Augen haben; so können wir doch die abenteuerliche Heftigkeit des Streites nicht begreifen, der zwischen den Faktionen des römischen Circus wüthete, Faktionen, die von den obersten Magistraten bis zum untersten Pöbel liefen, ja deren Farbe zu tragen selbst mehrere Kaiser, freilich nur die verworfenen, sich nicht schämten. Nicht nur bei det Aufführung der Spiele selbst, wo oft viermal hundert tausend Zuschauer vom frühsten Morgen bis Nacht den wechselnden Erfolg der Farben mit der gespanntesten Hoffnung oder Furcht, meist unter tumultuarischen, ja oft blutigen Ausbrüchen begleiteten, auch außer dem Circus und fortwährend blieb die Anhänglichkeit an diese oder jene Farbe der Grund der Zwietracht im Schooß derselben Gemeinden, Verwandtschaften, Häuser, eine Quelle oder Vorwand mannigfaltiger Bedrückung und Gewaltthat. Aber noch weiter wurde die Tollheit in Constantinopel getrieben, wie wir in der folgenden Periode sehen werden.

§. 6. Dichtkunst und Redekunst.

Die griechische Dichtkunst verstummte allmälig. Auch blieb nur eine geringe Nachlese des Ruhmes übrig nach solchen Vorgängern, wie die frühere Periode gezeuget. Dagegen stand jezt die römische Poesie in ihrem höchsten, jedoch nur kurzen Flor. Die wahrhaft großen Dichter blühten fast alle unter August; einige wenige bis auf Trajans Zeiten herab. Nachher verfiel die Dichtkunst schnell. Ueberhaupt kann uns die römische Poesie, blos eine Blühte des Luxus, nicht so wie die griechische, die Erzeugerin der Nationalkultur in Hellas, interessiren. Auch sind ja die Namen eines Virgil, Horaz, Ovid, Martial, Juvenal u. s. w. jedem Schüler geläufig.

Die Beredsamkeit, wiewohl sie ihren edelsten Antrieb durch den Untergang der Freiheit verloren, blühte dennoch theils lebendig im Senat, in Gerichten, in Schulen, theils auch in den Büchern der Gelehrten, der Philosophen und der Geschichtschreiber fort. Selbst die Schmeichelei oder Furcht gab zierliche Lobreden ein; und später wurde durch religiösen Eifer noch einige Begeisterung entzündet. Seneca, dessen blühendem Styl jedoch die Simplicität fehlt, Quinctilian, der geistreiche Lehrer der Redekunst, und der vortreffliche jüngere Plinius stehen an der Spize der lateinischen Redner. Aber viele sind verloren. Einiger ist bei anderer Gelegenheit insbesondere als Geschichtschreiber gedacht. So auch von den griechischen Rednern, unter denen wir noch insbesondere den Kaiser Julian, dann seinen Liebling, den berühmten Sophisten Libanius, Themistius und den großen Kanzelredner Joh. Chrysostomus (*) nennen.

Die Athenischen Schulen behaupteten noch immer in der Beredsamkeit einen vorzüglichen Ruhm. Jene von Constantinopel und Antiochien eiferten ihnen nach.

§. 7. Geschichte.

Aus dem, was wir oben (S. 471 f. und 485. ff.) von den allgemeinen

(*) Seine glänzende Rolle spielte dieser berühmte Erzbischof von Constantinopel erst unter Arcadius.

Quellen und jenen der römischen Geschichte sagten, sehen wir daß ungeachtet des allmäligen Verfalls der Wissenschaften, noch eine bedeutende Anzahl guter, zum Theil vortrefflicher Geschichtschreiber den gegenwärtigen Zeitraum ziert. Außer den dort genannten lebten noch der vortreffliche T. Livius, und der gründliche Dionys von Halicarnaß, deren wir als Quellen des vorigen gedachten, in demselben. Aber diese beiden übten ihre Kunst an ältern, reichhaltigern Zeiten, und es war unter August noch erlaubt, im republikanischen Tone zu schreiben. Bald wurde es anders: Dürftigkeit der Materialien und Mangel an Freiheit drückten beide gleich stark den Geschichtschreiber nieder, und es erheischte ein um so größeres Genie, um dessen ungeachtet unsterblich zu werden. Dieses fühlte Tacitus, da er sprach (Ann. IV. 32.): Nemo Annales nostros cum scriptura eorum contenderit, qui veteres populi Romani res composuere. Ingentia illi bella, expugnationes urbium, fusos captosque reges, aut, si quando ad interna praeverterent, discordias consulum adversum tribunos, agrarias frumentariasque leges, plebis et optimatium certamina, libero egressu memorabant. Nobis in arcto et inglorius labor. In der That war jezt nicht mehr das Leben der Völker und daß Wirken großer Charaktere zu schildern, noch der Conflict emporstrebender Talente. Die Befehle des Despoten, Züge seiner oft armseligen, oft abscheulichen Persönlichkeit, Hofintriguen, und der traurige Zustand eines unermeßlichen, in todte Hingebung versunkenen, durch Tyrannei der Regierung, Uebermuth der Soldaten und den verheerenden Einfall der Barbaren unablässig mißhandelten Volkes. Auch war die Darstellung von dem Allem, ja selbst der Rückblick in bessere Zeiten gefährlich. Cremutius Cordus hatte bluten müssen, weil er Brutus und Cassius die „lezten Römer" genannt. Gleichwohl konnte das Andenken der Freiheit nicht so bald, besonders nicht bei den großen Geschlechtern, erlöschen. Unter August waren sogar zügellose Geschichtschreiber, wie T. Labienus, aufgestanden, dessen Werke der Senat (nicht der schonende Imperator) zu verbrennen befahl. Auch glich die Wuth der ersten Kaiser nach Augustus mehr einer vorübergehenden Usurpation als einer tief gewurzelten Tyrannei, und die Schmeichelei, die sie im Leben vergötterte, wurde ausgeglichen durch die unverhaltenen Schmähungen nach ihrem Tod. Später kamen wieder gute Zeiten, von Nerva bis Marc-Aurel, wo unter dem Scepter weiser und tugendhafter Fürsten die unumschränkte Verfassung mehr segnend als drückend schien, und alles Gute wieder freudig erblühte. Aber dann, bei immer drangvollern Tagen, sank die Geschichte schnell und unaufhaltsam herab. Von Marc-Aurel bis Diocletian hat nicht Einer in Latium geschrieben, der erhalten zu werden verdiente; und auch die spätern dienen meist nur zu dürftiger Ausfüllung der historischen Lücken, oder als Abdrücke von der Erbärmlichkeit ihrer Zeit. Etwas reicher blieb die griechische Zunge, doch drohte auch sie zu verstummen. Der Triumph der christlichen und die verzweiflungsvollen Bestrebungen der heidnischen Religion erweckten die lezten Funken des Genie's; aber die Geschichte verkannte hinfort ihre würdigsten Gegenstände, hatte nur mehr einen einseitigen, beschränkten Gesichtspunkt, und wurde ein Tummelplaz selbstsüchtiger Leidenschaft und heiliger Wuth. Wer sollte sie zurückführen zu ihrer edlern Bestimmung? — Barbarei und Verfinsterung waren allgemein geworden, Priester und Mönche hatten sich der Geschichte wie der übrigen Wissenschaften bemeistert; sie sank mit diesen in einen Schlaf, aus dem sie erst nach vielen Jahrhunderten wieder erwachen sollte.

In welche von diesen summarisch charakterisirten Perioden jeder einzelne der oben unter den Quellen genannten Schriftsteller gehöre, ist aus der beigefügten Zeitangabe und andern Bestimmungen ersichtlich. Es wäre unnüze Wiederholung, dabei länger zu verweilen.

III. und IV. Mathematische und physikalische Wissenschaften. Philosophie.

§. 8. Realwissenschaften.

Die ernsthaften Disciplinen wurden zwar mit geringerem Eifer und von minder ausgezeichneten Köpfen vertrieben; doch so lang es noch Schulen und Bücher gab, konnten die schon vorhandenen Entdeckungen nicht wohl vergessen werden. Auch untergeordnete Talente mochten nachtreten auf bereits gebahnten Pfaden, ja mitunter durch einen neuen Fund den gesammelten Schaz vermehren. Aber schon der Stillstand der Wissenschaft zeigt Schwächung des Geistes an. Mühsam und nur von Wenigen vollständig wurde jezt erlernt, was früher geschaffen worden; einschleichende Irrthümer und falsche Anwendung entstellten zum Theil die überlieferte Lehre.

In der Mathemathik, deren vorzüglichste Schule noch immer Alexandrien blieb, wurde im Ganzen ein geringer Fortgang gemacht. Doch ist wirkliches Zurückschreiten in dieser Wissenschaft nur bei völliger Barbarei gedenkbar. Im vierten Jahrhundert war in der reinen Mathesis vor andern Diophantus berühmt. Er legte den Grund zur Algebra, auf welchen nachmals die Araber bauten. Schon früher hatte Cl. Ptolemäus durch große astronomische und geographische Kenntnisse geglänzt. Aber das Himmelssystem, das seinen Namen trägt, hinderte viele Jahrhunderte lang die richtige Erkenntniß; und sein merkwürdiges geographisches Werk enthält bei allem historischen und wissenschaftlichen Verdienst zugleich die anschaulichste Darstellung der auch ihn fesselnden Mängel der alten Erdkunde. Nur die nördliche gemäßigte Zone der alten Hemisphäre war bis dahin gekannt, ja diese nur unvollständig, indem man von den Ländern jenseits des Ganges, des Altai und Ural und einer durch das nördliche Europa (ungefähr in der Richtung von Moskau nach Stockholm) gehenden Linie gar nichts, und selbst von großen Strecken diesseits dieser Linie nur sehr wenig wußte. Die kalte und die heiße Zone hielt man für durchaus unbewohnbar; die lezte galt auch für eine unübersteigliche Scheidewand zwischen beiden gemäßigten Zonen, von denen man die südliche blos muthmaßlich oder aus philosophischen Gründen, wie wir etwa in Ansehung der Gestirne thun, als bewohnt annahm. Sonach mußte die alte Umschiffung Afrika's für ein Mährchen gelten, und selbst die Hoffnung weiterer Fortschritte aufhören. Unschäzbar ist übrigens für uns das Ptolemische Werk sowohl wegen der vielen historischen Notizen, als wegen der Angaben der Längen und Breiten, die erst von ihm (und seinem unmittelbaren Vorgänger, Marinus von Tyrus) in bedeutender Zahl bestimmt worden sind. Noch h. z. T. ist Ptolemäus hierin die Hauptquelle für die Geographen.

Langsam sammelte sich in den Naturwissenschaften ein größerer Schaz von Erfahrungen und nüzlichen Kenntnissen. August begünstigte sie auf liberale Weise. Der große Plinius der Aeltere lieferte die reichste Zusammenstellung aller Entdeckungen und Ideen seiner und der frühern Zeit.

Aber die Ursachen, welche schon im vorigen Zeitraum die Fortschritte der Physik hemmten, wurden jezt noch vermehrt oder wirksamer gemacht durch den Einfluß der eklektischen Schwärmerei.

Zum erstenmal, bei übrigens unbedeutenden Fortschritten in der Chemie, wird jezt der Alchymie gedacht. Nicht Pythagoras, nicht Salomo, wie einige Adepten fabelten, sind die Erfinder dieser geheimnißvollen Wissenschaft gewesen. Nicht die Griechen, nicht die Römer haben sie erdacht. In Aegypten, dieser Heimath des Wunderbaren, unter einem Volk von Grüblern und Phantasten wurde sie ausgebrütet (aber gewiß erst nach Plinius Zeit, da er derselben mit keinem Wort erwähnt). Diocletian, als er zur Stillung eines Aufstandes in Aegypten war, ließ alle Bücher aufsuchen, „die von der wundervollen Kunst handeln, Gold und Silber zu machen“, und übergab sie den Flammen. Der verständige Monarch erkannte die Thorheit oder die Betrügerei der Adepten, aber er erstickte das Unwesen nicht. Wir werden es unter den Arabern, und noch herrschender unter den Völkern des neuern Europa wieder finden.

Die Arzneikunde, als eine in verderbten Zeiten doppelt nöthige und einträgliche Wissenschaft, erhielt viele ausübende Freunde. Wenige aus ihnen mochten auch als Lehrer für spätere Geschlechter auftreten. Doch glänzen die Namen eines Claudius Galenus, Cornelius Celsus und Pedanius Dioscorides hervor. Der erste zumal war lange das Orakel der Aerzte.

§. 9. Philosophie.

Keine neue philosophische Schule — man wollte denn die Eklektiker als eine solche betrachten — entstand in diesem Zeitraum. Man begnügte sich mit Wiederholung, Entwicklung, zum Theil auch Verunstaltung der alten Lehren. Wohl gab es auch Männer von Geist, die keinem System sklavisch huldigten; aber sie schufen auch selber keines, und meistens ist doch im Allgemeinen der Lehrer kennbar, dessen Meinungen sie folgen. In diesem Sinn sowohl als in strengerem und eigentlichem gab es durch die ganze Periode eine gute Zahl Pythagoräer, Akademiker, Skeptiker, Cyniker, Peripatetiker, Epikuräer und (in dem spätern Rom vorzüglich viele) Stoiker. Aber die meisten haben nur geringen Einfluß auf das menschliche Geschlecht gehabt. Viele, wie der Akademiker Plutarch, die Stoiker Seneca, Marc-Aurel u. A., die Peripatetiker Athenäus, Nicolaus Damasc. ꝛc. sind schon oben unter andern Rubriken genannt. Noch wollen wir hier des Stoikers Epiktet, der selbst als Sklave (des Epaphroditus) die Würde des Weisen zu behaupten wußte, und nachmals Adrians und Marc-Aurels achtungsvolle Freundschaft genoß; dann des geistvollen Epikuräers Lucian, des strengen Geißlers menschlicher Thorheiten, endlich des ersten Geschichtschreibers der Philosophen, Diogenes Laertius, erwähnen.

Aus der Mitte der verschiedenen Schulen, durch Auswahl einzelner Grundsäze aus allen, erhob sich schon im Anfang dieses Zeitraums die sogenannte eklektische oder neuplatonische Sekte. Aber es wurden mit den Lehren der griechischen Weisen auch orientalische Schwärmereien von Emanation, Magie, Theurgie und Astrologie, endlich auch einige jüdische und selbst christliche Begriffe verbunden, woraus ein abenteuerliches Ganzes entstand, welches den Verstand verwirrte, das Herz leer ließ, und die Phan-

tasie verrückte. „Anstatt nach denjenigen Kenntnissen zu streben (so urtheilt ein vortrefflicher Schriftsteller von den eklektischen Schwärmern), welche unserer Bestimmung und unsern Kräften am angemessensten sind, anstatt die moralischen, physischen und mathemathischen Wissenschaften zu treiben, erschöpfte sich der Geist der Neuplatoniker in metaphysischen Wortstreitigkeiten, suchte die Geheimnisse der unsichtbaren Welt zu erforschen, und Aristoteles mit Plato über Gegenstände zu vereinigen, worin beide Philosophen eben so unwissend waren als der übrige Theil des Menschengeschlechts.“ — Um die Kraft des Geistes zu solchen Spekulationen zu stärken, bekämpften sie den Feind desselben, die Materie, durch eine strenge, die Sinnlichkeit abtödtende Lebensweise; auch rühmten sie sich des Besizes von Zauberkünsten, wodurch die höhern Geister von ihrem Willen abhängig würden. Appollonius von Tyana, um die Zeiten Domitians, machte, der Erste aus dieser Schule, seinen Namen groß. Er galt für einen Wundermann, ja für einen Halbgott, und wurde in beißenden Vergleichungen über Jesus Christus erhoben. Auch nach ihm haben verschiedene Eklektiker durch magische Gaukeleien Aufsehen erregt. Was wir hievon nicht der Thorheit zuschreiben können, muß auf Rechnung des Betrugs kommen. Gleichwohl sind unter dieser Sekte auch wahrhaft tiefsinnige Köpfe, wie Plotinus, Porphyr, zwei Philostrate, Jamblichus u. A., gewesen, alle mit so vielem Verstand, als vereinbarlich ist mit mystischer Schwärmerei.

Der Hauptsiz des Eklekticismus war Alexandrien. Von da breitete er sich aus über das ganze Morgenland, und verdarb die meisten philosophischen Schulen. Doch erhielten sich einige — zumal in Athen — in treuer Anhänglichkeit an die Lehren der alten Meister.

Aber aller heidnischen Philosophie wurde durch den Sieg des Christenthums ein Ende gebracht. Natürlich waren die Philosophen noch mehr als die gemeinen Heiden den christlichen Zeloten ein Abscheu. Man deckte begierig ihre Schwächen auf, warnte und hielt wohl mit Gewalt die Jugend von ihren Schulen ab, und nirgends mehr als in der Gegend solcher Schulen äußerte sich die heilige Wuth. Libanius (περὶ τῶν ἱερῶν) klagt, daß ganze Schaaren von Priestern und Mönchen, mit Fackeln und Zerstörungswerkzeugen bewaffnet, Griechenland durchzögen, die Tempel in Asche legten, die Götterbilder zertrümmerten, und gegen Bücher und Schulen den Vertilgungskrieg führten.

„Beim Anblick dieser Fanatiker“ — so sind die Worte eines geistvollen Geschichtschreibers — „verließ die Philosophie Griechenland, um nie mehr dahin zurückzukehren. Es erhob sich die Nacht, und noch ist sie nicht verschwunden.“

Namen- und Sachen-Register

zum I. Bande. (Alte Welt.)

Anmerkung. Bei Verfertigung dieses Registers hat man die Bedürfnisse und Wünsche der verschiedenen Klassen von Lesern sorgfältig, und soviel die Rücksicht auf Kürze erlaubte, im Auge behalten. Der lezten Rücksicht willen ist das Sachen-Register minder vollständig geworden, als jenes der Namen. Indessen rufen auch die Namen die Erinnerung an Sachen hervor, und es mag die befriedigendste Ergänzung aus den jedem Band angefügten summarischen Inhalts-Verzeichnissen — worauf man sich hier ausdrücklich beruft — entnommen werden.

(Die Ziffern zeigen die Seitenzahlen an.)

B.

D.

L.

Q.

R.

